Deutsche Rundschau

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band XLII.

(Januar — Februar — März 1885.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Louis Jenke's Buchh. — Boston, Carl Schoenhof. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchh. — Budapest, C. Grill's Hofbuchh. — Buenos-Aires. L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Sotschek & Co. — Capstadt, J. H. Rose. Michaelis & Braun. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Philipp K. Theobald. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Konstantinopel, Lorentz & Keil. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — Liverpool, Charles Scholl. — London, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Gutthoff'sche Buchhandlung. — Neapel, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. - New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, W. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — Petersburg, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandl. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel's Buchh. — Rio de Janeiro, H. Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, W. J. van Hengel. - San Francisco, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — Stockholm, Samson & Wallin. - Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilh. Braumüller & Sohn. Wilhelm Frick. H. Manz. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Inhalts-Verzeichniß

zum

Zweiundvierzigsten Bande (Januar — März 1885).

		Seite
I.	Fortuna. Roman von **Alexander Kielland.** VIII—XI. . .	1
II.	Aus den Jugendjahren der Brüder Grimm. Von **Albert Duncker**	33
III.	Die Stätten des Elends in London. Von Professor **G. M. Asher.** VII—XI. (Schluß.)	61
IV.	Die Finanzlage der europäischen Großmächte. Von Prof. Dr. **Richard von Kaufmann.**	77
V.	Reise in den Andes von Chile und Argentinien. Von **Paul Güßfeldt.** VII—IX	109
VI.	Don Luigi de Bruzza. Von **F. X. Kraus**	130
VII.	Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel**	134
VIII.	Politische Rundschau	146
IX.	Der dritte Band von Zeller's „Vorträgen und Abhandlungen". Von **G. v. Gizycki**	152
X.	Eine Turgenjew-Studie	154
XI.	Deutsche Dichter und Denker	155
XII.	Literarische Notizen	157
XIII.	Bibliographie	159
XIV.	Fortuna. Roman von **Alexander Kielland.** XII—XV. (Schluß.)	161
XV.	Irland unter Lord Spencer. Von **Sir Roland Blennerhassett.** Bart. M. P.	191
XVI.	Indische Dorf-Idylle. Die siebenhundert Sprüche des Hâla. Von **Albrecht Weber**	223
XVII.	Reise in den Andes von Chile und Argentinien. Von **Paul Güßfeldt.** X—XIII.	239
XVIII.	Britannien. Von **Theodor Mommsen**	271
XIX.	Rede auf Jacob Grimm in der Aula der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität am 4. Januar 1885 gehalten von **Wilhelm Scherer**	287

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XX.	Aus dem Berliner Musikleben. Von **Theodor Krause**	299
XXI.	Politische Rundschau	309
XXII.	Zur Sprachwissenschaft. Von **Gustav Lindner**	316
XXIII.	Literarische Notizen	318
XXIV.	Bibliographie	320
XXV.	Eine stille Geschichte. Novelle von **Theodor Storm**	321
XXVI.	Die Einwirkungen der modernen Verkehrsmittel auf die Culturentwicklung. Von **C. Herzog,** Staatssecretär z. D.	359
XXVII.	Die Kunst der Conversation. Von Freiherrn **von Liliencron**	382
XXVIII.	Reise in den Andes von Chile und Argentinien. Von **Paul Güßfeldt.** XIV—XVII	397
XXIX.	Heinrich Heine und Johann Hermann Detmold. Mit bisher ungedruckten Briefen H. Heine's. Von Prof. Dr. **H. Hüffer**	427
XXX.	Mit S. M. S. „Leipzig" in Korea. Von Capitän z. See a. D. **Herbig**	459
XXXI.	Politische Rundschau	466
XXXII.	Neuere Novellen und Romane. Von **Otto Brahm**	473
XXXIII.	Literarische Notizen	478
XXXIV.	Bibliographie	479

Fortuna.

Roman
von
Alexander Kielland [1]).

VIII.

Der Frühling kam zeitig, aber langsam; es war noch ziemlich kalt des Morgens, wenn Abraham zur Fabrik ging. Aber die Luft war frisch und leicht, und es war eine glückliche Zeit für ihn. Während Clara's langwieriger Krankheit wohnte er in seinem sogenannten Comptoir, wo seines Vaters Bücher standen, speiste unten beim Professor oder irgendwo in der Stadt und genoß ganz die Freiheit eines Junggesellen, was ihm sehr zusagte. Seine Gattin sah er nur selten; es war ihr nicht angenehm, wenn er zu ihr hereinkam. Es war mit Clara eine große Veränderung vorgegangen; sie war nachdenklich geworden und lag meistens ganz still da. Sie hatte furchtbar gelitten und ihr feiner, schwach entwickelter Körper war so angegriffen, daß sie meinte, sie würde nie ihre volle Gesundheit wieder erlangen.

Und eben daran dachte sie beständig. Wenn sie sich vorstellte, was sie durchgemacht hatte, lief es ihr kalt über den Rücken bis zu den Fußspitzen herab; und wenn sie in einen unruhigen Schlaf gefallen war, fuhr sie auf und glaubte, daß das Schreckliche ihr noch bevorstehe. Vielmals den Tag über fragte sie, ob es gewiß sei, daß sie ihr früheres Aussehen ganz wieder erhalten werde. Alle ihr vorgeschriebenen Veranstaltungen und Vorsichtsmaßregeln befolgte sie genau und geduldig und erinnerte sich ihrer, selbst wenn die Wärterin und der Arzt sie vergaßen. Wegen ihres Gesichts war sie beruhigt, wenn sie matt den Handspiegel niederlegte; ihre Haut war sogar noch reiner geworden als früher.

In den ersten Tagen bekümmerte Clara sich nicht viel um ihr Kind. „Sie ist noch jung, das wird schon kommen," meinte die Wärterin. Den Vater aber mochte sie nicht vor Augen sehen; es war ihr, als erinnere er sie an die ausgestandenen Leiden. Wenn er lächelnd und glücklich zu ihr hintrat, machte sie

[1]) Autorisirte Uebersetzung von Chr. von Sarauw.

eine ungeduldige Bewegung und bat ihn fortzugehen, sie fühle sich so matt. Er aber ging singend hinaus zur Fabrik, nachdem sich seine Augen an dem kleinen, gelbrunzeligen Wesen, das in der Wiege lag, erquickt hatten. Draußen unter den Arbeitern war er in seinem Element.

Marcussen war drinnen in der Stadt auf dem Comptoir unentbehrlich geworden, so daß die tägliche Ueberwachung des Betriebs Abraham zufiel. Das war ihm auch ganz recht, denn mit den Comptoirarbeiten konnte er sich nicht befreunden. Aber von einer Arbeit zur andern zu gehen, etwas mit den Leuten zu plaudern, nach Frau und Kind zu fragen und namentlich ein bischen Arzt zu spielen, war ganz nach Abraham's Sinn. Es war seine größte Freude, ihnen bei Krankheiten oder Unglücksfällen zu helfen; es mußte aber etwas geheim gehalten werden, denn Doctor Bentzen war der Arzt an der Fabrik. Indessen begriffen die Leute bald, daß es der Ehrgeiz des jungen Lövdahl sei, ein ebenso guter Doctor zu sein wie Bentzen, und sie fanden bald, daß er ein besserer sei.

In dieser Zeit, wo die Vaterfreude ihm das Herz so leicht machte und so viele seiner Gedanken beschäftigte, fühlte er geringeren Drang, Grethe zu besuchen, und sie vermißte ihn auch weniger, nachdem man ihr erzählt hatte, daß ihm ein Sohn geboren sei. Abraham sprach nicht davon, weil er das Gefühl hatte, es werde ihr wehe thun; er merkte aber recht gut, daß sie es wisse. Grethe Steffensen hatte von ihrem Vater gelernt, daß das Leben eine bittre Ungerechtigkeit sei; daß einige Wenige genießen, während Millionen leiden. Wenn er recht in Harnisch gerieth, erglühte sie vor zorniger Erregung oder es entströmten Thränen ihren Augen. Selbst litt sie freilich keine Noth. Bei all' seinem polternden Wesen war Steffensen doch liebevoll gegen sie; alle Leute hatten sie stets zart und mild behandelt und: Arme Grethe! zu ihr in einem Tone gesagt, der ihr wohl that. Freilich konnte sie nicht sehen und sie sagte sich, daß es ein wunderbares Ding sein müsse, dieses Licht, das am Morgen erschien und das sie an den offenen Augen fühlte. Aber sie beklagte sich nicht; konnte sie doch sonst mit ihrem Loose zufrieden sein. So war ihr Leben bis jetzt dahingeglitten; ihr leichter Sinn und die Arbeit, die ihr zusagte, hatten sie aufrecht erhalten; jetzt war sie bald neunzehn Jahre alt, und sie entwickelte sich immer kräftiger.

Aber nun war auf einmal Alles verändert. Dieses Kind, das der fremden Dame gehörte und das Abraham mit solchem Entzücken erfüllte, daß seine Stimme zitterte, obwohl er vor Grethe nie davon sprach, vergällte ihr das Leben. Was der Vater gesagt hatte: sie, die Blinde, könne ein Kind nicht warten, das konnten nur leere Worte gewesen sein. Sollte sie ihr Kind nicht warten können — sein Kind! — o sie würde es nie verlassen, sie würde es fest halten, so fest! — und sie preßte das Kissen an den heißen Busen in den Nächten, die arm an Schlaf, aber reich an Thränen und halbverstandenem Jammer waren über diese Jugend, die verdorren, über diese Liebe, die verwelken sollte, ohne Jemandem Freude zu bringen. —

Die Störung im Hauswesen führte auch mit sich, daß Abraham mehr Muße hatte, seine unverheiratheten Freunde zu besuchen. Namentlich war er bei Peter Kruse oft des Abends. Wohl war zwischen ihnen ein großer Unterschied im

Alter; aber Kruse war eine gemüthliche Haut, so daß man ihm die Jahre nicht anmerkte.

„Du kannst doch unmöglich schon vierzig Jahre alt sein," rief Abraham eines Tages.

„Ich habe meine achtundvierzig Jahre im Nacken," antwortete Kruse ruhig und strich sich durch das dünne Haar.

„Das hätte ich wahrhaftig nicht geglaubt; Deine Mutter ist doch nicht so alt."

„Nun," versetzte Kruse lächelnd, „die Frauen erhalten sich besser."

„Aber ich bitte Dich, im Gegentheil werden die Frauen zuerst alt."

„Nun ja, für einige mag das wahr sein, aber nimm nur Frau Gottwald zum Beispiel —"

„Frau Gottwald!" rief Abraham — „die sieht doch eben so alt aus wie Du."

„Ach, wie kannst Du das nur sagen," fuhr Kruse auf; „Frau Gottwald sieht meiner Treu eben so jung aus, wie Deine Frau."

Abraham lachte laut auf, so daß ihm die Pfeife aus dem Munde fiel, und rief: „Das alte Haus hat Feuer gefangen!" [1])

Der gute Kruse aber ward ganz verwirrt; er zankte und betheuerte aufs Feierlichste, daß nichts daran sei. Er hatte sich bei der Frau Gottwald eingemiethet und bewohnte drei kleine Stuben im oberen Stock. Weshalb er aus dem elterlichen Hause, wo die Mutter ihn so gern behalten wollte, ausgezogen, wußte Niemand genau; Abraham schloß jedoch aus einzelnen Worten, daß Morten auf die eine oder andere Weise daran schuld sei. Von seinem Bruder sprach Peter Kruse sehr ungern; dahingegen wußte er nicht genug von seiner neuen Wirthin zu erzählen, und Abraham mußte jeden Augenblick rufen: „Es brennt!"

„Ach laß das doch," rief Kruse ärgerlich, „nun wird's langweilig."

„Du glaubst also, Scherz bei Seite, sie sei jung, hübsch und reich — denn reich ist sie wohl auch?"

„Nein, das glaube ich doch eigentlich nicht," erwiderte Kruse gutmüthig; „sie hat übrigens ein Sparkassenbuch mit einigen hundert Kronen."

„Woher weißt Du denn das?"

„Ich habe das Buch gesehen."

„Oho! also schon zur Geldfrage gekommen!"

„Allerdings; weißt Du aber, wozu sie das Geld gebrauchen will?"

„Vermuthlich will sie Dir eine neue Perrücke kaufen."

„Laß doch, und sei jetzt einmal ernsthaft; kannst Du Dir denken, daß sie die fixe Idee hat, ihrem Sohn auf dem Kirchhofe ein hübsches Denkmal zu errichten? — Du weißt doch, daß sie einen Sohn hatte — ach ja — Du kennst die ganze Geschichte."

Es fuhr Abraham jedes Mal ein Stich durchs Herz, wenn er an den kleinen treuen Marius, seinen früh verlorenen Schulfreund, dachte. Er ward auf ein-

[1]) Anspielung auf den Titel eines dänischen Lustspiels.

mal ganz ernsthaft und hörte seinem Freunde, welcher fortfuhr von Frau Gottwald's Angelegenheiten zu sprechen, die ihn offenbar in hohem Grade interessirten, nur mit halben Ohren zu. Abraham erhob sich, um fortzugehen. Es war noch früh am Abend; die Sonne stand niedrig im Westen und schien unterhalb der letzten schweren Wolken, die nach einem regnerischen Tage langsam gen Süden zogen. Er wollte zu Grethe hinaus; sie hatte so bleich ausgesehen, als er das letzte Mal da war.

Kruse ging mit, um frische Luft zu schöpfen, und wie sie nun zusammen gingen, sagte er: „Ich kann nicht begreifen, Lövdahl, daß Du diesen Steffensen leiden kannst."

„Nun, er ist ganz scherzhaft; er hat wirklich viele spaßige Ideen im Kopf."

„Er ist ein Phrasenmacher, ein alter Narr."

„Für einen einfachen Arbeiter scheint er doch —"

„Arbeiter, sagst Du: bildest Du Dir wirklich ein, daß ein Arbeiter heutzutage solch' hohles Gewäsch vorbringt? Nein, mein Lieber, Steffensen kann in seiner Jugend, vor zehn bis zwanzig Jahren gut gewesen sein, denn damals mußte man Leute seines Schlages haben, um die Arbeiter mit großen Worten und wohlklingenden Redensarten zu wecken. Heutzutage aber sind die Arbeiter wach, sie haben sich stark entwickelt, und Du weißt selbst recht gut, daß Steffensen nicht den geringsten Einfluß unter den Leuten hat."

„Sie verstehen ihn nicht."

„Sie verstehen ihn sehr gut, sag' ich Dir, sie durchschauen ihn und lachen ihn aus. Um Vertrauen und Einfluß unter unseren Arbeitern zu gewinnen, dazu gehört wirkliche Tüchtigkeit; sie sind weiter vorgeschritten, als die Meisten von uns ahnen mögen."

„Hör', Kruse," sagte Abraham lachend, „wir sind hier ganz unter uns, und Du weißt, daß ich im Großen und Ganzen mit Dir in den meisten Deiner und der Neuzeit Ideen einig bin; aber sag' mir nur aufrichtig, ob Du nicht glaubst, daß Du in Deinem Haß gegen die Stützen der Gesellschaft dazu geneigt bist, Deine geliebten kleinen Leute etwas gar zu sehr herauszustreichen?"

„Ich glaube nichts Anderes, als das, was ich weiß, und das ist, daß in diesem Lande die oberen Schichten in einigen Generationen fast stille gestanden, während eine ganz neue Lebensanschauung die Stuben der Denker und der Gelehrten verlassen hat, um sich wie ein lebendiger Strom brauchbarer Kenntniß vom Leben, wie es in der Wirklichkeit ist, von unten her in die Gesellschaft einzudrängen."

„Weshalb bloß von unten her?"

„Weil die Zeit die Stützen der Gesellschaft mit Angst erfüllt. Ihre Presse hat ihnen so lange von Anarchie und Pöbelherrschaft vorgepredigt, daß, sobald Du nur mit einem kleinen, bescheidenen Vorschlag für politische Freiheit oder Einfluß des Volks kommst, sie sofort glauben, es sei die Rede davon, ihr Geld zu theilen und ihre Frauen und Töchter preiszugeben. Auf diese Weise aber lernen diese Menschen, wie Du begreifen kannst, nicht das Allermindeste."

Abraham lachte. „Aber Deine kleinen Leute, was lernen denn die?"

„Erstens lesen sie nicht die Zeitungen der Stützen der Gesellschaft, in denen

die ganze Welt in usum delphini auf den Kopf gestellt ist: todte Gedanken garnirt mit unfruchtbaren Gehässigkeiten, Unterdrückung der wirklichen Zeichen der Zeit und tägliche Wiederholung der alten Unwahrheiten, daß in Amerika Schurken, in Paris Communarden wohnen, die Weisheit in Christiania und die Tugend in Stockholm zu Hause ist — das lesen sie nicht."

„Das ist immerhin Etwas," meinte Abraham.

„Das ist sogar schon recht viel," sagte der Andere; „aber Keiner von uns denkt daran, was sie denn lesen; sie lesen wieder und wieder die Tausende von Briefen, welche das eine Jahr nach dem anderen von den Norwegern in Amerika zu uns herüberströmen. Das ist eine bessere Bildungsquelle, Freund, als alle Zeitungen und Bücher. Denn da lernt das Volk von seines Gleichen, in seiner eigenen Sprache, aus seinem eigenen Gedankenleben, und das ist das Einzige, was der Mensch ganz aus dem Grunde verstehen kann. Und dann denk' Dir all' die Kritik, die in diesen Briefen über alle unsere Verhältnisse, vom Obersten bis zum Untersten, abgegeben wird — klare, leichtverständliche Urtheile und Vergleichungen eines Vetters oder des Onkels Lars, der glaubwürdig und mit Allem gut bekannt war."

Abraham ließ ihn ruhig sprechen und warf nur hie und da ein Wort ein; Kruse war ganz beredt, wenn er in Zug kam, und Abraham konnte vielen seiner Aeußerungen seine Bewunderung nicht versagen, andrerseits doch aber auch sich weder ihm noch seinen Meinungen ganz anschließen. Der kleine, radicale Rechtsanwalt, den er von seinen Knabenjahren her für eine halb gefährliche, halb verächtliche Person anzusehen gewohnt war, bot ihm dafür nicht Sicherheit genug.

Als sie sich vor Steffensen's Hause trennten, verabredeten sie eine Zusammenkunft im Arbeiterverein, in welchem Abraham den Posten eines Vicepräsidenten bekleidete, und wo man ihm seit jenem Feste großes Vertrauen entgegentrug.

Während Kruse weiter ging und seine Rede für sich fortsetzte, trat Abraham in die kleine Stube, wo er Grethe auf dem gewohnten Platz, mitten unter ihrer Arbeit, fand. „Du siehst blaß aus, Grethe, geht es Dir nicht besser?"

„O doch, viel besser; Deine Medicin schmeckt nicht gut, aber es scheint, daß sie mir hilft."

„Sie ist wohl etwas bitter?"

„Ach, es ist nicht so schlimm; setz' Dich nieder!"

„Du befindest Dich nicht gut, Grethe."

„O doch — aber laß es nun."

„Ach, ich wünschte —"

„Was wünschtest Du?"

„Sollte ich Dir Alles erzählen, was ich wünsche, Grethe, so würde das eine lange Geschichte werden."

„Wünsche und erzähle und mach' es recht lang."

„Zuerst wünsche ich mir eine so leichte und sichere Hand, wie die meines Vaters in seiner besten Zeit war; dann wünsche ich mir Glück und Muth — vor Allem Glück."

„Und was dann?"

„Das kann ich Dir nicht sagen."

„Da muß ich lachen! Das war der dümmste Wunsch, den ich je gehört habe; aber nur mehr, mehr so dummer Wünsche!"

„Dann wünsche ich, ich wäre auf einem Dampfschiff."

„Ach ja! Wer sollte denn bei Dir sein?"

„Es sollten Viele, sehr Viele sein — alle Arbeiter von der ‚Fortuna'."

„Wer noch?"

„Du solltest da sein."

„Wer noch?"

„Dein Vater."

„Wer noch?"

„Mein Vater."

„Wer noch?"

„Willst Du noch mehr haben, Grethe?"

„Willst Du noch mehr haben, Abraham?"

„Ich weiß nicht."

„Du sagst nicht die Wahrheit."

„Nun denn — noch Einen."

„Nur Einen?"

„Nur Einen."

„Einen ganz Kleinen?"

„Ja, ja — und dann wollten wir —"

„Dann Keine mehr —"

„Nein, Grethe, nun haben wir genug an Bord, es ist kein so sehr großes Schiff; aber dann wollten wir weit von hier reisen —"

„Und dann fielen alle Anderen ins Wasser, bis auf uns Beiden, nein uns Drei — nicht wahr, Abraham?"

„Wenn Du es besser kannst als ich, so wünsche Du nur weiter."

So plauderten sie; aber plötzlich hörten sie ein Gepolter: es war Steffensen, der nach Hause kam. Die Thür sprang auf vor einem Fußtritt, und hinein flog ein Bündel ölbefleckter Kleidungsstücke aus Leinwand, dann erschien ein Kasten mit Werkzeugen und zuletzt Steffensen selber — roth im Kopf, die Hände tief in den Taschen vergraben, während die Augen weit hervortraten; so stand er da, aber schweigend, schweigend wie eine Kanone, bevor sie losgeht.

Grethe ließ ihre Arbeit fallen und faßte Abraham am Arm: „Vater, Du bist entlassen!"

„Ja!" donnerte der erste Schuß; „ich bin ohne Kündigung, mit Hohn entlassen. Steffen Steffensen, der ausdrücklich von Christiania herberufen wurde, um diese lumpigen Maschinen in Ordnung zu bringen, was Keiner hier verstand — ist fortgejagt worden. Aber das könnte noch hingehen, ich kenne das Loos des gemeinen Arbeiters und ich kenne die Blutsauger — es ließ sich nichts Besseres erwarten; aber eins brennt mir auf der Seele — weißt Du, weshalb ich entlassen bin, Grethe?"

Er stellte sich mitten vor die Beiden hin und erkannte in seinem Gemüthsaufruhr erst jetzt, daß Abraham zugegen sei.

„Aha, da haben wir einen der hohen Herrn — wie sagen Sie? Er kann

Dir davon erzählen, frag' ihn nur, Grethe, dann wirst Du erfahren, was Dein Vater verbrochen hat."

„Ich weiß nichts davon, Steffensen, und ich kann kaum glauben, daß es möglich ist," erwiderte Abraham; er war bleich geworden, und der Zorn loderte in ihm auf, daß nun doch der Verwaltungsrath oder sein Vater diesen Schritt gethan, ohne mit ihm darüber zu verhandeln.

„Nun, wenn Sie Nichts wissen," schrie Steffensen, „so sollen Sie und die Anderen bei meiner Seele es zu wissen bekommen. Ich bin ohne die gesetzliche Kündigung und ohne daß man sich die Mühe gemacht hat, einen Vorwand zu finden, fortgejagt worden; man hat mir gerade heraus gesagt, es sei wegen respectswidriger Aufführung — hört Ihr! — wie sagen Sie!"

Er ward kupferroth im Gesicht, und die Augen wollten ihm fast aus dem Kopf springen. — „Da soll man erstens dulden," fuhr er fort, „daß sie Alles und Jedes besitzen, die Erde hier und den Himmel dort — bis auf diese infamen Maschinen, die unsereins in Ordnung hält und wartet, als sei es unser eigenes Fleisch und Blut — und dann verlangen sie noch obendrein, daß man sie respectiren soll — wen? — Marcussen, den Wicht! Lövdahl —"

„Still, Vater!"

„Hören Sie, Steffensen," sagte Abraham, indem er aufstand, „ich begreife Ihre Aufregung; der Verwaltungsrath hat unverantwortlich an Ihnen gehandelt, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß Ihre Entlassung rückgängig gemacht werden soll."

Durch diese Worte gerieth Steffensen in Verwirrung, aber Grethe rief froh: „Siehst Du, Vater, sei Du nun ruhig, Du hörst ja, es soll Alles wieder in Ordnung gebracht werden."

Steffensen hätte am liebsten weiter poltern mögen; allein die Sicherheit in dem Auftreten des jungen Directors imponirte ihm, und als Abraham fortgegangen war, rief er: „Sollte der junge Fant wirklich ein Herz haben?"

„Erkennst Du das jetzt!" rief Grethe triumphirend, „Du, der immer gesagt hat: er ist kein Haar besser als die Andern."

Steffensen sah sie an und sagte: „Wenn Du nun dennoch getäuscht würdest, Grethe?"

„Das würde mein Tod sein," erwiderte sie still.

Abraham ging im Sturmschritt zur Stadt. Jetzt sollte es zur Abrechnung kommen. Der Verwaltungsrath sollte zusammentreten und dann Bescheid erhalten. Abraham wollte frei von der Leber weg reden; es sollte von der Fabrik, die er leitete, nicht gesagt werden, daß tüchtige Leute davon gejagt würden, weil sie bei einem Feste Worte gesprochen, die den Großen nicht zusagten. Aber erst mußte mit dem Vater ein Kampf bestanden werden. Jetzt sollte die kindliche Ehrerbietung ein Ende haben; sein Recht als erwachsener Mann wollte er verlangen. Wie ausgezeichnet auch sein Vater in allen Dingen war, so ließ es sich doch nicht leugnen, daß er durch dies Leben unter den Geldleuten nicht wenig verändert worden sei. Auch das wollte Abraham sagen — offen und ehrlich, ohne Heftigkeit, und im Uebrigen festhalten, daß Steffensen in allen Ehren wieder in seine Stelle eingesetzt werde.

Er übte seine Rede an den Vater ein, und als er zur Stadt kam, war er damit fertig; mit den Worten: „Vater, ich komme, mein Recht als erwachsener Mann zu fordern," sollte sie beginnen.

Der Professor war nicht zu Hause, und gleich durchfuhr Abraham der Verdacht, daß der Vater vorbereitet sei und sich der ersten Aufregung des Sohnes entziehen wolle; denn sie hatten viel über Steffensen gesprochen, und es konnte dem Professor nicht unbekannt sein, daß seine Entlassung Abraham kränken würde.

Das Mädchen sagte, der Professor sei oben. Abraham ging unwillig die Treppe hinauf, denn nun wurde die Sache schwieriger, weil die Verhandlung in seiner eigenen Wohnung stattfinden sollte, wo der Kranken wegen kein lautes Geräusch gemacht werden durfte und die festliche Ruhe um den Neugeborenen die Anwendung harter und scharfer Worte nicht zuließ.

Dadurch ließ er sich aber nicht abschrecken, jetzt wollte er die Entscheidung suchen; er wollte ihnen einmal zeigen, daß ihm, wenn es erst wirklich gelte, weder der Muth noch der Willen mangle.

Im Vorzimmer lagen Hut und Stock eines Fremden; er achtete aber nicht darauf, sondern ging mit festen Schritten zur Wohnstube. Hier kam ihm sein Vater aus dem Schlafzimmer entgegen. Der Professor erhob die Hand und wollte etwas sagen; allein Abraham begann sogleich — mit gedämpfter, aber fester Stimme: „Vater, ich komme, um mein Recht —"

„Still, still, um Gottes Willen, mein Junge, sprich nicht so laut," flüsterte der Professor und drängte ihn wieder ins Vorzimmer zurück.

„Ich will ruhig sein, Vater, und sachte sprechen; aber Du mußt mich hören."

„Ja, ja, lieber Abraham, aber in diesem Augenblick —"

„Ich *kann* nicht länger warten, Vater!"

„Aber Bentzen ist allein drinnen."

„Der Arzt?" Abraham erinnerte sich auf einmal des fremden Hutes und rief: „Was macht der hier?"

„Ich wollte auch Dich holen lassen, wußte aber nicht, wo ich Dich finden sollte."

„Mein Gott, was gibt es denn?" rief Abraham; „ist Clara krank?"

„Nein, nein, Clara nimmt die Sache ruhiger, als zu erwarten war."

„Was ist es denn, Vater — so antworte doch."

„Ich glaubte, das Mädchen hätte es Dir gesagt; es fing damit an, daß er —"

„Er! — ist es der kleine Carsten, Vater? Vater, er hat doch keine Krämpfe!"

„Nein, mein Junge, Krämpfe hat er nicht — das heißt —"

„Du bist Deiner Sache also nicht gewiß — Vater, laß mich hinein zu ihm, laß mich ihn sehen!"

„Nein, nein, bleib' und beruhige Dich — vielleicht ist es nur ein wenig Fieber."

„Geh' hinein, Vater, und komm schnell wieder und sag' mir, wie es steht. Mein Gott, wenn wir ihn verlieren sollten!"

Er stand am Fenster, während der Vater im Schlafzimmer war, und sah zum alten eingeschlossenen Garten hinunter, in dem er als Knabe gespielt; der Rasenplatz begann grün zu werden, und es schwollen die Knospen der Lindenbäume.

Aber keine Erinnerung, kein Gedanke haftete in seinem Kopf, als nur dieser eine Schreck, der in seiner leicht erregten Phantasie von einer bösen Ahnung zur halben Gewißheit wuchs: es sollte so sein, er sollte ihn verlieren! Es war nur zu wahrscheinlich; denn schwach und ungewöhnlich klein war der Knabe, und mit Beschwerde hatte er das Tageslicht erblickt. Starben nicht gesunde und kräftige Kinder seines Alters in großer Anzahl? Nein, es gab keine Hoffnung, das fühlte er deutlich.

Das Mädchen kam aus der Küche und meldete, daß jetzt warmes Wasser da sei, und der Professor ging hinaus, um das Bad zurecht zu machen; indem er an Abraham vorbeiging, sagte er beruhigend: „Es geht jetzt besser."

Abraham glaubte es aber nicht. Und die Zeit ging; von der Küche her hörte er, wie Wasser in die Badewanne gegossen wurde; aber drinnen bei dem kleinen Carsten war Alles still; nicht der mindeste Laut, der Hoffnung gegeben hätte, ließ sich hören.

Der Doctor Bentzen kam heraus.

„Nun, Doctor?" — Abraham glaubte, daß Alles vorbei sei.

„Ach, es geht gut, sehr gut," erwiderte der Doctor, und als der Professor und das Mädchen jetzt die kleine Badewanne des Kindes hineintrugen, sagte er: „ich glaube wirklich nicht, daß jetzt ein Bad nöthig ist, Lövdahl! Der Puls geht regelmäßig, wenn auch etwas schwach, und das Kind ist vollständig ruhig."

Die beiden Männer gingen wieder hinein, und Abraham blieb vor der dampfenden Wanne stehen und horchte; er wagte noch nicht zu hoffen — der Puls sei schwach, sagte der Doctor.

Nach unendlich langer Zeit, wie es Abraham vorkam, kehrten die Beiden zurück: sie schlichen ganz leise auf den Fußspitzen und hielten den Thürgriff fest, um kein Geräusch zu machen. Abraham wandte sich gegen sie mit einer Frage in jeder Miene seines verstörten angstvollen Gesichts.

„Er schläft; jede Gefahr ist vorüber," flüsterte der Professor.

Abraham warf sich in seine Arme und brach in ein Schluchzen aus, so daß sie ihn weiter wegführen mußten. Als er einigermaßen wieder zu sich gekommen war, sagte der Doctor Bentzen, indem er ein großes Glas Portwein niederstürzte: „Ich will Dir etwas im Vertrauen sagen, mein lieber Abraham! Wenn wir Großväter geworden sind, dann werden wir äußerst ängstlich, namentlich wenn es sich um einen kleinen Enkel handelt, der unseren hochgeachteten Namen tragen soll."

„Nun kannst Du wohl muthig sein, da Alles gut gegangen ist," meinte der Professor.

„Ei was, Du hättest mich ganz ruhig im Club lassen können, Lövdahl; es

war ja weiter nichts, als ein bischen Fieber und vielleicht etwas Magenkrampf," sagte der Doctor Bentzen und empfahl sich.

Sie begleiteten ihn die Treppe hinunter und blieben in der Hausthür stehen. Es war spät geworden; die Straße war leer, der Abend schön und mild nach dem Regen, und sie fühlten sich Alle nach der Gemüthsbewegung, die sie durchgemacht, leichter ums Herz. Endlich aber sagte der Professor: „Nun gute Nacht, ich sehne mich nach Ruhe; ich bin so müde, als hätte ich wie in früherer Zeit einen ganzen Tag hindurch prakticirt."

Bentzen ging und sie schlossen die Hausthür.

Als sie so im Dunkeln bei einander standen, sagte der Professor: „Was war es denn, worüber Du mit mir sprechen wolltest, Abraham?"

„Jetzt bist Du müde, Vater!"

„Aber es kommt mir vor, daß es etwas sehr Wichtiges war —"

„Ja wohl, aber jetzt bin ich in der That auch müde, und ich möchte es bis morgen aufschieben. Gute Nacht, Vater, ich danke Dir herzlich." —

Steffensen! Wie unendlich weit war der jetzt von Abraham's Gedanken entfernt. Wie hatte er doch nur daran denken können, um einer solchen Sache willen sich gegen seinen Vater — einen solchen Vater — aufzulehnen! Natürlich wollte er sich der Sache annehmen und sie ordnen — morgen; aber mit aller Ruhe und Besonnenheit.

Auf den Zehen schlich er sich in das Schlafzimmer; Clara schlief — hübsch und bleich lag sie da, und der kleine Carsten schlief auch und schnob schwach mit dem winzigen Näschen und schwach zuckte es in den Fingerchen.

Und auch Abraham ging zur Ruh' und schlief wie ein Patriarch bis zum hellen Morgen.

Ein unangenehmes Gefühl peinigte ihn kurz vor dem Erwachen — es war der Gedanke an Steffensen. Er aber drängte ihn zurück, klingelte und fragte das Mädchen nach dem Befinden seiner Gattin und seines Sohnes. Der Bescheid lautete günstig, und das war für ihn das Wichtigste — das Andere sollte schon geordnet werden. Nachdem er Clara guten Morgen gewünscht und sich persönlich davon überzeugt hatte, daß der Kleine Alles glücklich überstanden, ging er hinunter zum Frühstück.

Der Professor sagte sogleich: „Ich dachte gestern später darüber nach, was Du wohl auf dem Herzen haben könntest, um mit mir darüber zu sprechen, und da verfiel ich endlich auf Steffensen."

Abraham räumte ein, daß sein Vater das Rechte getroffen, und nun entwickelte dieser, während sie frühstückten, den Fall. Der Verwaltungsrath hatte einstimmig verlangt, daß Steffensen den Abschied erhalte; der Mann war nicht unentbehrlich; auch war er nicht so arm, wie er es zur Schau trug, er hatte Ersparnisse gemacht — wie man sagte. Dann aber war er ein höchst beschwerlicher Mensch — unzufrieden und übelgesinnt; es lagen viele Klagen von anderen Arbeitern vor. Einer von ihnen hatte sogar ein Wort davon fallen lassen, aber freilich nur mündlich, daß im Maschinenhause Oel verschwände.

Abraham vertheidigte Steffensen's Sache mit Wärme, aber mit Ruhe und Besonnenheit, und der Professor gab ihm in vielen Dingen Recht, namentlich

darin, daß es thöricht sei, von respectswidriger Aufführung zu sprechen. Das sei gewiß von Marcussen ausgegangen, meinte der Professor. Aber andererseits mußte Abraham seinem Vater einräumen, daß wenigstens er nicht habe anders handeln können. Wolle Abraham sich an den Verwaltungsrath in dieser Sache wenden, so stünde ihm das natürlich frei, aber der Professor wolle ihm aus vielen Gründen davon abrathen.

Abraham sagte zuletzt, er wolle sich die Sache überlegen, und dabei blieb es.

IX.

Die unverdrossene Madame Kruse versank in der letzteren Zeit oftmals in Grübeleien, was ihr früher nicht passirt war. Ihre häuslichen Pflichten schränkten sich immer mehr ein, und die Zeit, welche sie dem Strickstrumpf widmen konnte, nahm immer mehr zu; wenn sie aber so über dem Strickstrumpf sitzen, verfallen sie leicht ins Grübeln, die alten Damen.

Je mehr aber Madame Kruse ihren kleinen klugen Kopf zerbrach, desto mehr mußte sie sich über die Jugend heut zu Tage verwundern; sie wunderte sich aber nicht, wie andere alte Frauen, über die Thorheit und den Leichtsinn der Jugend, sondern sie konnte im Gegentheil nicht verstehen, weshalb die jungen Leute so schwerfällig geworden wären und sich das Leben so sauer machten. Sie dachte dabei zunächst an ihre eigenen Angehörigen; von Anderen kannte sie nur wenig. Peter war ihr Augapfel; wenn er sich hätte verheirathen wollen, so wäre er ihr völlig fehlerfrei vorgekommen, wiewohl sie einräumen mußte, daß er niemals etwas Frisches, Jugendliches an sich gehabt habe. Aber nun Morten und gar Friederike! Bei dem Gedanken an sie senkte Madame Kruse den Strickstrumpf und ließ ihn lange Zeit im Schoße ruhn, während sie gedankenvoll vor sich hinstarrte, ohne zu sehen. Das waren doch die sonderbarsten jungen Leute, die man sich nur denken konnte! Machten sie sich je ein Vergnügen? — Hörte man je, daß sie sich über etwas freuten? — Nie ein Scherz — nie ein frisches jugendliches Lachen! Morten war Prediger — nun ja, er hatte Rücksichten zu nehmen — aber Madame Kruse hatte viele Prediger gekannt, die eben so gut waren wie er und doch vor etwas Scherz und Munterkeit keine Angst hatten. Und Friederike! Hätte man wohl glauben mögen, sie sei eine kürzlich verheirathete Frau von einigen zwanzig Jahren?

Madame Kruse gedachte ihrer eigenen Jugend; wie sie vergnügt waren damals, sie und ihr Mann! wie sie lachten — lachten und arbeiteten — tüchtig arbeiteten! Und ihre Vergnügungen waren nicht kostspielig und konnten sie nicht zu Grunde richten. Das größte Vergnügen war das, jung zu sein, und das hatten sie umsonst. Sonst war Alles einfach bei ihnen gewesen, und sie hatten gar gut gewußt, was Sparsamkeit heißt — hier nahm Madame Kruse eifrig den Strickstrumpf auf, um die Gedanken, die nun hervor wollten, fort zu stricken. — Als der Wohlstand im Hause wuchs und in Reichthum überzugehen begann, hörte Madame Kruse eines Sonntags in der Kirche den Propst Sparre, der jetzt Bischof geworden war, predigen über den Text: „Kein Gold, kein Silber, kein Kupfer sollt Ihr in Eurem Gürtel tragen." Es war mitten im

Sommer und der Zinstag noch fern, so daß der Propst den Reichthum und die Reichen tüchtig vornahm; und als wolle er sich mit diesem Capitel ein für allemal für das ganze Jahr abfinden, sammelte er in seiner Predigt Alles, was vom Reichthum geschrieben steht — sowohl die beiden Röcke, als den Jüngling, der viele Güter hatte, den reichen Mann und Lazarus, sowie auch das Kameel mit dem Nadelöhr. Diejenigen, welche mit dem Propst Sparre umgingen und ihn kannten, wußten wohl, daß diese Predigt mehr zum Trost für die Armen, als zur Zucht für die Reichen dienen sollte; allein der ehrlichen Seele der Madame Kruse blieb diese Predigt unvergeßlich. Sie sprach mit ihrem Manne, als sie aus der Kirche kamen; aber Jörgen hatte bei der Predigt nicht gerade an sich gedacht, da es ihm keineswegs vorkam, daß er so reich sei. Nun bewies sie ihm, daß sie schon längst reich genug gewesen wären, um den Versuchungen ausgesetzt zu sein; und da Jörgen in der Debatte immer zu kurz kam, mußte er sich darein finden, daß es im Haushalt etwas flotter herging und nicht so genau aufs Geld gesehen wurde.

Seit der Zeit war Madame Kruse mit ihrem eigenen Herzen auf der Hut und sie überwachte auch ihren Mann, so gut sie es vermochte. Er hatte aber einen undurchdringlichen Schlupfwinkel, den alten finstern Kramladen, wo das Vermögen, Schilling für Schilling, mit bescheidenem Maß und knappem Gewicht zusammen verdient war, und es ging nach wie vor auf gleiche Weise zu. Die wesentlichste Verbesserung, die mit Jörgen vorging, bestand wohl darin, daß er, wenn das Jahr besonders gut gewesen war, die Weihnachtsgeschenke und das Opfergeld für den Prediger etwas reichlicher ausfallen ließ. Seine Gattin aber widerstand der Versuchung des Geizes, in die sie so leicht hätte gerathen können, da sie es sich als Jörgen's Gehilfin hatte sauer genug werden lassen. Und während Madame Kruse, dem Zuge ihres Herzens folgend, stets Mittel fand, aller Noth, mit der sie in Berührung kam, abzuhelfen, räumte sie auch in ihrem Hauswesen all' die peinlichen Einschränkungen, welche von den knappen Zeiten her noch an demselben hafteten, hinweg; und Jörgen, der immer wohlgenährt gewesen war, rundete sich jetzt noch mächtiger in neuen Kleidern und reinen Kragen, indem er von guter Verpflegung und guter Behandlung erglänzte. Er wagte nicht über die Ausgaben zu murren und er hatte eigentlich auch keine Lust dazu, denn er befand sich wohl. Und außerdem hatte er von alter Zeit her ein solches Vertrauen zu Amalie Kathrine, daß er, und wenn sie die Hausthüre vergoldet hätte, nur gesagt haben würde: „Nun ja, Frau, Du mußt wohl einen Grund dazu haben."

Sie vergoldete nun freilich die Hausthüre nicht, aber sie putzte und verschönerte im Hause nach und nach, Jahr für Jahr, bis die trockenen, nackten Stuben durch Gardinen und Goldlack, durch gepolsterte Stühle und Fußdecken ein wohnliches Aussehen erhielten, während die steifen altmodischen hölzernen Möbel in das Eßzimmer oder auf den Boden wanderten. Auch mit dem Eßgeschirr ging eine Veränderung vor. Als sie ihren Hausstand begannen, ward ganz einfach ein Schinkenbein auf den nackten Tisch gelegt und nun schnitten sie sich wechselsweise ein Stück davon ab, das sie mit den Fingern festhielten und so verzehrten. Jetzt war Madame Kruse so weit fortgeschritten, daß sie ihre

Ehre darein setzte, feines Gedeck zeigen zu können; ihre Tischtücher und Servietten glänzten mit den silbernen Gabeln und blankgeputzten Messern um die Wette; das Haus war das geworden, was es sein sollte: ein bürgerliches Haus von solidem Wohlstande. Weshalb sollte sie jetzt, in ihren alten Tagen, das Alles wieder aufgeben und zur Peinlichkeit der knappen Zeiten zurückkehren? Sollte es wirklich Gottes ernstliche Meinung sein, daß jeder einzelne Schilling unzählige Male in der Hand umgedreht werden, daß man beständig wie erpicht darauf sein müsse, nicht das kleinste Bischen umkommen zu lassen? „Nein, nein, das kann er gar nicht meinen," sagte Madame Kruse halblaut und zog kräftig an dem Strumpf, so daß er das Aussehen einer langen, dünnen Wurst erhielt.

Und doch verlangten dies sowohl Morten wie namentlich Friederike — wenn auch nicht geradezu, so doch in hundert kleinen Andeutungen — von ihr. Anfangs machte sie sich weiter nichts daraus; nach und nach aber fühlte sie einen kleinen heimlichen Stachel fast bei jedem Wort, welches die jungen Leute sagten. Sie antwortete nichts und glaubte lange, daß Niemand sonst es bemerke, bis Peter eines Tages plötzlich sagte: „Hör', Mutter, ich habe oben bei Frau Gottwald drei kleine Zimmer gemiethet."

„Aber, Peter, weshalb willst Du denn von hier ausziehen?"

„Bin ich nicht alt genug dazu, Mutter?"

„Unsinn, Peter; glaubst Du denn, ich könne Dir nicht ansehen, daß Du einen anderen Grund hast?"

„Du hast Recht, Mutter, und wenn Du ihn wissen willst, gut — weil ich Morten's Sticheleien nicht länger ertragen will."

„Wahr' doch Deine Zunge, Peter! Hast Du es denn auch gemerkt?" — Madame Kruse sah sich unwillkürlich im Zimmer um — „Du solltest Dir aber wirklich nichts daraus machen, er meint nichts Böses damit."

„Bist Du dessen gewiß, Mutter? Er hat mir jeden Sonntag Mittag, den Gott werden ließ, von der Hausmiethe gesprochen, wie hoch sie sich belaufe, und wie gut diejenigen daran seien, welche sie nicht zu bezahlen brauchten; und dann stimmt sie mit ein — seine Sparbüchse!"

„Still, still, Peter! Du sagst immer so schreckliche Dinge. Friederike ist eine recht brave Frau. Um Morten aber solltest Du Dich nicht kümmern; er ist so ein bischen wunderlich, und Du würdest mich sehr betrüben, wenn Du auszögest."

„Ja, Mutter, das weiß ich, und deshalb habe ich es so lange ertragen; vorigen Sonntag aber, da Du ausgegangen warst, fragte er mich, welche Miethe Ihr wohl für meine beiden Zimmer bekommen könntet, wenn ich 'mal auszöge?"

Madame Kruse stieg das Blut zu Kopf: „Und das sagte Morten zu Dir, Peter!"

„Ja, glaubst Du, daß sich der Herr Pastor genirt?"

„Er ist ja Prediger, siehst Du —" murmelte die Mutter unsicher, und dieser Gedanke entwaffnete sie jedes Mal; sie konnte nichts mehr in der Sache thun und Peter zog aus.

Nun ließ Madame Kruse es sich nicht nehmen, seine neue Wohnung einzurichten; alle seine alten Möbel und was er sonst bedurfte, ließ sie in das

Haus der Frau Gottwald hinüberbringen; und sie hatte ihre Freude daran zu sehen, wie gemüthlich es bei ihm wurde.

Als Friederike das nächste Mal mit ihrem Manne zu ihren Schwiegereltern zum Mittagsessen kam, sagte sie mit dem ihr eigenen sauren Lächeln: „Nun, wie ich höre, ist hier Umzug gehalten worden."

Es zuckte auf in Madame Kruse; allein sie antwortete ruhig: „Was meinst Du damit, Friederike?"

„Ach, ich sagte es nur, weil ich vorgestern den ganzen Tag eine Menge Sachen von hier wegbringen sah."

„Nun ja, es waren Peter's Möbel, wie Du Dir wohl denken kannst."

„Ja so, ich wußte nicht, daß Peter das ganze Meublement haben sollte; wußtest Du das, Morten?"

„Aber, Friederike, ich bitte Dich, wie kannst Du so sprechen," rief Madame Kruse und versuchte zu lachen; „es waren natürlich nur die Möbel, die er immer oben in seinen beiden Stuben hatte."

„Bitte um Entschuldigung, Mutter, da irrst Du Dich."

„Wenn ich Dich aber versichere —"

„Du bist mir allerdings darüber keine Rechenschaft schuldig; aber der Spieltisch aus dunklem Mahagoniholz — der hat doch im Vorzimmer gestanden, so lange ich hier im Hause gewesen bin."

„Der Spieltisch, ja, ja, da hast Du freilich Recht, Friederike," erwiderte Madame Kruse sehr kleinlaut; „es waren vielleicht auch noch einige andere kleine Sachen dabei. Da er nun aber drei Zimmer haben sollte, und es etwas leer darin geworden wäre, so —"

„Was Du weggeben willst, liebe Mutter, geht mich wohl nichts an; aber dann darfst Du auch nicht behaupten, daß Peter nur seine alten Möbeln mitnahm; Recht soll Recht bleiben, weiter will ich nichts."

Madame Kruse preßte den Mund zusammen, sie wollte nichts sagen. Sie und die Anderen wußten sehr wohl, daß die Neuvermählten eine reichliche Summe von Jörgen Kruse zu ihrer Einrichtung erhalten hatten, während das alte Gerümpel, das Peter mitbekam, nicht den vierten Theil werth war. All' das wußte Madame Kruse, und sie wußte auch, daß, wenn sie jetzt schwiege, Friederike das nächste Mal noch dreister werden würde, und dennoch sagte sie kein Wort. Weshalb? Sie wollte keinen Unfrieden herbeiführen, und überdies hatte sie etwas Furcht vor diesen Beiden, die so eng zusammen hielten; auch war Morten Prediger. Sie wußte aber nicht, daß der wahre Grund, weshalb sie jedem Kampf auswich, darin bestand, daß sie zu feinfühlig war, um zu ihnen hinabzusteigen; Jene aber merkten das und machten es sich zu Nutze. Morten war übrigens so unbeholfen, daß er nicht im Stande war, so viele kleine gewandte Hiebe anzubringen wie Friederike; er unterstützte sie aber durch seine Körperfülle und seine völlige Uebereinstimmung mit ihr. Er selbst konnte nur ein Mittel anwenden, und dies bestand darin, daß er sich stellte, als ob die Mutter ihn vor Peter zurücksetze. Und nichts konnte Madame Kruse so sehr zu Herzen gehen, als gerade dies. Sie konnte sich nichts Häßlicheres denken, als

zwischen Kindern Unterschiede zu machen. Und das Allerschlimmste war, daß gerade in diesem Punkt ihr Gewissen sie nicht ganz freisprechen konnte.

Peter war in der knappen Zeit geboren, und zum Verwundern war es nicht, wenn dies schwächliche Kind, welches die schweren Mühseligkeiten mit ihr durchgemacht hatte, ihr Herz so ganz erfüllte, daß für den kleinen Dickwanst, der viel später kam, vielleicht nicht so viel Platz blieb. Aber Unrecht, großes Unrecht wäre es gewesen, wenn Jemand gesagt hätte, daß sie Morten nicht wirklich eben so liebte, wie den anderen Sohn; und mit noch größerem Unrecht würde Jemand behauptet haben, daß sie in Wort oder That Peter auf Kosten des Bruders begünstige. Im Gegentheil überhäufte sie aus Furcht, daß sie von einem geheimen Zug ihres Herzens irregeleitet werden könne, Morten mit Wohlthaten, strickte und spann, buck und schlachtete für sein Haus, während ihr ängstlich zu Muthe war, wenn sie ganz insgeheim Peter ein Paar Strümpfe zusteckte. Mochten es nun aber Strümpfe sein oder sonst irgend ein unbedeutender Gegenstand aus dem Hause — ein Schemel, ein kleiner Spiegel oder etwas Aehnliches, was sie Peter für seine neue Wohnung geschenkt hatte — so konnte sie sich darauf verlassen, daß, sobald Friederike das nächste Mal zur Thüre hereinkam, ihre Augen sofort auf den leeren Platz fielen, und wäre er auch noch so klein gewesen; und dann kam das schwache saure Lächeln und eine kleine ganz spitzige Bemerkung, welche bis in die zartesten Fibern von Madame Kruse's altem Herzen hineindrang. Es kam zuletzt so weit, daß Madame Kruse förmlich einen kleinen täglichen Kampf führen mußte, um das Haus in dem schlichten Wohlleben, das sie in den letzten Jahren eingeführt hatte, zu erhalten. Selbst der alte Jörgen merkte das und ward so muthig, daß er etwas über den Wein an jedem Sonntage vorzubringen wagte. Das war der guten Amalie Kathrine jedoch zu viel und Jörgen wurde dermaßen abgekanzelt, daß er ihr nicht wieder kam. Einen schlimmeren Stand hatte sie mit Friederike.

Eines Sonntags sagte die junge Frau Pastorin: „Ich glaube wirklich, daß die Schwiegermutter jeden Sonntag ein halbes Rind zu ihrer Suppe braucht."

„Jawohl, dafür ist sie aber auch so stark, daß ich sie die ganze Woche hindurch im Rückenmark fühle; gib mir noch einen kleinen Löffel voll, Mutter."

So sprach Peter, der immer seiner Mutter zu Hilfe kam, wenn ein Gewitter aufzog. Friederike ließ sich jedoch nicht von der Spur abbringen, sie warf einen schnellen Blick auf ihren Mann, der an ihrer Seite mit bleichem, aufgedunsenem schlaffem Gesicht, aber sehr würdevoll dasaß. Es war überhaupt eine überraschende Unähnlichkeit im Aeußeren dieser beiden, im Innern so völlig übereinstimmenden Eheleute; denn während Morten an Körperfülle zugenommen hatte, war Friederike nach der Hochzeit immer magerer geworden. Der jugendliche Ausdruck, welcher die etwas scharfen Züge gemildert hatte, war verschwunden, und um die runden Augen und die Nase, die dürr und spitz geworden war, hatte sich etwas Vogelartiges gelegt.

Nachdem sie sich also durch einen Blick auf Morten gestärkt hatte, fuhr sie in dem freundlichen und nachsichtigen Tone, der Peter zum Rasen bringen konnte, fort: „Ach ja, so geht es, wenn man glaubt, daß man Geld genug hat, und nicht an die vielen Hungrigen denkt, die von all' dem Fleisch hätten gesättigt

werden können, das hier weggekocht ist, um uns eine unnatürlich starke Suppe — ja, ich nenne sie unnatürlich stark, nicht wahr, Morten? — zu schaffen; ich finde es geradezu unrichtig, solche Verschwendung zu treiben."

Es prickelte und rieselte in Madame Kruse; sie wußte durch das Geklatsch der Mägde ganz genau, was die Armen bei der jungen Frau Pastorin zu bekommen pflegten; sie konnte sich aber nicht dazu verstehen, ein Wort über ihre eigene Wohlthätigkeit und ihre Anwendung des gekochten Fleisches fallen zu lassen. Deshalb sagte sie freundlich, aber mit etwas bebender Stimme: „Wie kochst Du denn Fleischsuppe, liebe Friederike? Ich möchte es gern lernen."

Friederike ward etwas verwirrt, faßte sich aber bald und antwortete: „Wir haben die Mittel nicht, oft Fleischsuppe zu essen; aber vorige Woche, oder vielleicht war es die Woche vorher, als Du Fleischsuppe bekamst, Morten, da fandest Du sie gut, kannst Du Dich nicht erinnern?"

„Sie war wenigstens ebenso gut wie Mutters Suppe," erwiderte Morten feierlich.

„Das freut mich wirklich," versetzte Madame Kruse, indem sie ihre Haube zurechtsetzte; „und woraus bestand denn die Suppe, liebe Friederike?"

„Nun, ich hatte ein gutes Stück Kalbfleisch und dann einen tüchtigen Löffel voll Liebig's Extract und etwas braunen Mehlteig genommen."

Da war es mit Madame Kruse's Geduld zu Ende. Als alte solide Hausfrau haßte und verachtete sie nichts mehr, als derartige zusammengepantschte Gerichte, und schon der Name „Liebig" konnte sie in Aufregung bringen. Sie wandte sich gerade an ihre Schwiegertochter und sagte so eifrig und bestimmt, daß ihre Haube zitterte: „Da will ich Dir denn doch sagen, Friederike, daß ich meinem Schöpfer danke, solche Sudelei nicht essen zu müssen."

Peter brach in ein herzliches Lachen aus; der alte Jörgen, der Alles immer erst lange nachher verstand, sah von dem Einem zum Andern. Friederike aber saß einen Augenblick stumm. Der Zorn mischte ihr die Worte durch einander, so daß sie nichts herausbringen konnte; plötzlich brach sie in lautes Weinen aus und stürzte aus dem Speisezimmer.

Morten ward bleich, er sagte streng und vorwurfsvoll: „Wie kannst Du es doch übers Herz bringen, die arme Friederike so zu mißhandeln?"

Die Mutter räumte ein, daß sie sich arg versehen habe; es sei ihr so aus dem Munde gefahren. Sie hatte schon vergessen, wie es eigentlich gekommen war, und nur noch das Gefühl, daß sie hart gegen ihre Schwiegertochter gewesen sei. Und zuletzt mußte sie sich dazu bequemen, aufzustehen, um Friederike zu suchen. Sie fand diese schluchzend auf dem Sopha in der Wohnstube, und die alte Frau mußte nun viele Entschuldigungen machen, um sie zu beschwichtigen und wieder zu Tisch zu bringen.

Diese Begebenheit ward aber für Friederike ein unerschöpfliches Arsenal, aus dem sie eine Masse spitzer Dinge holte, um sie in die Schwiegermutter zu bohren, und deren Reue war so aufrichtig, daß sie es wie eine gerechte Strafe hinnahm. Dies Alles aber hatte zur Folge, daß die alte Madame Kruse ängstlich und unsicher in ihrem eigenen Hause wurde, und sie kam bald dahin, daß sie nicht das Allermindeste vornahm, ohne insgeheim zu denken: was werden

Morten und Friederike dazu sagen? — Und viele Stunden saß sie über ihrem Strickstrumpf und grübelte.

Aber immer fuhr sie in die Höhe und setzte die Nadeln in Gang, wenn die große Frage auftauchte, was sie eigentlich von Morten zu denken habe: er, der ein Diener des Herrn sein sollte, war offenbar — das konnte sie sich nicht länger verhehlen — dem Laster des Geizes verfallen, oder doch nahe daran; wie ließ sich das vereinigen? Sollte sie in ihrer Seele einem solchen Gedanken Raum geben, daß ihr Kind ein verstockter Heuchler sei? Nein, nein, das konnte nicht sein! Wäre er nur nicht so unnahbar, so panzersicher in seiner Würde als Prediger, so würde sie ihm schon geholfen haben; stand doch jene Predigt des Propstes Sparre in ihrem Herzen eingegraben! Er aber war wie ein großes hohes Eisenschiff, und sie ein schwaches Weib im Nachen — sie konnte sich nicht an seine Seite legen und zu ihm hinaufrufen, daß Klippen vor dem Bug seien.

Wenn man eine alte Frau voller Runzeln, mit schneeweißer Haube im Lehnstuhl in der gemüthlichen Stube mit dem blühenden Goldlack und schräg über die Fußdecke hineinfallenden Sonnenstreifen, über dem Strickstrumpf sitzen sieht, so könnte man meinen, sie sei wohl daran, die Alte. Und wenn sie nun doch ihre Haubenbänder schütteln und sagen sollte: Ach ja, der Jugend kann froh und leicht zu Muthe sein, wir Alten haben schwer zu tragen — so würde die unehrerbietige Jugend vielleicht denken: Die alte Schachtel! Was hat die zu klagen! Sitzt sie nicht im friedlichen Winkel, fertig mit dem Streit und den Täuschungen des Lebens, unbekümmert über ihren Erinnerungen strickend, bis die Sonne untergeht? Und doch! So Vieles geht rund in solch' einem alten Kopf; und es könnte schon sein, daß sie ein schweres Bündel von der Bitterkeit des Lebens trägt, wie sie in Goldlack und Sonnenstreifen dasitzt, voll Runzeln, mit schneeweißer Haube — eine alte Frau, die über einem Strickstrumpf grübelt.

X.

Es rollt ein Strom von Gold zwischen den Ländern. Wo der Welthandel die großen Werthe umsetzt, fließt er in einem breiten mächtigen Bett; und in zahllosen Verzweigungen nach allen Richtungen dringen kleine goldene Ströme bis zu den fernsten Winkeln der Welt. Aber oben auf dem Strom, in rastloser Unruhe, wirbelt der Wechsel blauweißer Schaum. Er siedet und rasselt und verbreitet sich streifenweise über die ganze Erde; er wächst während seines Laufs, theilt sich in neue Streifen und bewegt sich hin und zurück in unaufhaltsamer Fahrt. Sinkt aber der große Goldstrom dadraußen, dann eilen die kleinen goldenen Adern zurück von den entlegensten Winkeln. Als habe die Erde selber ihr Gold wieder eingesogen, so verschwindet es, erst in den fernsten kleinen Canälen, dann immer näher, bis selbst die große Ader einschrumpft und gleichsam zu Eis erstarrt. Aber gerade wenn eine solche Eiszeit sich nähert, wird der Wirbel der Wechsel wilder und immer wilder. Er schäumt und wächst und steigt, steigt wie ein Auflauf, erreicht Häuser, die früher hoch auf dem Trockenen standen, und preßt einen langen schmalen Papierstreifen unter die Thür, dann noch einen, beständig mehr und mehr, bis die Thür nachgibt und die losgelassene

Fluth über Häuser und Gärten und Felder hinweg spült, groß und klein vernichtet, den Fleiß der Menschen und die Liebe der Menschen zerreißt, zersplittert und in alle Winde zerstreut — und hernach ist nichts Anderes übrig, als Reue und Scham, Demüthigung und Selbstanklage, Verwünschungen und Thränen.

Nicht einmal der Bankdirector Christensen ahnte, daß eine Weltkrisis vor der Thür sei, wenn auch seine untrügliche Nase zu wittern begann, daß der echte unverfälschte Goldgeruch auf gewissen Punkten immer schwächer werde. Deshalb hatte er nicht nur mit seiner Gattin, sondern auch mit seinen Collegen bei der Bankverwaltung einen harten Kampf zu bestehen. Christensen's Bank — wie sie gewöhnlich von den Leuten genannt wurde — war von den ersten Kaufleuten der Stadt gegründet und ward gewissenhaft nur zur Unterstützung des eigenen Kreises gebraucht; Christensen aber, der eigentliche Stifter und Urheber, behielt stets ein großes Uebergewicht in der Verwaltung. Das verdiente er auch, weil er in der ersten schwierigen Zeit es sich hatte viel Mühe und Zeit kosten lassen, um die Bank emporzubringen. Daher kam es auch, daß man fortfuhr, ihn Bankdirector zu nennen, obwohl schon lange ein besoldeter Geschäftsführer für die tägliche Leitung der Bank angestellt war. Man sagte aber von Christensen, daß er nicht leben könne, ohne ein paar Male des Tages in seiner lieben Bank umherzuschnüffeln.

Der Kampf, den er jetzt mit seinen Collegen zu bestehen hatte, galt den sogenannten „Fortunawechseln". Christensen hatte sich es in den Kopf gesetzt, daß er sie nicht mehr in der Bank haben wollte; sie sollten eingelöst werden, sobald sie verfielen, und keine Prolongation erhalten. Dies sagte er jedoch nicht offen und geradezu; denn er war ein zu gewissenhafter Kaufmann, als daß er den Credit eines Unternehmens hätte schwächen sollen, zumal so lange er selbst Actien darin hatte; dahingegen ließ er leise Andeutungen fallen und machte scheinbar harmlose Vorschläge, aus denen die übrigen Herren ungefähr auf seine Meinung schließen konnten, ohne daß sie ihn verstanden und ihm beigepflichtet zu haben brauchten; und gewöhnlich endete die Sitzung damit, daß man in halb unbestimmten Worten dem Vorsitzenden freie Hand ließ.

Große Kaufleute in kleinen Verhältnissen hassen sich immer, weil der Eine sich nicht rühren kann, ohne dem Andern zu nahe zu treten; der Bankdirector Christensen hatte aber einen ganz besonderen Groll gegen den Professor Lövdahl, und zwar nicht bloß, weil dieser ihm über den Kopf wuchs; sondern Christensen, der von Kindheit an den Handel gelernt und sich selbst emporgearbeitet hatte — reich war er erst durch seine Heirath geworden — konnte es nicht ausstehen, daß dieser aufgeblasene Gelehrte sich in die Kaufmannswelt hineindrängte und hier den Meister machen wollte. Durch mancherlei Intriguen und durch Aufbietung seines ganzen Einflusses war es ihm gelungen, den Professor vom Verwaltungsrath der Bank, in den man ihn sonst selbstverständlich hätte aufnehmen müssen, fernzuhalten, und als Christensen jetzt die stillschweigende Einwilligung der Anderen zur Austreibung der Fortunawechsel hatte, wandte er sich sofort an den Geschäftsführer, der ihm blindlings gehorchte, und gab ihm die nöthigen Weisungen.

Eines Tages kam Marcussen, halb lachend, halb verdutzt, mit ein paar

Wechseln herein zum Professor: „Da bring' ich Ihnen nette Neuigkeiten, Herr Professor! Soeben kommt Rasmus mit dem Bescheid von Christensen's Bank zurück, daß die Fortunawechsel mit klingender Münze einzulösen seien."

„Nun ja, so lösen wir sie ein, Marcussen," entgegnete der Professor ruhig; „der Christensen ist wirklich von lächerlicher Aengstlichkeit."

„Entschuldigen Sie, Herr Professor, von der Einlösung aller Fortunawechsel kann aber doch wohl die Rede nicht sein."

„Sind sie denn alle gemeint?"

„Ja wohl, Rasmus hat es so verstanden, als ob man es fortan so halten wolle."

„Wie hoch können sich denn die Wechsel der „Fortuna" belaufen, die sich in Christensen's Bank befinden?"

„Ich weiß es nicht bestimmt, aber so zwischen 150- bis 200,000 Kronen."

„Alle Wetter, Marcussen — und die sollen jetzt gleich, in den nächsten Tagen, baar eingelöst werden?"

Dem Professor ward schwül ums Herz; er war durchaus nicht an derartige Ueberraschungen gewöhnt, so daß er gleich ganz rathlos ward. Die bösen Ahnungen, die ihn schon einmal nach einer Begegnung mit Christensen heimgesucht hatten, überfielen ihn wieder; wollte dieser Mensch ihn verderben? — War es überhaupt irgend Jemandem möglich, ihn, den Professor Lövdahl, zu verderben? — Unerhört, ganz unerhört: Papiere, auf denen *sein* Name stand, nicht prolongiren zu wollen! — Und der Schreck machte sich in einem Strom zorniger Worte gegen den Bankdirector Luft.

Marcussen hörte mit Verwunderung diesem ihm ungewohnten Ausbruch zu. Uebrigens stimmte er dem Professor ganz bei; auch er fühlte sich beleidigt durch die dem Hause zugefügte Schmach, und als der Professor schwieg, schlug er vor, man solle ganz kaltblütig Rasmus mit dem Bescheid zurücksenden, daß es dem Professor für den Augenblick nicht genehm sei, diese Papiere einzulösen. Dann könne der Professor dem Christensen einmal gelegentlich tüchtig den Kopf waschen.

Dazu wollte der Professor jedoch sich durchaus nicht verstehen; als aber sein Zorn ausgeraſt hatte und nur der nackte Schreck noch da war, fragte er Marcussen angelegentlich darüber aus, ob die „Fortuna" nicht Gelder in der Casse oder ausstehende Forderungen habe? Marcussen strich sich über seinen hübschen Schnurrbart und verzog den Mund zu einem schiefen Lächeln: „Wenn Sie wirklich Christensen's Unverschämtheit so hinnehmen wollen, Herr Professor, ließe sich die Einlösung der Papiere schon machen."

„Sie haben also Geld flüssig?"

„Wir haben in diesem Augenblick kein Geld; aber wir können unsern Credit gebrauchen."

„Credit — Marcussen? Wenn die Bank die Wechsel der Fabrik zurückweist, so geschah dies ja gerade darum, weil der Credit geschwächt ist —"

„Entschuldigen Sie, Herr Professor, wir haben hier im Geschäft unsern Credit überhaupt noch gar nicht zur Anwendung gebracht."

„Es ist ein solides Geschäft, Marcussen!"

„Viel zu solide — wenigstens für unsere Verhältnisse. Mit Carsten Löv-

dahl's Namen auf dem Papier will ich in acht Tagen eine Million zusammenbringen."

Der Professor legte sich in den Stuhl zurück; er wußte, daß Marcussen die Wahrheit sage. Sein Name hatte einen ausgezeichnet guten Klang. Das große Vermögen, das er auf einmal flüssig gemacht und ins Geschäft geworfen hatte, brachte dasselbe in den Ruf eines der solidesten und leistungsfähigsten an der ganzen Küste, und Lövdahl mochte dies gern hören.

„Die Fabrik," sagte er, „hat ziemlich viele Schulden."

„Man thäte am klügsten daran, die Fabrik ganz aufzugeben," versetzte Marcussen offenherzig.

„Aber ich bitte Sie, Marcussen, wie können Sie —"

„Entschuldigen Sie, Herr Professor," unterbrach ihn Jener, „ich meinte nur, daß wir der Fabrik doch sehr große Opfer bringen."

„Die „Fortuna" soll sich bewähren, das werden Sie sehen — sowohl Sie selbst, wie alle die anderen klugen Herren. Aber jetzt kein Wort mehr davon. Was meinten Sie mit der Benutzung unseres Credits, Marcussen?"

Marcussen sah seinen Prinzipal etwas unschlüssig an; er hatte seine Ausbildung im Handelsfach bei Leuten erhalten, die es sehr wohl verstanden, ihren Credit im vollsten Maße auszubeuten; dann sagte er lächelnd: „Wir gehen zur Norwegischen Bank und holen uns dort so viel Geld, wie wir haben wollen."

„Aber die Deckung — Valuta —"

Marcussen ging über diesen naiven Standpunkt seines Prinzipals leicht hinweg und fuhr fort: „Wir ziehen für die Summe, die wir heute brauchen, zum Beispiel auf O. T. Falch-Olsen in Christiania mit sechs Tagen Sicht, discontiren den Wechsel in der Norwegischen Bank und senden heute Abend mit der Post unsern auf drei Monate lautenden Wechsel als Deckung."

„Hm, ja, das könnten wir thun," sagte der Professor, dem die Sicherheit, mit welcher Marcussen sich in diesen Dingen bewegte, imponirte. Er selbst verstand von dergleichen Kunstgriffen nicht viel und hatte es noch nicht recht gelernt, mit Wechseln umzugehen; er legte daher die Sache vollständig in die Hände seines Gehilfen, dem er unbedingtes Zutrauen schenkte.

Marcussen führte sofort seinen Plan aus und begab sich selbst in Christensen's Bank, um das Vergnügen zu haben, dem Personal dort einige Artigkeiten zu sagen. Der administrirende Bankdirector wand sich denn auch wie ein Wurm unter Marcussen's scharfer Zunge — er hatte selbst die Ueberzeugung, daß es eine durchaus unrichtige Maßregel gewesen sei, Papiere zurückzuweisen, die Carsten Lövdahl's Namen trügen. Christensen selbst aber, der an dem anderen Ende des Comptoirs stand und sich den Anschein gab, als ordne er einige Papiere, nahm die Sache mit großer Gemüthsruhe. Und als Marcussen fortgegangen war und der Director einen bescheidenen Einwand gegen jene allzugroße Strenge erheben wollte, nahm Christensen einfach das Geld, das Marcussen gebracht hatte, und hielt es dem Anderen dicht vors Gesicht mit den Worten: „Sehen Sie sich doch diese Scheine an! — Funkelnagelneue Scheine aus der Norwegischen Bank."

„Nun ja, Herr Bankdirector, was hätte denn das zu bedeuten?"

„Das bedeutet, daß man Geld aus seinem eigenen Wechsel herausschlägt," flüsterte Christensen und entfernte sich, um weiteren Fragen zu entgehen.

Der arme Director aber war den ganzen Vormittag völlig verwirrt; sein Glaube an Christensen's Nase war genau so fest und unerschütterlich, wie seine Ueberzeugung von Lövdahl's Solidität, und dieses Gleichgewicht erhielt ihn in der peinlichsten Unruhe. Er sprach mit Niemandem von dem Mißtrauen, welches Christensen in seine Seele gesäet hatte. Aber obwohl Lövdahl's Name noch weiter an Glanz und Macht zunahm, so waren doch in diesem Augenblick einige der feinen, unsichtbaren Miasmen erzeugt, die in der Luft umherfliegen und sich zu einem leisen Säuseln im Schilf, einem Flüstern in den Winkeln, zu dem Hauch von einem Gerücht, zu geheimnißvollen Andeutungen, wachsenden Nachfragen und allgemeiner Spannung verdichten, bis eines Tages die Klatscherei flammend über einem neuen Namen, der zu Grunde gerichtet, verzehrt, zermalmt und wieder ausgeworfen ist, zusammenschlägt. —

In Lövdahl's Geschäft aber war seit jenem Tage ein noch weit lebhafterer Umsatz als zuvor. Marcussen verstand es vortrefflich, den Credit zur Geltung zu bringen; und der Professor, welcher gerade in dieser Zeit große Summen im Getreidehandel verdiente, fand immer mehr Geschmack an den Geschäften. An Marcussen aber hatte er einen Gehilfen, der stets bereitwillig auf seine Pläne einging, der immer Rath zu schaffen wußte und niemals störende Einwendungen machte. Dabei pflegte Marcussen seinen langen blonden Schnurrbart, dem er zahlreiche Eroberungen zu verdanken hatte, immer sorgfältiger. Seine Stellung als Hauptperson im ersten Geschäfte der Stadt bewirkte, daß seine Manieren, die früher etwas roh gewesen waren, sich nach und nach verfeinerten, erhöhte aber zugleich seine Ansprüche rücksichtlich seiner Damenbekanntschaften. Unter Männern war er ein vortrefflicher Gesellschafter, wenn auch seine natürliche Rohheit dabei öfters zum Ausbruch kam; er betheiligte sich gern an lustigen Gelagen und scheute sich nicht, die Zeche zu bezahlen; er zog dann ein dickes Notizbuch hervor, das von Werthpapieren, untermischt mit buntfarbigen Liebesblättchen, strotzte. Gegen Abraham war er stets ehrerbietig und zurückhaltend, und Abraham, der von diesen Dingen kein Freund war, zeigte sich nur um so freundlicher und kameradschaftlicher gegen ihn. Und da es sich immer mehr herausstellte, daß Abraham sich am besten zu den Fabrikangelegenheiten eigne, nahm Marcussen allmälig den Platz im Comptoir ein, den der Professor ursprünglich seinem Sohne zugedacht hatte.

Abraham hatte jetzt vollauf zu thun — zuerst in seiner doppelten Stellung als eigentlicher Leiter der Fabrik und heimlicher Arzt an derselben; dann aber als Vicepräsident im Arbeiterverein, wo ihm eine Menge verschiedenartiger Pflichten oblag. Ein besonderes Vergnügen gewährte es ihm, mit den Ersparnissen der Arbeiter, ihrer Krankencasse und ähnlichen Dingen zu wirthschaften, und dieser seiner Stellung hatte er es auch zu verdanken, daß er im Stande war, etwas für Steffensen zu thun. Nachdem er nämlich einige Tage hindurch vergebens darüber nachgedacht hatte, wie er sich bei Steffensen's ungerechter Verabschiedung benehmen sollte, ward die Sache ihm zuletzt völlig zuwider; und er hätte sich vielleicht ganz davon losgemacht, wenn nicht Grethe's Bild immer

zurückgekehrt wäre — wie sie bei ihrem Flechtwerk saß und auf ihn wartete mit ihrem starken Glauben, den er nicht entbehren konnte. Die Sache war ihm so peinlich, daß er sich fast nicht dazu ermannen konnte, seine täglichen Besuche in der Fabrik zu machen, weil er an ihrem Hause vorübergehen mußte, wo der Alte drinnen in der Stube saß und es sicher nicht unterließ, es ihr jedesmal zu sagen, wenn Abraham vorbeikam.

Endlich machte er seinen Freund Kruse zu seinem Vertrauten und erzählte ihm die ganze Sache. Kruse faßte sie richtig auf. Er saß, wie dies seine Gewohnheit war, etwas zusammengekauert und blinzelte in den Tabaksrauch; ganz insgeheim betrachtete er den großen hübschen Mann, der sich vor der kleinen Schwierigkeit krümmte, und indem er die Asche leicht von der Cigarre knipste, sagte er: „Ich würde Dir rathen, Dich nicht weiter in die Sache zu mischen —"

„Du sprichst mir aus der Seele," rief Abraham; „wozu sollte ich in einer Angelegenheit Lärm schlagen, die doch eigentlich so unbedeutend ist. Wenn wirklich etwas auf dem Spiele stände, so würde ich den Herren schon zeigen —"

„— Wir wollen lieber eine Umgehung machen," versetzte Kruse trocken; „wir stellen Steffensen als Ladenvorsteher an."

„Im Consumverein?"

„Ja wohl; dabei kann er sein Brot verdienen, und sogar recht gut, wenn es mit dem Handel so fortgeht, wie bisher."

„Glaubst Du aber, daß man ihn haben will? Du weißt selbst, daß er unter den Arbeitern nicht gut gelitten ist."

„Wir müssen unsern Einfluß in die Wagschale legen — wie Christensen sagen würde. Ich kann, wie Du wohl weißt, Steffensen nicht ausstehen; ich glaube aber, daß er bei dem Handel an seinem Platz sein würde, und dann meinte ich auch, daß Dir ein Gefallen damit geschähe."

„O gewiß, es würde mich sehr freuen —"

„— Und dazu kommt noch," unterbrach Kruse ihn und betrachtete den Andern mit einem schwachen Lächeln, „daß es den Herren Verwaltungsräthen nicht schaden könnte, zu sehen, wie die Arbeiter sich selbst zu helfen wissen: dem Manne, den der Verwaltungsrath ohne Grund verworfen hat, schaffen die Arbeiter selbst eine Brotstelle."

„Ja, ja, ja, das ist eine prächtige Idee, Kruse; ich bin Dir von Herzen dankbar dafür," rief Abraham und versetzte dem kleinen Manne einen kräftigen Schlag auf die Schulter. Er war entzückt und voll Eifer und Lust, die Sache sofort in Angriff zu nehmen. Als er aber fortgegangen war, stand Peter Kruse lange in Gedanken versunken, mit dem schwachen bittern Lächeln um den Mund, und sagte zu sich selber: „Hm, ja, so werden sie — sie, welche die Besten und Muthigsten unter uns hätten sein können!"

Abraham mäßigte seine Schritte, als er sich Steffensen's Hause näherte; er traf seine Vorbereitungen, ordnete den Plan in Gedanken, und als er die Hand auf den Thürgriff legte, wußte er ganz genau, was er sagen wollte und welchen Eindruck es auf die Beiden machen würde.

„Guten Abend, Steffensen! — Guten Abend, Grethe! — Es ist eine Ewig-

keit her, seit wir uns sahen," so begann er mit halber Stimme, als ob er etwas angestrengt sei.

„Der Herr Director werden viel zu thun gehabt haben, kann ich mir denken," versetzte Steffensen.

Grethe sagte nichts, sondern lauschte in froher Erwartung.

„Viel zu thun habe ich allerdings gehabt; sowohl für mich selbst, wie für Andere," erwiderte Abraham.

Steffensen, welcher anfangs mürrisch und trotzig dagesessen hatte, ward jetzt unruhig. Diese Tage des Wartens hatten ihn niedergedrückt, und seine Lage war auch ernst genug: er, ein alter Mann, mit einer blinden Tochter, ohne Arbeit! Es verhielt sich allerdings so, wie das Gerücht erzählte, daß er etwas Geld in der Sparcasse hatte; das sollte aber nach seinem Tode Grethe zufallen. Wenn er nun diese kleine Summe angriff, so blieb für sie keine andere Aussicht, als das Armenhaus, wenn er das Zeitliche segnete. Er versuchte es noch, die Spitze zu bieten, in der That aber saß er zitternd da und erwartete sein Urtheil.

„Nun!" sagte er so barsch, wie er es vermochte, „soll ich Maschinenmeister bleiben oder nicht?"

„Nein — Maschinenmeister sollen Sie nicht bleiben," erwiderte Abraham ruhig. Er fühlte, wie Grethe, die neben ihm saß, zusammenfuhr; Steffensen aber sprang auf und tobte und schalt, wie gewöhnlich.

Abraham blieb ganz ruhig und ergötzte sich daran, daß der Auftritt sich ganz so entwickelte, wie er sich es gedacht. Endlich hielt er den Zeitpunkt für gekommen, mit der Entscheidung herauszurücken: „Können Sie sich nicht erinnern, Steffensen, daß ich Ihnen versprach, mich der Sache anzunehmen?"

„Das kann ich schon, und ich alter Narr war dumm genug, daran zu glauben."

„O, so dumm war's gerade nicht," erwiderte Abraham lachend; „und da ich es nun einmal übernommen hatte, zu helfen, hielt ich es für das Richtigste, es gründlich zu thun. Die Arbeit an den Maschinen ist doch ziemlich hart, und im Winter ist der Uebergang von der Wärme in den offenen Schuppen geradezu gefährlich für die Gesundheit — nicht wahr?"

„Es ist eine Hundearbeit; aber man verdient doch sein Brot dabei!"

„Ja wohl, sein Brot! — Aber es gibt viele verschiedene Arten, sein Brot zu verdienen, und wenn man alt wird, kommt es darauf an, eine Art zu finden, die zu den Kräften paßt und Einen nicht vor der Zeit ins Grab legt."

Steffensen wußte nicht, was er dazu sagen sollte; er ging ein paar Schritte vor und richtete seine starren Augen gerade auf Abraham.

„Ich wollte Sie deshalb fragen, ob Sie Lust hätten, dem Kaufladen der Arbeiter vorzustehen," sagte dieser.

Steffensen stutzte; seine erste Eingebung war, sich Abraham zu Füßen zu werfen und für die Rettung aus Armuth und Elend zu danken. Dies dauerte aber nur ein paar Secunden; sein langgenährter Haß gegen das Capital und die tief eingewurzelte Gewohnheit, unversöhnlich mißvergnügt zu sein, lag ihm zu tief im Blute. Er brummte nur noch etwas davon, daß Einer vorlieb nehmen müsse, wenn er erst aus seiner Stellung herausgestoßen wäre. In der That aber war seine Bewegung so groß, daß er, um sie zu verbergen, in die

Küche hinausgehen mußte, wo er sich mit dem Geschirre zu thun machte. Es war allgemein bekannt, daß die Madame, die bisher dem Laden im Consumverein vorgestanden, eine hübsche Summe bei Seite gelegt hatte und sich jetzt verheirathete, obgleich sie eine Wittwe in den Fünfzigen war.

Als der Alte hinausgegangen war, wandte Abraham sich zu Grethe, um seinen Triumph zu genießen; er ward aber enttäuscht durch den Ausdruck in ihrem Gesicht. „Nun, Grethe, sagte er, „bist Du nicht mit mir zufrieden?"

„O gewiß — ich danke Dir! Der Vater hat sich so geängstigt, aber ich wußte wohl, Du würdest helfen und sein Fürsprecher sein, denn das bist Du doch gewesen?"

„Natürlich, wie Du Dir wohl denken kannst," erwiderte Abraham etwas verwirrt.

Grethe merkte es und er setzte rasch hinzu: „Ich sagte ihnen tüchtig Bescheid, das kannst Du mir glauben —"

„Was sagtest Du, o erzähl'! Was sagtest Du ihnen; war Dein Vater mit dabei?"

Dies lag ihr offenbar vor allen Dingen am Herzen; denn sie hatte des Vaters Art, und nichts schien ihr so stolz und groß, als wenn Einer sich gegen die Mächtigen auflehnte und ihnen die Wahrheit gerade ins Gesicht sagte.

Seitdem sie zur vollen Erkenntniß über den ganzen Umfang ihres Unglücks gelangt war, hatte sich ihrer Liebe ein schmerzliches, peinliches Gefühl zugesellt, und sie war gegen Abraham nicht so unbefangen mehr wie früher; als sie nun ihr Antlitz gegen ihn wandte, voll Spannung, voll Liebe, voll Begierde, ihn noch mehr bewundern zu können, da hatte Abraham nicht Kraft genug, das einzige Menschenherz, das sich ihm ganz ergeben, von sich abwendig zu machen, und er nahm daher seine Zuflucht zur Unwahrheit. Durch ihre Fragen angeregt und geleitet, ward er erfinderisch. Er hatte so oft mit ihr zusammen eine Fahrt durch phantastische Märchen gemacht; und wenn es diesmal auch reine Lüge war, so hatte es doch den Anstrich der Wirklichkeit. Er trug ihr die ganze Rede vor, die er hatte halten wollen, und die mit den Worten: „Ich komme, um mein Recht zu fordern," begann; und als er erst im Zuge war, ließ er seiner Einbildungskraft ganz freien Lauf und schilderte zuletzt, wie der ganze Verwaltungsrath flehentlich darum gebeten habe, Steffensen als Maschinenmeister zu behalten, er aber habe es abgeschlagen — er, Abraham Lövdahl, wolle den hohen Herren zeigen, daß die Arbeiter sich selber helfen könnten. Als er ihr dann aber das Versprechen abnahm, Niemandem, selbst Steffensen nicht, etwas davon zu sagen, fühlte er, wie ihm das Blut ins Gesicht schoß.

Grethe war entzückt und merkte nichts, und Abraham beruhigte sein böses Gewissen und ließ sich ihre Bewunderung gefallen. Es war aber sein Glück, daß sie seine Aufregung nicht sehen konnte; er hätte sie nicht vor einem paar Augen verbergen können — einem paar unentrinnbaren Augen!

„Was fehlt Dir?" rief Grethe ängstlich, als Abraham plötzlich aufsprang; „wo bist Du, setz' Dich wieder her zu mir."

„Nein, Grethe — ich muß gehen — es ist spät. Gute Nacht — ich komme bald wieder."

Abraham kehrte niedergebeugt, scheu und mit wankenden Knieen von seinem Triumphzuge zurück. Alle Versuche, die er machte, um die Erschlaffung abzustreifen, waren vergebens. Das, was er sich hatte zu Schulden kommen lassen, war keine geringfügige Sache; er hatte gelogen, offenbar, schamlos gelogen. Wohl hatte er früher sich kleine Abweichungen von der Wahrheit erlaubt; aber nie hatte er so feig, so planmäßig gelogen. Und es hatten ein Paar große, tiefe Augen gleichsam in dem blonden Gesicht Platz genommen und einen Augenblick vor ihm gestanden; und er konnte ihnen nicht entgehen, wie er sich auch wand und krümmte; er mußte an seine Mutter denken — peinlich und widerstrebend, aber er konnte nicht anders.

Je mehr sich der Pastor Kruse in den Verhältnissen zurecht fand, um so mehr nahmen auch seine Geschäfte mit der Zeit zu. Seinem Beruf als Geistlicher that er Genüge durch die Sonntagspredigt, wenn die Reihe an ihn kam, und durch einige Bibelstunden, um dem Laienprediger den Vorwand zu nehmen, daß Mangel daran sei. Im Uebrigen aber ward seine Zeit durch sehr weltliche Dinge in Anspruch genommen und er ließ sich häufig in Lövdahl's Comptoir — immer durch die Hinterthür — sehen. Marcussen's neues Princip der Creditbenutzung machte es für das Geschäft des Professors wünschenswerth, mehrere solide Indossenten zur Verfügung zu haben. Bisher hatte man ungefähr allein mit des Consul With's Namen ausgereicht; jetzt bedurfte man mehrerer, und Marcussen schlug unter Anderen den alten Jörgen Kruse vor. Der Professor ging darauf ein und setzte dem Pastor Kruse auseinander, wie vollständig thöricht es sei, in solchen Zeiten sein Geld zu knapp vier Procent anzulegen. Die Folge davon war, daß bald eine vorsichtige Verbindung zwischen Jörgen H. Kruse und Carsten Lövdahl eingeleitet wurde.

Der alte Jörgen mußte den geschäftlichen Sinn seines Sohnes bewundern, wenn er auch nicht immer die von ihm getroffenen Dispositionen billigen konnte. Er vermochte aber überhaupt nicht gegen ihn aufzukommen; denn sobald sich eine Uneinigkeit zwischen ihnen erhob, kehrte der Sohn gleich den Geistlichen heraus, und dann wußte der alte Jörgen weder aus noch ein. Auf diese Weise kam eine gute Portion von Kruse's wohlverwahrtem Gelde ans Tageslicht, „um in Lövdahl's Geschäft angelegt zu werden“, wie Morten es nannte, und bei der ersten halbjährlichen Abrechnung ward ein hübscher Gewinn erzielt, das mußte der alte Jörgen selber einräumen.

Und nach und nach ward es Sitte unter den Leuten, ihre Ersparnisse Carsten Lövdahl anzuvertrauen, und die höheren Zinsen, die er geben konnte, bewirkten, daß Marcussen's zierliche Contobücher bei Weitem den gewöhnlichen Sparcassenbüchern vorgezogen wurden. Als der alte Jörgen diesen Einkünften ohne Beschwerde und fast ohne Risico erst Geschmack abgewonnen hatte, ließ er seine kleinliche Vorsicht fahren und er warf sich mit fast noch größerem Eifer als sein Sohn dem glänzenden Lövdahl'schen Geschäft, an dem so viel Geld herabtröpfelte, in die Arme.

Als Morten Kruse zum ersten Mal seiner Gattin die Zinsen von dem bei Carsten Lövdahl angelegten Gelde brachte, schlang Friederike ihre mageren Arme

um den Hals ihres Mannes und flüsterte: „Das sind wohl fast sieben Procent, Morten!“

„Ich weiß nicht, ich habe nicht nachgerechnet,“ erwiderte Morten würdevoll; „aber ein reicher Segen scheint diesem Manne zu folgen.“

„Aber dies Geld — sollen wir das in die Sparcasse setzen? das ist doch sicherer!“

„Wie Du willst, Friederike.“

Das Geld ward also zur Sparcasse gebracht. Acht Tage darauf aber sagte Frau Kruse: „Hör', lieber Morten, weißt Du, was wir diese Woche verloren haben?“

„Haben wir etwas verloren?“ fragte Morten erstaunt.

„Ja, wir haben in einer Woche drei Kronen verloren, weil wir das Geld an die Sparcasse und nicht an Carsten Lövdahl gaben — ich habe es ausgerechnet.“

„Ach ja!“ erwiderte ihr Mann mit einem Seufzer und es entstand eine Pause.

Der Pastor saß im Lehnstuhl und las die Zeitungen seines Vaters, die zuerst zu den jungen Leuten gebracht wurden, und Friederike war eifrig damit beschäftigt, sich einen Hut aus einem schwarzseidenen Halstuche zu nähen, das Morten nicht mehr gebrauchte, weil er statt dessen ein weißes Bändchen um den Hals trug.

„Hör', Morten,“ sagte Friederike endlich, „meinst Du nicht auch, daß es doch verkehrt ist, das Geld so wegzuwerfen? Bedenk' doch, was wir für diese drei Kronen hätten kaufen können.“

„Oder wir hätten sie den Armen geben können, Friederike,“ sagte Morten salbungsvoll.

„Ach ja wohl, wie viele arme Leute hätten nicht durch das Geld gesättigt werden können, das jetzt Keinem Nutzen gebracht hat! Ich meine wirklich, Du solltest zum Professor gehen — denn Du hältst ihn doch wohl für ganz sicher?“

Morten antwortete nur mit einem überlegenen Achselzucken. „Du meinst also, ich solle Lövdahl auch dies Geld in die Hände geben?“ fragte er nach einer Pause.

„Thu', was Du willst, denn ich verstehe nichts davon; aber mir scheint es wirklich Unrecht, ja Sünde zu sein, etwas verloren gehen zu lassen.“

Als Marcussen am nächsten Tage in das Comptoir seines Principals durch den elektrischen Apparat gerufen ward, rief der Professor aufgeräumt: „Sie hatten Recht, Marcussen, der Pastor hat das Geld gebracht.“

XI.

Die Wärterin hatte richtig prophezeit, als sie in den ersten Tagen nach der Geburt des kleinen Carsten nicht aufhörte zu versichern, daß die Mutter zu jung sei, um gleich das ganze Glück über ihr Kind fassen zu können, das würde schon kommen.

Denn als Clara sich erst davon überzeugt hatte, daß ihre Schönheit nicht gelitten habe, warf sie sich mit einer so gierigen und eifersüchtigen Liebe über den Kleinen, daß sie sich fast wie auf dem Kriegsfuß gegen ihre Umgebung

und gegen Jeden fühlte, der sich etwas Recht an dem Mitbesitz des Kindes anmaßen wollte. Sie lebte in fortwährendem Kampf mit den Wärterinnen und Kindermädchen, weil sie es nicht verständen mit dem Kinde umzugehen.

So lange der Kleine sich wohl befand, hatte er dies Clara zu verdanken, die für seine Pflege nach einem Buche oder nach langen Briefen ihrer Mutter sorgte. Litt das Kind aber an Magenkrämpfen oder fehlte ihm sonst etwas, so hatten die Anderen irgend ein Versehen begangen. Dies Kind war ein Stück ihrer eigenen Schönheit, ihrer eigenen Vollkommenheit; deshalb sollte es ein männliches Seitenstück von ihr selber sein und aufwachsen als solches, sollte sich einmal in der Hauptstadt der Familie, den Freundinnen, den verschmähten Tänzern, der ganzen Stadt — bis hinauf zum Schlosse — als Clara Meinhardt's Meisterstück zeigen.

„Es scheint fast, daß Du den Jungen für Dein ausschließliches Eigenthum ansiehst," sagte Abraham gutmüthig, wenn sie es ihm wehrte, sich dem Kinde zu nähern.

„Ja, das versteht sich."

„Nun wahrhaftig," rief Abraham lachend, „Du behandelst mich wie ein verschossenes Pulver."

„Ach laß' doch den Unsinn!" versetzte seine Gattin unwirsch.

Abraham jedoch lachte; er wollte es nicht ernsthaft nehmen, er wollte glücklich sein. Er hatte einen Sohn, der sein eigen war, und er wollte später schon Macht über ihn bekommen; daß die Mutter in der ersten Zeit mit ihm schaltete und waltete, dagegen ließ sich nichts einwenden. Nur einem Einzigen gönnte Clara einen Antheil am Kinde: der Professor durfte kommen, wann er wollte, und unzählige Male ward er die Wendeltreppe herauf geholt, entweder zu einer Berathung, oder bisweilen bloß, um dem Großvater zu zeigen, wie allerliebst der kleine Carsten in der Badewanne aussähe. Und die Mutter und der Großvater saßen oft stundenlang über der Wiege und bewunderten jede Regung in dem kleinen Gesichtchen, in welchem sie eine Menge von Familienähnlichkeiten und Andeutungen von Klugheit entdeckten, während das Kind in der That eher einem kranken Aeffchen glich. Der Professor war so von diesem Kinde erfüllt, daß er von einigen medicinischen Schriften den Staub abwischte und sich in das Studium der Kinderkrankheiten vertiefte. Es war seine Lust und Freude, dies kleine Wesen, das seinen Namen tragen sollte, und wenn er in der tiefen Stille inmitten seines großen Comptoirs den fernen Laut von Kindergeschrei von oben her hörte, so lehnte er sich in den Stuhl zurück und lächelte der Glücksgöttin zu, welche sein Lächeln erwiderte. —

Auch ihrer Freundin Friederike enthielt Clara ihr Kind nicht vor; denn Jene hatte keine Kinder, und Clara liebte es, ihr hierin ihre Ueberlegenheit zu zeigen. In der Führung eines sparsamen Hausstandes mußte sie der Frau Kruse ganz unbedingt den Vorrang einräumen. Wohl brauchte Clara nicht zu sparen und sie that es auch eigentlich nicht; aber sie hatte doch von ihrer Mutter die Leidenschaft geerbt, mit der Butter zu geizen und den Zucker vor den Mädchen zu verschließen. Friederike zeigte ihr eine Menge Kunstgriffe mit Anwendung von Speisefett, Mehlteig, Syrup und Cichorie — Liebigextract nicht zu vergessen, und Clara machte sich eine Gewissenssache daraus, ihrem Manne und

ihren Dienstleuten höchst mystische Sachen zum Mittag vorzusetzen. Zu Zeiten wiederum, namentlich wenn Gesellschaften gegeben werden sollten, scheute sie vor keiner Ausgabe zurück; es lag in ihrer Natur, prahlerisch und verschwenderisch zu sein, wenn die Leute es sahen, zumal wenn sie dabei in einzelnen Dingen wieder raffinirt geizig sein konnte: während sie zum Beispiel die Kochfrau nach Belieben mit Trüffeln und Austern wirthschaften ließ, zählte sie selbst die Pflaumen für die Fruchtsuppe der Dienerschaft.

Für die Frau Pastor Kruse war ein Besuch und namentlich eine Gesellschaft in diesem Hause, wo es so hoch herging, geradezu ergreifend. Ihre Vogelaugen hingen an Allem, was verzehrt wurde, und berechneten den Werth von Allem, was unnütz zu Grunde ging. Und hernach hatte sie das Gefühl, an einer wahnsinnigen Vergeudung theilgenommen zu haben, was sie selbst durch noch weiter getriebene Sparsamkeit wieder gut machen müßte. Sie beneidete ihre Freundin durchaus nicht, sondern fand im Gegentheil, daß es schrecklich sein müsse, an der Spitze eines solchen Hauswesens zu stehen. Friederike's Dichten und Trachten war eigentlich auch nicht darauf gerichtet, reich zu sein, viel zu besitzen; auch nährte sie keine bestimmte Furcht vor den Entbehrungen und Einschränkungen der Armuth, denn sie hatte so gar wenige Bedürfnisse. Ihre Leidenschaft war vielmehr das Bewußtsein, daß jeder Schilling, dessen sie auf irgend eine Weise habhaft werden konnte, ihr auch wirklich zuflösse, und daß nicht ein einziger Schilling ihr abhanden käme, der auf irgend eine Weise gespart werden konnte. Sie war ein wahrer Schatz für ihren Mann und der Gegenstand vieler Bewunderung. Hätte sie die Frau Lövdahl um etwas beneiden sollen, so wäre es eher der Mann gewesen, oder vielmehr seine Genügsamkeit, vor der sie wirkliche Hochachtung hatte. Wenn sie hörte, mit welchem Mittagsessen der reiche und verwöhnte Abraham Lövdahl vorlieb nahm, mußte sie unwillkürlich an ihren eigenen Mann denken, denn der ließ sich nicht mit aufgewärmten Ueberbleibseln und ähnlichen Dingen abspeisen. Dabei war freilich zu bedenken, daß Morten etwas schwächlich war und zur Ausführung seines beschwerlichen Berufs guter und kräftiger Kost bedurfte. Es hatte sich deshalb in des Pastors Hause die Sitte entwickelt, daß dem Hausvater eine besondere Schüssel vorgesetzt wurde, während die Frau, die überhaupt fast keine Nahrung nöthig hatte, sich an einige andere Dinge machte, die streng genommen nicht mit einem bestimmten Speisenamen zu bezeichnen waren.

Sobald Clara Lövdahl sich wieder vollkommen wohl fühlte, wollte sie für die lange und langweilige Schmerzenszeit, die sie ausgestanden hatte, Entschädigung haben. Sie brachte das alte Haus, ja die ganze Stadt in Schwung und sie verstand, ein Gesellschaftsleben und eine Feststimmung zu entzünden, die sich nach allen Seiten hin verpflanzte und den ganzen Winter durch glänzende Bälle, Fackelzüge auf dem Eise, Champagner und Raketen erhellte. Wohl hatte Clara Lövdahl allein es nicht vermocht, die sonst so gesetzte Stadt ganz aus Rand und Band zu bringen; sie schlug aber den rechten Ton im rechten Augenblick an, und von allen Seiten erhielt sie Antwort voll Freude und Jubel. Und nicht allein die großen Familien, wie die Lövdahl's, With's und Garman's, sondern Alle, bis herab zu den kleinen Leuten, lebten diesen Winter in Saus und Braus.

Es gab kein einziges bekümmertes Gesicht als das des Bankdirectors Christensen, und das erhöhte nur die allgemeine Fröhlichkeit.

So fährt bisweilen ein losgelassener Geist durch kleine entlegene Ansammlungen von Menschen, wenn sie lange geschlafen haben. Ein Prinz oder eine Thierschau setzt die Maschine in Gang und dann folgt eine ununterbrochene Kette von Festen und Gesellschaften. Und die, welche Geld zurückgelegt haben, holen es hervor, und die, welche keins haben, erhalten bereitwilligst Vorschüsse; überall ist Ueberfluß und Ueppigkeit, und die überraschten Kaufleute müssen Champagner und schwere Seidenstoffe aus Hamburg verschreiben.

Aber dieser Champagner wird niemals bezahlt, und wenn ein fremder Käufer viele Jahre später in Erstaunen geräth, daß er in einem staubigen, halbleeren Laden auf einen prachtvollen Seidenstoff stößt, sagt wohl der Kaufmann: „Ja, sehen Sie, das Zeug stammt noch aus der Prinzenzeit," und wehmüthig schüttelt er sein bankerottes Haupt.

Clara hatte in ihrer Sorge für die Veranstaltung von Vergnügungen eine treffliche Stütze an dem Professor; denn Bälle, Concerte und Maskeraden des Abends, und große Umsätze, Massen von Briefen und Expeditionen Vormittags im Comptoir — eine solche Ordnung war für ihn ein wahres Muster der höheren Finanzkunst. Er nahm an allen Festlichkeiten Theil und war Clara selbst bei der Auffindung neuer spannender Unterhaltungen behilflich. Auch der Consul With lieferte werthvolle Beiträge dazu, namentlich waren Maskeraden seine Specialität. Er hatte eine Garderobe für ein ganzes Theater, die er bereitwilligst zur Verfügung stellte, und bewies einen unermüdlichen Eifer, wenn es galt, eine Maskerade oder auch nur eine einfache Abendunterhaltung mit Verkleidungen zu Stande zu bringen. Seiner Gattin jedoch waren diese Belustigungen im höchsten Grade zuwider; denn sie war äußerst eifersüchtig und hielt ihn scharf im Auge, weil sie immer befürchtete, ihr Mann könne diese Vermummungen zu kleinen Abenteuern benutzen.

Auch Marcussen ward von Clara in Thätigkeit gehalten und sie machte sich obendrein ein Vergnügen daraus, ihr Spiel mit ihm zu treiben. Anfangs nährte er nur ehrerbietige Bewunderung vor der schönen Gattin seines jungen Vorgesetzten, bis er allmälig auf ihr entgegenkommendes Benehmen aufmerksam wurde. Clara hatte viel von seinem Glück bei Frauen gehört, und nun war es ein ganz eigener Reiz für sie, die vollendete Dame aus der Hauptstadt, den hübschen, etwas unbeholfenen Fisch unter ihrer überlegenen Behandlung zappeln zu lassen. Er ging sogleich ins Garn, merkte aber bald, wozu er gebraucht werden sollte, und hielt sich fortan wie zuvor in ehrerbietigem Abstande, ohne Clara's kleine Aufmunterungen verstehen zu wollen. Diese ärgerte sich darüber und legte es nun darauf an, ihn unter ihr Joch zu zwingen. Dadurch erhielt ihr Wesen einen wunderlich forcirten Anstrich, so daß Abraham einmal nach einer Gesellschaft zu Clara zu sagen wagte: „Hör', meine Liebe, Du verdirbst uns diesen Marcussen."

„Wie meinst Du das?"

„Du machst zuviel Wesens mit ihm; er ist doch nichts —"

„— als Deines Vaters Comptoirist, wolltest Du sagen, nicht wahr? Du

meinst es in der That ehrlich mit Deinen Redensarten von Freiheit und Gleichheit; bei Lichte besehen bist Du ein lächerlicher Aristokrat."

„Ich wollte nichts von seiner Stellung sagen —"

„O doch, das wolltest Du gerade, ich konnte es Dir ansehen."

Abraham war zwei Jahre verheirathet gewesen und hatte es schon längst aufgegeben, über dergleichen Dinge sich zu zanken; er schwieg daher und griff nach der Zeitung. Clara aber war damit nicht zufrieden; sie verlangte eine Erklärung von ihm, was er mit seinen Anzüglichkeiten meine, und wie er sie so mit Vorwürfen überfallen dürfe.

„Nun, nun, Clara," erwiderte Abraham ruhig, „sag' mir doch, ob Du wirklich an Marcussen's Manieren Gefallen finden kannst?"

„Er ist hübsch, weit hübscher als Du."

„Das ist Geschmackssache," erwiderte Abraham lachend. Er wußte gar wohl, daß er sich über sein Aussehen nicht zu beklagen habe, und daß seine Gattin jenes Wort nur gesprochen hatte, um ihn zu reizen; „findest Du aber, daß er ein feiner Mann ist?"

„Ei was, feiner Mann! Ich kenne mehrere Ehemänner, die rücksichtsvolles Benehmen gegen Damen von Herrn Marcussen lernen könnten."

„Glaubst Du, daß diese galanten Künste einem Ehemanne anstehen würden?"

„Ein Versuch könnte nicht schaden. Aber jetzt will ich wissen, was Du mir Marcussen gegenüber vorzuwerfen hast."

„Sein Ruf —"

„Den kenne ich; die meisten Männer haben einen ziemlich zweifelhaften Ruf. Willst Du vielleicht den ersten Stein werfen?"

„Ich will gar nicht von mir selber reden; aber es wundert mich wirklich, daß Du, Clara, die Du so scharf siehst, wenn Du willst, nicht die innere Rohheit, die durch jenen Menschen vom Scheitel bis zur Zehe hindurch scheint, entdecken kannst."

„Du bist eifersüchtig, mein Freund!"

„Nein, wahrhaftig bin ich nicht eifersüchtig —"

„Glaubst Du nicht, daß ich, die ich, wie Du selbst sagst, so scharfsinnig bin, die Eifersucht aus Deinen Augen hervorbrechen sehe! Das ist auch ein hübscher Zug von Dir! Du erinnerst Dich wohl noch der Zeiten, da Du so viel große Worte von der Gleichberechtigung, von denselben Forderungen, die an den Mann und an die Frau gestellt werden müßten, dem gegenseitigen Vertrauen —"

„Nun ja — warum nicht?"

„Warum nicht? Du bist mir ein netter Eman — Emancipist!" rief Clara, „Du bist nicht ein Haar besser, als all' die anderen Männer; während Du von Deiner Frau verlangst —"

„Was willst Du damit sagen, Clara — sollte ich —?"

Da wandte sie sich gerade gegen ihn und ihre hübschen blauen Augen wurden so kalt wie Glas. „Grethe Steffensen!" sagte sie halblaut.

Abraham sprang bei dem Namen in die Höhe und sie fuhr fort: „Siehst Du nun, daß ich gut Bescheid weiß; Du glaubtest wohl, es sei recht passend,

hier Deiner abscheulichen und ungegründeten Eifersucht Luft zu machen, während Du selbst solche Dinge auf Deinem Gewissen hast."

„Du bist ganz von Sinnen, Clara — ein armes blindes Mädchen —"

„— Nun ja, blind mußte sie allerdings sein —"

„— Um an mir Gefallen zu finden?" ergänzte Abraham und mußte unwillkürlich lachen.

„Davon wollte ich gar nicht sprechen," versetzte Clara und wandte sich ab; gerade das wollte sie gesagt haben, sie hielt aber inne, da sie fühlte, daß es gar zu thöricht sei. Indessen erhielt sie bald ihre Sicherheit wieder, und indem sie an ihm vorbei ging, sagte sie mit der Stimme ihrer Mutter: „Sei dem, wie ihm wolle, so verbitte ich mir Deine Eifersüchteleien; bekümmere Du Dich um Deine eigenen Sachen, ich weiß selber, was ich zu thun habe; gute Nacht!"

Dieses Gespräch erweckte in Abraham die Besorgniß, daß Klatschereien böser Zungen seinem Verhältniß zu Grethe verderblich werden könnten; denn sie war ihm ganz unentbehrlich geworden. Nach und nach war seine Liebe von Clara weggeglitten. Er war bald zur Einsicht gelangt, daß es unmöglich sei, das schwärmerische Gefühl zu bewahren, mit dem er sie zuerst geliebt hatte; und wenn es ihm noch nicht zum vollen Bewußtsein gekommen war, wie fern sie in der That von einander lebten, so lag dies hauptsächlich daran, daß Abraham's Charakter eine bestimmte Abneigung davor hatte, einem Verhältnisse nachzuforschen, von dem zu vermuthen war, daß es einen traurigen oder beunruhigenden Hintergrund habe. So wandte sein Verlangen nach einer hingebenden Liebe, das keine Erwiderung bei Clara fand, sich ganz natürlich und ohne daß er sich etwas Unrechtes dabei dachte, zu Grethe. Jetzt wußte Abraham es, daß er das Mädchen liebte und er war glücklich in ihrem unschuldsvollen Zutrauen. Gegen alle Wünsche darüber hinaus setzte er sich zur Wehr; er hatte sich selbst das Wort darauf gegeben, daß er wenigstens in diesem Stück ehrlich und rechtschaffen sein wollte. Und wie er das eine Mal nach dem anderen vor den kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens, denen er hätte entgegen gehen sollen, ausbog, während er da schwieg, wo er hätte reden sollen, ward dies Verhältniß zu Grethe eine Zufluchtsstätte für einen Drang in seinem Charakter, der von seiner Kindheit an verkrüppelt worden war: er fühlte sich als ihr Ritter; sie war vollständig in seiner Macht, aber die wollte er nie mißbrauchen.

Und doch war auch hier ein Schatten. Wenn Abraham über sein Leben nachdachte, kam es ihm vor, als sei es ein unentrinnbares Schicksal, daß gerade er, der so gern Alles um sich her klar und geordnet gehabt hätte, immerfort in kleine Zweideutigkeiten und geringfügige Verdrießlichkeiten gerathen sollte, die er beim ersten Erscheinen nicht aus dem Wege räumen mochte, über die er bloß hinwegstieg, die aber hernach hinter seinem Rücken zu großen Widerwärtigkeiten mit langen Schatten aufwuchsen.

Warum mußte es sich nun auch so fügen, daß er dazu kam, Grethe gegenüber unwahr zu sein! Denn an dem einen Mal war es nicht genug. Als er sah, wie glücklich es sie mache, dichtete er sein Leben nach einem etwas vergrößerten Maßstabe um, und erzählte ihr von seiner Kindheit und seiner Jugend, von Tag zu Tag — wohl war der Faden wahr und echt, aber gerade die Ausschmückungen hörte Grethe am liebsten. Er erzählte und schämte sich und erzählte wieder, bis

die Scham verwischt ward; und diese langen Stunden, wenn er an ihrer Seite saß und ihr ausmalte, was er gethan habe und namentlich was er in diesem oder jenem Fall thun wolle, wurden ihm lieber als alles Andere. Er genoß nicht nur das Glück, ihr nahe zu sein, sondern es wirkten die phantastischen Erzählungen selber befreiend auf ihn ein und gaben ihm einige Entschädigung für die Saftlosigkeit seines Lebens. So ward er ein Meister in dieser Dichtungsweise, und Grethe ward nie müde zu fragen und zu bewundern.

Zu Hause aber mußte Abraham sich anstrengen, um sich dort nicht fremd zu fühlen, wozu auch das freundschaftliche Verhältniß zwischen Clara und dem Professor nicht wenig beitrug; er ward dadurch gewissermaßen überflüssig. An den Vergnügungen pflegte er theilzunehmen; unausstehlich aber war es ihm und verleidete ihm sein Heim geradezu, daß Clara dort eine eigene Art von Religiosität einzuführen begonnen hatte. Um dem Gesellschaftsleben der Saison einen großartigen Schwung zu geben, hatte sie sich mit einigen wohlthätigen Damen vereinigt und einen glänzenden Bazar mit Tanz und Schauspiel zu Stande gebracht. Und hernach hatte sie an kleinen halbreligiösen Zusammenkünften mit Thee und einem Prediger Gefallen gefunden.

Der Professor scherzte anfangs mit seiner hübschen Schwiegertochter über diese plötzliche Frömmigkeit; bald aber sah er die Sache mit anderen Augen an. Er verstand sich sogar dazu, den Posten als Vorsitzender des Vereins für verwahrloste Frauen in der St. Petri-Gemeinde, von dem der Consul With zurückgetreten war, zu übernehmen.

Für Abraham war es äußerst peinlich, daß sich sein Vater zu dergleichen hergab; er wußte recht gut, wie es mit des Professors Anschauungen über religiöse Dinge stand, und er konnte daher unmöglich glauben, daß der alte, aufgeklärte Herr es aufrichtig meine, wenn er in Gesellschaft von Damen geistliche Lieder sang und Clara zur Kirche begleitete.

Mit dem Vater konnte Abraham darüber nicht reden, und deshalb zog er es vor, der Sache aus dem Wege zu gehen. Im Uebrigen war der Professor stets in so rastloser Thätigkeit, daß Abraham sich bisweilen darüber ängstigte. In keiner Gesellschaft fehlte der alte Mann und im Comptoir war er früh und spät.

Eines Tages bat er Abraham einen Wechsel zu unterschreiben. Abraham nahm lachend die Feder und sagte: „Kann Dir mein Name von Nutzen sein, so steht er zu Diensten; alle Welt weiß ja, daß ich nichts besitze."

„Es ist auch nur eine Formsache," versetzte der Professor rasch und nahm das Papier; „mein Name ist ja das Wichtigste."

„Dein Name, Vater, ist wie Pharao's Kühe, er verschlingt meinen, ohne dadurch im Geringsten fetter zu werden."

„Aber Dein Name, Abraham, wird einst eben so gut sein, wie der meinige."

„Ach Vater, ich werde wohl nie solch' ein Kaufmann werden, wie Du!"

„Das könnte doch sein, mein Junge!" erwiderte der Professor; aber noch lange, nachdem Abraham fortgegangen war, saß er in Gedanken — in unruhigen Gedanken.

(Schluß folgt.)

Aus den Jugendjahren der Brüder Grimm.

Von

Albert Duncker.

I.

Seit der Zeit, wo der Hof der hessischen Fürsten, der Nachkommen des sangesliebenden thüringischen Landgrafengeschlechts, unter Wilhelm dem Weisen und Moritz dem Gelehrten in der Pflege der Wissenschaften und des guten Geschmacks den meisten deutschen Residenzen vorauseilte, waren schon beinahe zwei Jahrhunderte verstrichen. Man hatte sich bereits lange entwöhnt, Kassel in literarischen Dingen als tonangebend anzusehen und von dort aus einen Einfluß auf das geistige Leben in Deutschland zu erwarten. Da begannen in einem der alten Häuser Kassels, das am Eck der Marktgasse, unweit der Stelle des ehemaligen Landgrafenschlosses, in enger, steiler Straße malerisch gelegen ist, zwei junge hessische Gelehrte eine Thätigkeit, die ihre Namen ebenso unvergänglich in die Herzen unseres Volkes, als in die Annalen der Wissenschaft eingeschrieben hat. Jenes Haus diente einst zur Wohnung der Brüder Grimm[1]). In seinen Räumen verlebten sie mit Mutter und Geschwistern Jahre innigen Familienglücks, aber auch Tage, denen Leid und Entbehrungen nicht fremd blieben. Neben dem tiefsten Weh, das dem Herzen treuliebender Kinder begegnen kann, empfanden die Brüder hier auch zuerst das beseligende Gefühl, welches die Wissenschaft ihren Jüngern als höchsten Lohn zu verleihen pflegt. So mancher Gast, dessen Name in der deutschen Gelehrten- und Schriftstellerwelt Klang hatte, sprach in den niederen Zimmern jener bescheidenen Räumlichkeiten vor, um geistigen Austausch mit Jacob und Wilhelm Grimm zu pflegen. Dort war es, wo der Märchenstrauß, den die Brüder aus Flur und Wald, in den Ebenen ihres heimischen Kinzigthals und im Hügellande Niederhessens gesammelt hatten, von Wilhelms

[1]) Die meisten Quellen, welche dieser Darstellung zu Grunde liegen, habe ich, soweit sie gedruckte sind, in meinem Buche „Die Brüder Grimm“, Kassel 1884, näher angegeben, worauf hier verwiesen sein mag. Das außerdem benutzte Material ist im Texte hinreichend bezeichnet, um es alsbald zu erkennen.

feinfühlender Hand gebunden wurde. Dort war es, wo 1812 Achim von Arnim, strahlend von jugendlicher Mannesschönheit und frischem Liebesglück, mit seiner jungen Frau Bettina bei den Freunden frohe Wochen verlebte. Als die Brüder zwei Jahre später die Wohnung in dem alten engen Stadtviertel verlassen hatten und hinaus vor das Thor auf die Höhe und ins Freie gezogen waren, wo eine „in der Abendsonne prächtige Aussicht“ sie erfreute, hatte sich auch bereits in ihrem Leben, jenem Wechsel vergleichbar, ein bedeutsamer Umschwung vollzogen. Aus kleinerem, nur von wenigen Mitforschern schon frühzeitig in seinem Werthe erkannten Wirkungskreise, waren sie in die Reihe der Patrioten getreten, die nach dem Wiedergewinn der nationalen Unabhängigkeit in den Befreiungskriegen unser Volk mit den geistigen Schätzen seiner Vorzeit mehr und mehr vertraut zu machen suchten. Schon nannte man auch sie mit Ehren unter der Schaar erlauchter Geister, die unermüdlich bestrebt waren, den Deutschen mit Stolz auf seine Vergangenheit zu erfüllen und ihm das Bewußtsein zurückzugeben, wie lieb ihm der durch so viele schmerzliche thränenwerthe Opfer von der Fremdherrschaft befreite vaterländische Boden sein müsse.

Ebenso gern wie der Gebildete, wenn er Kassels Straßen betritt, einen freundlichen Blick dem Hause widmet, in dem die Märchen niedergeschrieben wurden, wo Jacob's Buch über den altdeutschen Meistergesang, Wilhelm's Uebersetzung dänischer Heldenlieder entstand, wo die Ausgabe des „armen Heinrich“ vorbereitet wurde, und aus dem in den „Altdeutschen Wäldern“ die erste bedeutende, wenn auch kurzlebige, germanistische Zeitschrift hervorging, ebenso gern schaut er zurück in die Jugendjahre der beiden Begründer unserer nationalen Sprach- und Alterthumswissenschaft. Mit freudiger Theilnahme begleitet er die Anfänge zweier Männer, deren Charaktere ebenso fleckenlos und liebenswürdig, als ihr Wissen ein gewaltiges und ihre Leistungen geniale waren.

Die Brüder Grimm pflegten sich stets mit Stolz als Hessen zu bezeichnen. Sie waren sich dabei sehr wohl bewußt, daß die Grafschaft Hanau, in der sie das Licht der Welt erblickt hatten, erst ungefähr fünfzig Jahre vor ihrer Geburt dem Hause Hessen-Kassel zugefallen war und Jahrhunderte hindurch mit Hessen weder den Namen getheilt, noch zu ihm in naher politischer Beziehung gestanden hatte. Aber ihr früh entwickeltes Gefühl für sprachliche Eigenthümlichkeiten ließ sie erkennen, daß die Stammverwandtschaft der Bewohner des Main- und Kinziggebiets, wo sie geboren wurden und ihre ersten Knabenjahre verbrachten, mit den Hessen an Fulda, Lahn, Eder und Schwalm eine uralte und durch zeitweilige Aufrichtung staatlicher Territorialgrenzen nicht zerrissen worden sei. Beide waren Söhne jenes mitteldeutschen chattisch-fränkischen Stammes, der unserem Volke einen Hutten und einen Goethe gab und dem wenige Jahre nach den Grimms Rückert und Platen entsprossen. Die Wiege der Brüder hatte in Hanau gestanden. Dort wurde Jacob Grimm am 4. Januar 1785, Wilhelm am 24. Februar 1786 geboren.

Die Lebhaftigkeit und Beweglichkeit, das leicht aufwallende und rasch wieder beruhigte Blut, die Sympathie für die freie, von conventionellen Formen ungehemmte Entwicklung des Individuums, die Freude an der Schönheit der Natur, treuherziges Entgegenkommen gegen Alle, die ihnen näher treten, und warmes

Mitgefühl bei Freud und Leid der Nebenmenschen, alle diese Eigenschaften der Brüder Grimm zeigen sie nur zu deutlich als Angehörige ihres heimathlichen, auf der Grenzscheide zwischen Nord- und Süddeutschland gelegenen Gaus. Diese angeborenen Merkmale des mainfränkischen Stammes blieben ihnen als unverwischbare Eigenthümlichkeiten, auch als sie längst schon Norddeutschland angehörten und die Vorzüge des norddeutschen Charakters nicht weniger kennen und schätzen gelernt hatten. Um so mehr waren sie zu einer Würdigung fremder Stammestugenden befähigt, als es das Geschick wollte, daß sie schon als Knaben das Land am Main dauernd verließen und die Vorbereitung zu ihrer wissenschaftlichen Ausbildung nicht der „Hohenlandesschule" ihrer Vaterstadt Hanau, sondern dem Lyceum Fridericianum Kassels, der Hauptstadt des Hessenlandes, zu verdanken hatten. So kam es, daß althessische Eigenart, die sich kundgibt in treuem Festhalten am guten Alten und zäher Ausdauer auf dem betretenen Wege, mag er auch noch so rauh sein, sich von früh auf so glücklich mit ihrem mehr süddeutschen Naturell vermählten, wie es wohl kaum jemals noch vorgekommen ist. Das Studium auf ihrer Landesuniversität Marburg und langjähriges Verweilen im hessischen Dienste in Lebensjahren, worin sie von Stufe zu Stufe, Anfangs in wissenschaftlicher Ausbildung, dann in epochemachenden Forschungen und Entdeckungen vorwärts schritten, trugen weiter dazu bei, ihre Anhänglichkeit an das Heimathland zu vermehren und das Bewußtsein des Guten, was sie diesem zu verdanken hatten, so zu steigern, daß späterhin alles Leid und alle Unbill, die sie dort erfahren mußten, in ihrer Seele ganz zurücktraten und ihnen die Zeiten ihrer Jugend und ihrer früheren Mannesjahre gleichsam in verklärtem Lichte erschienen.

Der Lebensgang der Brüder Grimm ist nicht so reich an Abwechslung, wie der mancher anderer großen Männer unseres Volkes. Sein größter Theil verlief ruhig und die Stürme, welche zeitweise auch über ihre Häupter hereinbrachen, erwiesen sich doch außer Stande, ihren Weg auf die Dauer zu hemmen. Eine übersichtliche Schilderung ihrer Laufbahn ist schon öfters in größerer oder geringerer Ausführlichkeit versucht, aber noch keineswegs abschließend durchgeführt worden. Auch uns liegt hier eine Würdigung der wissenschaftlichen Bedeutung der Brüder in ihrer Totalität fern und wir bescheiden uns gern, diese Aufgabe, die Wilhelm Scherer bereits für die Stellung Jacob's mit bekannter Meisterschaft gelöst hat, berufeneren Händen zu überlassen. Der Beitrag, den wir zum Gedächtniß der hundertjährigen Wiederkehr des Geburtstages Jacob Grimm's dem nachsichtigen Urtheil der Leser der „Deutschen Rundschau" unterbreiten, umfaßt bloß einige Jahrzehnte aus dem Geistesleben der Brüder und verweilt nur bei ihren Jugendjahren, bei ihrer Studienzeit in Marburg und den Tagen, die sie in gemeinsamer Arbeit zu Kassel verlebten, bis zu dem Augenblicke, wo sie von bescheidenen Anfängen hinüberschritten zu ihren großartigen Leistungen auf dem Felde der vaterländischen Forschung. Es sind die Jahre, in welchen der Zusammenhang der Brüder mit ihrem Heimathlande als ganz vorwiegend erscheint. Vielleicht, so wagen wir zu hoffen, ermöglicht es unsere Bekanntschaft mit Land und Leuten, gerade jener Periode ihres Lebens einige neue Seiten abzugewinnen. Als ein kleiner Kranz, auf heimathlichen Fluren gesammelt, dem nicht der Glanz

seiner Blumen, sondern die Gesinnung, mit der man ihn gewunden hat, seinen Werth verleiht, möge die anspruchslose Huldigung angesehen werden, welche ein hessischer Landsmann zur Säcularfeier der Geburt Jacob Grimm's seinen und seines Bruders Manen darbringt.

II.

Ueber die Momente, welchen die Brüder einen besonderen Werth für ihre Vorbildung zur Hochschule beimaßen, sind wir durch die treuherzigen Bekenntnisse ihrer bis 1830 reichenden Selbstbiographien schon längst auf das Beste belehrt.

Mit einer nur mangelhaften Vorbereitung auf der Stadtschule zu Steinau, wohin ihre Familie seit 1791 übergesiedelt war, 1798 nach Kassel auf das Lyceum gelangt, holten Jacob und Wilhelm dort das Versäumte rasch nach und erwarben sich bald die Achtung und Zuneigung ihrer Lehrer. Aber auch ihre Mitschüler gewannen die Knaben lieb, die ihnen mit so herzlicher Offenheit begegneten und durch ihr ganzes Wesen verriethen, daß sie einem Hause entstammten, in dem alle edelsten Tugenden der Familie, treue Eltern- und Geschwisterliebe, wahre ungeheuchelte Gottesfurcht, Anhänglichkeit an Fürst und Vaterland von Geschlecht zu Geschlecht gepflegt wurden. Von hoher Wichtigkeit für den ganzen Lebensgang der Brüder war es, daß sie nicht als Stadtkinder aufwuchsen, sondern erst in einem Alter, wo der Sinn für die Natur und ihre Schönheiten schon erschlossen zu sein pflegt, — Jacob im vierzehnten, Wilhelm im dreizehnten Jahre —, ihren Platz auf den Schulbänken des Lyceums einnahmen. Da war es denn freilich auf lange Zeit vorbei mit der goldenen Freiheit, deren sie sich in ihrem lieben Steinau erfreut hatten, wo nach den wenigen Stunden in der Schule des Präceptors Zinkhan und der schnellen Erledigung der leichten Schulaufgaben ihnen reichliche Muße geblieben war, um Wald und Flur zu durchstreifen und Herz und Sinn aufgehen zu lassen an den Wundern der Schöpfung. Damals schon entwickelte sich in ihnen die wunderbare Empfänglichkeit auch für die kleinsten Eigenthümlichkeiten der organischen Welt. Sie bahnte ihnen den Weg zu der Betrachtungsweise, der sie nachmals auf dem Gebiete der Sprachforschung einen so großen Theil ihrer Erfolge zu verdanken haben. Die „Andacht zum Unbedeutenden“, die einst August Wilhelm Schlegel an ihren ersten wissenschaftlichen Leistungen verspottete, sie bildet, wie heute anerkannt ist, einen der Grundpfeiler der Größe der Brüder Grimm. An die Tage, in welchen im lieblichen Kinzigthale ihre Freude am Rauschen des Waldes und an den blumengeschmückten Matten der Bergwiesen, an dem Leben der Pflanzen und den mannigfachen Erscheinungen der Thierwelt, nicht minder aber am Volksleben in seiner bunten, fröhlichen Entfaltung ihren Ursprung nahm, erinnert noch heute ihr Stil. Zu seinen schönsten Vorzügen gehören die reizenden, dem Leben der Natur abgelauschten Gleichnisse, die den Gang lediglich gelehrter Darstellung ebenso anmuthig unterbrechen, als sie durch glückliche und oft geradezu überraschende Auswahl dem Verständniß auf das Wirksamste zu Hilfe kommen.

Die mehrjährige angestrengte Arbeit auf dem Kasseler Lyceum, wo kaum eine Erholungsstunde den heranreifenden Jünglingen blieb und Wilhelm's zarte

Gesundheit zuerst von den Gefahren bedroht wurde, die im Verlaufe seines Lebens noch oft an ihn herantraten, vermochte nicht ihre freudige Hinneigung zu allen schönen und lieblichen Eindrücken zu beseitigen, die auf ihr Gemüth auch außerhalb der Schule wirkten. Eine schon früh entwickelte eiserne Willenskraft, welche man den beiden zartgebauten Jünglingsgestalten kaum zugetraut hätte, ward schließlich Herr über alle Hindernisse. Nicht trübe und träumerische Kopfhänger, sondern frische, frei ins Leben blickende junge Männer waren es, die das Lyceum Fridericianum in ihnen zur Landesuniversität Marburg entsandte. Wie hätte sonst Jacob Grimm die von übermüthiger Jugendlust zeugende Sehnsucht empfinden können, der er im Herbste 1802, ein halbes Jahr nach seinem Abgange zur Hochschule, in einem der bisher noch ungedruckten und jetzt in der Kasseler Bibliothek aufbewahrten Briefe an seinen Schulfreund Paul Wigand, den Sohn eines hessischen Staatsarchivars, Ausdruck verlieh. Wigand hatte ihm unter Anderem auch von einer gehörigen Prügelei geschrieben, die unter den Kasseler Abiturienten kurz vor ihrer Entlassung zur Hochschule stattgefunden hatte. Studiosus Grimm antwortete darauf: „Bei der mir so reizend von Ihnen geschilderten Schlägerei, o wie sehr wünschte ich dabei gewesen zu sein, nicht aber bei den darauf erfolgten Nasen, denn man ist dann in einer fatalen Situation. Auf den alten Eschwege hätte es dann hageldick regnen sollen. Doch dies ist vielleicht die letzte Schlägerei, von der ihr Tische, Bänke und Wände des großen Pädagogiums, Zeugen wart. Hinfort wird euch nicht mehr der liebliche Anblick staubumwallter Kämpfer werden, hinfort nicht mehr das süße Geräusch boxender Fäuste und zur Erde sinkender Lasten in eure Ohren gellen! Denn eure künftigen Bewohner sind hierzu zu nüchtern!“ Entsprechen diese Worte auch nicht dem Bilde, das man sich gemeiniglich von den Gedanken des Schöpfers der deutschen Sprachwissenschaft in seinen ersten Universitätssemestern zu entwerfen pflegt, so bringen sie ihn doch sicherlich den Herzen aller derjenigen menschlich näher, die sich auch mit Vergnügen der Stunden erinnern, wo sie, den Verboten der gestrengen Lehrer zum Trotz, in den Räumen der Schulsäle die jugendliche Kraft mit der ihrer Mitschüler maßen. Die frohe Empfänglichkeit auch für die heiteren Seiten des Schülerlebens, die aus Jacob's Worten uns entgegenlacht, welchen Gegensatz bildet sie zu der Blasirtheit, die heute manche Jünglinge, und leider nicht wenige, schon auf die Hochschule mitbringen!

Das Studium der Rechte war es, welches die Brüder ergriffen — Wilhelm folgte 1803 auf die Universität nach — gemäß dem Wunsche der Mutter und des früh verstorbenen Vaters, der selbst Jurist gewesen war. War die Jurisprudenz doch damals, wie bis auf den heutigen Tag, diejenige Wissenschaft, die ihren Jüngern Amt und Brot und eine ehrenvolle Stellung am meisten sicherte. Mit dem ihnen von Jugend auf anerzogenen Pflichtgefühle wandten sich Jacob und Wilhelm ohne Widerstreben und ohne Unlust dem Studium zu. Daneben aber verschlossen sie sich keineswegs der Beschäftigung mit anderen Seiten der Geistesbildung und bewahrten sich so von früh an vor Einseitigkeit. Zahlreiche Briefe an den Freund Paul Wigand legen davon Zeugniß ab, wie Jacob Grimm neben seinen juristischen Studien mit ungemeinem Eifer, ja man kann

wohl sagen, mit einer Art von Unersättlichkeit die damaligen Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Belletristik in sich aufnahm, glücklicher Weise ohne von der Sentimentalität der Romanschreiber jener Epoche beeinflußt zu werden. Es liegt auf der Hand, daß ihm diese Erzeugnisse nicht auf die Dauer gefallen konnten und er sich nach und nach von ihnen zurückgestoßen fühlen mußte. Nicht lange dauerte es, so wurde ihm schon auf der Hochschule klar, daß für uns Deutsche aus längst verrauschten Tagen ganz andere und bessere Vorbilder für den guten Geschmack und die Belebung der Phantasie vorhanden seien. Wie er bekennt, ging ihm durch die Bekanntschaft mit der 1803 erschienenen Tieck'schen Ausgabe der „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitpunkte", so unvollkommen diese Bearbeitung auch nach heutigen Begriffen ist, eine ganz neue Welt auf. Die Bodmer'sche Sammlung der ritterlichen Sänger des Mittelalters, die den Brüdern zuerst in der Bibliothek ihres hochverehrten Marburger Lehrers Friedrich Karl von Savigny in die Hände kam, diente nur dazu, den Wissensdrang, welchen Beide nach der näheren Bekanntschaft mit der Sprache und Dichtkunst jener Zeit empfanden, zu steigern. So beschränkt ihre Mittel waren — nicht das kleinste Stipendium wurde den fleißigen Söhnen der in den bescheidensten Verhältnissen lebenden Amtmannswittwe zu Theil —, so wußten sie sich doch nach und nach in den Besitz aller derjenigen, uns freilich jetzt recht geringfügig erscheinenden literarischen Hilfsmittel zu setzen, die es ihnen ermöglichten, dem Entwicklungsgange unserer Sprache nachzuforschen und die Gesetze zu ergründen, auf denen ihre Gestaltung beruht.

Dazu kam noch etwas Anderes. Wenige Hochschulen Deutschlands mögen so geeignet sein, in dem jugendlichen Herzen die Empfänglichkeit für die großen Tage deutscher Vorzeit zu erwecken als Marburg, wo, um mit einem hessischen Dichter zu sprechen,

„inmitten eines Meers von Duft und Blüthen
Grau und groß das Schloß emporsteigt, Philipps alte Stadt zu hüten".

Und im Thale, nahe dem Ufer der Lahn, begrüßt den Wanderer, wenn er durch die engen steilen Straßen zwischen den alten Häusern hinabgestiegen ist, der wundervolle Bau, den einst die Frömmigkeit der Ritter des deutschen Ordens zu Ehren einer fürstlichen Dulderin und Heiligen aufführte, die herrliche St. Elisabethkirche, eins der vollendetsten Meisterwerke deutscher Gothik. Die edle Einfachheit des Aeußeren und des Inneren wirkt geradezu überwältigend auf ein dichterisch angelegtes Gemüth, wie es die Brüder besaßen. „Der Vorwelt Schattengebilde umsäuseln uns und erinnern uns an unsere Vergänglichkeit", schreibt Jacob seinem Freunde Wigand in einer kurzen Schilderung des ersten Besuchs dieser Kirche. Allein bei solcher Empfindung blieb es nicht. Auch das Bewußtsein des Stolzes auf die Vorfahren stellte sich ein, deren Geschmack schon so geläutert gewesen war, daß sie dieses Kunstwerk zu schaffen vermochten. Zu nahe lag der Vergleich mit der Geschmacklosigkeit der Gegenwart, als daß nicht auch diese Betrachtung die Jünglinge wieder zum Mittelalter zurückgeführt hätte und die Erkenntniß des einst in ihm pulsirenden Lebens ihnen als ein hohes erstrebenswerthes Gut erschienen wäre. Nur wer selbst in der alma mater Philippina vorübergewandelt ist an jenen herrlichen Thürmen von St. Elisabeth,

wer selbst ihr wunderbares Geläute im Thal und auf den Bergen vernommen hat, vermag eine Vorstellung von dem Eindrucke zu gewinnen, den dieser Dom auf die beiden nachmaligen Wiedererwecker unserer Kenntniß vom deutschen Alterthum ausgeübt haben muß. Auch wenn die Brüder nicht, wie Goethe beim Anschauen des Straßburger Münsters, Gedanken Worte liehen, die auf die Nachwelt übergegangen sind, so steht es doch unleugbar fest, wie nachhaltig gerade diese heimathlichen Erinnerungen auf sie wirkten und wie sie dadurch bestärkt wurden einzudringen in die verschlungenen Pfade des Waldes, der schon seit Jahrhunderten das Zauberschloß der deutschen Poesie umrankt und unzugänglich gemacht hatte. Vor ihrem Geiste tauchten nicht minder die stolzen Ordensritter auf, die einst zu St. Elisabeths Kirche schritten, als die holden Frauen, die am Grabe der Heiligen ihr inbrünstiges Gebet verrichteten. Und wandte sich ihr Blick ab von dem hehren Gotteshause, so schweifte er über die herrliche Umgebung der Stadt. Auf den Bergen, die sich an den Ufern der Lahn rings um Marburg und sein altes Fürstenschloß erheben, verweilte der Fuß der jungen Studenten gar oft. Der reizende Anblick, den die Stadt mit den sie im Kranze umgebenden Höhen von den verschiedensten Seiten bietet, vermehrte noch ihr hochausgebildetes Naturgefühl, das sie zu ihrer Freude, je mehr sie sich mit der Vorzeit des deutschen Volkes beschäftigten, schon in dessen ersten Anfängen entwickelt sahen und als eins der Lebenselemente germanischen Geistes erkannten.

Zu allen diesen günstigen Umständen für die Entfaltung der jugendlichen Seelen fügte es sich noch, daß sie in Marburg einen Lehrer fanden, der es verstand, ihr Herz in seltenem Grade zu gewinnen, der ihnen, wie Wilhelm nachmals freudig bekannte, nicht allein in seinen Vorlesungen „die Einsicht vom Werthe geschichtlicher Betrachtung und einer richtigen Methode bei dem Studium“ eröffnete und ihrem Wissensdurste die Schätze seiner Bibliothek zur Verfügung stellte, sondern ihnen auch in persönlichem Umgange „den Sinn für so vieles Andere“ aus dem Geistesleben unserer Nation erschloß, das ihnen bis dahin fremd geblieben war. Der Einfluß der historischen Schule auf dem Gebiete des Rechts, die Savigny als ihren Begründer verehrt, ist unschwer auch in den Werken dieser seiner beiden Schüler zu erkennen. Die geschichtliche Verfolgung der einzelnen Erscheinung durch alle ihre Gestalten, welche den großen Juristen zu so glänzenden Resultaten führte, blieb in Folge der Berührung mit Savigny eins der unterscheidenden Merkmale, wodurch sich die Brüder Grimm nachher vor so manchem ihrer Mitarbeiter in der Neubelebung deutschen Volksthums auszeichneten. Waltete auch in ihnen die Phantasie mächtig, so gewann sie doch niemals eine solche Herrschaft über ihre Anschauungsweise, daß sie ihnen, wie bei andern Jüngern der Romantik, die Klarheit des Blickes trübte und unsere Vorzeit in unwahrem Bilde auftauchen ließ. Fügen wir noch hinzu, daß der einfache protestantische Sinn und die bei aller Achtung für die Angehörigen anderer Confessionen doch streng auf dem Boden des reformirten Bekenntnisses gehaltene Erziehung, welche das Vaterhaus den Brüdern mit auf den Weg gegeben hatte, auch nicht wenig dazu beitrugen, sie vor Ueberschwänglichkeiten zu bewahren, so erfüllen wir nur eine Forderung der Gerechtigkeit, wenn wir auch diesem wichtigen Factor für das Werden der Beiden seine gebührende Stelle einräumen.

Der Abschluß der Studienzeit Jacob's war ein ungewöhnlicher. Savigny, der im Sommer 1804 sich auf wissenschaftliche Reisen begeben hatte, um die Quellen für seine geplante und später glänzend zur Ausführung gekommene „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter" persönlich einzusehen und zu prüfen, ließ im Januar 1805 von Paris aus an ihn die Anfrage ergehen, ob er geneigt sei, dorthin zu kommen und ihm bei seinen Vorarbeiten behilflich zu sein. Schwer genug mag der Mutter Jacob's der Entschluß geworden sein, den geliebten ältesten Sohn, auf den sie große Hoffnungen setzte, in die Ferne ziehen zu lassen. Der Brief, worin er sie um die Genehmigung zur Reise bat, traf sie krank in ihrem Wohnorte Steinau. Dennoch willigte sie alsbald ein, in der Erkenntniß, daß der Aufenthalt in der Weltstadt unter der Führung eines so ausgezeichneten Mannes, wie die Söhne ihr den geliebten Lehrer stets geschildert hatten, ihrem Jacob dauernden Vortheil bringen würde. „Auf die angenehmste und lehrreichste Weise," so sagt Jacob uns selbst, verlebte er nun ein halbes Jahr in Paris. Neben den Schätzen der Bibliotheken der Weltstadt übten auch die Kunstwerke des Louvre, der damals schon die großartigsten Schöpfungen der Antike und der italienischen Meister des 16. Jahrhunderts barg, auf ihn ihren unwiderstehlichen Zauber. In täglichem Umgange mit Savigny und seiner hochgebildeten Frau Kunigunde, einer geborenen Brentano aus Frankfurt am Main, erweiterte sich sein Gesichtskreis. Er lernte die mannigfachen Erscheinungen des Lebens, welche Paris, damals unbestritten die Metropole Europa's, bot, mit richtigem Blicke würdigen. Doch den bleibendsten Eindruck auf ihn machte ohne Zweifel die Bekanntschaft mit den Handschriften unserer mittelalterlichen Dichter, aus denen Bodmer's und Tieck's Arbeiten geflossen waren. Mit Entzücken verweilte sein Auge auf jener herrlich ausgemalten Liederhandschrift der ritterlichen Sänger Deutschlands, die bis in die ersten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts im Besitze der Pfälzer Kurfürsten gewesen war, nach der Eroberung Heidelbergs durch Tilly auf heute noch nicht sicher festgestellten Wegen nach Frankreich wanderte und 1657 als ein Geschenk der Brüder Dupuy in die große Pariser Bibliothek gelangte. „Solche Anblicke," schreibt er später, „hielten die größte Lust in mir wach, unsere alten Dichter genau lesen und verstehen zu lernen." Der Briefwechsel, den Jacob damals mit dem noch in Marburg studirenden Wilhelm pflog, zeigt uns, wie schon zu jener Zeit die Gedanken Beider andauernd auf dieses gemeinsame Ziel gerichtet waren.

So schmerzlich für Wilhelm der Abschied von dem geliebten Bruder gewesen war, mit dem er zusammen ein bescheidenes Stübchen bewohnte, so freudig nimmt er alle Nachrichten auf, die Jacob's Feder ihm aus der Weltstadt berichtet. Wenn den Gelehrten der in dem inhaltsreichen Briefwechsel gebotene Blick in das Geistesleben des Brüderpaares mächtig anzieht und er aus ihren Aeußerungen erkennt, wie die Keime zu ihrer künftigen Größe sich entwickelten, so verfolgt der Laie darin mit Freude die zahlreichen Züge treuer Bruderliebe, die, wir dürfen es wohl sagen, unserem Volke beide Männer fast eben so theuer macht, als ihre Thaten auf dem Felde der Wissenschaft, und vielleicht mehr als vieles Andere dazu beiträgt, ihnen die Unsterblichkeit zu sichern.

III.

Nach Jacob Grimm's Rückkehr von Paris im Herbste 1805 schien anfangs sein und Wilhelm's Leben ganz in der Weise verlaufen zu sollen, wie das so vieler junger hessischer Beamten im Vorbereitungsdienste. Die literarischen Neigungen Beider standen im Widerspruch zu dem von ihnen erwählten Brotstudium. Lehrstühle für deutsche Sprache und Alterthumswissenschaft gab es damals noch nicht auf unseren Hochschulen, und wären sie auch vorhanden gewesen, so hätten es die Mittel der Brüder nicht erlaubt, die Docentenlaufbahn zu erwählen. Während der Abwesenheit Jacob's im Auslande hatte seine Mutter das kleine Haus in Steinau verkauft, das sie seit dem 1796 erfolgten Tode ihres Gatten bewohnte und war nach Kassel gezogen in das Eckhaus der Marktgasse, dessen wir im Eingang dieser Darstellung gedachten. Dort war sie mit ihren sechs Kindern, fünf Söhnen und einer Tochter, nahe dem Landgrafenschlosse, in dem ihre treue Schwester Henriette Zimmer als Kammerfrau der Kurfürstin Karoline verweilte, so lange der Hof nicht seine Sommerresidenz zu Wilhelmshöhe oder in einem anderen Lustschlosse aufgeschlagen hatte. Die Fürsorge für die Erziehung der jüngeren Kinder hatte die Uebersiedelung der Mutter ebenso sehr veranlaßt, als ihre Sehnsucht nach dem dauernden Zusammenleben mit den beiden ältesten Söhnen, von denen auch Wilhelm im Frühjahr 1806 nach absolvirtem Examen die Universität verließ, um in den Familienkreis zurückzukehren. In Kassel erwartete er eine ähnliche Anstellung, wie sie Jacob einige Monate vorher erhalten hatte, und hoffte dann ebenso wie der Bruder durch den Bezug eines wenn auch noch kleinen Gehaltes die Sorgen der guten Mutter um sein Fortkommen erleichtern zu können.

Jacob Grimm, der vor einem halben Jahre an Savigny's Seite in den Straßen der glänzenden Seinestadt umhergewandelt war, saß nun in kurfürstlich hessischer Uniform mit dem unvermeidlichen vorgeschriebenen Zopfe auf dem Bureau des Kriegs-Collegiums in der oberen Königsstraße zu Kassel. Bei dieser Verwaltungsbehörde war ihm die Stelle eines Accessisten mit 100 Thaler Jahresgehalt allergnädigst verliehen worden. Trotz der „vielen und geistlosen Arbeit“, die er dort zu bewältigen hatte, fühlte er sich, bescheiden wie er war, seinem eigenen Geständnisse nach zufrieden. Wußte er doch immerhin noch so viel Muße zu gewinnen, um sich in das liebgewonnene Studium unserer älteren Sprache und Dichtkunst zu versenken und die mit Wilhelm gemeinschaftlich angelegten handschriftlichen Sammlungen über die verschiedensten Lebensäußerungen der vaterländischen Vorzeit andauernd zu vermehren. Welchen Werth und Umfang diese Sammlungen gewannen, erkennt man erst annähernd aus den ersten größeren Publicationen der Brüder, die mit dem Jahre 1811 beginnen. Von da ab erscheinen in rascher Folge Arbeiten, deren Vielseitigkeit in das größte Erstaunen versetzen muß und die ohne eine Vorbereitung von langer Hand her in dieser Fülle und Mannigfaltigkeit gar nicht denkbar sein würden. Noch im Mai 1810 schrieb Wilhelm an Paul Wigand, der damals das Amt eines Friedensrichters in Höxter bekleidete: „Meine literarischen Arbeiten laufen noch wild auf allen Wegen herum und der Preßbengel hat noch nichts erwischen können. Meine

oder unsere Collectaneen sind längst so weit, daß wir darauf sitzen können, solche Ballen. Was ich schreibe, kommt nur so nebenbei; ein Paar Recensionen in den Heidelberger Jahrbüchern u. dgl."

Wir erstaunen um so mehr über die Menge des Zusammengebrachten, als die Zeitumstände und die traurige Lage, in welche die Grimm'sche Familie wenige Jahre nach ihrer Uebersiedelung gerieth, lähmend auf ein ruhiges Studium einwirken mußten. Im November 1806 wurde das Kurfürstenthum Hessen in die Niederlage seines früheren langjährigen Bundesgenossen Preußen mit hineingerissen. Die Schaukelpolitik Wilhelm's I., der es mit keiner der kämpfenden Großmächte verderben wollte, erwies sich als unnütz, da Napoleon nach dem Siege bei Jena und dem unerwartet raschen Falle der preußischen Festungen Hessen plötzlich durch seine Truppen überschwemmen ließ. Kaum behielt der Kurfürst Zeit, ins Ausland zu flüchten. Das kleine hessische Heer, noch zwölf Jahre vorher in den Kämpfen mit den Armeen der französischen Republik als das schlagfertigste und kriegstüchtigste Contingent der deutschen Mittelstaaten erprobt, wurde, seines Fürsten und Führers beraubt, zum Ingrimm so vieler alter tapferer Krieger entwaffnet und eine Proclamation des Marschalls Mortier erklärte, daß sein Kaiser den Kurfürsten von Hessen, der die Würde eines preußischen Feldmarschalls bekleide, wegen seiner Anhänglichkeit an Preußen zu strafen beschlossen habe. „La qualité de souverain est incompatible avec celle d'officier au service d'une puissance et la dépendance des tribunaux étrangers," so ließ sich das Schriftstück weiter vernehmen, das die Gründe für den Raub Hessens bei den Haaren herbeizuziehen suchte.

Mit tiefem Schmerze empfand gleich vielen anderen braven Hessen auch die Grimm'sche Familie die Unterjochung des Landes durch den fremden Gewalthaber. Aber Jacob war nicht in der Lage, was er sonst wohl gern gethan hätte, unter den neuen Verhältnissen auf ein Staatsamt zu verzichten, um so weniger, als Wilhelm, mit dessen Gesundheit es damals wieder nicht sonderlich stand, noch ohne Amt bei der Mutter in Kassel lebte. Allein die Arbeiten auf dem Kriegs-Collegium, die Jacob schon vorher trocken und geistlos erschienen waren, häuften sich nun in einem Grade, daß er ihr Uebermaß nicht mehr zu ertragen vermochte. Diese ehemalige hessische Verwaltungsbehörde, deren Functionen sich in vielen Beziehungen mit denen eines jetzigen Regierungs-Collegiums vergleichen lassen, war von den Franzosen zu einer Truppenverpflegungs-Commission umgestaltet worden, die nicht allein für die in Hessen liegenden Regimenter Fürsorge zu treffen, sondern auch Anordnungen für den Unterhalt der zahlreichen zur großen Armee des Kaisers gehörigen und durch das Land hin- und hermarschirenden Truppenkörper zu erlassen hatte. Von der Möglichkeit wissenschaftlicher Beschäftigung in Mußestunden war bei dem Accessisten Jacob Grimm keine Rede mehr; er erlag beinahe der Last der Schreibereien und fortwährenden Verhandlungen mit den hochfahrenden französischen Intendanturbeamten, die Tag für Tag neue Anforderungen an das erschöpfte Land stellten. Als guter Sohn gab er sich eine Zeit lang alle Mühe, das Widerwärtige seiner Stellung mit Geduld zu ertragen; endlich aber war das Maß voll, und als in dem neugebildeten Königreiche Westphalen, dessen Hauptstadt Kassel geworden war, um die

Mitte des Jahres 1807 die Behörden neu organisirt wurden, erbat und erhielt er seine Entlassung. Er hatte sie in der Hoffnung eingereicht, in einem anderen Zweige des Staatsdienstes ein Unterkommen zu finden, das seinen Kenntnissen eher entsprechen und nicht so niederdrückend auf seinen Geist wirken würde wie die Beschäftigung des letzten Jahres. Die Beseitigung des seither geltenden römischen und deutschen Rechts und sein Ersatz durch den Code Napoleon waren ganz dazu angethan, ihm das Rechtsstudium überhaupt zu verleiden. Dreiundvierzig Jahre später schreibt er über diese Tage an den Romanisten Savigny: „Ich tröstete und labte mich immer stärker am Alterthum unserer edlen Sprache und Dichtkunst, aus welchem auch Seitenpfade in das altheimische Recht einschlugen, zu welchem Sie mich nicht hingeführt hatten, dem Sie selbst sich erst später näherten; von dieser deutschen Grundlage meines erworbenen Wissens bin ich hernach auch wieder freudig auf die Zustände der classischen Literatur und Sprache eingegangen."

Jacob glaubte damals schon mit den nöthigen Vorkenntnissen ausgerüstet zu sein, um eine Bibliothekarsstelle zu bekleiden. Er bewarb sich um eine solche, die an der Museumsbibliothek zu Kassel, der heutigen Landesbibliothek, vacant war. Vergebens. Denn man hatte für diesen Posten einen Franzosenfreund ausersehen, der sich bereit fand, zugleich die Redaction des officiellen Organs des neuen Königreichs, des deutsch und französisch erscheinenden „Moniteur Westphalien", zu übernehmen. Auch andere Hoffnungen scheiterten und Jacob sah sich mit dem Beginne des Jahres 1808 immer noch ohne Amt und Brot, als ihn und seine Geschwister der härteste Schlag durch den Tod seiner vortrefflichen Mutter traf, die in Kummer und Sorgen um das Geschick der Ihrigen dahinschied. In ihrer Sterbenacht phantasierte sie von einer Niederlage der Franzosen und dem Siege der Hessen, die auf einer Wolke himmelan stiegen. Unfern der Mauer des alten Friedhofes zu Kassel steht der einfache Stein, den die sechs Kinder der Entschlafenen setzen ließen. Aber noch rührender als dieser Stein mit seiner Inschrift ist das Andenken, das der ausgezeichneten Frau in den Herzen ihrer Söhne errichtet war. Der Briefwechsel und die Selbstbiographien der Brüder legen davon das schönste Zeugniß ab. 1830 schreibt Wilhelm Grimm: „Die Liebe zu meiner Mutter ist noch jetzt, nachdem sie länger als zwanzig Jahre im Grabe liegt, unvermindert in meinem Herzen; der Traum führt mich manchmal zu ihr hin, sie sitzt meist, wie in den letzten Jahren ihres Lebens, auf einem kleinen Teppich vor einem Arbeitstischchen, reicht mir die magere, aber sanfte Hand und fragt, warum ich so lange nicht bei ihr gewesen sei. Hätte es Gott gefallen, ihr Leben zu verlängern, welche Freude, wenn wir ihr die mühseligen, uns geopferten Jahre mit eben so viel stillen und ruhigen hätten vergelten können."

Der Sinn für eine trauliche Häuslichkeit gehörte zu den schönsten Erbtheilen, welche die Mutter ihren Kindern hinterließ. Hat auch Jacob, versenkt in die Fülle seiner Studien, sich niemals dazu entschließen können, einem weiblichen Wesen die Hand zum Bunde für das Leben zu reichen, so wissen wir doch, daß das Familienglück seines Bruders Wilhelm, dessen Zeuge er Jahrzehnte lang war, erwärmende Strahlen auch in seine Seele warf und bewirkte, daß ihm

niemals das Gefühl kam, vereinsamt zu sein. Die innige Liebe zu den Menschen, welche die Volksschriften der Brüder athmen, war nichts Erkünsteltes. Sie war ihnen angeboren und durch die Erziehung trefflicher Eltern weiter entwickelt. Trotz mancher herben Erfahrungen, die sie, wie jeder offene und treuherzige Charakter, machen mußten, blieb ihnen diese Menschenliebe als unvertilgbarer Vorzug. Noch heute weiß man in Steinau und Kassel von der herzgewinnenden Freundlichkeit zu erzählen, mit der Jacob und Wilhelm auch dem Geringsten entgegenkamen, wie sie, nachdem sie längst sich einen über Deutschlands Grenzen hinaus reichenden gefeierten Namen erworben hatten, ihrer Jugendgespielen nimmermehr vergaßen und im fröhlichen Geplauder mit alten Bekannten sich freundliche Bilder aus den Tagen des Knaben- und Jünglingsalters vor die Seele zu führen pflegten. Die beiden Männer mit den klaren, liebreichen Gesichtern und den leuchtenden Augen, welche durch ihre Märchen so wunderbar heute noch auf die Gemüther der Kinder wirken, fühlten sich besonders zu den Kindern hingezogen, die ihnen wieder mit Vertrauen und Zuneigung entgegenkamen. Es fehlte ihnen nie der richtige Ausdruck, um sich das Herz der Kleinen und damit das der Eltern zu erobern. In einem Briefe an Wigand weiß Jacob dem Freunde keinen treueren Wunsch für sein Kind zu sagen, als die reizende ihm aus seinen Studien des Niederdeutschen bekannt gewordene Redewendung, „der liebe Gott wolle ihm seine Hemdchen zu klein werden lassen".

Ein gütiges Geschick fügte es, daß die Früchte des Fleißes der Brüder unserer Nation nicht verloren gingen, daß so viel Treue und Hingebung für die Wiederaufrichtung unseres Volksthums nicht scheiterten im Kampfe um die gemeine Nothdurft des Lebens, wie es 1808 anfänglich zu befürchten stand. Die Persönlichkeit, welche für Jacob Grimm als ein Retter aus der Noth erschien, hat ihren wohlverdienten Ruhm als Forscher in den Augen sehr vieler Beurtheiler durch ihre Charakterschwäche längst eingebüßt. Auf das Verhalten jenes Mannes pflegt als auf eins der beklagenswerthesten Beispiele hingewiesen zu werden, bis zu welchem Grade Deutschlands gefeierte Gelehrte zur Vergötterung des ersten Napoleon beitrugen. Johannes von Müller, der noch kurz vorher in der Vorrede zum vierten Bande seiner Schweizergeschichte so muthige und weithin hallende patriotische Worte gesprochen hatte, war von den Erfolgen des Eroberers und der mit kluger Berechnung seiner persönlichen Eitelkeit dargebrachten Huldigung desselben in dem Grade bestrickt worden, daß er sich bereit finden ließ, eine der Stützen des neuen Königreichs zu werden, das Napoleon aus Trümmern der preußischen Monarchie, des Kurfürstenthums Hessen und des Herzogthums Braunschweig für seinen leichtfertigen jüngsten Bruder Jérôme aufbaute. Es kann nicht geleugnet werden, daß Müller, von dessen politischer Haltung wir hier ganz absehen, sich in der nur kurzen Zeit, während welcher er die Stellung eines Generaldirectors des öffentlichen Unterrichts im Königreiche Westphalen einnahm, um manche wissenschaftliche Institute desselben, insbesondere die Universitäten Göttingen, Halle und Marburg, rühmenswerthe Verdienste erwarb. Vielleicht noch höher steht, was er für Jacob Grimm that. Er hatte dessen Bewerbung um die Bibliothekarsstelle an der Kasseler Museumsbibliothek, obgleich die Entscheidung über ihre Besetzung fast allein von ihm

abhing, nicht unterstützt, weil es sich dort um die Gewinnung eines Mannes handelte, der mehr Journalist als Bibliothekar sein und die öffentliche Meinung in dem der Regierung genehmen Sinne beeinflussen sollte. Daß Jacob Grimm die Natur nicht war, welche sich hierzu eignete, war Müller bekannt. Aber ebensowohl würdigte er, der selbst schon so manchmal um seine Existenz gekämpft hatte, die außerordentliche Begabung des jungen Mannes und wünschte nichts sehnlicher, als daß sich eine Stellung für ihn finden möchte, in der er Gelegenheit hätte, seinen Studien auch fernerhin nachzugehen und seine literarischen Pläne zu verwirklichen. Eine solche Stellung fand sich zum Glücke bald.

Die frühere Hofbibliothek des Kurfürsten im Schlosse Wilhelmshöhe, damals „Napoleonshöhe" genannt, sollte den Grundstock einer Cabinetsbibliothek des Königs Jérôme bilden, für die man einen wissenschaftlich gebildeten und mit dem Französischen wohlvertrauten Mann als Bibliothekar suchte. Da schlug Johannes von Müller dem königlichen Cabinetssecretär Cousin de Marinville, der ihn nach einer geeigneten Persönlichkeit befragte, Jacob Grimm vor. Die Fürsprache des berühmten Historikers war von sofortigem Erfolge. Jacob Grimm wurde zum Cabinetsbibliothekar des Königs mit einem Gehalte von 2000 Francs ernannt. Nicht ohne Bangen mag er das Amt angetreten haben, das ihn, der im Herzen immer gut hessisch blieb und an seinem vertriebenen Fürstenhause hing, so oft in persönliche Berührung mit dem Usurpator und seiner nächsten Umgebung bringen mußte. Aber es machte sich Alles besser, als er erwartet hatte. Er erkannte bald, daß der ihm übertragene Posten eine Sinecure sei, nur dazu bestimmt, dem nach großem Zuschnitt eingerichteten königlichen Hofstaat auch den Nimbus der Achtung vor den Wissenschaften zu verleihen. Es waren bekanntlich nichts weniger als wissenschaftliche Neigungen, die Jérôme während seiner Regierungszeit an den Tag legte. Er benutzte die Bibliothek kaum und seine Umgebung folgte größtentheils seinem Beispiele. So oft er jedoch mit seinem Cabinetsbibliothekar zusammentraf, zeigte er sich gegen diesen gütig, so daß Jacob keinerlei Ursache zur Klage über ihn hatte. Im Gegentheil, man erwies in den ersten Jahren des westphälischen Königreichs dem talentvollen jungen Deutschen großes Vertrauen, der auch in der französischen Literatur zu Hause war und sich durch den Zweck seines früheren Aufenthaltes in Paris als Mitarbeiter Savigny's gebildeten Franzosen nicht wenig empfehlen mochte. Schon nach wenigen Monaten wurde sein Gehalt um die Hälfte erhöht und als 1809 die Stelle eines Auditors im Staatsrathe zu besetzen war, mit der noch ein weiteres Gehalt von 1000 Francs verbunden war, freute sich Jérôme, ihm eines Tages persönlich sagen zu können, daß er ihm dieses Amt neben seinem seitherigen übertragen habe. Der Dienst als Auditor war ebenfalls leicht und die für Jacob's Ansprüche an das Leben überreichliche Besoldung gab ihm nun die Möglichkeit, auch die Lage seiner Geschwister sorgenfreier zu gestalten und namentlich Wilhelm, der sich in der westphälischen Zeit um keine Anstellung bewarb, die Gelegenheit zu verschaffen, seine Studien mit ihm ungestört fortzusetzen. Die Stellung Jacob's erheischte nicht, daß er sich an den rauschenden Lustbarkeiten des westphälischen Hofes irgendwie zu betheiligen hatte; er sah den König, abgesehen von zufälligen Begegnungen, nur, wenn derselbe dem

Staatsrathe präsidirte. Auch war er nicht gezwungen, seinen Aufenthalt dauernd auf Napoleonshöhe zu nehmen; nur zuweilen, wenn es dienstliche Functionen erforderten, blieb er wohl eine Zeit lang der gemeinsamen Wohnung der Geschwister fern. Sogar in den Bureaustunden konnte er meistens seinen Lieblingsneigungen folgen und an den uralten Quellen unserer Sprache den Tönen lauschen, die aus der Vorzeit zu ihm herüberdrangen.

Die Cabinetsbibliothek des Königs von Westphalen, seit 1813 wieder kurfürstliche Hofbibliothek und nach der Einverleibung Kurhessens in die preußische Monarchie jetzt zum Besitze des preußischen Königshauses gehörig, befindet sich heute noch in denselben Räumen, wie damals, wo Jacob Grimm ihr Bibliothekar war. Sie hat in einigen Parterrezimmern des linken Schloßflügels ihre Aufstellung. Dieser Flügel war zu jener Zeit ebenso wie der rechtsgelegene Theil des in Hufeisenform gebauten Schlosses mit dem Hauptbau nur durch eine brückenartige offene Gallerie verbunden. Aus den Fenstern der Bibliothek genießt man eine herrliche Aussicht in das Waldgebirge, welches das Schloß umgibt. Nach rechts hin tauchen aus dem Meer der Bäume die Thürme und Zinnen der von Wilhelm I. erbauten Löwenburg empor, die in dieser Umgebung die malerischste Wirkung ausüben. Zur Linken schweift das Auge über den Abhang des Hügels hinab, auf dem das Schloß steht, nach dem Spiegel eines mit echt künstlerischem Verständniß der Natur angelegten großen Teiches, in dessen Wasser die Schatten hochragender Tannen und Fichten fallen, die seine Ufer umkränzen. Erhebt sich dann der Blick nach dem östlichen Horizont hin, so verliert er sich in die grünen Kuppen des hessischen Berglandes, das über dem Fuldathale in Wellenlinien emporsteigt und dessen dichte, meilenlange Wälder schon vor Jahrtausenden den gleichen Anblick geboten haben mögen wie heute. Wohl ist dieser herrliche Fleck deutscher Erde geeignet, sich in die Tage zurückzuversetzen, wo noch der Sinn für die Schönheit von Gottes freier Natur ursprüngliches Gemeingut unseres ganzen Volkes war.

Die Brüder Grimm nehmen eine hervorragende Stelle ein unter den Vorkämpfern, denen es zu danken ist, daß wenigstens für unsere Gebildeten, das Wort im richtigen Sinne genommen, eine gleichsam versunkene Welt sich wieder aufthat, daß nicht nur dem hochbegabten Geiste, dem Dichter und Forscher, ganz neue Bahnen sich erschlossen, sondern auch eine große Zahl deutscher Männer von früher nicht gekannter Liebe zum heimischen Boden erfüllt wurde, die in der tieftraurigen Zeit, wo das Vaterland in den Fesseln der Fremdherrschaft schmachtete, sich mit allen Fasern ihres Herzens an die Ueberlieferungen zu klammern suchten, welche aus alten Tagen den Ruhm der Vorfahren und unsere einst gebietende Stellung unter den Nationen des Abendlandes verkündeten. Vielleicht auf keinem Punkte Deutschlands war der schroffe Gegensatz zwischen dem Leben und Treiben der Gewalthaber und dem Denken und Fühlen der Patrioten einander so nahe gerückt, wie im Schlosse zu Wilhelmshöhe. In den glänzenden Sälen des Hauptbaues der frivole König von Napoleon's Gnaden mit seinem Troß von Schmeichlern und Trabanten, der sich aus dem Strudel eines Festes in den des anderen stürzte und dort im stillen Zimmer des Erdgeschosses, umgeben von seinen Büchern, der junge deutsche Gelehrte, den alten

Mären lauschend, welche die einstige Herrlichkeit des deutschen Reiches so laut und vernehmlich künden; im Dienste des Fremdlings und dennoch innerlich frei, erfüllt von heiliger Vaterlandsliebe und der gläubigen Hoffnung, daß der Lenker der Geschicke unserem Volke dereinst, in so weite Ferne dieser Augenblick auch damals gerückt schien, eine geistige und politische Auferstehung zu Theil lassen werde. Wenn nur Jacob Grimm's Auge sich erhob vom Nibelungenliede und vom Parcival, von seinen schon damals gesammelten Schätzen unserer Märchen und Sagen, von den Liedern eines Walther von der Vogelweide und seiner ritterlichen Zeitgenossen und hinüberschaute in die waldumrauschten Berge seines seit grauen Tagen so kerndeutschen hessischen Heimathlandes, dann mußte er neue Kraft und neuen Muth zu dem Entschlusse gewinnen, den Dienst für das Vaterland, den er begonnen, die Aufgabe seines Lebens werden zu lassen. Er wußte auch, daß er auf dieser Bahn nicht allein dahinschritt, wenn auch die Zahl der Genossen noch klein war. Stand ihm doch vor allen sein Bruder Wilhelm zur Seite in einer geistigen Gemeinschaft ohne Gleichen. Bald sollte Beiden auch die Betheiligung an einem trotz seiner kurzen Dauer dennoch für die Förderung der altdeutschen Studien sehr bedeutungsvollen Unternehmen nähere Beziehungen zu den Patrioten bringen, die mit ihnen demselben Ziele zustrebten.

IV.

Im „Neuen literarischen Anzeiger" von 1807, den Chr. von Aretin in München herausgab, finden sich die ersten gedruckten Arbeiten der Grimms. Es sind kleine Aufsätze, ganz verschiedenen Gebieten der deutschen Alterthums- und Sprachforschung entnommen. So wenig umfangreich diese Anfänge sind, sehen wir doch hier bereits die Wege angedeutet, in denen sich nachher die Forschung der Brüder bewegte. Diese Arbeiten erregten schon die Aufmerksamkeit des Kreises von Männern, der sich damals um den edlen Achim von Arnim zu Heidelberg sammelte. Arnim und sein nachmaliger Schwager Clemens Brentano hatten im vorhergehenden Jahre durch den Beginn der Veröffentlichung einer großen Sammlung deutscher Volkslieder unter dem Titel „Des Knaben Wunderhorn" eine literarische That ersten Ranges vollbracht. Schon von Herder war 1773 in seinen „Blättern von deutscher Art und Kunst" auf die Bedeutung des Volksliedes für unsere Dichtkunst mit den Worten eines Sehers hingewiesen worden; er hatte 1778 durch seine „Stimmen der Völker in Liedern" an einer Sammlung der vorzüglichsten Volkslieder der verschiedensten Zeiten und Völker gezeigt, welcher Schatz von Poesie in diesen Gesängen zu Tage trete. Schon damals war auch unserem Volke in Goethe der Dichter erstanden, der in noch unerreichter Weise durch seine Lieder zeigte, wie der echte Poet aus diesem unerschöpflichen Born trinken könne. Es ist das bleibende Verdienst der Romantiker, daß dieser Born wieder klar und hell zu strömen begann. Die Klänge des „Wunderhorns" bewirkten in der That eine Rückkehr unserer lyrischen Poesie aus der Trockenheit und Nüchternheit der Aufklärungsperiode zu Wahrheit und Natur. Man streite nicht darüber, wie es schon gelehrte und ungelehrte Pedanten in Arnim's und Brentano's Tagen thaten, ob die Gestaltung ihrer Sammlung allen Ansprüchen philologischer Kritik entsprach, genug,

die Sammlung selbst war eine bahnbrechende Leistung. Wie mächtig die Fülle alter herrlicher Lieder wirkte, von deren Vorhandensein vorher so viele der Besten unseres Volkes keine Ahnung gehabt hatten und der Goethe „von Rechts wegen einen Platz in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am liebsten auf dem Clavier" wünschte, zeigen heute noch die begeisterten Verse, womit der zwanzigjährige Ludwig Uhland das „Wunderhorn" in seinen „Liedern der Vorzeit" begrüßte. Er ruft ihnen, den „Jungfraun von ewigem Preise, die einst in der Edelfrauen Kreise beim Feste des Gesangs gethront," die freudigen Worte zu:

„Getrost! Schon sinken eure Bande
Und Boten ziehn nach Ost und West
In eine Stadt am Neckarstrande
Zu laden euch zu neuem Fest.
Ihr Heitern, kommt zu Tanzes Feier!
Laßt wehn das rosige Gewand!
Ihr Ernsten, wallt im Nonnenschleier,
Die weiße Lilie in der Hand!"

Heute ist es eine anerkannte Thatsache, daß der von Arnim und seinen Freunden durch ihre Forschungen gelieferte Beweis der Schönheit der alten deutschen Volkslyrik eine bedeutsame Wandlung unserer gesammten Dichtung hervorgerufen hat. Aber diese Wandlung konnte sich nur allmälig vollziehen, um so mehr, als die Gegner zahlreicher und mannigfaltiger Art waren und ihnen die Schwächen, welche manchen Trägern der altdeutschen Bestrebungen anhafteten, willkommenen Anlaß zu hitziger Befehdung der ganzen Tendenz boten. Nichts liegt uns ferner, als hier den literarischen Händeln nachzugehen, welche die Herausgeber des „Wunderhorns" mit mächtigen und tonangebenden Kritikern auszufechten hatten. Verstanden sie auch selbst die Waffen schneidig zu führen, so war es doch klar, daß wackere Mitkämpfer ihnen lieb sein mußten. Eine Schaar solcher Bundesgenossen sammelte Arnim um sich in seiner im April 1808 zu Heidelberg begründeten „Zeitung für Einsiedler", später auch „Trösteinsamkeit" genannt. Dort finden wir die Namen von Männern, deren Wege späterhin vielfach von einander abwichen. Neben den beiden Schlegel und Tieck, den Vertretern der älteren Richtung der Romantik, erscheinen unter den jüngeren außer Arnim und Brentano der feurige Rheinländer Joseph Görres und die schwäbischen Dichter Justinus Kerner und Uhland, letztere beiden mit einigen Jugendgedichten, die heute noch einen ehrenvollen Platz in den Sammlungen ihrer Lieder einnehmen. In diesen Kreis traten auch die Brüder Grimm ein. Jacob liefert der Einsiedlerzeitung zwei Beiträge, von welchen der bedeutendere seine Gedanken über das Verhältniß der Sagen zur Geschichte und Poesie entwickelt. Darin läßt er sich also vernehmen: „Wenn nun Poesie nichts anders ist und sagen kann, als lebendige Erfassung und Durchgreifung des Lebens, so darf man nicht erst fragen: ob durch die Sammlung dieser Sagen ein Dienst für die Poesie geschehe. Denn sie sind so gewiß und eigentlich selber Poesie als der helle Himmel blau ist; und hoffentlich wird die Geschichte der Poesie noch ausführlich zu zeigen haben, daß die sämmtlichen Ueberreste unserer altdeutschen Poesie bloß auf einen lebendigen Grund von Sagen gebaut sind und der Maßstab der Beurtheilung ihres eigenen Werthes darauf gerichtet werden muß, ob sie diesem

Grund mehr oder weniger treulos geworden sind.“ Einige Sagen von Glocken beschließen den kleinen Aufsatz, der gleichsam als ein Programm des eifrigen Sammlers der Sagen anzusehen ist.

Die literarische Unterstützung, welche Wilhelm Grimm dem Unternehmen Arnim's zuwandte, bestand in der metrischen Uebertragung einer Anzahl Heldenlieder aus dem Altdänischen. „Des Löwen und König Dietrich's Kampf mit dem Lindwurm“ eröffnet die Reihe, die mit dem „Kampf des Riesen Langbein mit Wittich Wieland's Sohn“ endigt.

Nach fünf Monaten schon ging die Einsiedlerzeitung aus Mangel an Abonnenten ein. Was sie bezweckte, hat 1831 Joseph Görres, der mit Arnim und Brentano die Herausgabe leitete, nochmals auf das Deutlichste in dem Nachrufe ausgesprochen, den er dem Gedächtniß Arnim's widmete. „Das Wesen alter Zeit, wie es in den Dichtungen der Vergangenheit fortlebte, schien mit Recht Arnim am tauglichsten, um die erstarrte Gegenwart wieder einigermaßen zu erwärmen und zu beleben und die Volkspoesie, wie sie keinem der früheren Jahrhunderte noch ihren Dienst versagt, schien auch hier willfährig sich zu bieten, um das Volk wieder zu sich selbst zu bringen.“ Das Verdienst, nach dieser Seite belebend und anregend gewirkt zu haben, bleibt der Einsiedlerzeitung unbestritten.

Für die Entwicklung der Brüder Grimm hatte sie die besondere Bedeutung, daß sie ihnen einen Platz verlieh an der Seite der Romantiker, ihren Werth zu allgemeinerer Geltung brachte und ihnen treue Freunde erwarb, mit denen sie nun in den geistvollsten und für die vaterländische Wissenschaft erfolgreichsten Verkehr traten. Gegenwärtig bedürfen wir nicht mehr des Hinweises, daß unter allen Mitstreitern, die Arnim um sich versammelt hatte, soweit es sich um die wissenschaftliche Ergründung unserer Vorzeit handelte, Niemand mit tieferen Kenntnissen ausgerüstet war als Jacob und Wilhelm Grimm, daß auch Keiner so erfolgreich bestrebt war, die Lücken seines Wissens durch umfassende Studien auszufüllen wie sie. Nur ein wohlverdienter Ruhm ist es, wenn wir das, was die Brüder im Laufe des Lebens, begeistert für ihre edle Sache und unterstützt durch nie erlahmende Arbeitskraft, geleistet haben, weit höher stellen, als alle Productionen des Zweiges der romantischen Schule, an den sich ihre Anfänge anlehnen. Schon frühzeitig erkannte der geistreiche, aber in seinen poetischen Leistungen ebenso wie in seinem Leben unstete Clemens Brentano den gewaltigen Abstand zwischen Bestrebungen von Leuten seiner Art und der germanistischen Wissenschaft, die eben aus den Kinderschuhen trat und mit ihnen auch den ihren Erstlingsversuchen unleugbar anhaftenden Dilettantismus abzuschütteln begann. Im „Märchen von dem Rhein und dem Müller Radlauf“ läßt er den Wassermann sich lustig machen über die Bemühungen, die Entstehung und Ausbreitung des Nibelungenliedes zu ergründen. Auf die Frage des weißen Mains, was unter dem Nibelungenhorte zu verstehen sei, erhält dieser die Antwort:

„Es ist ein Schatz, der hier versenket,
Der Rhein des selbst nicht mehr gedenket,
Wer ihm denselben Schatz geschenket;
Doch leben noch vier alte Greise,
Macht ihr zu ihnen eine Reise,
So werdet ihr hierin gar weise.“

Dann werden Friedrich Heinrich von der Hagen in Berlin und Bernhard Joseph Docen in München verspottet und schließlich heißt es:

„Der Dritt' und Viert' sitzt an der Fuld,
Grimm heißen sie, doch voll Geduld
Studiren sie an einem Pult.

Willst einen um den Schatz du fragen,
So werden alle vier dir sagen,
Daß sie ihn nicht in Rhein getragen.

Und werden drei von ihnen sterben,
So wird der Viert' die Weisheit erben,
Den ganzen Schatz und alle Scherben."

Inzwischen sammelten aber die beiden Männer „an der Fuld" unbekümmert um den Spott des Freundes unablässig weiter an ihren „Scherben" und sie thaten wohl daran.

Eine Menge literarischer Pläne und Vorarbeiten beschäftigte das Brüderpaar. So wissen wir, daß sie schon in jener Zeit die erst in ihren Göttinger Jahren zur Reife gelangte Ausgabe der Lieder von Reinhart Fuchs planten, zu deren Durchführung sich Jacob, gestützt auf seine günstige Stellung als Cabinetsbibliothekar des Königs von Westphalen, Handschriften aus dem Auslande kommen ließ. Wilhelm bereitete eine größere Sammlung der altdänischen Heldenlieder vor, mit deren Uebertragung er in der „Zeitung für Einsiedler" den Anfang gemacht hatte. Der Gedanke einer Herausgabe der alten Edda, dieses hochwichtigen Denkmals nordischer Poesie und Mythologie, mit Uebersetzung und Commentar wurde ernstlich ins Auge gefaßt. Inmitten der mühsamen Arbeit, die das Abschreiben der nur auf kürzere Fristen entliehenen Handschriften verursacht, scherzt Wilhelm in seiner liebenswürdigen Weise über dieses rastlose Treiben. „Ich sehe," schreibt er an Wigand, „meinen künftigen Ruhm in der Gelehrtenwelt schon jetzt in den einzelnen Papierconvoluten gleichsam ungeboren liegen: ich sage Dir, wenn er erst einmal wirklich auf der Welt herumläuft, daß Du dann nicht anders als in frischgeschwärzten Stiefeln in meine Stube trittst und wenn Du an mich schreibst, einen recht breiten Rand lässest." Aus der Correspondenz mit demselben Freunde sehen wir auch deutlich, in welcher Weise die Brüder in Erfahrung zu bringen suchten, was sich an Sagen und alten Gebräuchen im Volke erhalten hatte. Kassel und seine nächste Umgebung wurden von ihnen selbst eifrig durchforscht; originelle alte Männer und Frauen, die mit gutem Gedächtniß und Erzählertalent begabt waren, wußten sie aufzuspüren und zu Mittheilungen zu bewegen. Von den Sagen und Märchen ihres heimischen Kinzigthals hatten sie schon während der Lebzeiten der Mutter eine Sammlung angelegt und überall verstanden sie, Freunde und Bekannte anzuspornen, ihr Streben nach Vervollständigung dieser Collectaneen zu unterstützen. Der Friedensrichter Paul Wigand in Höxter war einer derjenigen unter den alten Studiengenossen, der ihrem Beginnen viel Verständniß entgegenbrachte, um so mehr, als ihn seine eigenen historischen und rechtsgeschichtlichen Forschungen in die Geschichte des alten Westphalens und des Wesergebiets hineinführten. Im Juni 1809 schreibt ihm Jacob: „Gieb mir doch auf die Sitten und Gebräuche Deiner Ge-

richtsuntergebenen Acht, besanders examinir alle Spitzbuben über Diebs- und Räuberlieder, über abergläubische Dinge, Sprüche u. s. w. genau und vollständig aus und gewöhne Deinen Secretär ihre Aussagen wörtlich niederzuschreiben, nicht erst ihrer natürlichen Anmuth durch seine Stilisirung zu berauben und nicht zu sehr auf Zusammenhang zu dringen. Ich versichere Dir, daß man gegenwärtig solche Acten geradezu könnte drucken lassen. Fischer, Köhler und alte Weiber such vorzugsweise als Zeugen u. s. w. zu admittiren, weil sie mehr zu erzählen wissen als andere. Das Weitere wird sich schon finden. Was wollte ich nicht aus lauter so glücklichen Conjuncturen alles ziehen!" Und in einem Briefe Wilhelms an denselben Freund heißt es: „Weil Du mir wegen meiner Bitte um Volkssagen u. s. w. nicht geantwortet, so will ich weiter gehen und Dich fragen, ob Du dort keinen alten Jägersmann kennst, der Sagen von dem Fuchs, seinen Listen und Prellereien mittheilte. Solche Leute bringt man sehr viel leichter zu Mittheilungen, wenn man nur etwas als Probestück vorhält. Was Du uns für einen Gefallen damit thust, kannst Du in meinen vorigen Briefen ausführlich finden. Wie gesagt, es kommt mir weniger auf Lieder, als prosaische Erzählungen an. Wenns in Höxter nicht wäre, doch in der Nähe." Schreiben der Brüder aus späterer Zeit bestätigen, daß Wigand den hier an ihn gerichteten Bitten, so weit er vermochte, getreulich nachkam und seine Zusendungen zu dem Werthvollsten gehörten, was sie von auswärts empfingen.

Während es Jacob's Stellung mit sich brachte und ermöglichte, daß er zuweilen amtliche Reisen nach dem benachbarten Göttingen, nach Gotha, Dresden und anderen deutschen Städten unternahm, die dann jedesmal durch Einsichtnahme und Copiren dort aufbewahrter literarischer Schätze für die gemeinsamen Arbeiten fruchtbar gemacht wurden, war Wilhelm meist an die Scholle gefesselt geblieben. Desto wichtiger wurde für ihn eine dreivierteljährige Abwesenheit von Kassel, deren Ursache anfänglich in der Fürsorge für seine schwache und durch anhaltendes Arbeiten stark angegriffene Gesundheit lag. Herzbeklemmungen, verbunden mit anderen Krankheitserscheinungen, traten bei ihm in so bedenklichem Grade auf, daß die Geschwister auf eine gründliche Kur drangen. Durch die befreundete Familie des damals in westphälischen Diensten als Hofkapellmeister stehenden Componisten Reichardt wurde auf Reil, den ausgezeichneten Arzt, verwiesen, der in Halle lebte und wirkte. Der Gedanke an einen dortigen Aufenthalt war Wilhelm um so sympathischer, als er hoffen durfte, in dem hochgebildeten Reichardtschen Familienkreise — der Kapellmeister besaß ein Gut zu Giebichenstein in unmittelbarer Nähe der Stadt — die freundlichste Aufnahme zu finden. Schon früher war er durch die Vermittlung Reichardt's mit dessen Schwiegersohne, dem Norweger Henrich Steffens, damals Professor zu Halle, in Verbindung getreten. Luise Reichardt, des Componisten talentvolle Tochter, auf die ein gutes Theil der musikalischen Begabung ihres Vaters übergegangen war, hatte ihrem Schwager Wilhelm's Uebersetzungen der altdänischen Lieder zur Correctur geschickt. So entstanden freundschaftliche Beziehungen zwischen Wilhelm und Steffens, die noch erstarkten, als Wilhelm sich nun in Halle in dem von Steffens bewohnten Hause einmiethete, das einer Schwester Reil's gehörte. Der poetisch angelegte Naturforscher und Philosoph freute sich, dem „liebreichen

jungen Manne", wie er Wilhelm in seiner Selbstbiographie nennt, bei dem Verständniß mancher schwierigen Stellen der Kämpe-Viser behilflich sein zu können.

Nach der Zeit, als schon der Waffenstillstand von Znaim die abermalige Niederlage deutscher Waffen der Welt verkündet hatte, kam Clemens Brentano von München aus nach Halle. Wilhelm Grimm hatte ihn als Savigny's Schwager schon in Marburg persönlich kennen gelernt. Die Sammlung der Volksmärchen, welche die Brüder seit 1806 begonnen hatten, war durch ihn angeregt und sollte in einer größeren von ihm beabsichtigten Ausgabe solcher Märchen Aufnahme finden. Die alte deutsche Poesie bildete, wie uns Steffens berichtet, den Hauptgegenstand ihrer damaligen Gespräche. Im September fühlte Wilhelm schon eine so bedeutende Besserung seines Zustandes, daß er es unternahm, mit Brentano nach Berlin zu reisen, wo er über zwei Monate verweilte. Dort erneuerte er die schon in Kassel gemachte Bekanntschaft Achims von Arnim und schloß mit ihm jene innige Freundschaft, die er ihm auch über das Grab hinaus bewahrte. Aus althessischer Anhänglichkeit suchte Wilhelm, wie er erzählt, um eine Audienz bei der Kurprinzessin Auguste, der Schwester König Friedrich Wilhelm's III., nach, die zu jener Zeit mit ihren Kindern im königlichen Schlosse wohnte. Ihr Bruder und die Königin Luise waren seit den Schicksalschlägen des Jahres 1806 nicht wieder nach Berlin zurückgekehrt, sondern lebten noch in Königsberg. Die Kurprinzessin, eine Dame von ebenso großer Herzensgüte als hoher Bildung, vergaß Wilhelm Grimm niemals diesen Beweis von Treue in einem Augenblicke, wo die knechtische Anbetung des Erfolgs an der Tagesordnung war.

Arnim hatte die Uebersetzung der dänischen Lieder so gefallen, daß er an Goethe darüber geschrieben und letzterer Aussicht auf eine Vorrede gemacht hatte, mit der er das Buch einleiten wollte. Da Wilhelm beabsichtigte, auf der Heimreise von Halle nach Kassel auch Weimar und seiner Bibliothek einen Besuch abzustatten, gab Arnim dem Freunde gern einen Empfehlungsbrief an den Altmeister deutscher Poesie mit, worin zugleich für Wilhelm um Goethe's Vermittlung bei der Benutzung zweier Handschriften der Weimarer Bibliothek, die Minnelieder enthielten, gebeten wurde. Diese Vermittlung wurde von Goethe bereitwillig zugesagt. Der Empfang des jungen Gelehrten bei dem Dichter war überhaupt der herzlichste, der sich denken ließ. „Er sprach so freundlich und gut," schreibt Wilhelm dem Bruder, „daß ich dann immer nicht daran dachte, welch ein großer Mann es sei." Das Glück, den Geistesfürsten von Angesicht zu Angesicht geschaut zu haben, spricht sich auch später noch in Wilhelm's Selbstbiographie aus, wo er von Goethe, mit dem er 1815 nochmals, und zwar zu Heidelberg, zusammentraf, sagt: „Ich glaube, ihn selbst gesehen zu haben, ist zu dem Verständnisse seiner Gedichte ungemein förderlich. In ihnen ist dieselbe Mischung der großartigsten, reinsten und edelsten Natur, die ein sinnvoller Mensch sogleich anerkennt und verehrt und jener höchst eigenthümlichen, besonderen Bildung, deren Gang man nur zuweilen erräth. Erregt doch auch der wunderbare Blick seiner Augen ebenwohl das vollste Zutrauen, als er uns ferne von ihm hält." Ueber die dänischen Heldenlieder urtheilte der Dichter gegen Wilhelm: „Sie sind

wunderbar und wir haben dergleichen nicht gemacht, wir müssen davor erstaunen." Trotzdem kam es nicht zu der versprochenen Vorrede. „Gewiß ist, daß er es vergessen," schreibt der bescheidene Wilhelm dem Bruder, „wie er aber von selbst sich anfangs gegen Arnim dazu erboten, so wäre es mir auch unmöglich gewesen, ihn daran zu erinnern und ihn dadurch gewissermaßen zu nöthigen." Als die Sammlung, die recht umfangreich geworden war, unter dem Titel „Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen" 1811 zu Heidelberg erschien, erkannte Niebuhr, der Kenner des Dänischen, lobend an, wie richtig der Ton der alten Gesänge in der Uebersetzung getroffen sei, und Johann Peter Hebel, der alemannische Volksdichter, kleidete seine Freude über ihren poetischen Eindruck in ein schönes Bild, indem er sie mit „frischem lebendigem Morgenhauch, gekühlt über den Wassern und in den Bergen und gewürzt im Tannenwald" verglich.

Befreiung von körperlichen Leiden auf Jahre hinaus, Ausdehnung des geistigen Horizonts durch die persönliche Berührung mit bedeutenden und ausgezeichneten Männern und erhebliche Beiträge für seine und des Bruders gemeinschaftliche Sammlungen, das waren für Wilhelm die Resultate dieser Reise.

Nur kleinere Aufsätze, die aus der Feder der Brüder in jenen Jahren in mehreren Zeitschriften erschienen, wie in den „Heidelberger Jahrbüchern der Literatur", dem „Neuen literarischen Anzeiger", dem „Museum für altdeutsche Literatur und Kunst" verrathen den gewaltigen Umfang ihrer damaligen Studien. Aber 1811 sah sich Jacob veranlaßt, im Verfolg einer Polemik, die über den Unterschied zwischen Minnegesang und Meistergesang auf einen seiner Aufsätze hin mit Docen in München entstanden war, eine Schrift „Ueber den altdeutschen Meistergesang" zu Göttingen drucken zu lassen. In diesem seinem ersten Buche wies er nach, daß der seither gemachte Unterschied zwischen Minnesängern und Meistersängern falsch sei und nicht auf hinreichender Kenntniß der Lyrik des späteren Mittelalters beruhe. Er zeigte, daß der Meistergesang nur eine Fortsetzung des Minnegesangs und ohne diesen, so mannigfach sich nachher auch in ihm die Form weiter ausbildete, weder möglich gewesen, noch in seinem Wesen verständlich sei. Das Bild des Kleeblatts auf dem Titel des Büchleins mit dem Verse des Minnesängers Ulrich von Singenberg „Prüfe uns die Blumen und den Klee" sollte die Identität des Minne- und Meistersangs in einem Gleichniß fassen. „Die Blumen spielen in unendlicher Mannigfaltigkeit, die einfache Form des Klees ist immer dieselbe." Zugleich wies das Bild auf den dreitheiligen Strophenbau hin, den die Lyrik der mittelhochdeutschen Blüthezeit den Meistersängern als eine der hauptsächlichsten Formen hinterließ, bis sie unter deren Händen erstarrte.

V.

Arbeiten der genannten Art waren und sind noch für die Gelehrten und wissenschaftlich höher Gebildeten bestimmt. Es würde noch viel zahlreicherer und bedeutenderer Leistungen der Brüder bedurft haben, um selbst in jenem auserwählteren Kreise die Ueberzeugung zu begründen, daß man es hier mit Männern zu thun habe, die bestimmt seien, einer neuen Wissenschaft die Wege zu bahnen. Da gab ein Besuch Achim von Arnim's in Kassel die Veranlassung, daß sie ein

Buch in die Welt schickten, das ihren Namen sofort selbst in die breitesten Schichten unserer Nation trug und ihnen einen Ehrenplatz in der Geschichte der deutschen Volksliteratur errang, den ihnen bis zur Stunde noch keine ähnliche Leistung streitig machen konnte. Arnim, der sich 1811 mit der geistvollen Bettina Brentano, Clemens' Schwester und Savigny's Schwägerin, vermählt hatte, kam mit seiner jungen Frau im folgenden Jahre auf einige Wochen zum Besuch der Grimms nach Kassel, um mit den Freunden vertraulichen Verkehr zu pflegen und in ihrer Begleitung, an der Seite seiner Gattin, im Waldesschatten der hessischen Berge Trost zu suchen für die Knechtung seines geliebten preußischen Heimathlandes. Mußten sich doch dessen Söhne damals sogar so weit erniedrigen, daß sie dem fremden Sieger im Kampfe gegen ihren früheren Bundesgenossen Rußland Heeresfolge zu leisten hatten! Voll Erstaunen über den unendlichen Fleiß und das reiche Wissen der Brüder durchmusterte Arnim ihre Sammlungen. Dem Dichter gefiel begreiflicher Weise besonders das, was seinem poetischen Sinne entsprach, vor Allem die Märchen, die sie ursprünglich Bettinens Bruder zuwenden wollten, der aber inzwischen den Plan der Veröffentlichung einer Märchensammlung wieder fallen gelassen hatte.

In seiner gemüthvollen Weise erinnert Wilhelm Grimm fünfundzwanzig Jahre später, als schon längst der Grabhügel die irdischen Ueberreste Arnim's barg, die Wittwe des Freundes an die Wirkung, die der dichterische Zauber der Märchen bei dem Romantiker hervorrief, als er, das von der schönen und kraftvollen Hand Wilhelm's geschriebene Manuscript in Händen, im niederen Eckstübchen des zweiten Stockwerks des alten Hauses in der Marktgasse auf- und abschritt und seiner hellen Freude Ausdruck verlieh über den köstlichen Fund, auf den er hier gestoßen war. Man erzählt von dem schönen und ritterlichen Dichter, da, wo er eintrat, sei es gewesen, als habe ein guter Geist die Schwelle überschritten. Wenn irgendwo, so war dies damals der Fall. Arnim drang sofort in die Freunde, die Märchen dem Druck zu übergeben. Ihre Einwendungen, die Sammlung sei noch keineswegs abgeschlossen, fruchteten nichts gegenüber seinem liebenswürdigen Ungestüm. Er übernahm es, da in Kassel damals keine buchhändlerische Unternehmungslust für ein solches Buch vorhanden war, für Drucker und Verleger zu sorgen. So erschien denn noch zu Ende desselben Jahres, im December 1812, der erste Band der „Kinder- und Hausmärchen, gesammelt durch die Brüder Grimm" in der Realschul-Buchhandlung zu Berlin. Am Christabende legte Arnim das von den Freunden entsandte Exemplar „grün eingebunden mit goldenem Schnitt" seiner Frau unter die Weihnachtsgeschenke.

Der Erfolg, den das Büchlein mit seinen fünfundachtzig Märchen hatte, rechtfertigte den Scharfblick Arnim's in jeder Beziehung. Alle früheren Leistungen der Deutschen auf diesem Gebiete, deren damals schon eine ganze Anzahl zu verzeichnen war — es sei hier nur an die Volksmärchen Musäus', der Frau Naubert und Ludwig Tieck's erinnert — konnten ihren Platz nicht behaupten neben der wunderbaren Frische und Natürlichkeit dieser dem Volke abgelauschten und mit seinen eigenen Worten wiedergegebenen Erzählungen. Man hatte vorher den Unterschied zwischen Märchen und Sage noch nicht begriffen; erst den Brüdern

Grimm gebührt das Verdienst, ihn erkannt und für alle Zeiten festgestellt zu haben. „Das Märchen ist poetischer, die Sage historischer,“ schrieb 1816 Wilhelm in der Vorrede zum ersten Bande ihrer „Deutschen Sagen“, „jenes steht beinahe nur in sich selber fest, in seiner angeborenen Blüthe und Vollendung.“ Es führt, nach einem Worte Goethe's, den Menschen nicht auf sich selbst zurück, sondern trägt ihn außer sich hinaus ins unbedingte Freie. Ganz in dem Sinne, den Jacob einige Jahre früher dem Freunde Wigand gegenüber angedeutet hatte, war die Märchensammlung angelegt. Der enge Anschluß an die Redeweise des Volkes, der auch durchaus der Hochachtung der Brüder vor der historischen Tradition entsprach, verleiht dem Ganzen einen Reiz, dessen fesselndem Eindruck sich Groß und Klein nicht zu entziehen vermag. „Ohne Schnüre und Goldborten, als ein ordentliches Volksbuch“ waren die Märchen „schlecht und recht“ hier abgedruckt, wie Wilhelm es schon früher dem Freunde Görres als ihre Absicht gemeldet hatte. Mit ihm unterhielten die Brüder damals nicht allein als Gelehrten, sondern auch als dem kühnen Vorkämpfer für deutsche Freiheit und deutsches Volksthum die engsten Beziehungen. 1813 widmete ihnen Görres seine Ausgabe des Lohengrin mit dem aus Titurel entnommenen, auf ihre innige Bruderliebe bezogenen Motto:

„dise zwei künnen sich dô nit gevirren
dann mit dem tôd alleine
anders kan daz nieman dô geirren.“

Die Freundschaft mit ihm erkaltete erst, als seit der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre die katholischen Tendenzen fast ganz und gar, und zwar in schroffer Form, die Seele des feurigen Agitators zu erfüllen begannen. Der merkwürdige Mann gehörte zu den ersten, welche die Märchen enthusiastisch begrüßten. „Sie haben Ihren Zweck vollkommen erreicht,“ schrieb er nach Empfang des ersten Bandes an Wilhelm, „und in der Kinderwelt sich einen Denkstein gesetzt, der nicht zu verrücken sein wird.“ Für die Kinder zunächst hatten auch die Brüder das Buch bestimmt. Am Neujahrstage von 1813 schickte es Jacob an Wigand und die Seinen mit den Worten: „Deine Kinder sollen, wie ich hoffe, viel aus dem Buch lernen; es ist unsere bestimmte Absicht, daß man es als ein Erziehungsbuch betrachte. Du mußt nur erst warten, bis sie es verstehen können und dann nur nicht zu viel auf einmal, sondern nach und nach immer einen Brocken dieser süßen Speise geben.“

Das Streben der Brüder fand den schönsten Lohn in dem großen Beifall, mit dem die Sammlung aufgenommen wurde. Von den verschiedensten Seiten liefen jetzt Beiträge zu ihrer Fortsetzung ein. Im altsächsischen Westphalen sammelten für sie Mitglieder der Familie von Harthausen. Die in Halle 1809 gemachte Bekanntschaft Wilhelm's mit dem Freiherrn Werner von Harthausen hatte zu einem Freundschaftsbunde der Grimms mit ihm, seinem Bruder August und seinen Schwestern Anna und Ludowine geführt, aus dem auch der Märchen- und Sagenforschung im Verlaufe der Zeit ein reicher Ertrag erfloß. Ein Candidat Siebert in Ziegenhain übernahm die Nachforschung im Schwalmthale, dem hessischen Landstriche, worin sich bis heute noch neben der alten Volkstracht eine Menge Sitten und Gebräuche unverwischter erhalten haben, als

in den meisten Gegenden Mitteldeutschlands. Eine wahre Fundgrube köstlicher Märchen entdeckten die Brüder selbst fast in unmittelbarer Nähe Kassels, in dem dreiviertel Stunden südlich der Stadt gelegenen Dörfchen Nieder-Zwehren. Dort lebte eine Bauersfrau, deren kluge Züge uns noch eine der schönen Radirungen Ludwig Grimm's, des Malers und Kupferstechers, eines jüngeren Bruders Jacob's und Wilhelm's, aufbewahrt hat. Frau Katharina Dorothea Viehmann, geborene Pierson, stammte von einer jener zahlreichen Familien französischer Reformirten ab, die am Ende des 17. Jahrhunderts nach der Aufhebung des Edicts von Nantes auch in Hessen-Kassel Schutz und neue Heimath gefunden hatten. Das leichtere und feurigere französische Blut, das noch in den Adern der Bäuerin floß, mag ihrer Auffassungskraft zu Hilfe gekommen sein und sie in ungewöhnlichem Grade befähigt haben, die Ueberlieferungen aus der Märchenwelt, die damals noch im Volksmunde fortlebten, mit Treue in sich aufzunehmen und zu bewahren. Neben einem außerordentlichen Gedächtnisse war der „Viehmännin" auch ein vorzügliches Erzählertalent eigen. Ein großer Theil der schönsten Märchen des zweiten Bandes ist ihr zu verdanken, wie Wilhelm Grimm in seiner 1819 verfaßten Vorrede zur zweiten Auflage bekennt. Als diese Auflage erschien, lebte „die Viehmännin" schon nicht mehr. Sie war 1815, sechzig Jahre alt, gestorben[1]), leider in Kummer und Elend, die Krieg und Krankheiten über ihre arme Familie gebracht hatten. Vergebens war von hilfreichen Menschen, vor Allem von den gutherzigen Brüdern, nach Kräften versucht worden, ihre Noth zu heben und zu lindern. Das Gedächtniß der schlichten hessischen Bäuerin aber dauert fort, so lange die Worte des Dankes gelesen werden, die Wilhelm ihr in pietätsvoller Erinnerung geweiht hat.

So viele Zusätze und Aenderungen die Grimm'sche Sammlung auch nachmals durch die bessernde und ausfeilende Hand Wilhelm's erfuhr und so mancherlei werthvolle Stücke ihr noch aus anderen Gegenden Deutschlands zugingen, so bilden doch ihren Kern die in Hessen gemachten Funde. Bereits wenige Monate nach dem Erscheinen des ersten Bandes konnte Jacob an Wigand schreiben: „Du glaubst nicht, wie einem unter dem Sammeln Muth und Glück wächst, das hab ich an den Märchen seitdem gesehen. Wir haben schon so manche reiche Beiträge erlangt, daß gleich ein neuer halber Band könnte gegeben werden." Hierzu kam es allerdings nicht, auch schon wegen der 1813 eintretenden Zeitverhältnisse, die, wie sehr erklärlich, allen literarischen Unternehmungen hinderlich waren. Vielmehr gelangte der zweite Band, der siebzig weitere Märchen brachte und Ende 1814 gedruckt wurde, erst 1815 in den Buchhandel, als die Stürme des Kriegsunwetters, das mit rasender Gewalt über Europa dahintobte, endlich nachzulassen begannen. Vier Jahre später erfuhr die zweibändige Sammlung bedeutende Verbesserung und eine Erweiterung des Anhangs in der zweiten durch Wilhelm allein besorgten Auflage. Dieser folgte 1822 ein dritter Band, der Abhandlungen und Anmerkungen, Nachweise über die Herkunft der einzelnen Stücke und ihr Vorkommen bei anderen Völkern brachte. Den schönsten Schmuck der zweiten

[1]) Die Angabe gründet sich auf das Kirchenbuch von Nieder-Zwehren. Wilhelm Grimm setzt in der Vorrede den Todestag um ein Jahr zu spät.

Auflage bildete Wilhelm's ausführliche Vorrede, über die der ganze Zauber eines tiefpoetischen Gemüthes ausgegossen ist. Dort empfangen wir auch über das Verhältniß der Brüder zur Gestaltung der Sammlung die erforderlichen Aufschlüsse. Wilhelm setzt auseinander, wie es möglich war, ohne Zusätze aus eigener Phantasie den Märchen dennoch die Mannigfaltigkeit der Natur zu lassen. „Verschiedene Erzählungen haben wir," sagt er, „sobald sie sich ergänzten und zu ihrer Vereinigung keine Widersprüche wegzuschneiden waren, als Eine mitgetheilt, wenn sie aber abwichen, wo dann jede gewöhnlich ihre eigenthümlichen Züge hatte, der besten den Vorzug gegeben und die andere für die Anmerkungen aufbewahrt .... Wir übergeben dies Buch wohlwollenden Händen," so schließt die Vorrede; „dabei denken wir an die segnende Kraft, die in ihnen liegt und wünschen, daß denen, welche diese Brosamen der Poesie Armen und Genügsamen nicht gönnen, es gänzlich verborgen bleiben möge."

Mit dieser zweiten Auflage erhielt die ganze Sammlung erst die Gestalt, in der sie in der größeren Ausgabe mit zweihundert Märchen heute vor uns tritt. Die kleinere Ausgabe mit einer Auswahl von fünfzig Märchen ist 1825 zuerst erschienen. Wilhelm Grimm war es, der den Märchen die liebliche Form gab, durch die sie die Herzen erobern. „Wo wir etwas zusammen thaten," sagt Jacob einmal, „war er mir in milder gefallender Darstellung überlegen;" und an einer anderen Stelle rühmt er von dem Bruder: „Seine Arbeiten waren durchschlungen von Silberblicken, die mir nicht zustanden." Es ist zweifellos, daß die Grimm'schen Märchen, deren Siegeslauf durch die deutsche und außerdeutsche Welt hier weder verfolgt werden soll noch kann, die meisten Leistungen der romantischen Periode weit hinter sich ließen und heute noch mit derselben Kraft auf reine und empfängliche Gemüther wirken, wie vor siebzig Jahren. Mit vollem Rechte sagt darum Wilhelm Scherer: „Was Arnim und Brentano mit den Liedern, Tieck und Andere mit den Volksromanen versuchten, hat Wilhelm Grimm mit den Märchen geleistet. Er hat dadurch in der That dem ganzen Volke wiedergegeben, was auf den engen Kreis der unteren Stände eingeschränkt gewesen war. Einzelne Märchenfiguren sind wieder ganz populär geworden; deutsche Kinder, ob arm oder reich, ob niedrig oder hoch geboren, haben an ihnen gleichmäßig Antheil. Anspielungen auf die Märchen werden ebenso sicher verstanden, wie Anspielungen auf die Bibel; die Grimm'schen Märchen sind eine Bibel der Kinderwelt." Obwohl die Sammlung sehr viele andere sowohl auf deutschem Boden als im Auslande veranstaltete anregte, so ist sie doch heute in ihrer reizvollen Naivetät noch von keiner übertroffen. Nur zu wohl gerechtfertigt sind die Worte, die Jacob fast ein halbes Jahrhundert später dem hingeschiedenen Bruder zum Gedächtnisse sprach: „Tragen wir einen Dank davon für alle Mühe und Sorge, der uns selbst zu überdauern vermag, so ist es der für die Sammlung der Märchen ..... Dieser Wünschelruthenzweig fiel uns glücklich in die Hand und seit wir damit in den Boden geschlagen haben, ist allerorten ein reicher Hort der Sage und Ueberlieferung an den Tag gekommen." In wehmüthiger Erinnerung fügt er nachher hinzu: „So oft aber ich nunmehr das Märchenbuch in die Hand nehme, rührt und bewegt es mich,

denn auf allen Blättern steht vor mir sein Bild und ich erkenne seine waltende Spur."

Gleichzeitig mit den Schätzen der Märchenpoesie hoben die Brüder durch ihre vortreffliche Ausgabe der zu Kassel aufbewahrten Handschrift des Hildebrandsliedes ein anderes Kleinod unserer alten Literatur ans Licht empor, das man bis dahin noch nicht nach seinem Werthe zu erkennen vermocht hatte. Darauf hatten sie, nach Jacob's Ausdruck, „sogar die Kühnheit, für das damals noch in den ersten Stoppeln liegende Feld" ihrer Studien in den „Altdeutschen Wäldern" eine Zeitschrift zu beginnen. Aber die Gestaltung der allgemeinen Lage der Dinge im Jahre 1813 war ihr ungünstig, so daß sie schon mit dem dritten Bande 1816 einging. Jacob urtheilte späterhin wohl zu hart, wenn er in der Gedächtnißrede auf seinen Bruder sagte, daß die „Altdeutschen Wälder" wenig oder nichts von bleibendem Werthe darböten. Allein er fügt hinzu: „Wer an uns selbst und unseren Fortschritten näheren Antheil nimmt, mag etwan einzelnen Aufsätzen schon den spitzenden Keim dessen ansehen, was in der Folge besser hervortrat und höher wachsen konnte." Diese Bemerkung trifft auch für die meisten oder eigentlich alle Arbeiten der Brüder zu, die in den Jahren der Freiheitskriege erschienen.

Eine Schilderung der patriotischen Freude, mit der sie die Erlösung des Vaterlandes von der Knechtschaft begrüßten, würde uns in die zweite Periode ihres Lebens führen, deren Darstellung hier außerhalb der uns gesteckten Grenzen liegt. Nur ein ganz allgemein gehaltener Hinblick auf ihre fernere Entwicklung, soweit sie zu ihrem Geburtslande in Beziehung stand, sei uns noch vergönnt.

Als nach der Schlacht bei Leipzig der vertriebene Kurfürst Wilhelm I. nach Hessen zurückkehrte[1]), beginnt für die Brüder zunächst eine Zeit der Trennung, da Jacob, zum hessischen Legationssecretär ernannt, den Gesandten Grafen Keller 1814 in den französischen Feldzug und nach Paris, dann auf den Wiener Congreß begleiten muß und 1815 wiederum nach Paris gesandt wird, diesmal im Auftrage Preußens, um mit den Commissären desselben die von den Franzosen aus den rheinischen und westphälischen Gebieten entführten handschriftlichen Schätze zurückzuholen. Wilhelm Grimm, der 1814 die Stelle eines Secretärs an der Bibliothek zu Kassel empfangen hat, ist unterdessen ungemein thätig für die gemeinsamen literarischen Unternehmungen des Brüderpaares. Der zweite Band der Märchen wird 1814 von ihm fertig gestellt, 1815 eine bereits zwei Jahre vorher angekündigte Ausgabe des „armen Heinrich" Hartmann's von Aue, der zweite Band der „Altdeutschen Wälder" und der erste Band der Lieder der alten Edda mit Uebersetzung und Commentar. Jacob gibt zu Wien neben Anderem eine Sammlung altspanischer Romanzen heraus. Die

---

[1]) Ueber die Umstände, unter denen dies geschah und die Wiedererlangung der in Kassel von den Franzosen gemachten Beute durch Jacob Grimm und andere hessische Bevollmächtigte vergl. meinen Aufsatz „Zur Geschichte der Kasseler Kunstschätze, vornehmlich in den Zeiten des Königreichs Westphalen" im Februarheft 1883 der „Deutschen Rundschau", S. 232 ff.

Widmung dieser „Silva de romances viejos“ an Joseph Görres, an dessen „Rheinischem Merkur“ er damals im vaterländischen Interesse eifrigst mitarbeitete, bezeugte seinen Dank für die Zueignung des Lohengrin.

Während Jacob's drittem Aufenthalte in Paris war im October 1815 Strieder, seit der Rückkehr des Kurfürsten wieder Vorstand der Kasseler Bibliothek, gestorben. Völkel, bisher zweiter Bibliothekar und den Brüdern nahbefreundet, erhielt seine Stelle. In Völkel's Posten trat im April 1816 Jacob Grimm ein, der der diplomatischen Laufbahn längst müde und glücklich war, daß der alte Kurfürst seiner Bitte nachgegeben hatte, ihn von der Stellung eines Gesandtschaftssecretärs am Bundestage zu entbinden, wozu er schon in bestimmte Aussicht genommen war. Wilhelm verzichtete gern auf eine Beförderung an der Bibliothek, weil er nun mit dem geliebten Bruder in gemeinsamem Amte zusammen leben und arbeiten konnte. Es begann jetzt „in zurückgezogener aber innerlich freier Wirksamkeit“ eine Periode der Thätigkeit Beider, welche Jacob als seine „ruhigste, arbeitsamste und vielleicht auch fruchtbarste Zeit“ bezeichnet. „Es waren die glücklichsten Jahre unseres Lebens,“ sagt er in der schon erwähnten herrlichen Gedächtnißrede auf Wilhelm, „in solcher Ruhe, wenn ich hier die Worte eines alten Dichters gebrauchen darf, ergrünte unser Herz, wie auf einer Aue.“

Wie die Räume der Bibliothek zu Wolfenbüttel, die einst Lessing's Fuß durchwandelte, jedem wahren Deutschen heilig sein sollen, so halte er auch die hohen und lichten Säle der Casselana lieb und werth, die mit dem Namen der Begründer unserer nationalen Alterthumsforschung und mit der Erinnerung an ihr erfolggekröntes Bemühen, „die heimische Sprache wieder in ihre Ehre einzusetzen“, für alle Zeiten auf das Engste verknüpft sind. Als die Brüder nach harten Kränkungen, die ihnen nach Wilhelm's I. 1821 erfolgtem Tode trotz ihrer treuen Dienste nicht erspart blieben, Hessen 1829 verließen[1]), um dem Rufe an die Göttinger Hochschule zu folgen, klagte Jacob einem Freunde, dem Freiherrn von Meusebach in Berlin, daß ihn beim Vorübergehen die vielen Fenster des langen Saales der Kasseler Bibliothek, den heute die Marmorbüsten der hessischen Dioskuren zieren, zum Abschiede wie mit wehmüthigen Augen ansähen. Freilich, auf viele glückliche, der Wissenschaft geweihte, dort verlebte Stunden konnten die Brüder zurückblicken. Die Sammlung der deutschen Sagen, dann Jacob's großartigstes Buch, seine „Deutsche Grammatik“, Wilhelm's Werk über die Runen, ihre gemeinsame Ausgabe der irischen Elfenmärchen, Jacob's „Deutsche Rechtsalterthümer“ und Wilhelm's epochemachende Arbeit über die deutsche Heldensage, sie alle sind neben zahlreichen kleineren Abhandlungen und Aufsätzen den Kasseler Jahren zu verdanken. Auch für alle folgenden Leistungen der Grimms in Göttingen und Berlin wurde dort der Grund gelegt. Und als sie nachmals durch das Machtwort König Ernst August's von Hannover mit überzeugungstreuen Gesinnungsgenossen aus der Georgia Augusta vertrieben, sich von Neuem nach Kassel wandten und im Hause ihres Bruders Ludwig Obdach

[1]) Die Ursachen ihres Weggangs und die Zeit ihres nochmaligen Aufenthalts in Kassel von 1837 bis 1841 sind in meinem Buche „Die Brüder Grimm“, S. 63 ff. und S. 81 ff. näher geschildert.

und Muße zu neuem Schaffen fanden, begannen sie im Heimathlande Hand anzulegen an das Riesenwerk des „Deutschen Wörterbuches“, dessen Vollendung zu erleben selbst Männer von ihrer ungeheueren Arbeitskraft nicht hoffen durften.

Es wird allezeit unter den schönsten Regierungshandlungen König Friedrich Wilhelm's IV. verzeichnet werden, daß er durch die Berufung der Brüder in seine Hauptstadt nicht minder die deutschen Männer ohne Furcht und Tadel als die Bahnbrecher im Reiche nationaler Wissenschaft ehrte. Mehr und mehr gewinnt heute in unserem Volke die Ueberzeugung Raum, daß so viele der herrlichsten Geistesschätze, deren sich das zu neuen Ehren erhöhte Vaterland zu erfreuen hat, ohne das stille, selbstlose und unermüdliche Schaffen des edlen Brüderpaares und der Jünger, die sie um das Banner deutscher Wissenschaft zu schaaren wußten, noch ungehoben sein würden und wir des ebenso mächtigen als veredelnden Einflusses entbehrten, den sie jetzt auf den idealen Sinn der Nation ausüben.

Die Liebe Jacob's und Wilhelm's zu ihrer engeren Heimath, eins der charakteristischsten Merkmale ihres Wesens, hat es gewiß verdient, daß wir den Versuch wagten, die Leser zurückzuführen in die Jahre, wo sich aus unscheinbaren Wurzeln die kraftvollen Bäume entwickelten, die in brüderlicher Gemeinschaft ihre Wipfel zum deutschen Himmel erhoben, bis sie dastanden ein in dieser Gemeinschaft unerreichtes hehres Bild in dem sagendurchrauschten Walde deutscher Poesie und deutscher Forschung. Aber die Brüder Grimm sahen ihr Hessenland stets nur als einen wesentlichen Theil des gesammten Vaterlandes an, der allezeit freudig bereit sein müsse, dem Ruhme und der Größe desselben Opfer zu bringen. Von dieser Gesinnung wichen sie ihr Leben lang um keines Haares Breite. Mit sicherem Blicke erkannten sie schon früh den Staat, dem die Führerschaft der deutschen Stämme beschieden war. „Der Himmel helfe und verleihe,“ schrieb Jacob Grimm im Mai 1840 von Kassel aus an Lachmann, „daß Preußen einmal das übrige Deutschland belebe und anfeuere, nicht hemme.“ Von dieser Hoffnung ließen sie auch nicht, als nach dem Scheitern der nationalen Einheitsbestrebungen in der Paulskirche zu Frankfurt auf Jahre hinaus das Schicksal des Vaterlandes im Ungewissen lag und mancher Patriot daran verzweifelte, daß unser Volk im Stande sei, sich wieder die Stellung unter den Nationen zu erringen, die ihm nach seiner Vergangenheit und seiner geistigen Bedeutung gebührt.

Das Grab schloß sich über den Brüdern, ehe ihren heißen Wünschen für Deutschlands Macht und Ehre Erfüllung zu Theil wurde. Ihre Gebeine deckt die Erde der Hauptstadt unseres neuerstandenen Reiches, die ihnen eine zweite liebe Heimath geworden war, aber ihre Schatten schreiten fort und fort segnend und heilspendend durch das deutsche Volk, dem sie den ewig unversiegbaren Jungbrunnen seiner Märchen- und Sagenwelt, seiner Sprache und Poesie neu erschlossen haben. —

Die Stätten des Elends in London.

Von

Professor **G. M. Asher.**

VII.

Eine der dankenswerthesten und, namentlich für Ausländer, interessantesten Beobachtungen von Mr. Sims ist die des Einflusses, den der Schulzwang auf die Verhältnisse im Slum ausübt. Die Schulgesetze werden so energisch gehandhabt, daß sie, obwohl erst in den zwei letzten Jahrzehnten entwickelt, bereits das Resultat liefern, daß es in der, eben den Kinderjahren entwachsenen Generation wenig Knaben und Mädchen gibt, die nicht gut lesen und schreiben können. Die moralische Wirkung ist, sagt Mr. Sims, schon an den jungen Frauen ersichtlich, die in den Volksschulen erzogen sind. Sie schämen sich des Schmutzes und der Unordnung und lassen dergleichen in ihren Wohnungen nicht leicht aufkommen. Hinsichtlich des Einflusses, den der Schulzwang auf die Gesundheit der Zöglinge ausübt, herrscht merkwürdiger Widerspruch. Die Einen behaupten, bei den Schulkindern habe sich durch den gezwungenen Aufenthalt in der reinen Luft der Schullocale, statt in der verdorbenen der Arbeiterwohnungen, die Sterblichkeit sehr erheblich vermindert; die Anderen sagen, die Sterblichkeit habe durch die übertriebene geistige Anstrengung erheblich zugenommen. Jedenfalls aber muß die gründliche Besserung, welche durch Erziehung der heranwachsenden Generation erreicht werden soll, von den Eltern durch schwere Opfer erkauft werden; und die Schulgesetze tragen bis jetzt nicht wenig zur Steigerung des Jammers der ärmsten Classe bei. Fabrikmädchen und Laufburschen verdienen vier bis fünf Shilling die Woche — eine große Hilfe in einer blutarmen Arbeiterfamilie, und solcher Erwerb ist mit Schulbesuch unmöglich zu vereinen. Ferner bedarf die Frau, wenn sie ausgehen will und noch viel mehr der Wittwer, der Kinder zu erziehen hat, und der Mann, den seine Frau oder Gefährtin verlassen, der ältesten Tochter als Köchin, Haushälterin und Kinderwärterin. Endlich handelt es sich hier um Bekleidung. In dem Maße, wie die Kinder moralisch

erzogen werden, entwickelt sich Widerwille gegen zerlumpte Kleider und zerrissenes Schuhzeug; und gute Bekleidung ist theuer, wenigstens im Verhältniß zu einem Erwerb von einem Penny die Stunde.

So lassen sich die Armen eine Menge Schulversäumnisse zu Schulden kommen, deren Untersuchung eine wichtige Quelle des Studiums der Arbeiterverhältnisse ist; zuweilen führt die Vorladung der Eltern vor die Inspectoren des Schulbesuchs zu Scenen voll drastischer und ergreifender Tragikomik. Die von Sims und Barnard mit photographischer Treue gezeichneten Bilder derselben sind leider für den Ausländer nicht ganz verständlich. Eins jedoch verliert, in deutscher Sprache reproducirt, nicht allzuviel von seinem Pathos:

„Frau Smith" ruft der Beamte, und herein tritt ein junges Mädchen von fünfzehn Jahren mit einem Säugling auf dem Arm und einem andern Kinde an der Hand und setzt sich verlegen auf den Rand des Stuhls.

„Sie, liebes Kind, sind doch nicht Frau Smith", sagt der Beamte.

„Nein, das ist Mutter."

„Also Sie kommen für die Mutter? — diese Knaben Thomas und Karl sind Ihre Brüder?"

„Ja, Herr."

„Nun, liebes Kind, die Knaben sind schon drei Wochen nicht in der Schule gewesen."

„Ja, Herr, ich weiß; aber sie haben Arbeit, jeder verdient vier Shilling die Woche und das ist das ganze Geld, was ich für uns alle habe."

„Alles Geld, das Sie haben? Wo ist Ihr Vater?"

Das Mädchen erröthet, erblaßt, stammelt und schweigt. Ein Beamter tritt vor und erklärt: „Es ist eine traurige Geschichte. Der Vater hat die Familie verlassen, um mit einem andern Frauenzimmer zu leben. Vor vierzehn Tagen traf ihn seine Frau auf der Straße und verlangte Geld. Er schlug sie nieder, daß sie sich fallend den Kopf verletzte, jetzt im Hospital liegt und schwerlich aufkommen wird. Seitdem ist der Vater im Gefängniß und das Mädchen muß für die ganze Familie sorgen."

„Ich verstehe jetzt," sagt der Vorsitzende zu dem Mädchen; „Thomas und Karl geben Ihnen die acht Shilling, das ist Alles, was Sie haben."

„Ja, Herr, ich selbst kann nicht arbeiten; ich muß nach dem kleinen Kinde und nach den andern sehen."

„Es thut mir sehr leid," sagt der Vorsitzende; „aber die Knaben müssen in die Schule. Alles, was ich thun kann, ist, daß sie nur die halbe Zeit in die Schule zu kommen brauchen."

Das Mädchen schweigt, macht einen Knix und geht. Sie ist erst fünfzehn Jahr alt und versteht nicht mit dem Vorsitzenden zu rechten. Aber wenn die Mutter im Hospital stirbt, der Vater deshalb eine vieljährige Zuchthausstrafe erhält, was wird dann aus den Kindern?

Einige Auszüge aus den Büchern der Schulbehörden zeigen ähnliche Fälle und gewähren überhaupt einen schrecklichen Einblick in den Jammer der Slums. Zum Verständniß muß vorher bemerkt werden, daß in allen Volksschulen Schulgeld gezahlt wird. Das hat die äußerst starke Partei, welche die von der Geist-

lichkeit unabhängige Volksschule ungern sieht, durchgesetzt. Gegenwärtig geht ungefähr die Hälfte der Knaben in confessionelle Volksschulen, die unmöglich gratis sein können. Wäre die Communal-Volksschule gratis, so würden die confessionellen Schulen den größten Theil ihres Zuspruchs verlieren. Also beträgt in den Volksschulen das Schulgeld in der Regel zwei Pence die Woche (ungefähr zwei Mark vierteljährlich) für die untergeordnetste Art; und bis zu neun Pence (ungefähr neun Mark vierteljährlich) für die höchste Art Volksschule.

Also jetzt vier Fälle, die von tausenden ähnlicher einen Begriff geben:

1) Mrs. Walker, sieben Kinder im schulpflichtigen Alter, 14 Pence. Sämmtlicher Erwerb der Familie 10 Shilling. Miethe 5½ Shilling. Mann früher kräftiger Handwerker, verlor Arbeit durch Krankheit und Taubheit. Keine Kirchspiel-Unterstützung. Gegenwärtig Straßenhändler in Apfelsinen. Kinder halbverhungert. Zum Frühstück durch theilweise Fäulniß unverkäufliche Apfelsinen und ein Stück Brot.

2) Mr. Thomson. Fünf schulpflichtige Kinder. Keine Arbeit. Kein Einkommen außer Verpfänden von Kleidern. Miethe vier Shilling. Frau säuft. Mann gute Führung.

3) Mrs. Jones. Fünf schulpflichtige Kinder. Erwerb sechs Shilling wöchentlich. Miethe drei Shilling. Achtbare Frau, fühlt ihre Lage sehr tief.

4) Mr. Garrard. Acht schulpflichtige Kinder. Zwei stets krank. Kein Einkommen. Verpfändet letzte Lumpen. Miethe 5½ Shilling. Keine Kirchspielshilfe. Will nicht ins Armenhaus gehen.

Das sind, wie man sieht, Fälle, wo es sich um Erlaß des Schulgeldes handelt. Weniger übersichtlich, aber noch schrecklicher würde eine Liste durch Noth entschuldigter Schulversäumnisse sein.

VIII.

Die Belustigung der Bewohner der Slums besteht in der Regel im Branntweintrinken; und wir haben von den wüsten Scenen, in und vor den Schenken in der Nachbarschaft der Slums uns ein Bild zu schaffen gesucht. Diese Scenen sind wahrlich traurig genug. Nur zu oft aber folgen ihnen andere noch weit furchtbarere, die sich theils im Slum, theils vor Gericht abspielen.

In allen Ländern haben viele Branntweinsäufer die Gewohnheit, ihre Frauen zu mißhandeln. Nirgend jedoch, selbst nicht in Rußland, äußert dieselbe sich in so empörender Weise als in England. Unter den Classen von Mord und Todtschlag, ist brutale, den Tod herbeiführende Mißhandlung von Frauenzimmern durch ihre ehelichen oder unehelichen Genossen eine der zahlreichsten, und unzählig sind die derartigen Brutalitäten, die leicht einen tödtlichen Ausgang haben könnten. Der nicht durch gesellschaftliche Einflüsse umgemodelte Engländer ist unermeßlich roh, und meist sind zudem die Weiber nicht ohne Schuld an den von ihnen erlittenen Mißhandlungen. Sehr viele trinken selbst, und auch diejenigen Weiber im Slum, die nicht trinken, machen mit wenig Ausnahmen dem Manne seine Häuslichkeit und sein Familienleben höchst unbehaglich. Für den Trunkenbold ist jeder nicht in der Schenke verausgabte Penny ein schweres Opfer. Selten aber versteht es die Frau, hierauf angemessene Rücksicht zu nehmen. Sie reizt den Mann weit mehr als nöthig wäre, indem sie auf nörgelnde Weise Geld von ihm verlangt. Auch bloße Mißhandlung der Frau, ohne tödtliche Folge, ist strafbar. Doch begreift man von selbst, und jenes Beispiel der Schwester der Knaben Karl

und Thomas veranschaulicht es, welch schlechten Dienst man der Familie des brutalen Trunkenbolds erweist, wenn man ihn wegen seiner Grausamkeit gerichtlich zur Rechenschaft zieht. Kein Wunder daher, daß, wenn die mißhandelte Frau mit dem Leben davonkommt und vor Gericht als Zeugin aufgerufen wird, sie die ganze Geschichte aufs Eifrigste ableugnet. Einen solchen Fall zeichnen Sims und Barnard mit gewohnter Anschaulichkeit:

Den Kopf verbunden und mit einem Kinde im Arm erscheint die mißhandelte Frau, von der Gerichtsbehörde gezwungen, als Zeugin. Der Mann auf der Anklagebank verstockt und voll Bosheit, wirft ihr einen scheelen, ingrimmigen Blick zu, der sagen will: „Wart' nur, bis ich frei bin, dann zahl' ich Dir's aus.“ Die Frau, vom Richter gefragt, antwortet: „Es ist alles ein Irrthum. Er hat nichts gethan. Er würde keine Fliege kränken.“

Der Richter verurtheilt den Mann dennoch zu sechs Monaten schwerer Gefängnißstrafe und wünscht der Frau Glück, den rohen Menschen so lange los zu sein. Sie aber stößt einen Schrei aus: „Gott, was soll nun aus uns werden!“

In der That; was soll aus der Frau und den Kindern werden, während der Vater im Gefängniß ist? Er selbst hat dort seine gute Nahrung; und was die „harte Arbeit“ betrifft, zu der er verurtheilt ist, so besteht dieselbe im unnützen Drehen einer Tretmühle. In Bezug darauf sagte neulich ein Gefangener höhnisch lachend zum Aufseher: „Das Bischen kann ich auf dem Kopf stehend thun.“

Das ist also die schwere Strafe, die des Mannes. Aber die hungernde, frierende Familie wird härter gestraft.

Fast noch widerwärtiger, wenn auch nicht so grauenhaft als diese Mißhandlungen und deren Folgen, sind die Zänkereien der trunken in das Slum zurückkehrenden Weiber und die aus dem Gezänk entstehenden Handgreiflichkeiten, bei denen Fäuste und Nägel die Waffen sind.

Ein solcher Kampf im engen Hofe, rings umgeben von Zimmern, deren jedes mindestens eine ganze Familie birgt, ist also ein nicht der Zuschauer ermangelndes Schauspiel. Diese nehmen Partei oder hetzen wenigstens um des Amüsements willen. „Drauf Sus, Mädchen, gib es ihr!“ — „Laß Dir's nicht gefallen, Polly!“ Ohne geschwollene, zerkratzte Gesichter geht es sicher nicht ab.

Doch gibt es für die Bewohner des Slum, die jüngere Generation namentlich, auch Belustigungen, an denen man kaum Anstoß nehmen kann, in den namentlich im Osten, in der Nähe der Docks ziemlich zahlreichen Gesangslocalen, Nachahmungen der Pariser cafés chantants, mit dem Unterschiede, daß hier das Eintrittsgeld von der Consumtion getrennt, also letztere nicht Bedingung ist, daß sie mehr in Bier und Branntwein als in Café besteht und daß die Bauart dieser Locale weit mehr als die jener Pariser sich dem Theater nähert. Außerdem spielen Anstößigkeiten hier eine minder wichtige Rolle und sind sehr viel roher — und daher ungefährlicher — als in Paris. Aber obgleich Derartiges in allen Gesangslocalen vorkommt, ein Beweis dafür, daß es als nothwendige Würze betrachtet wird, so ist doch das wohl vorgetragene, sentimentale Lied und der ausdrucksvolle Tanz unvergleichlich mehr beliebt, so daß Mr. Sims sogar meint, diese Rohheiten seien ganz entbehrlich. Darin irrt er aber ohne Zweifel;

an Komik darf es nicht fehlen, und diese muß den Gewohnheiten der Zuhörerschaft angepaßt sein. Was wäre auch viel damit gewonnen, wenn man diese Leute, die den ärgsten Schmutz tagtäglich vor Augen sehen, vor der Berührung mit etwas Unsauberkeit bewahren wollte?

IX.

Obwohl, wie wir im Eingang gesagt, die gegenwärtige heftige, durch den „Bittern Schrei" hervorgerufene, die ganze englische Gesellschaft ergreifende Bewegung gegen die Uebel der Slums etwas Neues, noch nie Dagewesenes ist, so haben doch diese Uebel selbst schon oft die Aufmerksamkeit einzelner Gruppen der höheren und mittleren Classen Englands gefesselt. Auch abgesehen von den im Allgemeinen auf Hebung der untersten Schichten gerichteten Anstrengungen, hat man daher speciell für sie Heilmittel zu finden gesucht — Bemühungen jedoch, welche sämmtlich den Fehler hatten, den die rationelle Medicin der symptomatischen Heilmethode verwirft. Statt den Uebeln auf den Grund zu gehen, hielt man sich an die äußeren Krankheitserscheinungen und suchte diese zu bekämpfen und zu beseitigen. Das hatte dann ferner die nothwendige Folge, daß die von verschiedenen Seiten ausgehenden und gegen verschiedene Symptome gerichteten Kuren jeden Zusammenhangs mit einander entbehrten, ja sogar zum Theil störend auf einander einwirkten. Die bisherigen Heilversuche lassen sich also übersichtlich folgendermaßen zusammenfassen:

Gegen die Gottlosigkeit im Slum gerichtete Anstrengungen der Missionen.

Gegen die Brutstätten von Fiebern gerichtete gesetzliche Bestimmungen.

Gegen den jammervollen Zustand der Häuser und Wohnungen im Slum gerichtete Bemühungen von Privatleuten.

Gegen Noth und betrügerischen Bettel gerichtete Regelung der Mildthätigkeit.

Gegen die Verwahrlosung der im Slum aufgewachsenen Kinder gerichtete Anstalten.

Die eingehende Darstellung der Geschichte dieser Heilversuche, ihrer Erfolge, Mißerfolge und unerwarteten Wirkungen, wäre eine höchst lohnende und nicht eben schwierige Arbeit, die jedoch hier unterbleiben muß, weil sie uns zu weit von den im Eingange aufgestellten Gesichtspunkten entfernen und daher der Klarheit unsers Ueberblicks schaden würde. Wir beschränken uns also auf folgende Bemerkungen:

Was die Missionen in den Slums betrifft, so gewahren wir einen auffallenden Contrast zwischen dem „Bittern Schrei", veröffentlicht von der „Congregational Union", einer zahlreichen und angesehenen Secte — deren früherer Name „Independents" aus der Geschichte des 17. Jahrhunderts bekannt ist — und den Jahresberichten Mr. Goulden's, eines Geistlichen der Staatskirche. Die Verfasser des „Bittern Schrei's", ihr Publicum richtig beurtheilend, scheuen sich nicht, durch haarsträubende Schilderung der Gottlosigkeit im Slum den Werth der lang fortgesetzten Thätigkeit der Mission im Slum fraglich zu machen; und um ihrem Pamphlet weite Verbreitung zu gewinnen, bedienen sie sich ferner des sensationellen Titels „Der Bittere Schrei" und einer Schreibweise, die genau der Manier der amerikanischen Zeitungen nachgeahmt ist. Mr. Goulden hingegen

wendet sich nicht an die große Menge, sondern an die bewährten Freunde seiner Mission, und in seinem gratis vertheilten, geschmackvoll geschriebenen, elegant gedruckten, mit künstlichen Lithographien ausgestatteten Jahresbericht ersucht er die Freunde in nichts weniger als aufdringlicher Weise um fernere Unterstützung. Er beruft sich auf den bisherigen, höchst erfreulichen, mit äußerst mäßigen Geldmitteln errungenen Erfolg, welcher von der, in solchen Dingen unparteiischen politischen Presse und von Sectirern — d. h. Rivalen — bezeugt wird. Mr. Goulden hat seine Mission vor zehn Jahren begonnen in einem District, der nichts anderes ist als ein großer Slum, mit 7500 Einwohnern, sämmtlich den gewöhnlichen Classen der Slumbevölkerung angehöreud: Diebe, Dirnen, fahrendes Gesindel, Straßenhändler, Dockarbeiter, andere Tagelöhner, Lumpensammler, Streichholzbüchsenarbeiterinnen und arme Nähterinnen. Aus diesem Material hat er sich eine Gemeinde aufgelesen, der die von ihm erbaute, tausend Menschen fassende Kirche kaum groß genug ist. Dieselbe ist gedrängt voll bei jedem Gemeindegottesdienst; und wahrhaft erstaunlich ist die Zahl der Sonntags darin abgehaltenen, theils gottesdienstlichen, theils sonst zum Missionswerk gehörigen Versammlungen. Morgens um 6½, 7, 9½, 10½, 11½ Uhr: Nachmittags um 2¾, 3¾, 4½, 7, 8½, so daß von Morgens 6½ Uhr bis zur Essenszeit, von der Essenszeit bis zur Zeit des Nachmittagsthees und von dieser bis zum späten Abend die Kirche keinen Augenblick leer wird. Weit ernstlicher als die besser gestellten Classen suchen die Slumbewohner in der Religion Trost und Stütze. Zur Mission gehören — außer dem Dienst in der Kirche und der Heranbildung für deren Gesang und religiöse Lehre — eine umfassende Organisation für den Besuch der einzelnen Familien, Bibel-Colportage, verschiedene Schulen, ein Heim für Knaben, Clubs für Männer und Knaben, Kleinkinderbewahr-Anstalt; Crèche, Küche für Kinder, Hungerkranke und andere Leidende, Frauen-Versammlungen, Kleider-Club, Sparcasse, Kranken- und Armenunterstützungsfonds, Krankenhaus und Bettdeckenleih-Anstalt. Alle Mitglieder der Gemeinde verpflichten sich eidlich, die Schenke zu meiden und berauschende Getränke die einen niemals, die übrigen wenigstens nur bei Mahlzeiten zu genießen. Als Ersatz für die Schenke wird ihnen rationellere Erholung geboten. Wir sahen bereits, wie am Sonntag, dem gefährlichsten Tag für die zum Trunk geneigten Armen, die ganze Zeit durch die Kirche in Anspruch genommen wird. Am Wochentage beansprucht der Antheil am kirchlichen Leben gleichfalls viel Zeit; und der Club bietet unterhaltende Spiele, Gespräch und Lectüre. Es ist unmöglich, einen schärferen Contrast zu denken, als den zwischen diesem Bilde und der vom „Bittern Schrei" gemalten Gottlosigkeit. In Wirklichkeit aber ist hier nur ein Unterschied in der Methode der Aufrufe um Unterstützung; und die Aehnlichkeit der „Congregational Union" mit der der Yankees, in Bezug auf die für solche Bitten aufgewandten Mittel, erklärt sich, wenn wir uns daran erinnern, daß die Begründer des Yankeethums nach Amerika geflüchtete Independenten waren. Thatsächlich erreicht die „Congregational Union", wo — was hier und da der Fall — ihre Missionäre für die Aufgabe ebenso wie Mr. Goulden qualificirt sind, auch ähnliche Resultate; und das Gesammtergebniß der Missionsarbeit in den Slums, nicht nur der verschiedenen protestantischen, sondern auch der katholischen Geistlichen ist, daß es den wahrhaft

für solche Arbeit berufenen Männern gelingt, durch religiöse Einflüsse die fatalistische Hoffnungslosigkeit der Slumbewohner und ihrer widerstandlosen Hingabe an jedwedes Gelüste zu überwinden, die Menschen zur Achtung der eigenen Würde zu erziehen und daß, wenn dies geschehen, die Noth sich von selbst auf ein erträglicheres Maß reducirt und durch einige Freude mehr als aufgewogen wird. Solches Gelingen ist aber keineswegs die Regel, und die bei Missionären übliche handwerksmäßige Predigt trägt keinerlei Frucht. Selbst Liebe zu den Unglücklichen reicht allein nicht aus; und nur ausnahmsweise für solche Arbeit geeignete Männer erreichen wahrhaft werthvolle Erfolge.

Den Slums als Brutstätten von Fiebern hat das Parlament viel Aufmerksamkeit gewidmet; und die gesetzlichen Bestimmungen gehen theils auf Palliativmittel, denen die sanitätspolizeiliche Inspection als Werkzeug dienen soll, theils auf Radicalcur durch Niederreißen der Slums. Die Befugnisse der Sanitätspolizei, obwohl von Mitgliedern der conservativen Partei beantragten Gesetzen den Ursprung verdankend, sind derart, daß sie sich schlecht mit der in den Worten: „Mein Haus ist meine Festung — my house is my castle" ausgesprochenen Rechtsüberzeugung vertragen. Noch exorbitanter sind, den älteren Rechtsanschauungen gegenüber, die an die Hauseigenthümer gemachten Anforderungen und die vom Gesetz in Aussicht gestellten Folgen von deren Nichtbeachtung. Dieselben gehen so weit, daß in vielen Fällen das Haus confiscirt werden kann, ohne weitere Entschädigung für den Eigenthümer, als nur Bezahlung des Werthes von Grund und Boden und von dem auf Abbruch verkauften Baumaterial. Aber die alte Rechtsüberzeugung ist dennoch so mächtig, daß die Eigenthümer sehr gut bei den Expropriationen fahren und die Summen, welche diese Umbauten der städtischen Bauverwaltung kosten, sind so colossal, daß deshalb das Niederreißen der Slums fast aufgehört hat.

Die Durchführung der sanitätspolizeilichen Vorschriften ist aus denselben Gründen im höchsten Grade ungleich. In den damit betrauten Kirchspielbehörden ist constanter Conflict zwischen dem die neue Rechtsüberzeugung vertretenden Medicinal-Inspector und den übrigen, die alte Rechtsüberzeugung vertretenden Mitgliedern. Wir haben gesehen, wie es mit diesen Verwaltungen beschaffen ist und erstaunen daher nicht darüber, daß die Freunde und Gevattern der Hauseigenthümer diesen nicht wehe thun wollen. Ihnen scheinen die Anforderungen des Gesetzes unbillig. Ueberhaupt fühlt man, wie gesagt, daß die hier vom Gesetz vorgeschriebene energische Einmischung der öffentlichen Gewalt in Privatverhältnisse den hergebrachten englischen Rechtsüberlieferungen, dem „laisser aller laisser faire", schnurstracks zuwiderläuft. Daher bleiben nicht nur die Behörden der Selbstverwaltung, sondern auch Polizeiwesen und Gerichtswesen unendlich weit hinter dem zurück, was die Sanitätsgesetze von ihrer Thätigkeit erwarten. Schließlich kommt es, wie sich das in England von selbst versteht, darauf hinaus, daß nicht die Gesetzesvorschrift, sondern die Kraft der individuellen Initiative den Ausschlag gibt. Der obenerwähnte, durch seltene Einsicht, Willenskraft und Pflichttreue ausgezeichnete Medicinal-Inspector Dr. Liddle versteht seine Befugnisse so zu benutzen, daß höchst erhebliche Resultate erreicht werden; und dasselbe gilt auch von allen tüchtigen Medicinal-Inspectoren, nach Maßgabe ihrer Energie

und Einsicht. Den schwächlichen Versuchen anderer Inspectoren hingegen gelingt es nicht, die plumpe und widerwillige Maschinerie der Kirchspielsverwaltung in Bewegung zu setzen. Daher haben sich, gleichsam um ausdrücklich die Thatsache anzuerkennen, daß es auf individuelle Initiative ankommt, Vereine angesehener Männer, zur Einschärfung sanitätspolizeilicher Vorschriften gebildet.

Während also die Sanitätsinspection der existirenden Slums zwar höchst ungleichen, aber doch unleugbaren Nutzen stiftet, hat das Niederreißen der Slums, selbst vom einseitigen Gesichtspunkte der Vernichtung der Fieberhöhlen aus betrachtet, mehr Schaden als Vortheil gebracht. Allerdings ist die Zahl der Slums vermindert. Aber nicht die Mauersteine sind die Quellen der Fieberkrankheiten, sondern die ungesunden Menschen; und die Folge der Zerstörung der Slums ist, daß die aus denselben vertriebenen Unglücklichen, da sie nirgend anders aufgenommen werden, in den noch übrigen Slums ihre Zuflucht finden, dort das Gedränge, die Verpestung, den Miethzins, die Unsittlichkeit und das Elend fürchterlich steigern und zugleich den Wirthen die Macht geben, sich jeder Auslage, wie nothwendig auch immer sie für die Gesundheit sein mag, hartnäckig zu weigern. Wenn man darauf bedacht gewesen wäre, Fieberhöhlen der ärgsten Art herzustellen, hätte man keine zweckmäßigere Methode ersinnen können.

Hier, wie bei der Medicinal-Inspection, erweist sich die Ohnmacht des aus neuer, bisher noch nicht in die Tiefen des Gemüths gedrungener Rechtsüberzeugung geflossenen Gesetzes gegenüber der alten Ueberlieferung den gesellschaftlichen Gewohnheiten und dem Gewicht der gesellschaftlichen Kräfte. Das Gesetz schreibt vor, daß, wenn Wohnungen der arbeitenden Classe niedergerissen werden, an deren Statt neue, wenigstens ebenso geräumige, für diese Classe errichtet werden sollen und das geschieht auch bis zu einem gewissen Grade durch Erbauung mächtiger Complexe von Familienwohnungen. Aber diese sind derart, daß sie sich nicht für die unglücklichen, aus den Slums vertriebenen Menschen eignen. Die Bewohner der neuen Gebäude gehören nicht der gesellschaftlich ohnmächtigen Classe an, sondern dem Stande der Handwerker und Fabrikarbeiter; d. h. demjenigen Stande, welcher durch die friedliche Umwälzung, von der wir im nächsten Capitel reden werden, der mächtigste und maßgebendste, von allen Parteien wetteifernd umworbene, geworden ist. Ihr kommen also die Opfer zu gute, welche die städtische Bauverwaltung bringt, indem sie die Eigenthümer der Slums übermäßig entschädigt und die theuer erworbenen Terrains zu Schleuderpreisen an Gesellschaften für Errichtung von Arbeiterwohnungen verkauft.

Noch merkwürdiger ist in dieser Beziehung folgende Thatsache. Wer die Geschichte der milden Stiftungen in England kennt, der weiß, daß es hier Regel ist, die für die Armen hinterlassenen Mittel zu Gunsten der herrschenden Classe zu verwenden. Dieses Privileg nun hat die erst seit Kurzem zur Macht gelangte Classe der Handwerker und Fabrikarbeiter bereits in ausgedehntem Maße erworben ohne auch nur den Finger zu rühren, lediglich durch die Connivenz der angesehensten Persönlichkeiten des Landes. Mr. Peabody's Legat von einer halben Million Pfund Sterling an die Londoner Armen ist nämlich aufs Ausdrücklichste, in Worten, die keiner anderen Deutung fähig sind, für wirklich und dauernd Nothleidende bestimmt und fast ebenso unzweifelhaft ist, daß gerade die

Bewohner der Slums — wenigstens die rechtlichen — von Mr. Peabody gemeint sind. Aber die Peabody-Buildings sind den aus den Slums vertriebenen Unglücklichen ebenso unzugänglich, wie die anderen neu errichteten Arbeiterwohnungen. Das Gesammtresultat ist also in diesem Falle folgendes:

Der durch Fortreißen der Wohnungen der Aermsten gewonnene Boden dient zur Errichtung von Gebäuden für eine politisch äußerst mächtige, ohnehin öconomisch günstig gestellte Classe. Diese erhält in den ihr wünschenswerthesten Gegenden Wohnungen zu künstlich auf vierfache Weise ermäßigten Miethszins. Das für den Armen bestimmte Geld wird auf diese Ermäßigung verwendet. Die Stiftung wird gratis, als Ehrensache, verwaltet; die städtische Behörde opfert enorme Summen und der Staat leiht für die Bauten Geld zu niederm Zinsfuß. Das, verbunden mit der grauenhaft gesteigerten Noth der armen Vertriebenen, ist der einzige Gewinn, der diesen aus Mr. Peabody's Fürsorge für solche Unglückliche wird! So hat das Gesetz im Verein mit der mehr als königlichen Munificenz des Wohlthäters der Londoner Armen, ihnen da, wo ihr Interesse nicht durch Individuen voll Energie und persönliche Initiative vertreten und gewahrt war, nicht genützt, sondern unsäglich geschadet.

Im Gegentheil sehen wir, daß individuelle Energie, Einsicht und Consequenz, ohne Hilfe der Gesetze und Behörden, ohne geistliche Mittel, ohne Geldopfer, siegreich gegen die Uebel der Slums anzukämpfen vermag. Das lehren uns Miß Octavia Hill's Bemühungen, die Häuser und Wohnungen im Slum zu bessern. Diese Bemühungen wurden im Jahre 1864 begonnen und haben also eine bereits zwanzigjährige Erfahrung für sich. Unterstützt im Anfange durch den Kunstkritiker Mr. Ruskin, der ihr 3000 Pfund zur Verfügung stellte und sie durch seinen Zuspruch ermuthigte, sowie, seit die Richtigkeit ihrer Anschauung feststeht, durch viele andere Capitalisten und durch Helfer in der Arbeit selbst, kauft Miß Hill Häuser in den Slums, reparirt und reinigt sie oder erbaut neue an ihrer Statt. Die von ihr vorgenommene und befriedigend gelöste Aufgabe ist, die Slumbewohner zu ordentlichen Miethern ordentlicher Häuser zu erziehen; und zwar ohne daß dafür irgend ein Geldopfer gebracht wird. Denn das aufgewandte Geld wird mit 5 Procent verzinst und es bleibt noch ein Reservefonds zur Verwendung für andere Zwecke. Die Bewohner der Häuser Miß Hill's haben aufgehört, nothleidend zu sein. Sie zahlen ihre Miethe fast ohne Rückstand. Denn in Zeiten guter Arbeit wird für die schlechten Zeiten gespart und wenn diese kommen, ist Geld genug da, um die Miethe zu zahlen. Indem Miß Hill das durchgesetzt, hat sie einen sehr bedeutenden moralischen Einfluß auf die Miether gewonnen, umsomehr als sie niemals die ihr als Wirthin zustehenden Rechte überschreitet, nie ihren Rath oder gar Warnungen und Ermahnungen aufdrängt. Ihren eigenen ausgezeichneten Tact hat sie auch all ihren Gehilfinnen und Gehilfen mitzutheilen gewußt und sie ist dabei so wahrhaft bescheiden, daß sie meint, all das sei selbstverständlich, könne gar nicht anders sein. Obgleich offenbar ihr Werk eins der schönsten ist, das christliche Liebe erdenken kann, so wird doch mit durchaus nicht unbegründeter Vorsicht jedes Wort vermieden, welches dieses Werk mit denen der Mildthätigkeit in eine Kategorie bringen könnte. Das einzige Mittel der Pression ist strenges Einfordern der Miethe, und die

einzige materielle Hilfe besteht darin, daß in Zeiten der Arbeitslosigkeit soviel als möglich Beschäftigung am Hausbau und Instandhaltung der Häuser gegeben wird, und in Empfehlungen. Mehr ist auch nicht erforderlich, und selbst wenn sonst überall geklagt wird, sind in Miß Hill's Häusern keine Almosen nöthig. Den schönen Erfolgen steht bisher kein Mißerfolg gegenüber. Das ist jedoch nicht, wie Miß Hill und Andre glauben, Verdienst des Systems, sondern lediglich Miß Hill's Tact und Consequenz und überhaupt ihrem sittlichen Ernst zuzuschreiben, und ist also analog mit Mr. Goulden's und Mr. Liddle's Erfolgen.

Was schließlich die Gesellschaften für Regelung der Mildthätigkeit und gegen betrügerischen Bettel, sowie die Anstalten zur Rettung verwahrloster Kinder angeht, so stehen dieselben nicht in ausdrücklich ausgesprochener Beziehung zu den Slums. Doch ist in den Slums sowohl der betrügerischen Bettler Wohnung, als der verwahrlosten Kinder Ursprung; und die von jenen Gesellschaften und Anstalten bekämpften Uebel gehören daher zu denen, mit welchen wir uns beschäftigen. Den beiden Classen von Heilversuchen aber liegt als formell anerkanntes Princip die Norm zu Grunde, die sich bei den Erfolgen der Missionen, der Sanitäts-Inspection und Miß Hill's erfahrungsmäßig ergibt. Individuelle Anstrengung übernimmt den Kampf gegen sociale Uebel, denen gegenüber die Gesetze, die Organe der öffentlichen Gewalt, die milden Stiftungen und die handwerksmäßige Predigt, sich als lahm und lückenhaft erwiesen. Es versteht sich also hier noch viel deutlicher von selbst, daß günstiger Erfolg nur der energischen, opferwilligen, charaktervollen und individuellen Anstrengung zu Theil wird. Thatsächlich ist dieser Erfolg höchst erfreulich bei den Anstalten für Rettung verwahrloster Kinder; hingegen sehr kümmerlich und nicht selten gradezu zweifelhaft bei den Gesellschaften für Regelung der Mildthätigkeit und gegen den Bettel, ein Unterschied, der sich sehr wohl, aber nur durch uns zu weit von unserm Gegenstande entfernende Erörterungen erklären läßt.

Jedoch ist es hier möglich, und für unsere Untersuchung nothwendig, uns darüber klar zu werden, warum für das Gelingen der symptomatischen Heilversuche der im Slum sich sammelnden Uebel die persönliche Qualification und Opferwilligkeit derer, die sie unternehmen, erforderlich, warum daher das Gelingen die Ausnahme, das Mißlingen die Regel ist.

Die in das Slum gedrängten Classen sind, wie wir sahen, diejenigen, denen es an Energie fehlt, um in dem großen Kampf der Kräfte und der Interessen einen Platz zu behaupten und sich dadurch einen befriedigenden Antheil an den glänzenden Erwerbsgelegenheiten der Hauptstadt des Weltverkehrs zu verschaffen. Daher bestehen die symptomatischen Heilversuche — ohne daß man sich dessen bewußt wird — theils in Erziehung, theils in Vormundschaft, theils in einem Gemisch von Vormundschaft und Erziehung. Daß aber die Erziehung bisher charakterloser Erwachsener und der Schutz moralisch schwacher Menschen gegen das Andringen der gewaltigen Strömungen übermächtiger Kräfte und Interessen keine leichte Aufgabe sei, liegt ebenso sehr auf der Hand, als daß sie nur gelingen kann, wenn Derjenige, der sich ihr unterzieht, mit Eigenschaften begabt ist, wie sie sich nicht häufig in einer und derselben Person zusammenfinden.

X.

Die durch den „Bittern Schrei“ hervorgerufene Bewegung gehört einer neuen Phase des englischen Staatslebens an, in der theils eben wegen der Neuheit und des Widerspruchs mit alten Traditionen, theils wegen der Massenhaftigkeit, Großartigkeit und Mannichfaltigkeit der Interessen-Anforderungen und Kräfte, schnelle Klärung undenkbar ist. Dank namentlich dem Einfluß der angesehenen Ein-Penny-Journale[1]) hat die jüngste Entwicklung Englands das bisherige Gleichgewicht der Verfassung zerstört, ohne daß sich ein neues Gleichgewicht gebildet hätte. So lange den demokratischen Tendenzen der Institute des öffentlichen Rechts durch die aristokratische Gesellschaftsorganisation die Wage gehalten wurde, bestand das öffentliche Leben Englands zumeist in wechselseitiger Anerkennung und thatsächlich höchst rücksichtsvollem und gemäßigtem, wenn auch scheinbar leidenschaftlichem Wettstreit der mächtigen, durch ihre Wucht in den Vordergrund gelangten Kräfte und Interessen. Weit entfernt zwar von Theilnahmlosigkeit für die Schwachen, hielt man doch streng, ja mit Härte, daran fest, daß die Schwachen schwach, die Starken stark bleiben sollten, und die geschenkte Theilnahme wurde als Gabe dargereicht, in deren Art und Weise sich das wechselseitige Verhältniß von Stärke und Schwäche aufs Bestimmteste ausprägte.

Indem dies jetzt anders geworden, und allmälig die große Masse der Bevölkerung die ihr nach der Theorie des Constitutionalismus zustehende Bedeutung gewonnen, hat sich unbewußter Weise die ganze Anschauung vom Wesen und der Aufgabe des Staats umgewandelt. Gegenwärtig stellt man an den Staat das Verlangen, alle Kräfte und Fähigkeiten des nationalen Lebens aufs Aeußerste zu entfalten, alle Krankheit aus diesem Leben zu entfernen, und bei Lösung der somit erwachsenden Aufgaben keinerlei Rücksicht auf die Macht und die Sonderinteressen der Individuen oder auf die bisherigen Gewohnheiten und Ueberlieferungen zu nehmen. Das ist die Anschauung, die sich aus der wechselseitigen Einwirkung der mächtigen Ein-Penny-Journale und ihrer Leserkreise entwickelt hat und der alle englischen Staatsmänner, gleichviel welcher Partei angehörig, huldigen müssen, um ihre Stellung zu behaupten. Soll aber die neue Rechtsanschauung ins praktische Leben übertragen werden, so findet man nirgend die Mittel vorbereitet, und es gelingt nur ausnahmsweise, sie zu schaffen, da für eine solche Thätigkeit des Staats, wie die neue Rechtsanschauung sie verlangt, die der früheren Entwicklung entstammenden Normen, Einrichtungen, Verhältnisse und Persönlichkeiten nicht angethan sind. Zudem fehlt es absolut sowohl an Klarheit der Begriffe, als an bestimmter Leitung. Es ist ein allgemeines wechselseitiges Aufwerfen von Fragen, ohne befriedigende Antwort von irgend einer Seite. Die Staatsmänner horchen, was das Publicum und die Presse wollen, das Publicum will sich von den Staatsmännern und der Presse, letztere will sich von dem Publicum und den Staatsmännern leiten lassen. Dieser Widerspruch

[1]) Die verbreitetsten der zu Einem Penny die Nummer publicirten Tageblätter Daily Telegraph, Standard, Daily News, Morning Post, Pall Mall Gazette, Daily Chronicle, St. James Gazette, Globe, werden zusammen täglich in ungefähr 1¼ Million Exemplaren gedruckt.

der neuen Rechtsüberzeugungen mit den alten Gewohnheiten und das aus der Unklarheit der Wünsche und Bewegungen entspringende Gewirr treten natürlich auch in den Dingen, die wir hier betrachten, zu Tage: „Die Slums sind ein Greuel und eine nationale Schmach; der Staat muß helfen!“ so sprechen die Parlamentsmitglieder, die Zeitungen, das Publicum zu einander und unter sich. Aber wie man sich den Staat, der diese Anforderung zu erfüllen fähig sei, denken und was derselbe thun solle, weiß Niemand zu sagen. Alles, was wirklich auf Anregung des „Bittern Schrei“ geschieht und empfohlen wird, bewegt sich in den Bahnen der bisherigen Heilversuche; obwohl erfahrungsmäßig feststeht, daß diese Bahnen unzulänglich sind und sich wechselseitig kreuzen und daß auf jeder von ihnen Erfolge nur ausnahmsweise, durch ungewöhnliche und individuelle Fähigkeiten und Initiative erreicht werden.

Lassen wir uns also nicht beeinflussen von jener Begriffsverwirrung, welche bei dem in einer Krise befindlichen Engländer natürlich ist, bei uns aber nicht zu entschuldigen wäre, und folgen wir unserem eigenen Urtheil. Wir sehen dann alsbald, daß es sich hier um zwei gewaltige, dem heutigen Geschlecht in England von der gegenwärtigen Bewegung des Staatslebens gestellte Aufgaben handelt, die zwar theoretisch großentheils lösbar und soweit diese Möglichkeit reicht, der zukünftigen wirklichen Lösung sicher, aber durch heut unüberwindliche Schwierigkeiten für heut praktisch unlösbar sind; nämlich:

1) Umbau des alten Londons.

2) Rettung der gesellschaftlich nützlichen Classen der Slumbevölkerung durch Hereinziehung derselben in die gesunde Bewegung des öconomischen Lebens.

XI.

Auf den Umbau des alten Londons, als dem kommenden Geschlecht gestellte Aufgabe, weisen viele der von uns erörterten Thatsachen. Die Slums sind ja nichts Anderes als Ueberbleibsel jenes Londons von vor zweihundert Jahren, aus einer Zeit, als man an der Enge, Dumpfheit und Dunkelheit keinen Anstoß nahm. Die Höfe eines der vor Kurzem niedergerissenen Slums haben vor zweihundert Jahren im Leben der vornehmen Welt eine große Rolle gespielt. Einer jener Höfe gehörte noch jüngst einem Nachkommen Jacob's II. In einem andern war das in jener Zeit berühmte, von der königlichen Familie häufig besuchte Cockpit-Theater. Wer jetzt darin haust und wie es gegenwärtig darin aussieht, hat dieser Aufsatz zu schildern versucht; ebenso wie daraus hervorgeht, daß der Umbau des alten Londons — mit Ausschluß nur der bereits umgewandelten Theile der City und der großen Arterien der anderen Districte — eine der gebieterischsten Aufgaben der Zukunft ist. Schon ist der Weg, den man einschlagen wird, deutlich vorgezeichnet.

In dem gedrängtest bevölkerten Londoner Wahlbezirk, demjenigen, welcher die meisten und die grausigsten Slums enthält, ist die Dichtigkeit wenig über hundert Menschen auf dem Acre (4840 Quadrat-Yards). Auf demselben Flächenraume leben hingegen mehr als tausend Menschen in den mehrerwähnten Familienhäusern, die sowohl in Bezug auf Comfort als auf Gesundheit Ideale von Wohnungen für den Arbeiterstand sind. Diese Bauten sind, auch wo weder die Peabody-Stiftung,

noch die Baubehörde Opfer bringt, zuverlässige und ausreichend vortheilhaft Capitalanlagen, und der Staat kann für sie nicht nur ohne Schaden, sondern mit einigem Gewinn Geld zu 3½ Procent herleihen, wie er das schon oft gethan. Somit ist die sehr ausgedehnte, systematische Errichtung von Familienhäusern für den Arbeiterstand möglich; und daher mit Bestimmtheit zu erwarten. Aber ehe sie zur Wirklichkeit und zur Grundlage des Umbaues der alten Districte wird, müssen eine Anzahl organischer Fehler des Systems dieser Bauten, welche von dem Ursprung desselben, aus der Peabody-Stiftung herrühren, beseitigt werden.

Der Peabody-Stiftung ist, wie gesagt, die Entstehung des ganzen Systems der Familienhäuser zu danken, und wahrscheinlich wird dadurch der edle Wohlthäter noch weit mehr Segen gesäet haben als er beabsichtigte und ahnen konnte. Indem wir das gebührend anerkennen, dürfen wir jedoch das Auge nicht der Thatsache verschließen, — von der sich Miß Octavia Hill mit so bewundernswerthem Tacte leiten läßt — daß bei solchen Unternehmungen jeder an milde Gaben erinnernde Zug zu vermeiden ist. Derartigen Zügen begegnet man aber mehr oder weniger in allen diesen Familienhäusern. Nirgend ist das Verhältniß das rein geschäftliche zwischen dem Vermiether, der sich bemüht, die Wohnungen an den Mann zu bringen und daher allen Wünschen möglichst zuvorkommt, und dem in seinen Forderungen nichts weniger als anspruchslosen Miether. An Fürsorge freilich fehlt es nicht. Aber dieselbe ist auf dem Boden der alten Rechtsanschauung erwachsen, ist mildthätige, bevormundende selbstbewußte Fürsorge der Starken für die Schwachen. Selbst die neuere Strömung, die auf Handarbeiter und Fabrikarbeiter genommene große Rücksicht, wirkt in bedenklicher, geradezu schädlicher Weise. Man geht darin so weit, daß man die armen Slumbewohner absichtlich ausschließt und zu diesem Behuf das vortheilhafteste aller Vermiethungsgeschäfte, das Abgeben einzelner Zimmer an Familien vermeidet. Ein Charakterzug milder Stiftungen der alten Zeit wiederum ist die Häßlichkeit aller jener Gebäude, das absolute Fehlen jeden Schmuckes, jeden Gedankens an edle Linien und Proportionen. Das Alles muß und wird sich ändern. Ueber kurz oder lang wird man so verständig werden, dem Beispiel derjenigen Eisenbahnverwaltungen und Zeitungsredactionen zu folgen, die riesige Geschäfte machen, indem sie der arbeitenden Classe zu den für sie erschwinglichen Preisen das Schönste und Beste anbieten. Gerade für die hier sich der Architektonik aufthuenden Gelegenheiten haben die Engländer, denen es sonst an Geschmack und Kunstsinn fehlt, die rechte Begabung. Das zeigen die durchweg guten, zum Theil vorzüglichen Neubauten der City. Selbst in Wien werden die besten derjenigen Londoner architektonischen Leistungen nicht übertroffen, bei denen es sich darum handelt, großen Massen von Mauerwerk zugleich schöne und mächtige Bewegung der Linien, harmonische Verhältnisse und angemessene Ornamente zu geben.

Damit soll nicht gesagt sein, daß der Umbau nichts weiter schaffen wird, als eine Anzahl in Behaglichkeit und architektonischer Schönheit mit einander wetteifernder mächtiger Gebäude für den Arbeiterstand. Der von diesen Gebäuden beanspruchte Flächenraum ist, wie bemerkt, weniger als 1/10 des heute von derselben Menschenzahl bewohnten. Also wird Raum errungen werden für

Alles, was sonst nöthig und wünschenswerth ist und nicht bereits in den großen Arterien der alten Districte existirt, namentlich für Wohnhäuser der Arbeitgeber, für weitere Ausbreitung des City-Verkehrs und für das frische Grün, welches das an die Parks und Squares des Westends und an die Gärten der Vorstädte gewöhnte Auge in den alten Districten Londons so schmerzlich vermißt. In den jetzt traurigen Gegenden Londons wird der Umbau nicht nur Wohnlichkeit, Helle und Gesundheit, sondern auch Anmuth ins Leben rufen.

Ob die nahe Zukunft, ob wenigstens das neunzehnte Jahrhundert, oder ob eine weiter hinausliegende Zeit den Anfang des Umbaues sehen wird, kann kein Mensch voraussagen; um so weniger, als allen Londoner Verhältnissen eine totale Umwälzung bevorsteht. Bekanntlich hat das Ministerium die Gründung einer Verwaltung auf ultrademokratischer Vertretung beruhend, beantragt, welche alle Theile der Stadt zu einem administrativen Ganzen vereinigen soll; und daß die Sache in dieser oder irgend einer Form geschehen wird, kann keinem Zweifel unterliegen. Ebenso unzweifelhaft ist auch, daß nachher alles Bisherige über den Haufen geworfen werden wird. Weiter hinaus kann daher Niemand prophezeien. Wahrscheinlich aber wird die neue Verwaltung ähnliche Wege einschlagen, wie alle anderen auf analoger Basis beruhenden Vertretungen großer und reicher Gemeinwesen in Europa, Amerika und Australien; und trifft das ein, so wird der Umbau der alten Districte Londons in nicht allzuferner Zukunft eine Thatsache werden.

Um so dringender wird dann die zweite der oben erwähnten Aufgaben sein, die Hereinziehung der gesellschaftlich unmöglichen Classen der Slumbewohner in die gesunde öconomische Bewegung und somit die Befreiung dieser Classen von dem Banne, der sie in die Slums treibt. Denn die Erfahrung lehrt, daß sonst die Zerstörung der Slums ein diesen schon über alle Begriffe unglücklichen Menschen zugefügtes schweres Unrecht ist. Um also zu sehen, daß die Aufgabe, wenn auch nicht in der Gegenwart, so doch in der Zukunft befriedigend gelöst werden kann, wollen wir sie zuerst ins rechte Licht stellen.

Der Fabriks- und Handwerks-Production unentbehrlich, erzwingen die Londoner Arbeiter — mit alleiniger Ausnahme der in die Slums verstoßenen Classen — durch solidarisches Zusammenhalten, daß ihnen alle Vortheile der Hauptstadt des Weltverkehrs, welche als solche die sämmtlichen, durch die unermeßlichen Anstrengungen aller Kaufleute und Fabrikanten der ganzen Welt hervorgerufenen Strömungen beherrscht, zu Gute kommen. Nicht nur, daß auf diese Weise der Londoner Arbeiterstand sich hohen Lohn sichert: aus denselben Ursachen entspringt ihm auch reicher, aus seinem Erwerb gezogener Genuß. Er ist der mächtigste Stand und auf allen Gebieten werben die anderen Mächtigen in ihren Anerbietungen und Darbietungen wetteifernd um seine Gunst. Von den Verstoßenen der Slums gilt das gerade Gegentheil. Jedermann ist versucht, sie mit Füßen zu treten; und die blutarmen Menschen zahlen die höchsten Preise für die schlechtesten Wohnungen und die schlechtesten Waaren. Weit entfernt, solidarisch zusammenzuhalten, sind sie vereinzelt wie Sandkörner, und drücken oft wechselseitig den Lohn so weit herab, daß selbst die angestrengteste Arbeit kaum vor dem Verhungern schützt. Bemühungen, wie die Miß Hill's und Mr. Goulden's

zeigen aber, daß den Slumbewohnern nichts weiter als die Organisation des Erwerbs und Verbrauchs, nicht die Erwerbsgelegenheit selbst mangelt. Daraus folgt, daß die Heilung nicht durch staatlichen Zwang oder gesellschaftliche Bevormundung geschehen muß, sondern durch die, der englischen Entwicklung allein angemessenen Mittel des wohlverstandenen öconomischen Interesses.

Von sehr großer Wirkung wird vor Allem die Umwandlung der englischen Landwirthschaft sein, zu der man sich wird entschließen müssen, wenn man nicht die mit dem englischen Verkehrsleben unvereinbaren Wege des Schutzzolls betreten, oder von der amerikanischen Concurrenz die englische Landwirthschaft zu Grunde richten lassen will. Durch diese Nothwendigkeit gezwungen, wird man die Fesseln alter Gewohnheit abschütteln und statt wie bisher die Befriedigung des unermeßlichen englischen Bedarfs anderen Nationen anheimzugeben, selbst sich des heimischen Marktes bemächtigen. England, gegen dessen Energie auf industriellem Gebiet sich der Continent und Amerika absperren, wird auch seine landwirthschaftlichen Interessen, wo es sich ja nur um Eroberung des heimischen Marktes handelt, zu organisiren wissen; eine um so einfachere Sache, als in der Normandie, in Süddeutschland und in Belgien die Vorbilder bereits vorhanden sind. Daß in England Grund und Boden meist Eigenthum des Adels ist, bildet nicht, wie viele glauben, den in Bezug auf diese Frage wesentlichen Unterschied zwischen ihm und jenen Gegenden. Denn in ihnen allen wirthschaften die Kleinbauern vielfach auf Pachtland; fast ausschließlich ist das der Fall in Flandern, dem Musterlande kleinwirthschaftlichen Betriebs, und kein continentaler Grundeigenthümer ist fähig und willens, seine Pächter in Betreff des Zinses so großmüthig zu behandeln, sie so mit Rath und That, mit wirthschaftlichen Vorbildern, Zuchtthieren, Gewährung und Verschaffung von Credit, Hilfe bei dauernden Verbesserungen, Nachlaß von Pacht, in schlechten Jahren zu unterstützen, wie die englischen Großgrundbesitzer zu thun pflegen. Aber damit sich die englischen ländlichen Tagelöhnerfamilien zu Kleinbauern, Küchen- und Obstgärtnern nach Art der normännischen, süddeutschen und belgischen aufschwingen, müssen sie andere Menschen werden. Sie eignen sich zu solcher Erhebung vollkommen; das beweisen sowohl Mr. Goulden's und Miß Hill's Erfahrungen, als besonders die nach Amerika und Australien ausgewanderten Arbeiterfamilien. Also wird, wenn die Gelegenheit sich bietet, auch in englischen Dörfern die Umwandlung vor sich gehen, zumal durch den Schulzwang die jüngste Generation der Feldarbeiter viel reger geworden, als die früheren Generationen je gewesen und durch die neuen Wahlgesetze, die zwar noch nicht thatsächlich, aber im Princip von allen Parteien angenommen sind, die Feldarbeiter dem politischen und gesellschaftlichen Helotenthum entrückt werden. Der Einfluß der Umwandlung auf alle englischen öconomischen Verhältnisse, namentlich aber auf diejenigen der gegenwärtig in die Slums verbannten Classen, wird über alle Berechnung hinaus erstaunlich und durchgreifend sein. Obwohl England in der Consumtion ländlicher Erzeugnisse, nach Aufwand von Geld auf die Person berechnet, alle andern Länder Europa's weit übersteigt, fehlen hier große Zweige des ländlichen Erwerbs ganz oder fast ganz, und in denjenigen ländlichen Erzeugnissen, die England in ausgedehntem Maße hervorbringt, gewahrt man eine der Schwind-

sucht vergleichbare constante, großentheils auf Kosten des ländlichen Arbeiterstandes vor sich gehende Minderung. Die Krankheit besteht darin, daß Ackerland zu Weideland gemacht wird. An der betreffenden Stelle wird dadurch der Erwerb der Feldarbeiter fast zerstört, die Erzeugung der Feldfrüchte vernichtet und selbst die Viehzucht verringert. „Mehr Gras, weniger Rindvieh," sagt ein englischer Oeconom, der die Sache gründlich untersucht hat; d. h. Wiesenland ernährt weniger Rindvieh, als das auf einer gleichen Fläche Ackerland im Laufe der Rotation alljährlich erzeugte Futter. Durch das Aufhören dieser seit langer Zeit an dem englischen ländlichen Erwerb zehrenden Krankheit wird der Vertreibung der Feldarbeiter aus den englischen Dörfern Einhalt geschehen und damit die mächtigste Quelle des Andrangs von Tagelöhnern nach London zu fließen aufhören. Das allein wird ausreichen, um hier die Lage der wichtigsten Classen, die gegenwärtig in die Slums verbannt sind, günstiger zu gestalten. Ferner wird die Erhebung der ländlichen Arbeiter zu Kleinbauern, Küchen- und Obstgärtnern auch das Rückströmen aus der Stadt auf das Land zur Folge haben und zugleich eine Rückwirkung auf die städtischen Löhne, ähnlich derjenigen, welche die hohen Löhne der Felddistricte im Norden Englands auf den Erwerb der Tagelöhner in den benachbarten Gegenden haben. Kommt dann noch der Umbau Londons, so wird die Erwerbsgelegenheit der Londoner Tagelöhner ebenso günstig werden, wie die der Tagelöhner in den Colonien.

Es ist nicht schwer nachzuweisen, daß auf Wegen, welche dem hier soeben vorgezeichneten analog sind, alle in die Slums verbannten Classen rechtlicher Arbeiter in die gesunde öconomische Bewegung absorbirt werden können, zum Nutzen nicht nur ihrer selbst, sondern auch derer, welche es zu thun unternehmen. Unzweifelhaft wird das mit der Zeit wirklich geschehen und auf diese Weise die Frage der Slums ihre befriedigende Erledigung finden. Nahe bevorstehend ist die Lösung jedoch sicherlich nicht und daß die jetzige wirre, durch den „Bittern Schrei" hervorgerufene Bewegung den unglücklichen Slumbewohnern irgend eine nennenswerthe Erleichterung schaffen werde, ist leider so unwahrscheinlich, daß man kaum umhin kann, es für unmöglich zu halten.

Die Finanzlage der europäischen Großmächte.

Von
Prof. Dr. Richard von Kaufmann.

Es ist ein classisch gewordener Vergleich, der zwischen den Finanzen im Staat und dem Blut im menschlichen Körper: überallhin bringt das Blut, Leben bringend oder erhaltend, und dadurch den einzelnen Organen die Kraft verleihend, ihren Zwecken zu dienen. Dieselbe Wirkung haben die Finanzen im Staat, auch sie vertheilen sich durch große und kleine Canäle überallhin und halten die politisch-gesellschaftliche Maschine in Gang. Ohne geordnete Finanzen kann kein Staatswesen sich in Gesundheit erhalten, und was jetzt China trotz seiner 400 Millionen Einwohner lahmlegt, was schon längst die Türkei zum „kranken Mann" gemacht hat, das ist die finanzielle Anemie.

Je größer der Staat, je verwickelter seine Organisation, desto größere Bedürfnisse hat er. Ein ausgedehntes volkreiches Land will — soll — muß eine entsprechende Machtstellung einnehmen; es muß seinen Rang unter den Nachbarn, die naturgemäß seine Nebenbuhler sind, behaupten; es muß sich ihrer Uebergriffe erwehren können. Die vom Staat übernommenen, nach Außen gerichteten Aufgaben umschließen aber nur den kleineren Theil seiner Zwecke, wenn auch den ältesten. Weit größer und mannigfaltiger sind diejenigen seiner Aufgaben, welche sich nach Innen richten, und der Kreis derselben erweitert sich immer mehr und mehr.

Die Staaten, die wir in ihrer thatsächlichen geographischen Ausdehnung vor uns sehen, sind wohl in ihrer äußeren Form, wie man es früher von der anorganischen Materie glaubte, durch Ansetzung von Außen gewachsen, sie sind meist durch einen Agglomerationsproceß entstanden; — in seinem Innern aber sich consolidiren, erhalten und leben kann der Staat nur als ein Organismus, in dem jeder Theil den andern bedingt, in welchem alle Theile gleichzeitig als Ursache und Wirkung sich zusammenfügen.

Die Philosophenschule, die sich im vorigen Jahrhundert um unsern großen Philosophen Kant gruppirte, spricht bei ihrer Betrachtung des Zwecks des Staates stets nur von Erhaltung des rechtlichen Friedenszustandes, der höchst

möglichen äußeren Freiheit: Diese Möglichkeit liegt in der gegenseitigen Abgrenzung der Freiheit, insofern diese gewöhnlich „Rechtszustand" genannt wird, und so sagte man wohl im 18. Jahrhundert, der Rechtszweck sei der einzige Zweck oder der Hauptzweck des Staates. Die heutige Ansicht will aber den Zweck des Staates nicht mehr in einzelnen bestimmten Leistungen für die Gesammtheit sehen, sie glaubt, daß der Staat das ganze Menschheitsleben in allen seinen Phasen mit seiner Fürsorge zu umfassen und zu leiten habe. Diese Ansicht, die den Staat, mit andern Worten, nicht mehr als das Complement, sondern als die Totalität der Menschenverhältnisse begreift, dämmert auf der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert auf und wird von vielen Theoretikern so aufgefaßt, daß die allgemeine Wohlfahrt oder auch wohl die Verwirklichung des Sittengesetzes als Zweck des Staates bezeichnet wird. Der bekannte englische Rationalist Jeremias Bentham sagt so: „Zweck des Staates ist das größte Glück der größten Zahl." Mit dieser Ansicht stimmen aber sowohl die liberalen wie die conservativen Theoretiker überein. Stahl zum Beispiel, der bekannte conservative Theoretiker, sagt: „Der Staat ist nicht ein Verein für ein Ziel, sondern der Verein für das Ziel der Gesammtheit", während der liberale Mohl wieder definirt: „Die volle Ausbildung aller geistigen und körperlichen Fähigkeiten zu schöner Harmonie entspricht dem Staatszweck." Die vornehmsten Theoretiker des Alterthums: Plato und Aristoteles, waren derselben Ansicht, und es muthet uns ganz modern an, wenn Plato lehrt: „Es kommt in einem Staat nicht auf das Glück des Einzelnen, sondern auf das Glück des Ganzen an, — ebenso wie man auch beim menschlichen Körper nicht von dem Glück einzelner Glieder, sondern nur von der Gesundheit, der Kraft, dem Glück des ganzen Körpers zu reden hat."

Zeiten aber, in denen überhaupt Theorien über Staat und Staatszwecke erdacht und aufgestellt werden, sind weit vorgeschrittene Zeiten. In weniger entwickelten Zeitläufen, in jedem Mittelalter aller Völker sind die Staatszwecke enger begrenzt; erst mit der culturellen Entwicklung des Lebens selbst dehnen sie sich immer weiter aus: in der frühesten Hälfte des Mittelalters eines jeden Volks ist eigentlich nur die Rechtssicherheit nach Außen, von der wir oben sprachen, anerkannter Staatszweck. Wenn der Feind plündernd ins Land fällt, dem Leben, der Habe des Einzelnen nachstellt, dann fühlt sich der ganze Staat verletzt. Aber im Innern hat es viele Jahrhunderte gedauert, ehe der Staat nur daran dachte, daß er auch dort gegen alle Arten von Rechtsstörungen auftreten müsse, — da wird der größte Theil solchen Schutzes theils der einzelnen Familie überlassen — das ist der Sinn der Blutrache, — theils Corporationen, — das ist der Sinn von Verbindungen, welche von Standesgenossen zu gemeinschaftlicher Vertheidigung geschlossen werden. Erst gegen Ende des Mittelalters, und damit schließt gewöhnlich das Mittelalter eines Volks, hat der Staat auch die innere Rechtssicherheit als eine Hauptaufgabe zu betrachten gelernt: er erklärt Landfrieden, verbietet die Blutrache, untersagt also die bisherige Form der Selbstvertheidigung, um dieselbe auf sich zu nehmen und hat damit ein ganz neues und bedeutendes Gebiet von Staatszwecken geschaffen. Gleichzeitig geht der Staat dann aber weiter und übernimmt vor Allem die Leitung des Unterrichts, ebenso stellt

er auch die Gewerbsthätigkeit, das ganze werbende Leben unter seinen besonderen Schutz. Was würden wir heute von einem Staate denken, der etwa erklärte, die Industrie geht mich gar nichts an, ob sie fortschreitet oder zurückgeht, das ist mir einerlei, der Einzelne mag selbst zusehen, wie er am besten fertig wird; der Unterricht des Volks geht mich ebenso gar nichts an. Heutzutage würde jede ähnlich sich auslassende Staatsgewalt für eine gewissenlose erklärt werden, die ihre Hauptpflichten verletzt, während man in gewissen Perioden z. B. unseres vorzugsweise sogenannten Mittelalters eine Staatsgewalt geradezu für tyrannisch erklärt haben würde, die auf Unterricht, die auf das gewerbliche Leben irgendwie hätte Einfluß nehmen wollen.

Im weiteren Verlauf der Geschichte wird die Verwaltungsthätigkeit des Staats immer bedeutender, und dabei ist charakteristisch, daß der Name des einen Zweigs derselben, der „Polizei" von „Politeia" kommt, einem Wort, das so viel wie Staat selbst bedeutet, und so sehen wir schließlich den heutigen Staat vor uns, mit seinem Rechtsschutz nach Außen und Innen, seiner Sorge für jede Art von Unterricht, für Gewerbe, Handel und Wandel, für Verkehr, Versicherung und wie alle die Aufgaben heißen mögen, die der moderne Staat zu erfüllen sucht, — der nun seinerseits den vorgeschrittenen Schulen in seinen Zwecken nicht mehr genügt.

Ueber die Zahl und den Umfang der staatlichen Aufgaben, deren Relativität der größte Staatsrechtslehrer des Alterthums, Aristoteles, schon sehr wohl erkannt hat, indem er sagte, daß keine Erklärung des Staatszwecks als absolut gelte, sondern jede in dem Flusse der Zeit stehe, läßt sich streiten. Aber daß beide stetig zunehmen, ist zweifellos, und wie in der Physik jede Kraftanstrengung Wärme aufzehrt, so verbraucht jede Bewegung des Staats, jede Lebensäußerung seiner Organe — Geld. Der aber, der directen Nutzen von den Thätigkeiten des Staats zieht, bezahlt nicht direct für seine Person für den entsprechenden Dienst; der moderne Staat empfängt von der einzelnen Person, der er Dienste leistet, nicht unmittelbar oder nur in verschwindendem Maße, und nur in einzelnen seltenen Fällen ein directes Aequivalent für den geleisteten Dienst. Im Großen und Ganzen hat der Staat andere Quellen, aus denen er schöpft, um seine Bedürfnisse zu befriedigen, und hier entsteht nicht die einzige, aber die schwierigste finanzielle Frage: „Woher nehmen?" — Nach der alten Mythologie war ein Pactolus zur Hand, welcher den Staat aus allen Verlegenheiten hätte ziehen können; aber so gewaltig haben sich die Verhältnisse geändert, so großartig sind die Zahlen geworden, um die es sich bei den Staatsausgaben heute handelt, daß alles Gold, von dem die Sage rühmt, daß ein Fluß wie der Pactolus es in seinem Sande führe, nicht hinreichen würde, die Ausgaben auch nur eines einzigen Tages in einem modernen Großstaate zu decken! Wenn das auf unserem ganzen Erdball im Laufe des Jahres gefundene und gegrabene Gold und Silber etwa 2½ Milliarden Mark repräsentirt, dann wäre es gerade genug, um den Bedarf etwa unseres mächtigen westlichen Nachbars in einem Jahre zu decken, so daß nichts übrig bliebe für alle anderen Länder.

Das gewaltige Anwachsen der Staatsausgaben ist eine so allgemeine Erscheinung, daß sie auf einer Grundlage basiren muß, die von dem wechselnden

Willen der Menschen unabhängig scheint: Als im Jahre 1828 das Budget in Frankreich die Summe von einer Milliarde Francs überstieg, ging durch das ganze Land schreckenvolles Erstaunen — und doch sah man von dem Augenblick an kein Budget mehr, das so niedrige Zahlen aufwies wie das von 1828. Das Budget wuchs stetig weiter, erreichte im Jahre 1861 bereits die zweite Milliarde und seit dem Jahre 1883 ist die dritte Milliarde bei Weitem überschritten; mit anderen Worten: es haben sich die französischen Staatsausgaben im Verlauf von 50 Jahren mehr als verdreifacht. Zählt man aber den eigentlichen Staatsausgaben noch die der Departements und Communen in Frankreich bei, so ergibt sich für das ordentliche öffentliche Budget aller Ausgaben eine Summe, die mehr denn 4 Milliarden beträgt, während das außerordentliche Budget aller öffentlichen Ausgaben abermals für sich auf eine Milliarde zu beziffern ist.

Man hat sich daran gewöhnt, Frankreich in dieser Beziehung als schlechtes Beispiel anzusehen, man sagt, die Franzosen seien unberechenbar und verwöhnt durch die Fruchtbarkeit ihres Bodens und somit geneigt, die Einnahmequellen ihres Landes für unerschöpflich zu halten, — England aber, das gewiß nüchtern rechnet und sich einer möglichst stabilen Regierung erfreut, zeigt ganz ähnliche Zahlen! Gegen Ende des 17. Jahrhunderts betrugen die sämmtlichen Ausgaben des englischen Staates — es handelte sich allerdings hierbei um England im engeren Sinne, das damals nur 5½ Mill. Einwohner zählte — 1 400 000 L. St. Die Bevölkerung Englands ist bis heute zwar um das sechsfache gewachsen, die Ausgaben aber haben sich um mehr als das sechzigfache vermehrt; dieselben wuchsen allein in den 40 Jahren von 1832 bis 1873 um 50 Procent. Während sich gleichzeitig die Ausgaben für die Schuld bedeutend ermäßigten, hatte sich der Bedarf für Heer und Marine in der letztgenannten Periode verdoppelt, der der inneren Verwaltung sogar vervierfacht und in den letzten zehn Jahren hat abermals eine Zunahme der Ausgaben von über 20 Procent stattgefunden.

Woher nehmen die Staaten nun das für diese Ausgaben nöthige Geld? Wunderthätiger als alle in Sagen und Mythologien erträumten Märchen der Phantasie ist immer — die reale Wirklichkeit! Die Bürger sind es, die dem Staat jährlich aufs Neue die nöthigen Hilfsmittel in und aus ihren Privatwirthschaften schaffen. Was der Staat nicht etwa aus seinen Eigengütern zieht, das bringen ihm Steuern und Gefälle, vorausgesetzt, daß er Haus zu halten versteht, sonst muß er sich in Schulden stürzen, Anleihen aufnehmen und dadurch wenigstens moralisch sich eines Theils der Freiheit seiner Bewegungen entäußern.

Die Thatsache aber, daß die Beiträge, die der Staat von den Einzelwirthschaften fordert und die wir Steuern nennen, immer mehr vorwiegen unter den Einnahmen des Staats, ist ein Charakteristikon des modernen Staats. Die moderne Steuer ist nichts Anderes als eine Art von Abschlagszahlung „ein für alle Mal" für die vom Staat dem Einzelnen zu leistenden Dienste; der Umstand jedoch, daß die meisten Einzeldienste des Staats, natürlich nur äußerlich, unbezahlt erscheinen, ist einer der Gründe, warum die Völker geneigt sind, dem Staate immer größere Attribute beizulegen, die Anforderungen an den Dienst des Staates mit anderen Worten zu übertreiben. Trotzdem kein vernünftiger Mensch

mehr Waare kaufen wird als er zu seiner Bedürfnißbefriedigung bedarf — denn jeder denkende Käufer weiß, daß er als Individuum sofort den Preis für diese Waare wird zahlen müssen — pflegen umgekehrt sehr viele als gescheidt geltende Menschen, die in allen anderen Beziehungen des Lebens recht vernünftig und kalt zu rechnen verstehen, vom Staate eine ganze Menge von Diensten zu fordern, die weit über das hinausgehen, dessen sie bedürfen, einfach darum, weil sie den Preis dafür nicht als Individuum sofort zu erlegen haben. Sie vergessen dabei, daß sie doch schließlich das Aequivalent für diese Dienste zu zahlen haben gerade in jener, der Gesammtheit aller Staatsbürger gemeinschaftlichen Art der Abschlagszahlung ein für alle Mal: der Steuer.

* * *

Gehen wir nunmehr etwas näher ein auf die Einnahmequellen des Staates, von denen jede einzelne mehr oder weniger ergiebig und nachhaltig ist und ihre Nebenwirkung auf das ökonomische Befinden des Staates ausübt:

Die Mittel zur Erfüllung seiner Aufgaben, von denen wir vorher sprachen, nimmt und kann der Staat nur nehmen aus der innerhalb seiner Machtbefugniß sich entwickelnden Volkswirthschaft, da außerhalb der letzteren ja keinerlei volkswirthschaftlich nutzbare Gegenstände sich in einem Volke befinden. Bei jedem irgend cultivirten Volk ist aber unter den unzähligen Haushaltungen und Wirthschaften, die zusammen die Volkswirthschaft bilden, die Regierungswirthschaft in der Regel offenbar die größte, und sie hat das für sie Eigenthümliche, sie von allen anderen Wirthschaften Unterscheidende, daß sie über alle anderen, seien das Corporations-, Gemeinde- oder Privatwirthschaften, das Befehlshaberrecht ausübt. Der Staat hat eben das Recht, — er wird es allerdings in natura rerum nicht unbeschränkt ausüben können, aber er hat theoretisch das unbeschränkte Recht, — von jedem einzelnen Privathaushalt eine so große Quote, wie ihm zur Erfüllung seiner Aufgaben nöthig scheint, für seinen Bedarf zu verlangen, und in diesem einen Umstande erkennt man schon sehr klar, wie theoretisch und praktisch Volkswirthschaft einerseits und Regierungswirthschaft, d. h. Finanzwirthschaft des Staates andererseits, unzertrennlich zusammenhängen. Eine ungleich vertheilte, schlecht aufgeladene Beisteuer-Last übt einen unverhältnißmäßigen Druck auf einzelne Stellen der Volkswirthschaft aus und verursacht Wunden, die den ganzen Körper schwächen können.

Neben den erzwungenen Beiträgen der Einzelwirthschaften zu der Staatswirthschaft ist aber das wirthschaftlich nutzbare Eigenthum an eigenen Gütern des Staats, d. h. sind die Domänen aller Art bei den Staatskünstlern stets sehr beliebt gewesen und haben sich dieselben durch den Einwand nicht irre machen lassen, daß der Staat aus solchen Gütern weniger Reingewinn ziehe als der Privatbesitz ziehen würde. Dieser Einwand schwächt eben nur wenig die großen Vortheile ab, die dem Staat aus seinem Eigenbesitz erwachsen, daß nämlich entsprechend den bezüglichen Einnahmen um so viel weniger Steuern auszuschreiben sind und bildet dieser Besitz, abgesehen von anderen Vortheilen, überdies noch einen stets bereiten Nothpfennig für schlimme Zeiten.

Dies hat eine besondere Bedeutung für Deutschland; denn wenige andere

Staaten sind so reich begütert, wie die meisten deutschen und wie z. B. Preußen. Beim ersten Anblick finden wir in seinem Budget[1]) eine Bruttoeinnahme von 1083 Mill. Mark, dazu tragen bei: Domänen und Forsten 76,8 Mill., Berg- und Hüttenwesen 96,5 Mill., Eisenbahnen 514,7 Mill., das sind zusammen 688 Mill. oder 64 Procent von allen Einnahmen. Bei dieser Aufstellung handelt es sich allerdings um eine Rechnung in Bausch und Bogen, an der im Einzelnen viel zu verbessern ist. Die flüchtige Skizze läßt aber doch schon den Gegenstand, um den es sich handelt, erkennen.

Sehen wir uns die Nettozahlen an, so begreifen die Gesammt-Nettoeinnahmen von 540 Mill. 202,5 Mill. Netto-Einkünfte aus directen und indirecten Steuern, das sind nur 37 Procent. — Wenn wir nun weiter das Budget des Deutschen Reichs bei der Betrachtung der preußischen Verhältnisse in Rücksicht ziehen, das bei den Budgets eines jeden deutschen Particularstaates stets — wenn auch nicht für Alle in gleicher Weise — procentual zuzurechnen ist, und — was Preußen angeht — den betreffenden Bruttoposten des deutschen Budgets auf 220 Mill. annehmen und obigen 1083 Mill. hinzuzählen, so ergibt das rund 1300 Mill. Die Steuereinnahmen von Brutto 250 + 220 = 470 dagegen gehalten, zeigt, welch' bedeutende Rolle die Einnahmen, die nicht aus Steuern fließen, für den überwiegend mächtigen deutschen Partikularstaat spielen.

Um aber noch ein Beispiel aus Deutschland anzuführen, wollen wir Württemberg, dessen Budget den hier behandelten Gegenstand sehr anschaulich darstellt, erwähnen. Dort finden wir die Einnahmen eingetheilt in:

1) Vom Kammergut (10 verschiedene Posten) 21 432 718 Mark.
2) Von Steuern (7 Hauptposten) 26 328 851 Mark.

Das aber ist gleichfalls ein sehr günstiges Verhältniß.

Betrachten wir nun unter demselben Gesichtspunkt die Nachbarländer und beginnen wir mit Rußland: die definitive Abrechnung für das Jahr 1879[2]) stellt auf 651 Mill. Rubel Einnahmen, darunter figuriren aber viele durchlaufende Posten — auch Creditoperationen — auf die wir hier nicht näher eingehen können, und wenn wir auch Posten und Telegraphen[3]) unberücksichtigt lassen, so ergeben sich etwa 515 Mill. Rubel an echten Steuern und Gefällen, denen an Einkünften aus Staatsbesitz 33 Mill. gegenüberstehen, das sind etwa 6 Procent.

Bei Oesterreich können wir von der Nominal-Bruttoeinnahme von 463 Mill. Gulden für uns nur 382 Mill. ausscheiden; bei dem Rest handelt es sich entweder um durchlaufende Posten, d. h. Summen, die man nur als Ein-

[1]) Wir nehmen, wie uns dieselben gerade zur Hand liegen, die Zahlen für 1883/84, andere aber würden dieselben Resultate ergeben.

[2]) Nach Besselowsky's „Annuaire“, Petersburg 1883.

[3]) Weil der bezügliche Reingewinn ungemein klein ist, obgleich die Zahlen an sich sehr groß sind. Man kann übrigens auch die Einnahmen bei diesem Betrieb, also das Porto u. s. w., nicht zu den „Lasten“ rechnen. Der Hauptgrund aber, weshalb die bezüglichen Zahlen hier nicht in Rechnung gezogen worden, ist, daß dieselben bei den andern Ländern ebenfalls unberücksichtigt bleiben.

nahme und als Ausgabe auf beiden Seiten erscheinen läßt[1]), oder um solche, die als Ergebniß der Post-, Telegraphen- und Eisenbahnverwaltung figuriren. Letztere kann hier nicht zum „Haben" der Staatskasse gerechnet werden, denn 17,7 Mill. Einnahmen stehen 19,3 Mill. Ausgaben, also ein Deficit, gegenüber, während wir ja hier nach Einnahmeüberschüssen suchen, die den Steuerzahler entsprechend entlasten. Den obigen 382 Mill. Steuern aber haben wir höchstens 11 Mill. Einnahmen aus Staatsbesitz gegenüberzustellen, das aber sind keine 3 Procent, während im ungarischen Budget die Einkünfte aus Staatsbesitz beinahe 15 Procent betragen.

Eine ähnliche Zusammenstellung des italienischen Budgets für 1883, das in seinen vier Kategorien einen Nominalbetrag von 1544 Mill. Lire aufzuweisen hat, ergibt 1130 Mill. an Steuern, zu denen wir, wenn auch zögernd, 72 Mill. an Staatslotterieeinnahmen zurechnen wollen; denn ist das Lotterieloos auch kein Steuerzettel, so werden dennoch die Einnahmen aus der Lotterie von Bürgern Italiens getragen. Jenen 1130 Mill. stehen aber wenig mehr als 25 Mill. als Dominialeinkommen gegenüber, so daß die Staatsgüter nur annähernd 2 Procent der Bedürfnisse decken.

Frankreich[2]) hat neben seinen 2575 Mill. Francs Steuern aller Art nur 90 Mill. Einnahmen aus Domänen und Wäldern, (wie dort unterschieden wird) und 32 Mill. aus Erträgen von auswärtigen Besitzungen, das macht nicht $4^1/_2$ Procent aus.

Großbritannien und Irland ziehen noch weniger aus dieser Quelle; denn während der Ertrag der Steuern und Zölle dort 73 Mill. £ übersteigt, bringen die eigentlichen Domänen weniger als $^1/_2$ Mill., das ist nicht ein Procent.

Dieser flüchtige Blick, mit dem wir die Hauptstaaten Europa's streiften, genügt, um zu zeigen, daß in Betreff des Staatsbesitzes Deutschland ungemein bevorzugt ist. Steuern muß der deutsche Staatsbürger freilich auch tragen, ein großer Theil der Staatsausgaben wird aber vom Staate selbst aus den Revenuen seiner Eigenwirthschaft gedeckt.

Es ist klar, daß die Last des Steuerdrucks durch die Art der Vertheilung der Steuern sehr erleichtert werden kann. — Wir berühren hier einen heiklen Punkt — den der directen und indirecten Steuern, wenn sich auch der bezügliche Streit sehr abgekühlt hat: gibt es doch kaum mehr Anhänger der reinen directen Steuern. Beide Steuern sind nöthig, und keine Finanzlehre, selbst des verwegensten Socialpolitikers, verlangt heute mehr die Abschaffung der indirecten Steuern. Ein solcher Verzicht wäre in unserm modernen Staatswesen einfach unmöglich, da man nirgends mittelst der directen Hebungsform allein die für die Deckung der Staatsbedürfnisse nöthige Summe zusammenzubringen vermöchte. So müssen denn die indirecten Steuern, mag der Einzelne sie selbst als ein Uebel ansehen, dennoch vom Standpunkt der Finanzpolitik, sobald man sie für nothwendig erachtet, auch für gerechtfertigt erklärt werden.

[1]) Z. B. wenn eine Provinz dem Staate eine Summe als Beitrag für den Wegebau gibt.

[2]) S. R. von Kaufmann: „Die Finanzen Frankreichs" (Leipzig 1883), Seite 592, und ebenso R. de Kaufmann: „Les finances de la France" (Paris 1884).

Gäbe es keine tadelsüchtige Kritik um jeden Preis, so würden die indirecten Steuern sogar die beiden Nächstbetheiligten selbst: Fiscus und Steuerpflichtige — einfach zufrieden stellen. Was will der Fiscus? Daß die Abgaben leicht eingehen und zugleich möglichst die Fähigkeit eines natürlichen Wachsthums haben. Was verlangt hingegen der Steuerpflichtige? Daß er die Auflagen so wenig wie thunlich empfinde und zugleich die Möglichkeit, sich bis zu einem gewissen Maß der Entrichtung der Abgaben, durch Verzicht auf deren Objecte, entziehen zu können, ohne straffällig zu werden. Beides erfüllt die indirecte Steuer. Solchen Wahrnehmungen gegenüber fängt der Kritiker den Ball allerdings im Fluge auf, indem er hervorhebt, daß gerade die Haupteigenschaft der indirecten Steuern darin bestehe, sich stark zu vermehren; daß diese Eigenschaft aber eine üble sei, da der Steuerzahler unter ihrer Einwirkung stets um ebenso viel ärmer würde. Macht man dann geltend, daß letzterer die Last kaum empfindet, so wird eben dieser selbe Umstand hinwiederum als das stärkste Argument gegen die indirecten Steuern hingestellt, indem man demgegenüber gerade die Forderung stellt, der Bürger solle die Schwere der Abgaben drückend empfinden, damit sie ihm lästig werde und er sich gegen jede Uebertreibung auflehne; er solle auf solche Weise zugleich gereizt werden, die Staatsausgaben strenger zu beaufsichtigen, damit sie in ihren richtigen Grenzen blieben, da die Staatsregierungen an und für sich stets Hang zum Geldausgeben hätten!

Abgesehen von solcher Argumentation ist einfach anzuerkennen, daß der moderne Staat zur Befriedigung seiner Bedürfnisse beider Steuerarten gleichmäßig bedarf. Die vornehmste Aufgabe des Staats ist seine Selbsterhaltung; er muß leben und dazu muß er bedeutende Einnahmen haben, und wie diese Einnahmen nur dann zu schaffen sind, wenn er alle Quellen fließend macht, so muß er auch Steuern verschiedener Gestalt nehmen. Mit diesem dreifachen „Muß“ ist Alles erklärt und — gerechtfertigt.

Ein Vergleich der verschiedenen Staaten daraufhin, wieviel unter ihren Steuereinnahmen sie auf directem oder indirectem Wege erzielen, ist von höchstem Interesse und wirft manches Streiflicht auf die politischen und ökonomischen Zustände jedes einzelnen Landes. Beginnen wir mit Preußen, ohne gerade sehr weit in die Vergangenheit zurückzugreifen: Viele unserer Zeitgenossen erinnern sich noch des Jahres 1844. Damals erreichte das preußische Einnahmebudget 74,9 Mill. Thaler, und wenn wir von denselben die Einnahmen von Domänen und durchlaufenden Posten abstreichen, so bleiben übrig 20 Mill. aus directen neben 39,7 Mill. aus indirecten Abgaben, das ist ein Verhältniß wie 33 : 67. Zwanzig Jahre später, 1864, hat dasselbe Preußen 151,8 Mill. Thaler eingenommen, und darunter 28 Mill. an directen und 59 Mill. an indirecten Steuern, das ist ein Verhältniß von 32 : 68. Das Verhältniß hat sich also nicht sehr verrückt, obgleich die indirecten Steuern um 49 Procent, die directen nur um 40 Procent gestiegen sind. Bei letzteren ist allerdings zu berücksichtigen, daß es sich bei ihnen nicht um ein Steigen der alten directen Steuern handelt, sondern daß das Plus wesentlich von neu aufkommenden directen Steuern herrührt, vor Allem von der neu aufgelegten Einkommensteuer. Es mußten aber namentlich darum in Preußen neue directe Steuern eingeführt werden, weil bei

der verhältnißmäßigen Armuth des Landes die Einnahmen aus indirecten Steuern nur weit langsamer als in anderen, reicheren Ländern steigen konnten und so dem wachsenden Bedürfniß allein zu genügen nicht im Stande waren.

Das Jahr 1864 läßt sich nicht ohne Weiteres mit dem Jahre 1884 vergleichen: in dem dazwischen liegenden Zeitraum haben sich so viele Veränderungen ergeben, daß unter denselben Namen oft von ganz anderen Dingen die Rede ist, und wenn wir auf den heutigen Tabellen, was Preußen angeht, 145 Mill. Mark directer Steuern neben 95 Mill. indirecter sehen, so müssen wir gleichzeitig auf die Reichseinnahmen aus den indirecten Verbrauchssteuern des Reichs hinüberblicken, da derselbe Steuerpflichtige, der als Deutscher dem Reich steuert, gleichzeitig als Preuße, Preußen steuert.

Nach einer ungefähren Berechnung wird sich der Beitrag Preußens speciell zur Reichssteuer auf 220 Mill. Mark belaufen, diese — da es sich dabei nur um indirecte Steuern handelt — zu den 95 Mill. gerechnet, gibt 315 Mill. Das Verhältniß wäre dasselbe geblieben: 32 Procent directe gegen 68 Procent indirecte Steuern. Diese Zahlen enthalten zuviel Hypothetisches, um Schlüsse aus ihnen zu ziehen[1]) und begnügen wir uns zu bemerken, daß die Zölle und Verbrauchssteuern der Reichskasse im Jahre 1873 257 Mill. und für das Jahr 1883/84 auf 345 Mill. eingeschätzt waren, das ist gleich einer Steigerung von einem Drittel oder 33 Procent.

Die großen politischen Umwälzungen, die seit einigen Jahrzehnten in Europa stattgefunden haben, bereiten dem, der die Vergangenheit mit der Gegenwart vergleichen will, ganz besondere Schwierigkeiten, zumal wenn es sich um die Darstellung großer Resultate auf beschränktem Raum mit mindest möglichem Zahlenapparat handelt; so bieten sich der Betrachtung keine gleichartigen regelrechten Perioden. Wir brauchen aber nicht schulmäßig zu verfahren, wenn wir weiterhin die Thatsache, daß beim Reicherwerden der Volkswirthschaft die indirecten Steuern ergiebiger zu werden pflegen, zu veranschaulichen versuchen. Wenn wir z. B. bei der Betrachtung der Gesammteinkünfte Oesterreichs und Ungarns auf das Jahr 1824 zurückgreifen, so begegnen wir einer Zahl von 128 Mill. Gulden, darunter 52 Mill. an directen und etwas über 53 Mill. an indirecten Steuern, also fast 50% directen gegenüber etwas über 50% indirecten Steuern. Vom Jahre 1833 an bringen 1½ Jahrzehnte hindurch die directen Steuern in Oesterreich-Ungarn 47 Mill. ein gegen anfänglich 72 Mill. indirecter Abgaben, welche nach und nach steigen, so daß im Jahre 1847 den stabil gebliebenen 47 Mill. directer Steuern 95 Mill. indirecter Steuererträge gegenüberstehen. Das Verhältniß der directen zu den indirecten Abgaben hatte sich daher in den Jahren von 1833—1847 von 40:60 in 33:67% verwandelt. In den fünfziger Jahren werden die directen Steuern sehr bedeutend erhöht, sie verdoppeln sich gegen die frühere Periode und betragen im Jahre 1858 94 Mill.; aber auch die indirecten Steuern sind, und zwar mit viel geringeren Anstrengungen, fortgeschritten und kommen im nämlichen Jahre auf 159 Mill., ein Verhältniß also von 38:62%.

[1]) Aus andern Gesichtspunkten kommen wir später auf dieselben zurück, wobei wir genauer Zahlen werden benutzen können.

Ueberspringen wir nun einen größeren Zeitraum — die österreichische Monarchie hat sich innerhalb derselben in zwei verhältnißmäßig lose zusammenhängende Hälften gespalten — so sehen wir im Jahre 1883, um bloß von der cisleithanischen Hälfte des Reiches zu sprechen, 92,9 Mill. directer Steuern neben 289,3 Mill. indirecter, d. h. innerhalb der Staatseinnahmen bringen die directen Steuern nur mehr 24% gegenüber den 76% der indirecten Steuern; die Bruttoeinnahme erreicht 463,7 Mill., und nur mit Hilfe der indirecten Steuern war diese so gewaltig angeschwollene Summe zu erzielen.

Ungarn hat seinerseits ein besonderes Budget von 301 Mill. Gulden, diese plus der 463,7 Mill. Cisleithanien macht 764,7 Mill., eine Summe, die beinahe das Sechsfache der Erträgnisse von 1824 darstellt. Im ungarischen Budget aber figuriren die directen Steuern mit 89 Mill. und die indirecten mit 106,7 Mill., so daß also 45% der Steuereinnahmen von den directen und 55% von den indirecten getragen werden, und aus der Gegenüberstellung dieses Procentsatzes mit dem von Cisleithanien dürfte hervorleuchten, daß das transleithanische Land verhältnißmäßig ärmer ist, als die cisleithanischen Länder.

Die Geschichte des russischen Budgets beginnt mit dem Jahre 1862; Alles was man von früheren Zahlen anführt, entspringt unzuverlässigen nicht officiellen Quellen. Das Besselowsky'sche „Annuaire" gibt Aufschlüsse über die Jahre 1866 bis heute. In dem ersten Jahre der Serie belaufen sich die Einnahmen auf 352,6 Mill. Rubel und steigen von da ab rapid, wobei aber die Totalsummen wegen der großen durchlaufenden Posten weniger zum Kriterium zu nehmen sind als deren Bestandtheile. Wenn wir, unbeirrt um die Scheinzahlen, bloß die wirklichen Steuern aufsuchen, so finden wir, daß im Budget für 1866 74 Mill. directer, 181 Mill. indirecten Steuern gegenüberstehen, demnach ein Verhältniß von 29 : 71%.

Im Budget für 1883 dagegen, das mit 707 Mill., und wenn man die außerordentlichen Einnahmen hinzurechnet, mit 778 Mill. Rubeln abschließt, figuriren die directen Steuern mit 137,4 Mill. und die indirecten mit 411,7 Mill., das ist ein Verhältniß wie 25 : 75%.

Was Italien angeht, so finden wir, nach dem Budget von 1883, daß die directen Abgaben 383 Mill. Lire und die indirecten 674 Mill. betragen, das sind 36 : 64%.

Die langen französischen Tabellen lassen den Gang der bezüglichen Verhältnisse besonders klar hervortreten. Greifen wir die aus finanz-technischen Gründen speciell geeigneten Jahre 1836, 1856, 1869, 1883 heraus, aus denen wir folgende lehrreiche Tabelle (in Millionen Francs) zusammenstellen können:

Jahrgang.	Gesammtbudget.	Directe Steuern.	Indirecte Steuern.	Verhältniß der direct. St.	zu den indir. St.
1836	1053	271	616	31%	69%
1856	1637	283	1033	22%	78%
1869	2087	332	1323	20%	80%
1883	3044	402	2287 [1])	15%	85%

[1]) Posten und Telegraphen nicht mitgerechnet, aber 50 Millionen an Steuern auf Werthpapiere, die wir in unseren „Finanzen Frankreichs", im Gegensatz zu der officiellen Classification, was richtiger, zu den directen Steuern gezählt haben.

Der Krieg von 1870/71 hatte Frankreich direct 10 Milliarden gekostet, abgesehen von den unberechenbaren indirecten Verlusten für die nationale Wirthschaft. Gleichzeitig waren zwei Provinzen vom Staatsganzen losgelöst worden, ohne den auf sie entfallenden Theil der nationalen Schuld mit zu übernehmen. Der bedeutenden Verminderung der Staatseinnahmen gegenüber hatte sich der Staatsbedarf um über 45% gesteigert und so entstand ein ebenso plötzliches als gewaltiges Bedürfniß nach Steigerung der Einnahmen. Diese ganze Last wurde aber fast ausschließlich den indirecten Steuern aufgebürdet, während von den directen Steuern nur die Gewerbesteuer erhöht wurde. Bei einem Vergleich der Einnahmen aus der Gewerbesteuer der Jahre 1869 und 1883 zeigt sich zwar, daß dieselbe in dem letzteren Jahre 70 Mill. Francs mehr erbringt; man würde sich aber täuschen, wollte man annehmen, daß die Erhöhung thatsächlich so viel beträgt. In diesen 70 Mill. stecken 25 Mill., die früher unter anderem Titel im Budget figurirten, sogenannte „Recettes diverses"; ebenso sind auch einzelne Theile der Haussteuer nunmehr anders classirt u. s. w.

Trotz der gewaltigen Mehreinnahmen aber aus den indirecten Steuern und trotzdem auf ihnen vorzugsweise das französische Budget beruht, sind es meist die Interessenten der directen Steuern, aus deren Reihen in Frankreich Klage über Steuerdruck erschallt!

Von Großbritannien und Irland ist genugsam bekannt, daß dort abermals bei den Staatseinnahmen das Hauptgewicht auf die indirecten Steuern gelegt wird. Die Verhältnißzahlen zwischen directen und indirecten Abgaben bleiben dort, wenn auch in der einen oder anderen Kategorie stets an deren Details gefeilt wird, beim Steigen der Hauptsumme fast gleich. Im Jahre 1869 stehen sich 12,1 Mill. £ Erträgnisse aus directen und 51,6 Mill. aus indirecten Steuern gegenüber. Aus diesen Zahlen sind im Jahre 1884 15,2 Mill. für directe und 58,2 Mill. für indirecte Abgaben geworden: in beiden Fällen ein Verhältniß von 21 : 79 %.

Das thatsächliche Vorherrschen der indirecten Steuern in allen Ländern trotz der vielfachen Gegner dieses Systems, beweist genügend deren innere Nothwendigkeit. Je schwerer die Last wird, desto mehr Schultern müssen sie tragen helfen, und warum sollten nicht alle diejenigen, welche Rechte auszuüben befugt sind, dem staatlichen Gemeinschaftsleben gegenüber auch entsprechende Pflichten zu erfüllen haben? Wenn einzelne Bürger gar keine Lasten zu tragen hätten, so wäre es um so weniger zu rechtfertigen, daß sie trotzdem politische Rechte ausüben und z. B. Abgeordnete wählen dürften, welche anderen Bürgern, als ihren Wählern, Steuern aufzuerlegen berechtigt sind! Den Staat, an dessen Regierung man irgendwie theilnehmen will, muß man auch ernähren helfen; die große Mehrzahl des Volkes ist aber, wie reich die Gesammtheit auch sein mag, nicht im Stande, den bezüglichen Beitrag anders als in kleinen, oft wiederholten Abschlagszahlungen zu leisten, und so lange man nicht beweisen kann, daß jeder Mensch mit Staatsklugheit und Opferfreudigkeit ausgestattet, auf die Welt kommt, so lange wird man kein nachhaltiges Moment gegen den Satz aufstellen können, daß es am besten ist, wenn die Steuer möglichst unbewußt entrichtet

wird. Alles das läßt sich aber nur durch indirecte Steuern erreichen! Die Gesammtheit aller Staatsbürger muß eben die Staatslasten tragen helfen. Wenn man die wirklich reich Begüterten auch noch so sehr, ihrer Leistungsfähigkeit entsprechend, zur Steuer heranzöge, so sind die von denselben zu ziehenden Summen immerhin nur sehr klein im Vergleich zu dem, was die Masse des Volks an Beiträgen zu den Staatsausgaben zu liefern im Stande ist.

* * *

Von dem Wachsen der Staatsaufgaben und somit der Staatsausgaben haben wir Eingangs gesprochen. Beide in engstem Zusammenhange stehende Erscheinungen wiederholen sich bei jedem einzelnen Staat, nur mit dem Unterschied, daß es dem einen Staat leichter, dem anderen schwerer wird, sich für die Erfüllung seiner Aufgaben die bezüglichen nöthigen Mittel zu schaffen. An dem, was man allgemein Finanzlage der Staaten nennt, läßt sich das Mehr oder Mindermaß der betreffenden Schwierigkeit allein ermessen, und so wollen wir auch einen kurzen Ueberblick über die Finanzlage der Hauptstaaten Europas zu gewinnen versuchen.

Deutschland bietet in dieser Beziehung die größten Schwierigkeiten; dort sind gleichmäßig zwei verschiedene, wenn auch eng verwandte Verhältnisse im Auge zu behalten: das Reich einerseits und andererseits die einzelnen Bundesstaaten, und selbst dieses Verhältniß ist einigen Einzelstaaten gegenüber in verschiedenen Fällen abermals ein sehr verschiedenes. Die Finanzwirthschaft des Deutschen Reichs ist ihrem Grundprincip nach eine Gesellschaftswirthschaft und unter den Unebenheiten, welche die Reichsverfassung aufweist, ist die markanteste die, daß, während auf allen anderen Gebieten das bundesstaatliche Princip obwaltet, die Finanzwirthschaft des Reiches von dem föderalistischen Princip beherrscht wird.

Das Reich hat vor allem eine Aufgabe, hinter der alle anderen, mögen dieselben auch noch so wichtig sein, zurücktreten: die Vertretung und Vertheidigung Deutschlands nach Außen. Diese Aufgabe kostet an einmaligen und fortdauernden Ausgaben (1883/84) brutto 592 Mill. Mark, und wenn wir die durchlaufenden Posten von jener Summe abziehen, z. B. 29,3 Mill. des „Reichs-Invalidenfonds", die auf beiden Seiten des Etats figuriren; ferner die 94 Mill., die unter der Rubrik „Reichsschatzamt" stehen und von denen das Reich 93½ Millionen unter die Vereinsstaaten vertheilt, so daß diese Summe für die Einzelstaaten Einnahme bedeutet (Ueberweisung aus den Erträgnissen der Zölle und der Tabaksteuer), so bleiben an eigentlichen Ausgaben übrig, für das Heer (339,8 + 28 Mill. ist gleich) 367,8 Mill., für die Marine 40 Mill., für die Reichskanzlei und das Auswärtige Amt etwa 7 Mill., für die Reichsschuld 14,6 Mill. und einige kleinere Posten.

Den 592 Mill. Bruttoausgaben steht eine ähnliche Summe von Einnahmen gegenüber. Das Reichsbudget hat nämlich die bemerkenswerthe Eigenschaft, kein Deficit haben zu können: fehlt dem Reichsbudget das Gleichgewicht in seiner

Bilanz, so greift es in das Wundersäcklein der Matricularbeiträge, läßt die Gesellschafter zusammenschießen und das Deficit ist verschwunden[1])!

In dem vor uns liegenden Budget entspricht der betreffende Zuschuß von 92½ Mill. Mark der Einzelstaaten ungefähr den erwähnten Ueberweisungen an die Einzelstaaten, — mit anderen Worten erhalten die Matricularbeiträge eine große Aehnlichkeit mit durchlaufenden Posten. Ob es nicht einfacher wäre, die Ueberweisungen zugleich mit den Beiträgen aufzuheben und damit das Budget von seiner ungesunden Scheingröße zu befreien — statt mit 592 Mill. auf beiden Seiten würde es dann mit 500 Mill. balanciren — wollen wir dahin gestellt sein lassen. Innerhalb jener Summe von 500 Mill. beträgt die von den Steuerzahlern wirklich getragene Last nur etwa 365 Mill.

Das deutsche Reichsbudget genügt aber keineswegs, um an ihm die deutschen Finanzen klar zu legen; dasselbe dient wesentlich nur einem — nämlich dem äußeren Aufgabenkreise, während die Aufgaben des Staats nach Innen wesentlich den einzelnen Particularstaaten, zumal auch ihrer Ausführung nach, zufallen. Weiter zeigt das deutsche Reichsbudget auf seiner Ausgabenseite auch keineswegs die große Vielfältigkeit der Hilfsquellen, deren jede für den Finanzpolitiker ein Problem ist. Wenn es dem Reich neben den ihm überwiesenen Verbrauchssteuern an Mitteln fehlt, so haben — wie gesagt — die Einzelstaaten einzutreten und allein innerhalb deren Budgets verursacht es häufig Schwierigkeiten, das Soll mit dem Haben in Gleichgewicht zu bringen.

Eingehender hier über die Aufgaben des Staates zu sprechen gestattet uns der Raum nicht. Es darf aber nicht vergessen werden, daß es nicht nur die Zwecke selbst sind, die Ausgaben erfordern, sondern daß die Durchführung dieser Zwecke, die Organe des Staates, welche die Ausführung zu übernehmen

---

[1]) Daß gerade im Augenblick derartige Zuschüsse Seitens der Particularstaaten in erhöhtem Umfange nöthig sind, erklärt sich aus der ungenügenden Besteuerung dreier Artikel, auf deren fiscalischer Ausnutzungsfähigkeit das indirecte Steuersystem der meisten Staaten basirt: dem Tabak, dem Branntwein, dem Zucker.

Ersteren angehend, ist das Tabaksmonopol bislang in Deutschland nicht durchzuführen gewesen, und bezüglich des Branntweins sind alle Steuerreformversuche bisher entweder bei Regierung oder Volksvertretung auf Widerstand gestoßen, während bei der Zuckerbesteuerung ungezählte Millionen in Exportprämien, die nur wenigen Privilegirten im Inland und sonst dem Ausland zu Gute kamen, verausgabt wurden. Durch dieselben Exportprämien, das Resultat einer den Verhältnissen nicht Rechnung tragenden Besteuerung, ist die deutsche Zucker-Industrie über ihren natürlichen Standort und ihr natürliches Maß hinaus großgezogen worden, um schließlich, allen Krisen preisgegeben, auch die Landwirthschaft, die man zu unterstützen wähnte, in Mitleidenschaft zu ziehen.

Es hat nicht an warnenden Stimmen gefehlt, die im Voraus auf all' jene Gefahren und die ohne gründliche Remedur unvermeidlichen Mißstände aufmerksam machten. So hat Schreiber dieses bereits im Jahre 1878 sein Buch „Die Zucker-Industrie in ihrer wirthschaftlichen und steuerfiscalischen Bedeutung“ veröffentlicht, in welchem er, ebenso wie auch sonst in Schrift und Wort, auf die damals zuerst sich geltend machenden Verbesserungen in der Technik des Ausbringens des Zuckers hinwies, und die heutigen Verhältnisse: sowohl die fiscalischen Mindererträgnisse, wie die Krisis in der Industrie und der mit derselben zusammenhängenden Landwirthschaft, wenn nicht mit dem alten Steuersystem gebrochen würde, vorhersagte. Ebenso ist im Reichstag seit Jahren und wiederholt auf die Nothwendigkeit einer Reformirung der Zuckersteuer hingewiesen worden.

haben, ebenfalls Ausgaben verursachen. Schon allein das Erheben der Steuern und die Bewirthschaftung der Eigengüter des Staats beanspruchen sehr bedeutende Summen, und diese sind mit in Betracht zu ziehen, hat man die Ausgaben und Einnahmen zu balanciren.

Wenn wir einen Blick auf das Finanzwesen des überwiegend wichtigsten deutschen Particularstaates, Preußen, werfen, der uns gleichzeitig gestatten wird, auch einige andere hierher gehörende interessante Fragen zu berühren, so gibt uns das Budget Preußens, das nur ein bloßer Voranschlag ist, also nur verkündet, was sein soll, nicht was ist, nur theilweisen Aufschluß über die Finanzlage. Wir finden z. B. für das Finanzjahr 1882/83 die Einnahmen auf 955 578 685 Mark veranschlagt und daneben steht dann der Anschlag für die Ausgaben abermals mit 955 578 685 Mark bei Heller und Pfennig. In Frankreich würde man sich bei der Aufstellung eines derartigen Voranschlages mit der Gleichheit der Zahlen auf beiden Seiten nicht zufriedenstellen, dort schnitzelt und feilt der Budgetkünstler so lange an seinem Voranschlag herum, bis ein paar Millionen Einnahmeüberschuß wenigstens auf dem Papier steht — mehr oder minder, je nach dem Maße seiner Bescheidenheit! Man hat sich schon in einzelnen Fällen mit weniger als einer halben Million Ueberschuß begnügt, aber ein „excédant“ muß da sein, das gehört in Frankreich zum finanziellen Decorum. In England geht man bei den Voranschlägen wiederum anders zu Werke, man vergißt dort nicht, daß es sich um bloße „estimates“, Schätzungen, handelt, und begnügt sich damit, runde Summen aufzustellen. Dazu ist man bei uns zu systematisch — vielleicht fehlt es aber nirgends so sehr an System wie gerade bei uns! — Die 955 578 685 Mark des preußischen Voranschlags haben sich in der Rechnung über die thatsächlichen Erträgnisse im Jahre 1882/83 in folgende Zahlen verwandelt: Einnahmen, abgerundet 1105 Millionen Mark, Ausgaben 1011 Mill. Ueberschuß, oder (wie es in der betreffenden Rechnung heißt) Bestand 94 Mill. Die Wirklichkeit entspricht eben nicht immer der Voraussetzung der Schätzung! So wurde der Ertrag der directen Steuern auf 144 Mill. geschätzt, während 150 Mill. thatsächlich einkamen, wogegen manche indirecten Abgaben hinter den Erwartungen zurückblieben. Diese Posten sind aber unbedeutend im Vergleich mit den Ueberraschungen, die ein anderer Posten bieten kann, wir meinen die Eisenbahneinnahmen. Dieselben sind in dem genannten Voranschlag brutto mit 390 Mill. eingesetzt, brachten aber nur 379 Mill.

Gewiß ist es für den Fiscus sehr angenehm, eine Quelle zu besitzen, aus der er 120, 130 und mehr Millionen Mark ziehen kann, ohne den Steuerzahler direct zu belästigen; die Sache hat aber auch ihre Kehrseite. Der bezügliche Ertrag ist bedeutenden Schwankungen unterworfen; so hat die Cholera im laufenden Jahre die Einnahmen der französischen Eisenbahnen um mehr denn 100 Mill. Francs geschmälert; ein derartiges Mißgeschick würde, mit anderen Worten, auch das bestgeordnete Budget, in dem die Eisenbahneinnahmen eine wesentliche Rolle spielen, total umwerfen können!

Wenn wir bisher an der Hand des preußischen Budgets die Schwierigkeiten betrachtet haben, die der Unterschied zwischen den „Soll“- und den „Ist“-Ein-

nahmen bietet, so haben wir auch noch andere Schwierigkeiten kurz zu berühren: Es kommen z. B. noch Etatsüberschreitungen, außeretatsmäßige Ausgaben vor, die ganz unvermeidlich sind; denn ebensowenig wie man den Betrag der Einnahmen ganz genau voraussehen kann, ebensowenig sind außerordentliche unerwartete Ausgaben zu vermeiden. Endlich gibt es noch einen Umstand, der die Wagschale aus dem Gleichgewicht bringt, und das sind die Bestände vom Vorjahr und die Reste nach Ablauf des Etatsjahres.

Daß es sich dabei um recht verwickelte Verhältnisse handelt, geht aus nachfolgender Tabelle hervor, welche den preußischen Rechnungsabschluß für das Jahr 1882/83 darstellt.

1) Die gesammten Einnahmen betragen	M.	1105,069,709
2) Die gesammten Ausgaben betragen	„	1011,243,216
Bleibt ein Bestand von	„	93,826,493
3) Von diesem Bestande sind zur Deckung von Ausgaberesten zu reserviren	„	62,114,309
4) Es bleibt mithin ein disponibler Ueberschuß von	„	31,712,184
Obigen Ausgaberesten stehen gegenüber an Einnahmeresten	„	124,601,912
Hierin sind für Rechnung des Deutschen Reichs	„	105,907,500
Die Reste für Preußen betragen also	„	18,694,412

Die 1105 Mill. Mark enthalten 96 Mill. Bestand aus dem Vorjahre, und die 93,8 Mill. der vorstehenden Tabelle sind den Einnahmen des nächstfolgenden Budgets zuzurechnen. Von diesen 93 Mill. sind aber, wie sofort ersichtlich, 62 Mill. zu streichen, da die Ausgabenreste zweifellos noch nachträgliche Verwendung finden, somit bleiben 31 Mill., denen ein Theil der 18 Mill., die der letzte Posten der obigen Tabelle zeigt, wieviel steht nicht fest, hinzugefügt werden kann; ein gewisser, wenn auch nur kleiner Theil des Staatshaushalts bleibt mithin in Schwebe. Aehnliches spielt sich aber überall ab, weil dem Budgetjahr gegenüber erst recht das Wort gelten kann: „Le roi est mort, vive le roi", d. h. Budgetjahr und Budgetjahr gehen ohne Interregnum ineinander über und bilden die „Uebertragung", die Brücke von einem Budget zum anderen, den unvermeidlichen Zusammenhang zwischen gestern, heute und morgen erhaltend.

Obige Tabelle zeigt zwar evident das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben, — wo Ueberschuß, kann von keinem Deficit die Rede sein, — dennoch kann sich auch bei solcher Finanzlage ein Deficit einstellen und zwar wegen der außerordentlichen, oder sogenannten einmaligen Ausgaben, denen außerordentliche Einnahmen, die durch Creditoperationen zu erbringen sind, gegenüberstehen. Preußen ist selten in der Lage, derartige Schuldaufnahmen anders als zwecks direct productiver Anlage zu machen, wie überhaupt seine Finanzlage eine der gesundesten im europäischen Staatswesen ist. Aehnliches gilt auch für die anderen deutschen Particularstaaten, wofür uns das nachfolgende Bild, das wir aus eng zusammengedrängten Resultaten großer Berechnungen zusammenstellen, einen neuen Beleg erbringen wird.

Wenn man die Summen der Einnahmen des Deutschen Reichs und die der deutschen Particularstaaten[1]) zusammenrechnet und nur die Matricular-

[1]) Mit Ausnahme der beiden Mecklenburg, die kein Budget im Sinne der Finanzwirthschaft haben. — Bei dem unserer Berechnung zu Grunde liegenden Jahr handelt es sich meist um das Jahr 1883, und wo der Anschlag für das Jahr 1883/84 in Betracht gezogen ist, haben wir die Divergenz, soweit nöthig, berücksichtigt.

beiträge abzieht, weil unter besonderen Rubriken erscheinend, so erhält man eine Generalsumme von 2116,20 Mill. Mark. Diese Summe enthält sowohl den Ertrag der Steuern als den der Domänen und sonstige Einkünfte aller Art, selbst manche durchlaufende Posten. Zählt man dann einerseits alle directen Steuern, andererseits alle indirecten Steuern zusammen, so ergibt sich als Ertrag ersterer eine Summe von 261,94 Mill. und für die letzteren 607,94 Mill. Mark, insgesammt also ein Steuerertrag von 869,88 Mill. Mark. Diese von 2116,30 Mill. abgezogen, macht 1246,32 Mill. als Einnahmesumme, die nicht von Steuern herrührt, daraus folgt das allgemeinhin verwendbare Resultat, daß der deutsche Staatsbürger nur 41 Proc. der Staatsbedürfnisse aus seiner Tasche bestreitet, während 59 Proc. der Staatsbedürfnisse durch die Einnahmen aus Eigengütern der Staaten und gewissen Gefällen gedeckt werden. Eine ähnlich günstige Position hat kein anderes Land.

Was die Ausgaben des Reichsplus der einzelnen Particularstaaten angeht, so wollen wir für dieselben bei den nachfolgenden Betrachtungen an der Einnahmesumme von rund 2100 Mill. festhalten, die der Wirklichkeit annähernd entspricht, und für unsere Zwecke genügt.

* * *

Es gibt zwei Haupt-Staatsausgaben, von denen zu wünschen wäre, daß die Staaten sie entbehren könnten, wenn sie auch thatsächlich wahrlich nicht zu entbehren sind: das sind die Ausgaben für Verzinsung und Amortisation der Staatsschulden und die Ausgaben für Landesvertheidigung. Für erstere gibt Deutschland jährlich aus (83/84) 266,11 Mill. Mark (darunter das Reich 15,90 Mill. und Preußen 129,90 Mill.), für letztere 407,80 Mill., zusammen 673,91 Mill., das ist 31,7 Proc. aller Staatsausgaben, somit bleiben für die Ausgaben der deutschen Staaten nach Innen 1442 Mill., gleich 68,3 Proc., ein gewiß abermals erfreuliches Resultat.

Sehen wir uns die bezügliche Finanzlage der andern Länder an.

Die Finanzen Oesterreichs sind in vieler Beziehung ein Räthsel. Das Deficit hat dort bleibenden Wohnsitz aufgeschlagen, Jahr aus Jahr ein wird mehr ausgegeben als eingenommen, und das geht immer, nur in verschiedenem Tempo, so fort. An Anstrengungen seitens der Regierung hat es nicht gefehlt, und wenn es bisher nicht gelang, das Gleichgewicht zwischen Ausgaben und Einnahmen in Oesterreich herzustellen, so liegt der Grund dafür zum Theil in dem Umstand, daß man zu wenig an Vermehrung der indirecten Steuer-Einnahmen dachte und zu viel in der Richtung der directen Steuern arbeitete. Dabei ist zu berücksichtigen, daß das österreichische Staatsschiff viele Stürme auszustehen hatte und hat, und daß es sowohl von äußern Klippen umgeben ist, wie andererseits auch die inneren Verhältnisse viele und große Schwierigkeiten bieten. Wie viel zu diesen vom menschlichen Willen unabhängigen Verhältnissen, auch noch begangene Fehler zu der, nicht gerade glänzend zu nennenden Finanzlage Oesterreichs beigetragen haben, wollen wir dahingestellt sein lassen; nur eins müssen wir bei der Finanzpraxis Oesterreichs lobend erwähnen, das ist die naive Aufrichtigkeit, mit der nicht bloß die Rechnungsabschlüsse, sondern auch

schon die Voranschläge den „Abgang“ — das Deficit, regelmäßig bekennen, ja hervorheben.

So haben wir keine schwierige Berechnung nöthig, um die Bilanz der Finanzlage Oesterreichs zu ziehen. Die Einnahmen aller Art betragen (1883) 463,7 Mill. Gulden, die Ausgaben 491,9 Mill., mithin fehlen 28,2 Mill. Ein gleiches Bild zeigt Ungarn mit 301 Mill. Einnahmen, denen 322,7 Mill. Ausgaben gegenüberstehen, das Deficit beträgt demnach dort 21,7 Mill. Der Gesammtstaat Oesterreich-Ungarn hat dann ein besonderes Budget von 117,8 Mill., das aber wegen der Matricularbeiträge aus beiden Hälften, ähnlich wie das Budget des Deutschen Reichs, der Möglichkeit eines Deficits entgeht. Die unbedeutenden eigenen Einnahmen dieses Gesammtstaates können wir hier übergehen.

Immerhin handelt es sich also für die vereinigte Monarchie Oesterreich-Ungarn um ein Deficit von 28,2 Mill. + 21,7 Mill., also beinahe 50 Mill. Die einem derartigen Deficit gegenüber angewandten temporären Auskunftsmittel müssen stets mit einer neuen Anleihe enden.

Die Schulden Oesterreichs erreichen so schon eine bedeutende Höhe. Wie die Capitalsumme bei den Staatsschulden meist eine abstracte Zahl ist und concret nur die jährlichen Summen sind, die wegen dieser Staatsschulden das Budget belasten: also die Zinsen und allenfallsige Amortisation, so unterlassen wir, den Nominalbetrag der österreichisch-ungarischen Schuld in Capital anzugeben; spielt doch innerhalb dieser Zahl auch das unverzinsliche Papiergeld eine Rolle, demgegenüber man sich täuschen würde, wenn man von ihm annehmen wollte, daß es umsonst wäre, da es dem Staate an Agio und an Nachtheilen aller Art unter Umständen recht theuer werden kann. Bleiben wir somit bei den concreten, im Budget klar erscheinenden Ausgaben für die Schuld, so finden wir, daß Oesterreich 121,1 Mill. excl. Grundentlastung, und Ungarn 106,1 Mill. Gulden incl. Grundentlastung, zusammen 227,2 Mill., für ihre Schulden jährlich auszugeben haben, das aber sind 27,9 Proc. des Ausgabebudgets beider Länder (492 Mill. + 322 Mill. ist = 814 Mill.). Im weiteren ergeben sämmtliche, der Landesvertheidigung gewidmeten Summen zusammengestellt 127 Mill., das sind abermals 15,5 Proc., und diese den obigen 27,9 Proc. zugerechnet, macht für Schulden und Landesvertheidigung 43,4 Proc., so daß für alle übrigen Ausgaben nur mehr 56,6 Proc. übrig bleiben. Wenn wir endlich auch für Oesterreich-Ungarn feststellen wollen, wie viel von der Ausgabensumme durch Steuern zu erbringen ist, so haben wir die directen und indirecten Steuern beider Länder herauszuheben, die mit 182 Mill. von den einen und 396,1 Mill. von den andern, im Verhältniß von 22,3 : 48,7 71 Proc. von den Staatseinnahmen erbringen, so daß nur 29 Proc. für die andern Einnahmen übrig bleiben. Diese „anderen“ Einnahmen enthalten aber ebenfalls durchlaufende Posten, und daraus geht hervor, daß die Steuerzahler Oesterreich-Ungarns in den Nebeneinkünften, aus dem Capital des Staats, auf jeden Fall viel weniger Erleichterung finden als die Einwohner des Deutschen Reichs.

Derartige Erleichterungen sind nun zwar, und besonders für ein reiches Land — ob Oesterreich-Ungarn als ein solches zu bezeichnen ist bleibe ununtersucht — nicht unbedingt nothwendig, ja sogar unter Umständen leicht entbehrlich;

in einem Lande aber, in dem das Deficit permanent geworden ist, sind die bezüglichen Lücken nur durch Anleihen auszufüllen, und daher wird die Steuerlast in Oesterreich-Ungarn regelmäßig sich vermehren müssen.

Die russischen Finanzen geben zu ähnlichen Bemerkungen Veranlassung, dort nehmen ebenfalls sowohl die Einnahme- als die Ausgabezahlen zu, nur daß die Ausgaben in schnellerer Proportion wachsen als die Einnahmen. Die ausgegebenen Summen mögen theilweise zu recht nützlichen Zwecken verwandt werden, z. B. zu Eisenbahnbauten; wer indessen gewöhnt ist, Ursache und Wirkung zu untersuchen und miteinander in Verbindung zu bringen, der bekommt doch von den stets über die Einnahmen hinauswachsenden russischen Ausgaben ein eigenthümliches Bild und das dadurch entstehende Deficit wird schließlich permanent. Wir lesen zwar zuweilen in den Zeitungen, daß Seine Majestät der Zar die Ausgaben zu vermindern befahl, damit dieselben nicht über die Einnahmen hinausgingen. Diese Ausgaben müssen aber ihrer Natur nach sehr elastisch sein, da wir stets sehen, daß, sobald sie an der einen Stelle herabgedrückt wurden, sie auf der andern Seite wieder emporschnellen.

Bei der Betrachtung des Gangs der Finanzen wird man stets — ebenso wie bei allen Erscheinungen des wirthschaftlichen Lebens — vor der Frage stehen, ob derselbe einzig und allein von dem Willen der Menschen abhängig ist, oder ob dabei nicht auch äußere, von dem Willen der Menschen unabhängige Umstände zwingend mit einwirken. Es scheint gewiß berechtigt, daß ein Reich sein Eisenbahnnetz ausbaue, um von seiner Hauptstadt, so schnell es die Dampfkraft erlaubt, jeden Punkt an seinen Grenzen erreichen zu können; je ausgedehnter aber ein Land ist und je weniger dicht bevölkert, um so kostspieliger ist einerseits der Ausbau des Schienennetzes, und um so weniger Erträgnisse wird dieses Eisenbahnnetz andererseits erbringen. Es ist eben nur ein verhältnißmäßiges Verdienst, wenn ein Land wie das kleine, dicht bevölkerte Belgien mehr Eisenbahnen per Quadratmeile oder per tausend Einwohner aufweist als das große Rußland: die natürlichen Bedingungen beider Länder spielen dabei eine große Rolle.

Was aber in allen auf der Oberfläche liegenden Beziehungen rein vom menschlichen Willen abhängig bleibt, das ist das bei den bezüglichen Einrichtungen einzuhaltende Tempo. Die Eisenbahnen werden nicht bloß aus wirthschaftlichen Rücksichten gebaut, viele von ihnen dienen vielmehr z. B. nur strategischen Zwecken. Solche strategische Linien kommen aber selbstredend einem Lande viel theurer zu stehen als die, welche aus volkswirthschaftlichen Rücksichten erbaut sind und gleichzeitig aus den Erträgnissen ihres Betriebs sich mehr oder weniger erhalten können. Letztere werfen unter Umständen sogar Gewinn ab, und eventuell hat das Land als solches auch nicht das bezügliche Capital gestellt; es haben sich freiwillige leistungsfähige Unternehmer leicht gefunden, die den Bau solcher Eisenbahnen übernahmen. Strategische Wege aber hat der Staat als solcher zu bauen, um das benöthigte Capital nebst Zinsen zu beschaffen. Solche Bahnen liegen einem Lande stets schwer zur Last, und zumal einem Lande, das wie Rußland, zur Ausgleichung seines Budgets beständig den Credit in ausgedehnter Weise in Anspruch nehmen muß, der abermals viel Geld kostet und immer theurer wird, je mehr man seiner bedarf. Wenn Geld nöthig war, so schritt man sofort

zur Anleihe und um später deren Zinsen und Capital abzutragen, wurden neue Schulden gemacht. Auf diese „wirthschaftliche" Weise waren die russischen Schulden am 1. Januar 1884 auf 4,230,522,273 Rubel angewachsen. Zur Abtragung der Zinsen und Capitaltilgung wurden für das in Rede stehende Jahr 206,021,245 Rubel assignirt. Wie rapide die russische Schuldenlast aber gewachsen ist, kann man aus den jährlichen Abzahlungen ersehen: Im Jahre 1834 22,265,876 Rubel, 1844 29,586,660 Rubel, 1854 53,645,410 Rubel, 1864 59,637,803 Rubel, 1874 100,813,719 Rubel, 1884 206,021,245 Rubel. Aus obigen Ziffern ist ersichtlich, daß die betreffenden Ausgaben im Laufe von 40 Jahren (1834 bis 1874) um 78,547,843 Rubel gewachsen waren, das macht durchschnittlich fast 2 Mill. Rubel pro Jahr. Im Laufe des letzten Decenniums dagegen war die Summe gar um 105,207,526 Rubel gewachsen, was 10,520,752 Rubel pro Jahr ausmacht.

Es sind aber nicht nur äußere Umstände, — wie z. B. der Zwang, wegen der geographischen Verhältnisse große strategische Linien zu bauen, — sondern es gibt oft auch Umstände tiefer liegender Art, die ein Budget eventuell nachtheilig beeinflussen. Kein Staat entsteht plötzlich oder wird künstlich auf einer tabula rasa hergerichtet; jedes Land hat seine Vergangenheit, und in jedem Lande gibt es, in dem einen Lande mehr, in dem andern weniger „historisch überkommene" Mißbräuche. Von solchen Mißbräuchen scheinen sich heuer in Rußland die höheren Regionen ferner zu halten als die unteren und mittleren. Wenn man wenigstens die officiellen Berichte an das Staatsoberhaupt Rußlands liest, so erhält man den Eindruck, als ob man es in Rußland mit einem möglichst geordneten Finanzmechanismus zu thun hätte: auf dem Papier entwickelt sich dort eine Genauigkeit und Vollständigkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt. Wie es allerdings thatsächlich mit dem Finanzmechanismus in Rußland aussieht, das ist eine andere Frage! In dem russischen Budget spielen übrigens auch die durchlaufenden Posten eine verhältnißmäßig sehr große Rolle und gerade diese vergrößern, wenigstens scheinbar, das Budget, wie ja gerade wegen dieser durchlaufenden Posten die Budgets fast aller Länder aufgedunsen erscheinen.

Das Budget für 1884, das auf beiden Seiten mit 801 Mill. Rubel aufgestellt ist, zeigt thatsächlich, wenn man die außerordentlichen und die „der Ordnung wegen" eingestellten Posten in Abzug bringt, 709 Mill. Rubel an ordentlichen Einnahmen gegenüber 721 Mill. an ordentlichen Ausgaben, was ein Deficit von 12 Mill. Rubel bedeutet. Für 1883 betrug die Scheinsumme des Budgets nur 778 Mill., den ordentlichen Einnahmen von 707 Mill. stehen 702 Mill. ordentliche Ausgaben gegenüber. Noch ein Jahr früher finden sich im ordentlichen Budget 654 Mill. Einnahmen und 658 Mill. Ausgaben. Wieviel dabei aber auf die außerordentlichen Einnahmen und Ausgaben entfällt, ist sofort daraus ersichtlich, daß die Generalsumme im Jahre 1882 die Höhe von 702 Mill. auf beiden Seiten erreicht, und dabei sind die außerordentlichen Einnahmen und Ausgaben mit den im russischen Budget erscheinenden bei weitem nicht abgeschlossen, es kommen daselbst noch fortwährend eine Reihe außeretatsmäßiger, d. h. supplementärer und außerordentlicher Credite vor, über die Näheres in dem wiederholt

angezogenen „Annuaire“, dem wir nachfolgende kleine Tabelle entnehmen, nachzulesen ist.

Jahr	Betrag der etatsmäßigen Credite	Betrag der außerordentlichen Credite	Procent
	Millionen Rubel		
1876	550.65	21.61	3¾
1877	552.19	32.89	5¾
1878	579.74	20.55	3½
1879	610.71	38.65	6¼
1880	644.68	56.20	8¾

Rußland hat also fortwährend neue Anleihebedürfnisse, und wenn eine directe Anleihe nicht practicabel schien, ließ es sich zur Ausgabe von Papiergeld verleiten. Die Folgen der Papierwirthschaft hat Rußland denn thatsächlich auch recht schwer zu tragen, sie kommt dem Lande theurer zu stehen, als wenn zinstragende Summen selbst unter erschwerenden Umständen im Auslande für die entsprechenden Beträge aufgenommen worden wären. Die russische Währung ist so niedrig, daß der Rubel, der theoretisch 3,20 Mark werth sein soll, in der Praxis um 2 Mark sich bewegt.

Nach dem Rechnungsabschluß des Jahres 1880 beliefen sich die ordentlichen Ausgaben auf 644,68 + 56,20 Mill., zusammen 700,88 Mill.[1]). Fügt man die extraordinären Ausgaben hinzu, die 57,15 Mill. betrugen (davon 52,92 Mill. für die Armee), so stellen sich die Gesammtausgaben demnach auf 758 Mill., von denen 173 Mill. für die Schulden, 265 Mill. für die Armee, 320 Mill. für alle andern Bedürfnisse verwendet wurden; so daß also für Schulden und Armee insgesammt 57 Proc. gegen 43 Proc. für die andern Staatsausgaben zur Verwendung kamen. Das officielle Jahrbuch stellt den Ausgabenzahlen eine Einnahme von 651 Mill. Rubel gegenüber. — Das Deficit wurde durch eine Kreditoperation gedeckt. Fragen wir nun, wie viel von diesen 651 Mill. den Steuern zur Last fallen, so erhalten wir als Antwort: 125,32 Mill. wurden von directen und 390,05 Mill. von indirecten Steuern aufgebracht, und 135,63 Mill. kommen aus anderen Einnahmen des Staats, also ist der Procentsatz: 19 + 60 Proc. = 79 Proc. aus Steuern gegen 21 Proc. aus anderen Staatseinkünften [2]).

Das junge Königreich Italien ist finanziell schneller herangereift als man ursprünglich erwartet hat. Es hat gerade im Finanzwesen Außerordentliches geleistet und seiner Freiheit, seiner Unabhängigkeit, seiner Auferstehung erstaunliche Opfer gebracht, die von verdientem Erfolg gekrönt waren. Versteht es Italien, sich von einem Militär-Großmachtswahn ferne zu halten, so werden sich seine Finanzen in absehbarer Zeit so gut gestalten, daß dann auch eine größere Entlastung vom Steuerdruck Platz greifen kann. Für die gegenwärtige

[1]) 156,20 Millionen aus supplementären und außerordentlichen Crediten. Annuaire Vesselowsky S. 18 und 19.

[2]) Das Jahr 1881 schließt ab mit 652 Mill. Einnahmen, gegenüber 763 Mill. Ausgaben, Deficit 111 Mill. Der Voranschlag für 1882 balancirt (?) beide Seiten mit 762 Mill., der für 1883 veranschlagt die Einnahmen auf 710 Mill., die Ausgaben auf 796 Mill., Deficit 86 Mill.; der für 1884 veranschlagt die Einnahmen auf 792,3 Mill., die Ausgaben auf 802 Mill., Deficit 9,7 Millionen.

Steuerlast Italiens ist aber allein schon charakteristisch, daß Italien mehr Grund- und Mobiliar-(Einkommen-)Steuer trägt als das bei weitem größere und reichere Frankreich. Frankreich zieht 175 Mill. aus der Grundsteuer, Italien dagegen 189 Mill. Wenn wir verschiedene Steuern zusammennehmen, so zieht Frankreich weiter aus dem Mobiliarvermögen 208 Mill. gegen 194 Mill. in Italien, wobei zu berücksichtigen ist, daß die in obigen 208 Mill. mit 98 Mill. figurirende französische Gewerbesteuer die außerordentlichen Kriegszuschläge enthält.

Bei genauerer Betrachtung der italienischen Finanzen ist überall die gewaltige gemachte Anstrengung ersichtlich: gegen 384 Mill. werden durch directe Steuern und 674 Mill. durch indirecte Steuern aufgebracht, welch letztere im Jahre 1883 noch 52 Mill. an Mahlsteuer und 114 Mill. an Stempel- und Registrirsteuer enthielten. Diese Zahlen dem ganzen Einnahmenbudget mit allen seinen Einnahmen und durchlaufenden Posten (1544 Mill.) gegenübergehalten, zeigen, daß die directen Steuern 25 Proc., die indirecten Steuern 44 Proc. der Einnahmen erbringen, während sämmtliche Staatseinkünfte, die keine Steuern sind (Scheineinkünfte mitgerechnet) nur 31 Proc. ausmachen.

Die Anstrengungen Italiens bleiben nöthig, um das Deficit endgiltig zu beseitigen. Als das Königreich aus der Zusammenlegung der verschiedenen Staaten der Halbinsel entstand, mußten deren Schulden mit übernommen werden; gleichzeitig waren kostspielige Kriege zu führen, die ganze Verwaltung neu zu gestalten und konnten Anleihen nur zu sehr schweren Bedingungen aufgenommen werden. Italien mußte für seine Schulden 8—9, zuweilen noch mehr Procent zahlen. Jene Zeiten sind allerdings vorüber, aber der „nagende Wurm des Budgets", die Staatsschulden (unter welcher Bezeichnung dieselben nun figuriren mögen) verschlingen jährlich 526 Mill. Francs; das Kriegswesen kostet 249 Mill. an ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben für das Landheer und 57 Mill. für die Marine, zusammen 306 Mill. Die Landesvertheidigung kostet dem Lande also 20 Proc., die Schulden absorbiren 34 Proc. des auf 1537 Mill. Lire sich belaufenden Ausgabebudgets, so daß für die inneren Ausgaben nur 46 Proc. übrig bleiben. Ein derartiger Stand der Finanzen ist dazu angethan, Italien zu großer Vorsicht zu mahnen, soll die Reconvalescenz seiner Finanzen zu dauernder Gesundheit führen.

Wenn wir uns nunmehr das französische Finanzwesen etwas näher ansehen, so bietet dasselbe in jeder Hinsicht, sowohl wegen seiner inneren Einrichtung, als wegen der Geldmasse, die es in Bewegung setzt, großes Interesse, zu welchem die neuesten Begebenheiten seit 1870 das ihrige beitragen: daß also 700—800 Mill. Francs von dem geschwächten Land an Steuern mehr aufgebracht werden mußten.

Wir haben an anderer Stelle (l. c.) nicht ohne Ausführlichkeit die französischen Finanzen besprochen und mußten damals dieselben als in glänzender Lage befindlich erklären: die Ueberschüsse wuchsen trotz Abschaffung einzelner Steuern, Frankreich stand inmitten der fetten Jahre — unterdessen sind die Jahre der mageren Kühe erschienen. Die Hauptschuld an dem eingetretenen Deficit trägt keineswegs der Stillstand in der Zunahme der Einkünfte oder deren im Großen und Ganzen unbedeutende Abnahme, — das Deficit ist hervorgerufen

worden allein durch das Wachsen — das allzurasche Wachsen der **Ausgaben**, das das Gleichgewicht schließlich stören mußte! Daß dem so ist, ist zumal in einem neuerlichen von fast allen Mitgliedern der Rechten der französischen Kammer unterzeichneten Gesetzesvorschlag hervorgehoben worden. Jener Gesetzesvorschlag ist in vielen Punkten nicht übertrieben, nur sind die Thatsachen in demselben nicht immer unparteiisch beleuchtet. Richtig ist allerdings, daß den 2982 Mill. Francs (siehe „Finanzen Frankreichs“ S. 701) bei 2972 Mill. Francs Einnahmen, auf welche der Voranschlag von 1876 die Staats-Ausgaben taxirte, im Voranschlag für 1885 die Summe von 3048 Mill., zuzüglich des extraordinären Budgets (208 Mill.) 3256 Mill. gegenüberstehen. „Als die Ausgaben nur 2½ Milliarden betrugen,“ sagt die Opposition, „war Ueberschuß an Einnahmen, bei 3¼ Milliarden Ausgaben reichen die Einnahmen dagegen nicht einmal mehr für das ordentliche Ausgabebudget, während außerordentliche Ausgaben stets — nach Ansicht der Opposition — durch Anleihen zu decken sind.“ Die Opposition wendet sich mit Recht gegen die steigende Zunahme der Ausgaben; wenn sie dagegen die **Realität** eines Theils der früheren **Ueberschüsse** bestreitet, so hat sie unrecht.

In den Motiven des Voranschlags sind diese Ueberschüsse vom Finanzminister für die Jahre 1875—1881 auf 440,8 Mill. beziffert, wogegen die Jahre 1882 mit einem Deficit von 30,4 Mill., 1883 mit einem solchen von 46,12 Mill. abschließen, so daß nach Abzug dieser Summen von den Ueberschüssen noch 364 Mill. übrig bleiben[1]). Diese Ueberschüsse sind aber auch nach und nach nicht nur vollständig verwandt, sondern sogar um 2 Mill. überschritten worden. Das laufende Jahr zeigt abermals ein ansehnliches Deficit, dessen Höhe noch nicht genau festzustellen ist, das aber zweifellos weit über 100 Mill. betragen wird, während für das Jahr 1885 auch nur ein irgendwie plausibles Scheingleichgewicht herzustellen die größte Mühe verursacht. Die Budgetcommission der Kammer streitet unter sich und mit dem Minister hin und her, — wie aber die allgemeine Aufmerksamkeit Frankreichs sich gerade auf die momentane schwierige Finanzlage concentrirt, so wird es hoffentlich gelingen, den jetzigen Zustand in gründlicher Weise zu reformiren.

Fragt man, was die Schuld der augenblicklichen Finanzlage Frankreichs trägt, so antwortet die Opposition: Mißwirthschaft, Verschwendung und dergleichen. In dieser Kraßheit ist der Vorwurf keineswegs richtig. Gewiß sind viele Ausgaben aus Gründen der Wahlpolitik gemacht worden, die thatsächlichen Ursachen aber, resp. die Möglichkeit vieler Aus- und Ueberschreitungen lag in einzelnen Rechnungsaufstellungen vom Jahre 1871 an: es handelt sich dabei erstens um die sog. „Liquidationsrechnung“, zweitens um ein Ausgaben-Budget, das auf „außerordentlichen Ressourcen“ beruht (Budget des dépenses sur ressources extraordinaires). Diese besonderen Rechnungen, resp. Budgets dienten zweifellos speciellen Aufgaben: sie gaben gleichzeitig aber den verschiedenen Ministern ein Mittel in die Hand, gewisse Ausgaben, die die rechte Hand nicht kennen durfte,

---

[1]) Exposé des Motifs du budget de 1885, p. 79.

mit der linken auszuführen; so kamen viele Ausgaben in das außerordentliche Budget, bei denen es sich um regelmäßige ordentliche Ausgaben handelt.

Die speciellen Aufgaben der nunmehr geschlossenen Liquidationsrechnung bestanden in der Wiederherstellung und Vervollständigung der im letzten Kriege zerstörten Landesvertheidigungsmittel. Dabei handelte es sich um eine speciell dotirte temporäre Casse; die Aufgabe des auf außerordentlichen Ressourcen beruhenden außerordentlichen Budgets lag dagegen neben andern vorübergehenden Ausgaben hauptsächlich in der Durchführung des „Freycinet'schen Plans". Jener Plan des früheren Ministers der öffentlichen Arbeiten bestand darin, das Schienennetz Frankreichs zu vollenden, neue Canäle zu graben, Häfen auszubauen u. s. w. u. s. w. Bei der Vorlage des Planes im Jahre 1878 glaubte man voraussehen zu können, daß diese Arbeiten 5—6 Milliarden kosten würden, zwei Jahre später sah man ein, daß deren Durchführung nicht unter 8—9 Milliarden zu ermöglichen sei und noch zwei Jahre später bereitete man sich vor, die Durchführung des Planes fallen zu lassen. Die Geschichte dieses sogenannten „Plan Freycinet" birgt eines der interessantesten Capitel der Finanz- und Staatspolitik, das wir einst mit gebührender Ausführlichkeit zu schildern beabsichtigen. An dieser Stelle genüge die Bemerkung, daß der Plan sofort auf Gegner stieß, da seine Vollendung auf der Aufnahme von entsprechenden Anleihen fußte. Der Plan fand denn auch in der Kammer nur Annahme unter der Modalität, daß erstens im Durchschnitt nie mehr als 500 Mill. Francs jährlich für die bezüglichen Ausgaben aufgenommen werden sollten, und daß zweitens nicht die Durchführung des ganzen Planes als solcher bewilligt wurde, sondern daß die betreffenden Jahresarbeiten einer alljährlich neuen Bewilligung vorbehalten wurden, so daß man jedes Jahr die weitere Durchführung fallen lassen konnte.

Verhängnißvoll für das Land war aber, daß die Regierung eine Menge der im Plane vorgesehenen kleinen Bahnen auf einmal in Angriff nehmen ließ — jeder Deputirte wollte etwas für seinen Wahlkreis gethan haben — statt jedes Jahr innerhalb der ausgeworfenen Summen einzelne Bahnen direct fertig zu stellen. Als man später sich von der Last des Weiterbaues aller jener Bahnen und Bähnchen befreien wollte, mußte zu diesem Zweck eine sehr schwierige und großartige Operation, die die Ausführung des „Planes", dieselben kräftigend, auf die Privatbahnen abwälzte, vorgenommen werden.

Betrachten wir nun noch kurz das außerordentliche Budget, so finden wir, daß es sich dabei nicht nur um ein der Regierung zur Verfügung stehendes Erleichterungsmittel handelt, um das ordentliche Budget nicht gar zu sehr zu belasten, sondern es ermöglichte dieses außerordentliche Budget, den einzelnen Abgeordneten gnädige Spenden zu ertheilen, der Art, daß dem betreffenden Abgeordneten die für seinen Wahlkreis gestellte Forderung bewilligt wurde. Wie gesagt, hielten die Einnahmen mit den Ausgaben nicht gleichen Schritt, und dennoch führte die Wahlpolitik zu großartigen Steuerentlastungen. Allein die Wein- und Zuckersteuer wurde um jährlich 150 Mill. vermindert, und dazu kamen Krisen, welche den Ertrag anderer Abgaben verkümmerten. Wo aber die Einnahmen ab- und die Ausgaben zunehmen, da kann das Deficit nicht ausbleiben und so ist dasselbe seit dem Jahre 1882 permanent.

Wenden wir uns nun der Betrachtung des neuen Voranschlags für das Jahr 1885 zu, so finden wir in der Vorlage des Finanzministers folgende Zahlen:

		ordentliches Budget	außerordentliches Budget
Einnahmen	Francs	3,048,720,927	208,121,818
Ausgaben	„	3,048,544,744	208,121,818
Ueberschuß	Francs	176,183	

In dieser Aufstellung ist der französischen Usance Genüge geschehen, denn sie zeigt einen scheinbaren Ueberschuß. Die Budgetcommission erlaubte sich aber an dem ganzen vor ihr aufgebauten Gebäude zu rütteln und strich auf beiden Seiten an den Einnahmen, die sie zuweilen zu hoch veranschlagt glaubte, wie an den Ausgaben, welche sie zum Theil für übertrieben hielt, sie setzte die Summe der Ausgaben um 61,751,495 Francs (so daß der Ausgabeetat auf 2,986,793,249 Fr. reducirt wurde) und die Einnahmen auf 3,004,539,193 Francs herab. Auf diese Weise kam sie zu einem Ueberschuß von 17,745,944 Francs. Inzwischen legte die Regierung aber noch Nachtragscredite im Betrage von 31,567,535 Fr. vor, welche im ursprünglichen Budgetentwurfe nicht vorgesehen waren. Es entstand dadurch ein Deficit von 13,821,591 Francs. Um dasselbe zu decken, setzte die Commission die Ausgaben für die Armee um weitere 14 Mill. Francs herab, so daß das Budget nach dem Commissionsvorschlag mit einem Ueberschuß von 678,409 Fr. abschließt. Trotzdem ist es zweifellos, daß zur Deckung des Budgets die Inanspruchnahme „außerordentlicher Credite“ nöthig werden wird und daß das Gleichgewicht nur scheinbar, für den Augenblick auf dem Papier steht.

Die Budgetcommission der Kammer und der Finanzminister stritten lange, um an Stelle jenes scheinbaren Gleichgewichts ein reelleres festzustellen; es wurde hin und her gefeilscht, hier eine Million und dort eine Million abgezwackt, und machten sich wesentlich auch abermals politische Motive bei den Debatten innerhalb der Commission geltend. So gibt es in Frankreich eine ziemlich starke Partei, welche Kirche und Staat trennen, oder — wie man sich dort ausdrückt — das Concordat aufheben möchte. Die meisten Mitglieder dieser Partei werden dabei vom blinden Haß gegen die Kirche (nicht mit Religion zu verwechseln) geleitet, und so haben einzelne Deputirte in der Commission die Gelegenheit benutzt, ganze Capitel des Cultusbudgets zu streichen und damit Tausenden von Geistlichen ihre Gehälter zu entziehen. Gegen ein derartiges indirectes Vorgehen gegenüber der Kirche erhebt sich in Frankreich aber vielfach Opposition, einerseits selbstredend im Lager der sog. Conservativen, andererseits nennt aber auch, so z. B. der liberale „Temps“, eine solche Handlungsweise „déloyale“: wolle man Staat und Kirche wirklich trennen, so möge man frei mit dem Gedanken hervortreten und bezügliche Gesetze beantragen; verkehrt aber sei, in dieser indirecten Weise durch Abstriche im Budget, durch eine Hinterthür also, Aehnliches erreichen zu wollen. Weiter muß man bei den ganzen Debatten und vor allen Dingen bei den Abstrichen der Budgetcommission auch daran denken, daß viele der Herren, wenn sie z. B. als „Ersparniß“ einen Posten streichen, dabei im Stillen voraussetzen, daß die Kammer denselben wieder herstellen werde, indem es ihnen nur darauf ankommt, durch ihr „kräftiges“ Vorgehen den Wählern zu imponiren.

Einstweilen rechnet man, — auf Details können wir hier nicht eingehen, —

auf ein Deficit von 23 Mill. Francs, dabei wird es indessen ganz gewiß nicht bleiben. Die „schwebende Schuld“, das bekannte französische Auskunftsmittel für alle nicht direct eingestandenen Creditoperationen, wird abermals helfen müssen. Dem Staat stehen nämlich als „schwebende Schuld“ eine Menge von Depositengeldern zur Verfügung, die er, wie er sie verzinsen muß, sehr wohl in normalen Zeiten, trotz ihrer allzeitigen Kündbarkeit, verwenden kann, da entsprechenden Rückzahlungen gleiche Zuflüsse gegenüber zu stehen pflegen. In Zeiten von Krisen würde sich das Verhältniß allerdings ändern, und so ist es gefährlich, jene Schuld stets weiter anwachsen zu lassen. Man würde auch in diesem Jahr lieber zu andern, die Einnahmen thatsächlich erhöhenden Mitteln gegriffen haben — wenn nicht Neuwahlen vor der Thür ständen. Das einzige Mittel nämlich, mit dem man definitiven Mehrausgaben begegnen kann, sind neue Steuern: daß man deren bedarf, wollen aber heute weder die Regierung, noch die einzelnen Deputirten zugestehen. Es läge darin gleichzeitig das Zugeständniß schlechter Wirthschaft, und ein solches testimonium könnte ihnen das Vertrauen der Herren Wähler entziehen! Der Conseil-Präsident soll übrigens, beiläufig bemerkt, unvorsichtig genug gewesen sein, für das Jahr 1886 — nach den Wahlen — neue Steuern in Aussicht zu stellen. Entschließt man sich zur Einführung derselben, dann wird auch das Gleichgewicht bald wieder hergestellt sein, die Constitution der französischen Finanzen ist eben so gesund, daß, wenn auch ein vorübergehendes Unwohlsein zwar zeitweise nicht fernzuhalten ist, doch auch eine durchgreifende Genesung sehr bald wieder eintreten kann.

(Was übrigens den wirthschaftlichen Zustand des Landes betrifft, so bestreitet Roche, der Referent der Commission, den Rückgang des Volkswohlstandes in Frankreich. Der Ausfall in den Steuereinnahmen sei nicht bedeutend, der Waarentransport zu Wasser, der im Jahre 1869 1690 Millionen Tonnen betragen habe, sei im Jahre 1882 bis auf 2116 Millionen Tonnen gestiegen. Der Eisenbahntransport, der im Jahre 1869 44 Millionen Tonnen betragen habe, beziffere sich 1882 auf die Summe von 88 Millionen Tonnen. In derselben Zeit seien die Einnahmen der französischen Eisenbahnen von 696 Mill. Francs auf 1 Milliarde 99 Millionen gestiegen, trotz der Herabsetzung der Tarife. Ferner führt Roche als ein Zeichen des ungeschmälerten Volkswohlstandes die Zunahme des Verbrauchs an Brennmaterial an, das seit 1869 von 21 Millionen Tonnen bis 1882 auf 31 Millionen gestiegen sei; ebenso habe sich der Verbrauch von Kaffee um 36 Procent, von Zucker um 39, von Tabak um 43 Procent gehoben. Die Sparcassen, in welchen sich 1869 711 Millionen befanden, hätten nun ein Capital von 1947 Millionen, und zwar ohne die 103 Millionen in den Postsparkassen.

Die oppositionellen Blätter werden diesen Vortrag nicht ruhig hinnehmen, sondern darauf in üblicher scharfer Weise repliciren. Einstweilen aber ist nicht zu verkennen, daß die sachlichen Darstellungen von Roche einen beruhigenden Eindruck auf das Publicum gemacht haben, dem seit Monaten fortwährend demonstrirt wurde, Frankreich gehe seinem finanziellen Untergange mit Riesenschritten entgegen, und das nun zu der Erkenntniß gelangt, daß die Sachen nicht so schlimm liegen, wie die oppositionelle Presse es glauben zu machen bemüht ist. . . . . .)

Wir wollen für unsere Berechnung (die einstweilen vereinbarten Abänderungen machen weniger als ein Procent aus, sind überdies noch nicht genehmigt und zudem wird im Laufe des Jahres sich doch Alles anders gestalten), an dem Voranschlag festhalten, der unter den besprochenen Cautelen für unsere Betrachtung genügt. Der Voranschlag zeigt für die Ausgaben eine Gesammtsumme von 3256 Mill. Francs, davon absorbiren die Schulden 1110 Mill. (706 Mill. für die permanente Rente), das sind 34 Procent der Ausgaben, wogegen für die Armee und Marine 1023 Mill., mithin 31 Procent ausgegeben werden und somit für alle andern Ausgaben 35 Procent übrig bleiben.

Das Einnahmebudget taxirt die Erträgnisse der directen Steuern auf 431 Millionen, die der indirecten auf 2245 Mill. und hierzu treten noch 372 Mill. aus andern ordentlichen Einnahmen neben 208 Mill. außerordentlicher Einnahmen; die Totalsumme der ordentlichen Einnahmen ist demnach 3048 plus den außerordentlichen 208 Mill., macht 3256 Mill.

Zerlegt man die ordentlichen Einnahmen, so entfallen von denselben 14 Proz. auf directe Steuern, 74 Proc. auf indirecte und 12 Proc. auf alle andern ordentlichen Einnahmen; zerlegt man aber die gesammte Einnahmesumme (ordentliche plus der außerordentlichen Einnahmen), so tragen zu derselben die directen Steuern nunmehr 13 Proc., die indirecten 69 Proc. bei, während die Erträgnisse der andern Einnahmen auf 18 Proc. steigen.

Das britische Budget sieht auf den ersten Blick einfacher aus als das französische; ist es auch im Ganzen genommen, aber nicht in dem Grade, wie es Anfangs den Anschein hat; ferner wird im britischen Budget nicht unterschieden zwischen Brutto- und Nettoerträgnissen (Brutto minus Hebekosten), sondern zwischen Brutto (ist gleich den wirklichen Gesammteinnahmen) und den dem Exchequer abgelieferten Summen (exchequer receipts). Die Differenz zwischen den bezüglichen Summen ist nicht ohne Bedeutung, wenn es sich dabei zumeist auch um durchlaufende Posten handelt.

Einzelne der betreffenden Beträge bleiben aber auch in Circulation, über welche gewiß Rechnung geführt, jedoch nicht abgelegt oder nicht publicirt wird. Zuweilen hört man von solchen Fonds, wenn gerade die Kritik sie herausgestöbert hat; dann wird viel hin und her gesprochen und geschrieben, aber schließlich schläft die Sache wieder ein.

Einzelne Beträge oder Gefälle werden übrigens im englischen Budget auch direct netto eingeschrieben, und gerade dieser Umstand bewirkt, daß das Budget und die einzelnen Staatsrechnungen kleinere Summen aufweisen als sie aufweisen würden, wenn die in anderen Ländern eingeführten Buchhaltereiprincipien auch in England Anwendung fänden. Um welche Beträge es sich dabei handelt, ob nach dem einen Princip oder nach dem anderen bei solchen Aufstellungen verfahren wird, geht aus der Vergleichung der Zahlen aus dem „Statistical abstract“ einerseits und den „Finance accounts“ andererseits hervor, die beide zu den officiellen Schriften (Blue-books) gehören. Für uns ist es am bequemsten, wenn wir uns an die Aufstellung des „Statistical abstract“ halten, weil es sich dabei um von tüchtigen Finanzmännern bereits ausgeführte Revisionen der „accounts“ handelt.

Auch im britischen Reiche sind Einnahmen und Ausgaben gewaltig gewachsen: im Jahre 1869 standen den 71,69 Mill. £ an Einnahmen 74,07 an Ausgaben gegenüber, gegen 87,20 Mill. Einnahmen und 86,99 Mill. Ausgaben im Jahre 1884. Das Deficit ist, wie unsere ersten Zahlen zeigen, auch im reichen England nicht unbekannt; nach dem „Abstract" gab es in den letzten 15 Jahren 4 Jahresrechnungen mit Deficits. Wollten wir tiefer in die englischen Finanzen eindringen, so könnten wir noch manchen bezüglichen Posten herausrechnen; im Großen und Ganzen aber würde es sich dabei nur um Zahlenklauberei handeln, während immerhin zuzugeben ist, daß sich die Finanzen Großbritanniens in guten Verhältnissen befinden.

Wir wollen lieber kurz betrachten, wie sich nach unserer bisherigen Rechnungsweise Einnahmen und Ausgaben im vereinigten Königreich vertheilen. Unter den Einnahmen finden wir 13,58 Mill. £ aus directen Steuern, neben 58,27 Mill. aus indirecten, und da die Gesammteinnahmen 87,20 Mill. betragen, so entfallen auf die directen Steuern 15 %, auf die indirecten 67 %, während 18 % anderweitig erbracht werden. Von den Ausgaben, die sich im Ganzen auf 86,99 Mill. belaufen, verschlingen die Schulden 29,65 Mill. neben 28,86 Mill. für Armee und Marine, so daß für alle anderen Ausgaben 28,48 Mill. bleiben, für jede Gruppe fast ein Drittel, oder genauer 34 % und zweimal 33 %.

Eine ähnliche Berechnung für andere Jahre würde nur kleine Abweichungen und nicht principielle Unterschiede erweisen, es sei denn, daß wir eventuell nach den „Accounts" auch die durchlaufenden Posten berücksichtigen wollten, was bei deren unverhältnißmäßiger Größe und ihrer specifischen Abgeschlossenheit an dieser Stelle nicht thunlich erscheint.

* * *

Die Berechnungen, die wir im vorigen Abschnitt aufgestellt haben, geben uns nicht uninteressante Resultate, die wir in nachstehender kleinen Tabelle zusammenstellen.

	Staatseinnahmen, welche aus Steuern herrühren	Staatseinnahmen, welche aus andern Quellen stammen	Zusammen
Deutschland (Reich und Staaten)	41 Proc.	59 Proc.	100
Italien	69 „	31 „	„
Oesterreich-Ungarn	71 „	29 „	„
Rußland	79 „	21 „	„
Großbritannien	82 „	18 „	„
Frankreich	88 „	12 „	„

Der erste Blick auf diese Zusammenstellung zeigt, daß Deutschland unter den in derselben dargestellten Gesichtspunkten unstreitig die vortheilhafteste Stellung einnimmt. Auf absolute Genauigkeit machen obige Zahlen allerdings keinen Anspruch, zumal wegen der durchlaufenden Posten, welche die zweite Spalte enthält; eine genauere Berechnung derselben würde übrigens im Durchschnitt die oben aufgestellte Proportion kaum um zwei Procent plus oder minus divergiren lassen.

Wir haben bereits wiederholt gesehen, daß kein Staat so viel Eigengüter besitzt wie Deutschland und wollen wir nunmehr obige Zahlen durch andere

weiter illustriren, die die absolute Last, mit der die Staatsausgaben das Land drücken, veranschaulichen sollen. Die Totalsummen der Budgets können uns dazu nicht dienen, da dieselben, ohne weitere Erklärung hingestellt, uns nichts sagen würden; doch ist der Vergleich mit der Bevölkerung naheliegend, den wir in nachfolgender Tabelle klar legen.

	Durchschnittlicher Betrag der Steuern pro Kopf	Durchschnittlicher Betrag der Staatsausgaben pro Kopf
Rußland . . . . Mark[1])	11,02 (5 R. 51)	15,06 (7 R. 53)
Deutschland (ohne Mecklenburg) . . .	19,40	47,21
Oesterreich-Ungarn	25,99 (15 fl. 29)	36,12 (21 fl. 25)
Italien	29,73 (37 L. 17)	43,20 (54 L.)
Großbritannien	41,— (2 £ 0,10)	59,50 (2 £ 9,5)
Frankreich	56,80 (71 Frs. 04)	69,13 (86 Frs. 42)

In dieser Tabelle haben wir die Länder nach den Zahlen der ersten Spalte geordnet, wollen damit aber keineswegs behauptet haben, daß der Steuerdruck thatsächlich um so mehr gefühlt wird, als etwa obige Durchschnittszahl höher wird. Es ist eben leicht möglich, daß ein absolut höher besteuertes Land trotzdem seine Last relativ leichter trägt als manches absolut geringer besteuerte Land. Steuern müßten mit dem Reichthume des betreffenden Landes verglichen werden .... wenn eine derartige Rechnung möglich wäre. Eine solche Rechnung aber auch nur mit annähernder Sicherheit festzustellen, ist kaum ausführbar, da uns nur sehr ungenaue Angaben über das Vermögen, sowie über die Einkünfte der Gesammtheit der Angehörigen eines jeden Staates thatsächlich zu Gebote stehen und wahrscheinlich je zu Gebote stehen werden.

In Ermangelung solcher Angaben, die Anspruch auf Richtigkeit machen können, pflegt man sich mit Indicien, Merkmalen und dergleichen zu behelfen, welche freilich keine befriedigenden Anhaltspunkte gewähren, allein immerhin dem Lichtschimmer gleich zu achten sind, der genügen muß, wo Sonnenschein fehlt. So haben wir z. B. in unserm Buch über „Die Finanzen Frankreichs" versucht, den Umfang des auswärtigen Handels als ein Collectivresultat, an welchem die Landwirthschaft und ebenso alle anderen Gewerbe ihren Antheil haben und der uns in mancher Hinsicht werthvolles Zeugniß über den Wohlstand eines Landes ablegen muß, als bezüglichen Maßstab zu benutzen. Wir fanden damals, daß der Durchschnittsbetrag des Handels im Jahre 1880 (das wir unserer Berechnung zu Grunde legten) in Frankreich pro Kopf 219 Frcs. betrug, gegenüber 66 Frcs. an Steuern, so daß also die Steuer 30% von der Handelssumme ausmachte. Für Deutschland berechneten wir, daß der Handelsverkehr sich auf 150 M. pro Kopf stelle, und die durchschnittliche, auf einen Preußen entfallende Steuerquote auf 17½ M., welcher Betrag somit zwischen 11 und 12% des Durchschnittes vom Handel ausmachen würde. Wenn es daher richtig wäre, — was keineswegs kategorisch behauptet werden soll, — daß der Handelsverkehr ein zutreffendes Bild des Reichthums eines Landes liefert, so würde der Betrag der absoluten Zahl der auf den Kopf fallenden Summe vom Handel

[1]) Der Rubel zu 2 Mark, der Gulden zu 1,70 M. angenommen.

bei Frankreich ca. dreimal so stark mit Steuern belastet sein als in Preußen, denn Frankreich steuert 30 %, Preußen nur 11 % der auf den Kopf der Bevölkerung entfallenden Quote vom gesammten Handelsverkehr. In Großbritannien und Irland machen die Steuern nur 10 % der betreffenden Ein- und Ausfuhrquote aus; in Ungarn würde die Steuerquote gegenüber derjenigen des Handelsverkehrs 50 %, in Cisleithanien 34 % ausmachen, somit wäre der Durchschnitt für Oesterreich-Ungarn 42 %. Von Italien ergibt die Rechnung sogar eine Quote von 60 %.

Freilich sind solche und ähnliche Ermittlungen ungenau, lassen aber doch die eine oder andere Wahrheit hervorleuchten. In ähnlicher Weise hat man die Zahl der Briefe u. s. w. für derartige Schätzungen heranzuziehen versucht. Es handelt sich bei alledem gewiß um Belehrungen, schließlich aber lernt man aus allen solchen Berechnungen nur das — was man schon längst wußte, daß z. B. England reicher als Rußland, oder Frankreich reicher als Italien sei. Wie schwierig aber die Aufstellung wirklicher Reichthumsziffern ist, geht schon daraus hervor, daß es jedem einzelnen Menschen nicht möglich ist, auch nur annähernd alle seine Bekannten nach ihrem Vermögen zu classificiren. Im Großen und Ganzen zwar wird man das Richtige treffen, wenn man, da alle Staaten bei dem allgemeinen Drange nach Uebernahme von Mehraufgaben damit bis hart an die Grenze der Möglichkeit sich versteigen, a priori von den Ausgaben auf den Reichthum des betreffenden Landes schließt.

Wenn man aber vom Steuerdruck spricht, so ist es viel richtiger — bei allen solchen Durchschnittszahlen handelt es sich ja rein um abstracte Zahlen — darüber nachzudenken, ob die Steuern des einzelnen Landes dem Vermögen des Einzelnen proportional sind. Frankreich hat das Sprüchwort: „Où il n'y a rien, le roi perd ses droits," — und das Wort ist gut, besonders mit Rücksicht darauf, daß „droit" im französischen zugleich Recht und Abgabe bedeutet. Im thatsächlichen Leben sind aber die Steuern weit mehr der Leistungsfähigkeit angepaßt, als man häufig declamiren hört, das hat z. B. schon vor Jahren Maurice Block in einer lehrreichen Tabelle seiner „Statistique de la France" bewiesen. Wir haben jene Tabelle in unserer Arbeit über die französischen Finanzen reproducirt und ist eine ähnliche Berechnung seitdem auch von Leroy-Beaulieu in der neuen Auflage seiner Finanzlehre angestellt worden. Man muß eben die sämmtlichen Steuern eines jeden Bürgers summiren und diese Summe mit der seines Einkommens vergleichen, dann erst bekommt man ein richtiges Bild von der Höhe der Belastung, nicht aber wenn man bloße Durchschnittsziffern aufstellt:

Block nun legt seinen Berechnungen, die er für Frankreich anstellt, die Einkommen von vier Classen von Steuerpflichtigen zu Grunde; in die erste Classe rechnet er Einkommen von 100,000 Frcs., in die zweite und dritte Einkommen von 6000 Frcs., wobei es sich bei der ersten Kategorie um kleine Grundbesitzer handelt, und in die letzte Classe Einkommen von 1800 Frcs. Er findet dann, daß die erste Classe des Einkommens von 100,000 Frcs. in Frankreich, also bei dem dort möglichst ausgebildeten indirecten Steuersystem, 11,323 Frcs., die zweite und dritte Classe je 922 und 513 Frcs. und die vierte Classe 193 Frcs.

an Steuern zahlt; das macht in Procenten des Einkommens für die erste Classe 11,30, für die zweite 15,30, für die dritte 9,80, für die vierte 10,12 %. Wenn der betreffende Mann aber nicht raucht, also seine Quote von dem Tabaksmonopolertrage fortfällt, so stellen sich die Zahlen ganz anders: dann bezahlt der Steuerpflichtige der ersten Classe 10,86, der der zweiten 12,60, der der dritten 7,45 und der der letzten nur noch 6,96 % von seinem Einkommen. Jede Einkommensteuertabelle, die man richtig gruppiren würde, lehrt Aehnliches.

Der Tabelle über die Einnahmen, die wir oben gaben, wollen wir nun eine Tabelle über die Ausgaben gegenüberstellen. Die Zahlen kennen wir schon, es fragt sich, was deren Vergleichung lehrt:

	Ausgaben in Procent.			
	Schulden.	Landesvertheidigung.	Andere Ausg.	Zusammen.
Deutschland	12,5	19,2	68,3	100
Oesterreich-Ungarn .	27,5	15,5	57	"
Rußland	22	35	43	"
Italien	34	20	46	"
Frankreich	34	31	35	"
Großbritannien . . .	34	33	33	"

Es ist wohl kaum nöthig darauf aufmerksam zu machen, daß eine Schuld um so leichter getragen wird, als sie in kleinerem Verhältniß zu den Gesammtausgaben steht. Wer für deren Verzinsung nur ein Zehntel seiner Einkünfte auszugeben hat, wird weniger gedrückt sein als der, welcher ein Viertel seiner Ausgaben zu diesem Zwecke verwendet. Doch auch der absolute Betrag der Schuld ist nicht ohne Bedeutung, da die betreffenden großen Summen von wesentlichem Einfluß auf den internationalen Geldmarkt sind, womit Rückwirkungen nach den verschiedensten Seiten hin zusammenhängen. Die politische Stellung eines Landes kann ebenfalls eventuell von den Schulden sehr wesentlich influirt werden und dergleichen. Unter allen Umständen aber ist, was die Schulden angeht, danach zu fragen, wie die bezüglichen aufgenommenen Capitalien thatsächlich verwendet worden sind! Werden dieselben direct fruchtbringend angelegt, so ist deren Größe eventuell irrelevant, da die Anlage der Summe die bezügliche Verzinsung und Amortisation selbst erbringen kann. Schlimmer ist es, wenn Schulden in Folge von Kriegen gemacht wurden, die betreffenden Summen also für das Land verloren sind; am schlimmsten jedoch, wenn die Schulden dazu bestimmt sind, im wirklichsten Sinne Lückenbüßer zu werden, d. h. Deficite zu decken. Davon wollen wir hier nicht sprechen, wenn in irgend einem Staatshaushalte es unter irgendwelchen Umständen in irgend einem Jahre nicht gelingt, Einnahmen und Ausgaben ins Gleichgewicht zu bringen, sondern wir denken hier an die Staatswirthschaften, in denen das Deficit zum chronischen Uebel geworden ist. Dort sind Ersparungen, Steuerzuschläge, Amortisationen dringend nöthig. Das „wie" hängt von den Verhältnissen des betreffenden Landes ab.

Am wichtigsten aber sind die Schuldenamortisationen, und es empfiehlt sich für einzelne Länder entschieden, mögen auch noch so viele Volkswirthe anderer Meinung sein, selbst Zwecks solcher Amortisationen besondere Steuern auszuschreiben (wie es z. B. die Vereinigten Staaten thaten), oder doch wenigstens

in ihren Erträgnissen überflüssig gewordene Steuern zur Schuldentilgung zu reserviren, was auf dasselbe hinausläuft.

Den zweiten Hauptposten innerhalb der Budgets nimmt die Landesvertheidigung ein. Ueber diesen Punkt ist oft genug geklagt worden; wie aber Niemand mit der Entwaffnung den Anfang machen wird, so sind die bezüglichen Lasten einfach hinzunehmen; jedes Land sollte darauf bedacht sein, mit diesen Ausgaben, als von kühler Ueberlegung dictirt, sich auszusöhnen und sich nur davor zu hüten, daß Leidenschaftlichkeit irgend welcher Art sie über das nöthige Maß hinaus übertreibt.

Die dritte Spalte unserer kleinen Tabelle zeigt eine auf die Spitze getriebene Synthese, da sie alle inneren Staatsausgaben zusammenfaßt: Sicherheitspolizei, öffentlicher Unterricht, Gesundheitspflege, Straßen und Wege, Canäle und Häfen, Posten und Telegraphen, event. Eisenbahnen, Versicherungswesen u. s. w. u. s. w. gehören dahin.

Der Kreis der Staats-Aufgaben ist in den einzelnen Ländern verschieden, bald weiter, bald enger, je nach den herrschenden Principien oder nach geschichtlicher Ueberlieferung. Ferner ist daran zu denken, daß die Staaten die betreffenden Gegenstände verschieden behandeln: der eine nimmt sie von Staatswegen auf sich, der andere überweist sie mehr den Gemeinden oder sonstigen Verwaltungs-Bezirken. Allgemein gültige Regeln über die Vertheilung der Aufgaben zwischen Staat und Gemeinde gibt es nicht, und handelt es sich dabei meist um historisch erwachsene Einrichtungen. Es wäre gewiß sehr interessant, auf die bezüglichen Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten bei den verschiedenen Staaten näher einzugehen und dieselben zur Anschauung zu bringen; an dieser Stelle haben wir uns aber auf eine nur andeutende Skizze zu beschränken:

Daß specielle Gemeindebedürfnisse principiell von den Gemeinden zu bestreiten sind, scheint selbstverständlich, doch gibt es vielfach Ausnahmen von dieser Regel. So hat z. B. der belgische Staat die Gemeinden theilweise aus Staatsrevenuen entschädigt, als er Aufhebung der Octroys oder der Municipal-Accisen von ihnen verlangte. Frankreich hat als Staat einen bedeutenden Theil der Kosten des Primärunterrichts auf sich genommen; ähnlich verfährt — wenn auch nach ganz anderen Grundsätzen — England. Der Wegebau wird, soweit es sich nicht um große Staatsstraßen handelt, meist als eine den Bezirken und Gemeinden zufallende Aufgabe betrachtet. Die verschiedenen Gesetzgebungen vertheilen die bezügliche Last im Uebrigen verschieden unter Staat, Bezirk und Gemeinde, je nach der Wichtigkeit der betreffenden Wege.

Die Handhabung der Polizei, d. h. der öffentlichen Sicherheit, wird von vielen Staatslehrern als Aufgabe des Staats betrachtet, der Staat aber überträgt überall einen bedeutenden Theil dieser Aufgabe an die Gemeinden, oder richtiger an Gemeindebeamte, die dann als Delegirte des Staats fungiren. So unterscheidet man zuweilen zwischen hoher und niederer Polizei, öfter aber theilt man die bezüglichen Kategorien ein nach den verschiedenen Zwecken: der Schutzpolizei, der Gesundheitspolizei, der Marktpolizei, der Schiffahrtspolizei u. s. w., und wiederum werden die betreffenden Aufgaben in verschiedenen Staaten zwischen

Gemeinde und Staat verschieden vertheilt; soweit es sich dabei jedoch um Localpolizei handelt, bleibt dieselbe gewöhnlich in Händen von Municipalbeamten.

Der Staat hat übrigens bei seiner Einwirkung auf die Bezirks- und Gemeindeangelegenheiten neben dem Bestreben, daß überall die bestmöglichen Einrichtungen getroffen werden — also daß überall das allgemeine und besondere Wohl gefördert werde — noch zwei nicht immer bewußte oder eingestandene Zwecke: Erstens nimmt der Staat Interesse daran, die Gemeinden in ihrem Auflagerecht zu beschränken, damit sich dieselben nicht als solche in zu große Schulden stürzen und so schließlich die Finanzkraft des Staates selbst schwächen — man darf eben nicht vergessen, daß Staat und Gemeinde aus einem und demselben Säckel schöpfen, dem der einzelnen Bürger — und ferner ist der Staat der Stärkere, der dem Schwächeren, der Gemeinde, gern die bezüglichen Einnahmen vorwegnimmt. Das zweite Ziel aber, das der Staat bei seiner Einflußnahme auf die Selbstverwaltungskörperschaften im Auge hat, steht fast in Widerspruch mit dem ersten: bei dem steten Anwachsen des Staatsbudgets, das häufig genug in den Parlamenten zu heißen Kämpfen führt, suchen die Regierungen das Staatsbudget zu erleichtern, indem sie einzelne Aufgaben von sich auf andere Zwangsgemeinschaften, resp. deren Cassen abwälzen. Dies Verfahren nennt man häufig Decentralisation oder Selfgovernment. In vielen Fällen mag die Ueberweisung rationell oder heilsam, mögen die Motive logisch sein, in den meisten Staaten aber sind es Budgetrücksichten, die in dieser Richtung den Weg zeigen.

Ob in diesem Hin- und Herschieben Centralregierung oder Selbstverwaltungskörperschaften siegen, wird schließlich für den Steuerzahler als solchen fast gleichgültig sein: er ist es doch immer, der zahlen muß; Staatscasse, Provinzialcasse, Bezirkscasse, Kreiscasse, Gemeindecasse, kurz alle öffentlichen Cassen werden aus den Privatcassen gespeist, und wenn man zu oft aus den letzteren schöpft, werden sie schließlich erschöpft. — Die meisten, allerorts geforderten Steuern werden gewiß nöthig sein, es ist aber ebenso stets nothwendig, daß überall eine wachsame Controlle jeden Mißbrauch verhüte, und daß das mit möglichster Maßhaltung Geforderte und schließlich Gewährte, mit Umsicht und nur zum allgemeinen Besten verwandt werde.

Reise in den Andes von Chile und Argentinien.

Von

Paul Güßfeldt.

VII.

Was ich bisher von Südamerika und seinen Andes gesehen, das hatten Andere vor mir gesehen; nur fehlte ihnen der Wunsch, ihre Eindrücke zusammenzufassen und mitzutheilen; sonst hätte in den beiden, bereits veröffentlichten Aufsätzen Manches unterdrückt werden können. Jetzt aber, nach dem Zuge durch das Cypressenthal und mit dem Erreichen des oberen Thalbodens von Agua de la Vida, wurde dies Verhältniß mit einem Schlage anders. Hier stand ich hart an der Grenze des gänzlich Unbekannten, vor einem seit Ewigkeit verschlossenen Thore, hinter welchem eine ungeahnte Welt von Firn und Eis sich aufthun sollte. In diese einzudringen war verhältnißmäßig leicht; schwer dagegen erscheint es mir, den Leser dorthin zu führen, ohne daß sein guter Wille erschöpft werde.

Zur Orientirung sei hier noch einmal die Bemerkung gestattet, daß Agua de la Vida von dem Punkt aus, wo der Cachapual in das große chilenische Längsthal mündet, in zwölf Stunden Reitens erreicht werden kann. Das Hauptthal wie das Nebenthal, der Cajon de los Cipreses, sind so tief eingeschnitten, daß die Erhebung auf dem Wege der Thalsohle nur 1100 m beträgt. Die absolute Höhe Agua de Vida's wurde zu 1628 m ermittelt, die geographische Breite zu 34°. 31′ Süd, die Länge zu 70°. 27′ West von Greenwich [1]).

Den scheinbaren Abschluß des Cypressenthals bildet eine zerklüftete Eismasse, welche aus unbekannten Höhen durch eine enge Felsenschlucht zu Thale niedergeht. Auf beiden Seiten wird die Schlucht von Felsbergen überragt, die in der rechten Thalwand 4100 m, in der linken 3400 m hoch aufsteigen. Hierbei ist „rechts" und „links", wie allgemein üblich, auf die Thalrichtung bezogen, nicht auf die Sehrichtung des Beschauers. Von meinem Biwak aus sah man freilich noch nichts von dem Gletscher. Wohl aber ließ sich mit Bestimmtheit erkennen,

---

[1]) S. Sitzungsberichte der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1884. XXXVIII. S. 903.

daß ein solcher einst an dieser Stelle seine Eismassen vorbeigeführt habe; und die milchigen, reichlich strömenden Wasser der breiten Thalsohle verriethen deutlich, daß ein noch bestehender Gletscher in ihnen dahinschmolz.

Eine kurze Wanderung führt an die Stelle, wo das Thal von Süd nach Ost aufbiegt, wo eine Hochgebirgslandschaft sich mit allen ihren Reizen enthüllt. Ist auch der Flußboden öde und trümmerbedeckt, so trägt doch gerade seine weite Fläche viel dazu bei, die ruhige Vornehmheit der Schneegipfel zur Geltung zu bringen. Unter ihnen tritt am meisten der Berg hervor, welchen ich nach einem Alpengipfel die Dentblanche von Agua de la Vida (4168 m) genannt habe; er liegt auf der linken Seite des Thals, gerade da, wo dasselbe seine concave Krümmung hat, und ruht auf abschüssigem nackten Massiv. Seine schönen Formen werden durch Firn- und Eisbedeckung eher hervorgehoben, als verhüllt. Die Dentblanche sendet von ihrem östlichen Abfall einen Felskamm gegen Nordnordost. Dieser Felskamm, wie zerrissen er auch ist, zeigt aus der Ferne eine Profillinie, welche fast horizontal in dem Niveau von 3400 m verläuft, dann plötzlich abbricht gegen den Gletscherfall und in abschüssiger Linie unter diesem verschwindet. Die so entstehende Felsecke überragt die von unten sichtbaren Eismassen wie ein Altan. Ich habe sie den „Erstling" genannt und ihre Verbindung mit der Dentblanche den „Erstlingsgrat". Letzterer faßt den scheinbaren Ursprung des Cajon de los Cipreses auf dessen linker Seite ein und fällt gegen den Thalboden mit steilem Gehänge ab. Es finden sich daselbst Grasflächen, eine reichblühende Vegetation, schneeerfüllte Mulden, Geröllfelder und steile Mauern unverwitterten Gesteins; gegenüber — auf dem rechten Ufer der Eiscascade — steigen die bunten geschichteten Wände des Cerro Colorado (4147 m) auf; und dorthin verlegt der Reisende anstandslos den Ursprung des Gletschers, wenn er, im Thalgrunde stehend, das Bild betrachtet. Nur bleibt es gänzlich unerklärt, daß sich aus den engen Falten des Cerro Colorado so bedeutende Massen Eises entwickeln konnten, wie sie in dem Gletscherabfall sichtbar werden. Zieht man außerdem noch die untrüglichen Beweise einer früheren Epoche viel mächtigerer Eisbedeckung in Betracht, so wächst die Rathlosigkeit. Aber damit war meiner Exploration das erste wichtige Ziel gegeben.

Als am Abend des 9. December das Lager eingerichtet war, zeigte ich dem erfahrenen Zamorano die Richtung an, in welcher wir am andern Tage vorstoßen mußten; und so ritten wir am folgenden Morgen zu Dritt thalaufwärts gegen den Gletscher, am unteren blumenreichen Saum des linken Thalhanges hin, durch mehrere wasserreiche Bäche, die den Schnee der Dentblanche und ihrer Nachbarn wegführen, zur linken Hand das Geröllfeld überblickend, welches einst Gletscherboden war. In seiner Breite und kaum wahrnehmbaren Neigung erinnert es an das Trümmerfeld zwischen der Alp Misaun und dem Roseggletscher bei Pontresina. Auf der anderen Seite, wo die große Thalbiegung den kleineren Bogen beschreibt und ihre ausspringende Ecke besitzt, erheben sich mehrere Schuttwälle hinter einander, untrügliche Anzeichen eines alten Gletschers, weil nur ein solcher sie erzeugen konnte. Derartige Trümmerwälle nennt man Seitenmoränen, im Gegensatz zu den Frontmoränen, die ein Gletscher an seinem unteren Ende senkrecht zu seiner Längsaxe, ablagert. Auch von diesen Bildungen fanden sich Spuren

in der Form niedriger paralleler Querwälle von Schutt und Geschiebe, halb zerstört von der nachfolgenden Einwirkung fließender Wasser. Ihre mehrfache Wiederholung und der geringe Grad ihrer Mächtigkeit konnten dahin gedeutet werden, daß der schnelle Rückgang des Gletschers den Aufbau der Moräne schon im Anfang unterbrach und den ablagernden Proceß an einen höher gelegenen Querschnitt des Thalbodens band.

Ein Ritt von kaum zwei Stunden brachte uns an den tiefsten Rand des Gletschers; er zeigt ein Eisthor wie unsere Gletscher, und aus ihm tritt der strömende Bach, in 1910 m. Höhe, zu Tage. Bis zu einem so tiefen Niveau stößt also ein Gletscher im mittleren Chile vor. Wir standen hier dem Felsenthore, das von der gewaltigen Eiscascade verschlossen wird, in der Entfernung von 1½ Kilometern gegenüber. Seine pfeilerartigen Wände sind einander auf 520 m genähert, das Thal geht daselbst in einen Schlund über, und der Boden, welcher bisher so sanft anstieg, bäumt sich nun auf und bildet eine Terrassenstufe, von deren Höhe sich zur Zeit noch keine genügende Vorstellung gewinnen ließ. Zu Füßen des Gletscherfalls dehnt sich eine Gletscherzunge aus, mit einer Steigung von fast 13 Grad.

Einen Weg über das Eis zur Höhe zu suchen, blieb auch für den Fall ausgeschlossen, daß dieses steile Labyrinth überhaupt mit der Axt gangbar gemacht werden konnte. Denn solche Eiszerklüftungen, die auf wechselnd abschüssiger Felsunterlage ruhen, sind der Schauplatz jener Eislawinen, die auf ihrer Bahn zermalmend und vernichtend fortschreiten. Von ihrer Gewalt wird das Ohr unmittelbarer überzeugt, als das Auge; und während dieses sich oft an den weißen niedergehenden Schleiern stäubenden Eises erfreut, wird jenes von dumpfem Lawinendonner getroffen. Zu allen Tages- und Nachtzeiten konnte man es in dieser Klamm dröhnen hören; das bewiesen mir die Märsche wie die Höhenbiwaks, die ich später in der Nähe aufschlug. Auch in unseren Alpen umgeht man solche Gletscherabstürze, wenn es irgend angeht, und sucht die seitlichen Felsen zu erklettern, mögen diese noch so steil erscheinen. Die Wände des Cerro Colorado boten allerdings wenig Aussicht auf Erfolg; viel eher ließ sich auf der Seite des „Erstlinggrates" ein günstiges Resultat erhoffen; dorthin lenkte ich, nach vorgenommener Prüfung, meine Schritte und die meiner bereitwilligen beiden Gefährten.

Die Pferde blieben gefesselt am Gletscherthor stehn, während wir halbrechts wendend, die dem Erstlingsgrat zugewandte Seite der Gletscherzunge hielten und über die Trümmer der linken Seitenmoräne hinweg von Neuem festen Boden betraten. Nun sah ich zum ersten Mal auf einen Andesgletscher nieder und stand auf blumenreicher Matte, eingeklemmt zwischen Fels und Eis, am Fuße eines Wasserfalles, der sich in den eisigen Klüften verlor. Hier war nur das bekannt, was das Auge erblickte, und jeder Schritt vorwärts schob den Horizont gegen das Unbekannte vor; — auch Zamorano wußte nicht, was der Endpunkt bieten würde. Wir umgingen in der Höhe von 2220 m die Felsen des Wasserfalls und stiegen in halbschräger Richtung längs des Erstlingshanges auf. In 2600 m überquerten wir den ersten Schnee, guten alten Schnee, einer Mulde angehörig, welche vom Erstlingsgrat niedergeht. Noch waren die Spuren

der Vegetation häufig; auf den unlängst vom Schnee befreiten Stellen zeigte junges Frühlingsgrün seine ersten zarten Triebe, während gesellig auftretende spitzige Gräser auf der Wurzel in Brand gesteckt werden konnten. Die dicke Rauchsäule verkündete den in Agua de la Vida zurückgebliebenen Leuten, wo wir uns befanden.

Bei 3000 m wurde die Vegetation so zerstreut, als schlössen die Geröllfelder das Pflanzenleben überhaupt aus; zwischen den viereckigen, scharfkantigen Bruchstücken sproßte nur noch selten ein andines Pflänzchen auf. Je mehr wir uns der Linie näherten, welche von dem „Erstling" zum Gletscher niedergeht, desto beschränkter wurde die Aussicht in der Marschrichtung, während der Rückblick den prachtvollen Bau der Tentblanche aus nächster Nähe zeigte, und die tief gelegene Thalsohle von Agua de la Vida die Höhe des erreichten Standpunktes zum Bewußtsein brachte. Aber schließlich sah ich mich gar nicht mehr um, sondern stieg stetig auf, das Auge nur auf den braunen Hang richtend, bis die zum Erstling aufstrebende Gratlinie, in der Nähe ihrer Basis, erreicht war.

Hier wurde innerhalb weniger Secunden eine Scenerie freigelegt, deren Ungeahntheit, deren Größe und blendender Glanz die Wirkung einer Offenbarung hervorbrachten. Selbst meine Leute zeigten sich betroffen und erfreut. Ich sah auf weite Firnbecken, auf einen großen, stundenlang hingezogenen Gletscher, der gerade von Süden her, dem Hauptzuge der Andes parallel fließt, dann scharf nach links biegt und als Eiscascade das Felsenthor passirt. Bläulich schimmernde Firnströme münden von der Seite in ihn ein, sich anlehnend an coulissenartig geformte hochaufstrebende Felsmassen. Alle Verhältnisse einer schneebedeckten Hochalpenlandschaft wiederholen sich hier. Nur ein einziger, weit zurückliegender Berg zeigt die sanfteren Formen eines vulkanischen Kegels und könnte einen aufmerksamen Beobachter daran erinnern, daß er nicht in den Alpen, sondern in den Andes weilt. Nun erklärten sich die tief unten angetroffenen Spuren einer geschwundenen, mächtigeren Eisbedeckung leicht und mühelos.

Ich stand an der Schwelle einer Region, welche da beginnt, wo das Cypressenthal aufzuhören scheint. Zwischen die neuentdeckte, höhere Region und den tiefer gelegenen, vegetationserfüllten Cajon de los Cipreses schiebt sich die abschüssige Felseinschnürung und wird durch die aufgelagerte Eiscascade so ungangbar gemacht, daß als Trennungsglied erscheint, was ein Verbindungsglied ist. Ersteres in letzteres verwandelt zu haben, das war die Frucht dieser Recognoscirung. Welche Bedeutung der Entdeckung für die Richtigstellung der Eisverhältnisse in dem centralen chilenischen Gebirge zukam, das trat im Verlauf der Reise, je breiter die Anschauung wurde, klarer und klarer hervor. Schon jetzt mag hervorgehoben werden, daß hier zwar Ausnahmeverhältnisse vorlagen, daß aber diese, vielleicht einzige Ausnahme einen wichtigen Schluß gestattete: den Schluß nämlich, daß die verkümmerte Gletscherbedeckung der centralen chileno-argentinischen Andes weniger durch die klimatischen Verhältnisse, durch das Quantum der Niederschläge bedingt sei, als durch den orographischen Bau, durch das Fehlen passender Firnmulden.

Wir verfolgten die linke Seitenmoräne ein Stück aufwärts; die Felswände zur Rechten zeigten vielfach abgerundete Formen, und noch in 3125 m Höhe

wurden Gletscherschliffe an ihnen constatirt. Hart zu unserer Linken, nur 50 Fuß tiefer, leuchtete der Gletscher auf, wenig geneigt, mit Querspalten durchsetzt. Der Rückblick auf Agua de la Vida und auf die Welt des Lebens war abgeschnitten; ungekannte Berge und Gletscher wurden zum ersten Male von einem menschlichen Auge getroffen. Während ich die Landschaft wie ein Anatom zergliederte, ließ die Freude, so unerwartet belohnt worden zu sein, die Theile immer wieder zu einem erhabenen Ganzen zusammenfließen. So reine Freuden werden nicht jedem Explorationsreisenden zu Theil; ich nahm sie dankbar hin, die Gunst der Umstände wohl erkennend. Diese durch streng wissenschaftliche Arbeit zu befruchten, das bildete nunmehr den Inhalt meines Aufenthaltes im Cajon de los Cipreses.

Die vorgeschrittene Tagesstunde gestattete nicht, den Vorstoß weiter fortzusetzen und einen Punkt zu erreichen, welcher den Gletscher ganz, d. h. bis zu seinem Ursprung beherrscht. Wir standen etwa tausend Fuß unter der Bastei des „Erstlings"; dorthin mußte sich naturgemäß die nächste Expedition richten, und der heutige Rückweg konnte nun sogleich dazu dienen, einen passenden Weg zu recognosciren.

Die Haltung meiner beiden Begleiter trug dazu bei, meine Zuversicht zu erhöhen. Für sie war der Tag ja auch ein Ereigniß; sie hatten etwas gesehn, was keiner ihrer Genossen weit und breit gesehn hatte, und konnten davon am heimischen Feuer erzählen. Sie hatten mir die Sache dadurch erleichtert, daß sie mit soldatischem Gehorsam und heiteren Muthes folgten, daß sie keine Aengstlichkeit verriethen und — trotz ihres ungeeigneten Schuhwerks besser marschirten, als ich erwartete. Besonders der alte Zamorano machte seine Sache gut; wenn er voranging, so hielt er das angegebene langsame Tempo, wie ein erfahrener Alpenführer, und handhabte das anvertraute Gletscherbeil mit überraschendem Geschick. Die Leute waren nun in eine ganz andere Beziehung zu mir und zu meiner Unternehmung getreten; die Unbestimmtheit ihrer Vorstellungen war verschwunden, und sie wußten, welche Rolle ich, welche Rolle sie selbst spielen würden.

Dem entdeckten Gletscher gab ich den Namen Ada-Gletscher.

Unser Abstieg gestaltete sich zu einem angenehmen Spaziergang. Denn aus einem unbekannten Pfade war ein bekannter geworden, und das ändert gar Vieles, auch wenn das Terrain schwierig ist. Ich sammelte die ersten Andespflanzen; sah im Schnee zum ersten Mal die Spur des jagdbaren Guanaco, des nächsten Verwandten des Llama; nahm bei 2920 m von glatter Felswand ein gletschergeschliffenes Handstück, welches jetzt den Sammlungen zu Berlin einverleibt ist; und erlabte mich zum ersten Mal an jenem trefflichen Getränk (gulpo), das aus Zuckerwasser und eingerührtem gebrannten Maismehl besteht. Der Gulpo empfiehlt sich besonders für anstrengende Gebirgswanderungen und würde auch bei uns Freunde finden; denn das Getränk ist durstlöschend, nahrhaft und wohlschmeckend, und mundet auch dann noch, wenn durch die Anstrengung des Marsches Gleichgültigkeit oder Widerwillen gegen Nahrung erzeugt ist.

Am Gletscherthor fanden wir die Pferde wieder, und ich ritt, sobald der Geröllboden passirt war, in langem Galopp nach Hause. Das Biwakfeuer

wurde zu einem Freudenfeuer, trotz der Stille, welche ringsum herrschte. Es liegt ein unbeschreiblicher Reiz darin, im Schweigen der aufziehenden Nacht, wenn dem Körper endlich Ruhe gegönnt wird, und das Auge die unbestimmt werdenden Berglinien kaum mehr erkennt, sich noch einmal ganz dem Eindruck hinzugeben, welchen eine erhabene Hochgebirgslandschaft bei Tage hervorbrachte. Wir sehen sie dann noch einmal in ihrer ganzen Reinheit, mit dem Auge des Künstlers. Tritt das Bewußtsein hinzu, daß kein Anderer vor uns diesen jungfräulichen Boden schaute, so machen wir sein Bild zu unserm geistigen Eigenthum und betrachten es mit jener erhöhten Innigkeit, die den Besitzer eines Kunstwerks von dem gewöhnlichen Beschauer unterscheidet. Wenn endlich aus dem Gesammteindruck die Erkenntniß einer wissenschaftlichen Thatsache hervorgeht, so treten wir aus der Isolirung unserer schönen, einschmeichelnden Empfindungen auf das, allen denkenden Menschen gemeinsame Gebiet der Wissenschaft, werden uns unserer Verantwortlichkeit bewußt und gehen in diesem Sinne an die Arbeit des folgenden Tages.

VIII.

Es kam vor Allem darauf an, die Topographie des Ada-Gebietes festzulegen. Der Aufenthalt in Agua de la Vida durfte nicht länger währen als vierzehn Tage. Denn mit dem Ablauf des zu Ende gehenden Jahres sollte eine andere Expedition ins Werk gesetzt werden; darnach eine zweite — und was in den nächsten neunzig Tagen nicht geleistet war, das entzogen die Schneewetter des südhemisphärischen Winters der Forschung. Der Ungeübtheit meiner Leute Rechnung tragend beschränkte ich meine Märsche auf die Ersteigung des Erstlingsgrats, den ich zweimal, an zwei von einander getrennten Punkten erreichte. Um mehr Zeit zu gewinnen, biwakirte ich jedesmal in der Höhe (2236 m), brach am nächsten Morgen vor der Sonne auf und stand in früher Vormittagsstunde auf dem Kamm. Auf diese Weise lernten alle meine Leute — ich wechselte mit der Begleitung — das Terrain kennen und gewöhnten sich an stärkere Zumuthungen. Ich selbst aber erreichte meinen Zweck, soweit die kurze Spanne Zeit es zuließ; denn das unausgesetzte Betrachten der Landschaft machte mir dieselbe so vertraut, daß ich ihre charakteristischen Züge zu einer geschlossenen Beschreibung vereinigen konnte. Die werthvollsten Bilder fixirte ich photographisch, und mittels des Theodoliten und des Barometers schuf ich eine erste Zahlengrundlage für Höhen, Distanzen und Richtungen.

Die Ritte zu dem oberen Biwak waren gleichzeitig eine gute Vorbereitung für die späteren großen Cordillerenritte, und so wie ich dem alten Zamorano lehren konnte, was der Mensch zu Fuß im Gebirge erreichen kann, so lehrte er mich nun zunächst, wie weit Pferde ihren Reiter und Maulthiere ihre Last in den Andes zu tragen vermögen.

Da wir in der Nähe der Felsen, welche die Basis des Gletscherfalls einfassen, zu biwakiren beschlossen hatten, so suchten wir der Thiere wegen das Eis der Gletscherzunge möglichst zu vermeiden und ritten längs der linken Halde hin, die gegen den Thalboden und weiter oberhalb gegen den Gletscher niedergeht. Diese Halde ist steil und mit großen Geröllblöcken, Resten alter Moränen bedeckt; auch der Fußwanderer würde hier Mühe haben vorwärts zu kommen.

Dem Anfänger macht es nun einen sehr eigenthümlichen Eindruck, wenn er von hohem Sattel aus in die Tiefe blickt und vollständig ungewiß darüber ist, wie sich sein Pferd bei dem nächsten Schritt aus der Affaire ziehen wird. Zamorano ritt voran, sah sich zuweilen nach mir um und freute sich über mein zufriedenes Gesicht. Denn meine Sympathie für die braven Thiere und das Vergnügen, welches die ganz neue Art von Sport in sich schloß, stimmten mich heiter. An besonders schlechten Stellen saß mein Begleiter ab und setzte die Steine ins Rollen, welche die Pferde hätten zu Fall bringen können. Bei diesem Ritt, wie fast überall, wo einem Pferde außergewöhnliche Leistungen zugemuthet werden, bleibt dem Reiter die Pflicht, das Pferd nicht zu stören. Er muß den Bewegungen folgen und dem raschen Wechsel von Auf und Ab, Ab und Auf durch eine schnelle Aenderung im Sitz entsprechen. Ehe ich absolutes Vertrauen gewonnen hatte, hielt ich das Pferd, wenn es einen tiefer gelegenen Block erreichen wollte, im Zügel und störte es dadurch; denn solche Schritte führt das Pferd nicht durch einseitiges Vorsetzen des rechten oder linken Vorderbeines aus, sondern dadurch, daß es mit beiden Beinen gleichzeitig zu der tieferen Stufe springt; darin will es durch keinen Zügeldruck verhindert sein. Ob sich der schwindelfreie Reiter behaglich oder unbehaglich im Sattel fühlt, das hängt ausschließlich von dem Vertrauen in den sichern Tritt des Pferdes ab. Darnach bestimmt es sich, ob ein Ritt an Abgründen hin zu einem prickelnden Vergnügen oder zu einer Höllenqual wird. Ich hatte auf allen meinen Reisen in Chile stets über ganz sichere Thiere zu verfügen; in Folge davon wuchs mein Zutrauen statt abzunehmen, und schwierige Wegstücke lieferten mir an langen Marschtagen eine willkommene Unterbrechung der Monotonie. Dann entwickelte sich zwischen mir und dem Pferde ein stummes Frage- und Antwortspiel; an jeder schlechten Stelle warf ich die Frage auf, wie das Thier wohl handeln würde, und erhielt dann sogleich durch die Ausführung eine Antwort, — nicht selten eine unerwartete. Während in Europa die alpinen Künste von Menschen betrieben werden, erschienen mir in Südamerika die Reit- und Lastthiere als die Vertreter des erfolgreichen Alpinismus, richtiger des „Andinismus".

Der Weg zu unserem Biwak — wegen seiner Lage zum Ada-Gletscher will ich es kurzweg nach diesem bezeichnen — führte uns schließlich doch noch auf den Gletscher, so daß die kleine Karawane über Stellen reinen Eises ritt, während im Allgemeinen Schutt und Trümmer der Oberfläche aufgelagert waren. Eingeklemmt in der Längsfurche zwischen der abfallenden Wölbung des Gletschers und dem Felsabsturz der Thalwand konnten wir nur ein sehr beschränktes, völlig ödes Stück der staffelförmig aufgebauten Landschaft sehen: zu Füßen die bräunlich schmutzige Oberfläche des Gletschers, hart vor uns den unteren Theil des großen Eisbruchs, jenseits desselben die steilen Wände des Cerro Colorado, aufgebaut aus bunten, horizontal erstreckten Schichtbändern. Nirgendwo war eine Spur von Vegetation zu erblicken. Ganz plötzlich schimmerte dann den Moränenreitern von der Höhe des nächstgelegenen Thalhanges ein Feld rother Blumen entgegen, freundlich und lieblich inmitten dieses öden Wirrsals. Dorthin wurden die Pferde gelenkt und erkletterten auf steiler Bahn die Stelle, wo wir zweimal — am 12. und am 20. December — das Biwak aufschlugen.

Es liegt hart am Fuß des Felsenthores, durch welches der Ada-Gletscher gebrochen niedergeht, in der Höhe von 2236 Meter; nahe einer Felswand, über welche drei Wasserfälle stürzen, und an deren Fuß eine mannigfaltige, lebenskräftige Vegetation in unmittelbarer Nähe des Eises gedeiht. Innerhalb einer halben Stunde, während die Leute absattelten und das Biwak einrichteten, sammelte ich hier etwa 40 verschiedene Kräuter und Gräser von sehr verschiedenem Habitus, für deren Schönheit und Farbenanmuth die Abgelegenheit des Ortes und die Wildheit seiner Umgebung besonders empfänglich machten. Hier fand ich auch zum ersten Mal die wilde Kartoffel. Obwohl ja gerade das westliche Südamerika das Heimathsland der Kartoffel ist, so muthet uns Europäer der Anblick der violetten Kartoffelblüthe doch heimisch an, und wir denken dabei an weite ebene Felder, die von unseren Bauern bestellt werden; an Amerika und Gletscher denken wir dabei jedenfalls zuletzt; und diese papilla del campo — so nannten sie meine Leute — erschien mir wie ein örtliches Analogon zu dem, was zeitlich ein Anachronismus genannt wird. Im Spanischen heißt Kartoffel pāpa; da in Südamerika kaum ein Wort seinem Diminutiv entgeht (sogar aus lejos, weit, wird lejito gemacht), so wurde auch die papa in eine papilla verwandelt; del campo vom Felde, d. h. wild wachsend. Vergebens suchte ich nach den nutzbringenden Knollen der Pflanze; sie fanden sich nicht, würden aber vermuthlich durch Cultur zu erzeugen sein.

Gerade die Vegetation in der Umgebung des Ada-Biwaks lenkte meine Aufmerksamkeit zuerst darauf, daß unsere bisher festgehaltenen Vorstellungen von der central-chilenischen Andes-Flora doch gar zu typisch sind. Das Intensive, Lebensfrische der Pflanzenwelt wird nicht hinreichend gewürdigt. Weil in dem Gesammtbilde der Andes Kahlheit ein hervorstechender Zug ist, so folgt noch nicht, daß die Vegetation, wo sie auftritt, verkümmert auftritt. Der jährliche Kreislauf des Pflanzenlebens wird gern wie ein plötzliches Aufflackern im Frühling und ein schnelles Verdorren im Sommer dargestellt. Aber nur für den Fuß des Gebirges kommt dieser Auffassung Berechtigung zu; im inneren Gebirge, wo der Bau faltenreicher ist, wo die großen Schneemassen Feuchtigkeit spenden, geschützte Lagen vorkommen, ist das Pflanzenleben einer anderen, weniger typischen und mehr ansprechenden Gesetzmäßigkeit unterworfen, und dort findet man, selbst noch im Hochsommer, Stätten üppigen Gedeihens.

Beide Male erreichte ich das Ada-Biwak, als der Tag im Sinken war, und verlebte daselbst unvergeßliche Stunden. Die Messungsarbeiten im Thal hatten mich so angestrengt und wegen des störenden Windes so nervös gemacht, daß ich schließlich meine Instrumente wie meine persönlichen Widersacher betrachtete und sie bei der letzten Excursion zu Haus, d. h. im Standbiwak von Agua de la Vida, zurückließ. Ich sagte mir, daß das vielseitigste und feinste Beobachtungsinstrument doch schließlich der Mensch selbst sei, wenn es sich nicht gerade um directe Meßbestimmungen handele; daß letztere wohl das unerläßliche Skelett abgeben; daß aber der Reisende seine Beobachtungen zu einem lebensvollen Ganzen zusammenzufügen die Aufgabe habe. Deshalb wünschte ich mich nicht länger gegen meinen Theodoliten zurückgestellt zu sehen, ließ alle getheilten Kreise — die

Aneroide ausgenommen — zurück und gab mich ganz der unvermittelten Beobachtung hin.

Es ist merkwürdig, wie viele Fragen sich aufwerfen und beantworten, wenn man ein Landschaftsgebiet ununterbrochen betrachtet. In der Continuität liegt eine wirkungsvolle Kraft, etwas von der Kraft des Tropfens, der den Stein höhlt, etwas von der Kraft, die ein französischer Ausspruch mit den Worten verherrlicht: le génie c'est la persévérance. Bei meinem letzten Ritt zum Ada-Biwak und während der Ruhe der friedlichen Abendstunden combinirte ich alle Beweise, welche auf eine frühere Eiszeit im Cajon de los Cipreses hinweisen, oder doch mindestens eine größere Mächtigkeit und ein stärkeres Vorstoßen des Ada-Gletschers in verflossenen Perioden außer Zweifel stellen. Vieles davon hatte die Zeit verwischt, aber nicht ausgelöscht. Der Zug des Weges, welchen wir von Agua de la Vida an bis oben hinauf zu unserem Lagerplatze beschrieben hatten, mußte einstmals ganz im Eise verlaufen sein; und es ließ sich an der linken Thalwand eine Linie construiren, welche für den Gletscher eine analoge Bedeutung hatte, wie eine alte Uferlinie für einen Fluß. Die Linie entspringt bei 2236 Meter und zieht mit der ohngefähren Neigung des Thalbodens, etwa 230 Meter über ihm, an dem Thalhange hin. Ihr parallel verlaufen in tieferen Niveaus andere Linien und markiren jüngere Phasen des mehr und mehr zum Schwinden gebrachten Gletschers. An einer günstigen Stelle zählte ich deren fünf; die zwischen ihnen gelegenen Bänder sind durch verschiedene Neigung, Bodenbeschaffenheit und die nach unten zu schwindende Vegetation für das Auge sehr deutlich zu unterscheiden. Die höchste Strandlinie ist auch an einer Stelle des gegenüberliegenden rechten Ufers erhalten; sonst aber zeigen sich dort die Spuren der erloschenen Gletscherexistenz in anderer Form, in der Form jener Moränenwälle, die bereits erwähnt sind. Auch sie bilden, wie die gegenüberliegenden Strandlinien, ein System mehrerer Elemente, deren jedes einer bestimmten Entwickelungsphase, richtiger Abwickelungs- oder Schwindungsphase entspricht.

Zu der Zeit, wo der Ada-Gletscher bis nach Agua de la Vida vorstieß, war seine horizontale Erstreckung längs der äußeren Krümmungslinie des Thalbodens gemessen, 6 Kilometer größer als bei dem Stande von 1882. Die Mitte der Biegung, welche der alte Gletscher nach rechts ausführte, liegt halbwegs zwischen dem heutigen Gletscherthor und Agua de la Vida, von jedem dieser Punkte 3 Kilometer entfernt. Der Gletscher muß sich aber noch über Agua de la Vida hinaus thalabwärts erstreckt haben; denn an dieser Stelle beweist das zähe, unverwitterte Gestein, welches dem linken Thalgehänge eine steile Felspartie von mehreren hundert Fuß Höhe eingefügt hat, durch seine Oberflächenbeschaffenheit, daß ein vorbeifließender Gletscher die ihm eigenthümliche Arbeit der Gletscherschliffe verrichtet hat.

Wie nun bei Agua de la Vida die Zeugen glacialer Thätigkeit eine grünende Thalsohle überragen, so finden sich auch weiter oberhalb, in der actuellen Gletscherregion, ähnliche Merkzeichen und verkünden dem Auge, bis zu welcher Höhe die Thalmulde vom Eise erfüllt war. Besonders großartig muß der Gletscher in seinem unteren Theile, nach dem Durchtritt durch das Felsenthor gewesen sein. Ich habe mittels einer Approximativrechnung gefunden, daß die

Durchschnittsbreite etwa anderthalb Kilometer betrug, die Mächtigkeit 230 Meter. Daß die Länge mehr als 6 Kilometer betragen haben muß, wurde bereits erwähnt. Diese ungeheure Eismasse verschwand dadurch, daß sie stärker abschmolz als zunahm, und dieser Schwindungsproceß scheint nicht allein in historischer, sondern gerade in der allerjüngsten Zeit mit besonderer Intensität gespielt zu haben. Dafür sprechen mehrere Facta: zunächst die oben erwähnten niedrigen Schuttwälle, welche quer über den alten Gletscherboden verlaufen; dann eine Eismasse, welche etwa 400 Meter von dem Gletscherthore entfernt, 40 Meter tiefer als dieses, auf dem linken Thalhange liegt; sie bleibt zum größeren Theile unter Geröll verborgen und darf vielleicht als der Rest eines von Moränenschutt bedeckten Eiswalles angesprochen werden; als ein Rest, den der Gletscher bei seinem eiligen Rückzug gewissermaßen zurückgelassen hat. In der nächsten Umgebung ist die Moräne zusammengeklappt wie ein aufgeschraubtes Luftkissen, weil das Eis weggeschmolzen. Endlich findet sich auf dem ebenen Geröllboden ein Felsblock, von dem mir Zamorano unaufgefordert sagte, daß noch vor 30 Jahren der Gletscher bis hierher gereicht habe. Meine Messung ergab 1730 Meter für die Entfernung des Blockes vom Gletscherthor. Wenn also die Angabe des Augenzeugen richtig ist — was ich nach der Eigenart des Mannes nicht bezweifle —, so würde der Ada-Gletscher während der angegebenen Epoche im Durchschnitt jährlich um 58 Meter zurückgewichen sein.

Für die geistige Thätigkeit des Reisenden ist nichts so fesselnd, als an Ort und Stelle die Thatsachen zu combiniren, welche ihm die Natur unvermittelt, ohne den isolirenden Eingriff durch das Experiment, darbietet; und diesem Vergnügen hing ich in dem Ada-Biwak nach. Dazu gehörte auch die Beobachtung der Gletscherzunge, deren Bau darauf hinwies, daß die Firnregion oberhalb der großen Felsklamm in zwei gesonderte Mulden zerfällt, — ein Factum, welches der Augenschein am folgenden Tage erhärtete. Die drei Felsinseln, welche, etagenförmig übereinander erhoben, die Gletschercascade durchbrechen, markiren die Trennungslinien beider Gebiete und deuten gleichzeitig Terrassenstufen des felsigen Untergrundes an. Hart an der Wurzel der Gletscherzunge, in der Nähe des rechten Ufers, ist letzterer einseitig von Eis frei gelegt, während die die linke Seite mit dem Eis des auslaufenden Gletschers bedeckt ist. Dasselbe zeigt viele Längsspalten und in der Nähe der Ufermoräne auch Querspalten. Man sieht also in Wirklichkeit zwei Gletscher, welche neben einander den Sturz durch den Felsschlund der Cascade ausführen; der eine erstirbt sofort, der andere durchmißt noch 1½ Kilometer. Beide sind denselben Abschmelzungsbedingungen unterworfen; und wenn sie verschieden weit vorstoßen, so müssen sie aus der Höhe verschieden kräftig genährt werden, d. h. ihren Ursprung in zwei getrennten Reservoiren verschiedener Mächtigkeit nehmen.

Sehr eindrucksvoll gestaltete sich, als wir das letzte Mal am Fuße des Ada-Gletschers biwakirten, der Uebergang vom Tage zur Nacht. Der Blick, welcher das Thal bis hinunter nach Agua de la Vida beherrschte, aber darüber hinaus durch Gebirgsketten beschränkt war, verlor sich in nächtlicher Dämmerung, als die Spitze des röthlichen Cerro Colorado von der sanften Gluth des sinkenden Tagesgestirns getroffen wurde, und der halbe Mond über dem Gebirge stand.

In den zahllosen Spalten des Gletscherabfalls erstarb das hinschwindende zerstreute Sonnenlicht, und es zeigten sich aufdämmernde Stellen eines so tief gesättigten Blau, wie es der glänzendere Tag nie in Erscheinung treten ließ. Dann ward es volle Nacht, eine herrliche Mondnacht, in welche das Biwakfeuer seine Contraste warf. Wir rückten nahe zusammen, freuten uns der Wärme und genossen die chilenische Nationalsuppe, die sogenannte cazuela. Als dann die hellen Flammen einer rothen Gluth gewichen waren, suchte ein Jeder sein zeltloses Lager auf, und ich entschlief unter dem Rauschen dreier Wasserfälle und dem gelegentlichen Donner zusammenbrechenden Eises.

Meine Cordillerenbiwaks — einige wenige ausgenommen — hatten das Gute, daß ihnen weder Feuer noch Wasser fehlte. Ein Charakterstrauch, eine Adesmia, liefert vorzugsweise das Brennmaterial in jenen Höhen, wo die Pflanzenwelt ihre klimatische Grenzzone hat. Der Strauch, welcher bei 2000—2500 Meter kräftig gedeiht und Mannshöhe überschreitet, verkrüppelt naturgemäß bei 3000—3500 Meter und wird oft so starr und widerstandsfähig, daß selbst der Sturmwind kein Zittern in den kurzen dornigen Zweigen hervorbringt. Die Wurzeln sind knorrig und kräftig entwickelt, und diese waren es vornehmlich, welche uns später, noch in 3600 Meter Höhe, mit trefflichem Brennstoff versahen. Um sie auszugraben, bedienten sich die Leute mit Vorliebe meiner aus Europa mitgebrachten Gletscherbeile.

Zu einer Mühsal wurde das Biwakiren erst dadurch, daß in den höheren Theilen des chilenischen Gebirges die Atmosphäre fast immer bewegt ist, und der Wind nicht minder durch Heftigkeit als durch das Continuirliche seines Wehens lästig wird. Ein Zelt ist dementsprechend häufig mit Umsturz bedroht, und das Erwarten dieser Eventualität genügt, um den Schlaf des Reisenden zu verscheuchen. Ich ließ deshalb das englische Zelt unausgepackt und schlief in buchstäblicher Bedeutung des Wortes: à la belle étoile. Dafür hatte ich nur während der wenigen Nächte zu büßen, wo sich die Sterne hinter Wolken verbargen, und Regen oder Schnee im Anzuge waren; und genoß den unendlichen Vortheil, auch bei heftigem Sturm unbedroht zu schlafen oder — im Fall der Schlaflosigkeit — mich an seinem unabläßigen Heulen zu unterhalten. Wenn es stark wehte, besonders in Höhen über 3000 Meter, benutzte ich nicht einmal das Feldbett, sondern legte mich auf den Boden, weil dann der Zutritt des Windes beschränkt wird. Die chilenischen Begleiter wußten immer einen geeigneten Fleck ausfindig zu machen, der gut gereinigt und mit einer improvisirten Steinmauer auf der Windseite versehen, ein relativ comfortables Lager abgab. Von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist es, daß man zwei dicke wollene Decken zu einem Sack oder einer Art vergrößerten Steckkissens zusammennähen läßt, in diese hineinkriecht und dann, je nach Bedürfniß, einen der Begleiter beauftragt, mittels anderer Decken den Einwickelungsproceß fortzusetzen und den Herren als Mumie zu ajüstiren. Nicht Abhärtung, sondern möglichst viel Comfort muß die Parole des Reisenden während seiner Expeditionen sein. Abhärtung ist gut für civilisirtes Leben, Verweichlichung für uncivilisirtes Leben; letzteres verschlingt doch noch immer genug von dem unwiderbringlich verlorenen Capital der Gesundheit und des Resistenzvermögens.

IX.

Als wir das erste Mal vom Ada-Biwak aus den Erstlingsgrat erreichten, führte unser Weg gerade auf seine abschließende Ecke, meist über Fels. Ich wollte den Grat, der anfänglich sehr schartig ist, gegen die Dentblanche zu überschreiten, kletterte voran, aber sämmtliche Leute erklärten, nicht folgen zu können. Sie sahen mir nach, und — wie ich später erfuhr — schämten sich ihrer Enthaltsamkeit. Da sie sonst aber stets so gut und bereitwillig waren, so konnte ich ihnen nicht böse sein. Außerdem erwuchs mir aus dem Verhalten ein kleiner moralischer Gewinn; denn jeder Beweis physischer Ueberlegenheit bei Leuten geringer Bildung dient zur Befestigung des Ansehens. Ich erreichte meine Begleiter später wieder, nachdem ich einen weiten Kreis über den Grat und über Schneefelder beschrieben hatte, und wir stiegen von Neuem zur Erstlingsecke, unserem Ausgangspunkt, auf. Hier stellte ich unter sehr schwierigen Verhältnissen die Camera auf und exponirte 4 Platten.

Die zweite Wanderung brachte mich dann in $3^1/_2$ Stunden vom Ada-Gletscher aus zu dem höchsten Punkt des Erstlingsgrats. Sie führte über mäßig starke Schneefelder, welche etwa bei 2800 Meter ihren Anfang nahmen. Als Schneegrenze darf diese Höhenangabe indeß nicht gelten: einmal weil wir noch im December standen, und das Maximum der Abthauung erst im Februar erreicht wird; und dann, weil die Muldenbildung die Schneeansammlung local begünstigt. Auf diesem Wege war von dem Ada-Gletscher nichts zu sehen, desto mehr von den oberen Theilen des Gletscherbruchs und seinen Cerro Colorado-Zuflüssen. Der Anblick würde jeden Alpinisten stets aufs Neue erfreuen; ich fixirte ihn durch mehrere Umrißzeichnungen und nahm gleichzeitig sehr primitive, aber sehr empfehlenswerthe Höhenmessungen vor. Ein einfaches Instrument — eine Visirröhre mit einer Libelle und einem spiegelnden Prisma, ein sogenanntes Horizontal-Glas — gestattete mir, für jede Sehrichtung denjenigen Punkt der Landschaft zu bestimmen, welcher mit meinem Auge in gleicher Höhe lag. Diese Höhe leitete ich aus den corrigirten Aneroidablesungen her. Beim Aufstieg gelangte ich successive in das Niveau der verschiedenen Linien oder Punkte, welche in dem Aufbau der Felsen und des Eises verschieden gestaltete Zonen abgrenzen, und konnte leicht, wenn auch nur approximativ, ihre Höhe angeben.

Bei 3100 m wurde unser Aufstieg steil, blieb aber unbeschwerlich, weil der Schnee der Mulde weder zu hart, noch zu weich war. Es fanden sich in ihm nicht selten große, trichterförmige Vertiefungen von 10—15 Fuß Tiefe; wo ihrer mehrere aneinanderstießen, zeigten sich schrundartige Bildungen mit schmalen Schneebrücken. Bei genauer Untersuchung fand ich jedesmal einen Felsblock oder Stein im Grunde des Trichters, der also weiter nichts war, als eine Abschmelzungserscheinung, bewirkt durch die von dem Steine absorbirte Sonnenstrahlung. Wurde dadurch zwar bewiesen, daß hier zuweilen Steine aus der Höhe niederfielen, so blieben wir doch von dieser Gefahr verschont.

Dem Marsche wohnten alle Reize einer alpinen Wanderung inne. Die Luft war ausnahmsweise ruhig, und vielleicht nähert sich die chilenische Hochgebirgslandschaft an keinem anderen Punkte so sehr dem Charakter der Alpen,

als hier. Das kann besonders in dem Augenblicke zur Geltung, wo der culminirende Punkt des Erstlingsgrates bei etwa 3570 Meter erreicht wurde, und das Auge frei und unbehindert über das ganze Gebiet des Ada-Gletschers schweifte. Nun sah ich seinen Ursprung, wenn anders es sein Ursprung ist, und sich nicht etwa jenseits desselben ähnliche Verhältnisse in einem noch höheren Niveau wiederholen. Denn das Ada-Firnthal hat ebenso, wie das eigentliche Cypressenthal die Gestalt eines „cajon", eines Kastens. Gerade so wie dieses seinen Abschluß findet an der großen Eiscascade, so endet jenes gleichfalls an einer Mauer; sie ist an einer Stelle, in ihrer ganzen Breite so steil, daß das Eis irgendwo haften kann, und daß das gelbliche, abgeschliffene Gestein frei zu Tage liegt. Die Continuität der Firnmassen ist also längs dieses Felsenbandes vollständig unterbrochen, und alle Nahrung, die dem Ada-Gletscher aus den darüberlagernden Eisvorräthen zugeführt wird, muß in Form von Lawinen fallen. Ihre Entstehung wird durch den steilen, aufgerissenen Firnhang vorbereitet, welcher den oberen Abschluß des Adathals bildet. Zwei Felsberge, fast schneefrei in Folge ihrer abschüssigen Flanken, fassen rechts und links den Hang ein, ihn überragend wie Pylonen das Thor eines ägyptischen Tempels. Der Charakter der Abschüssigkeit und des Schneemangels wiederholt sich bei all' den Felsbergen, welche aus dem Adafirn aufsteigen. Sein sanftgeneigter, fast spaltenloser, geradlinig ohne jede Krümmung hingezogener Boden bildet dazu einen merkwürdigen Gegensatz. Ich schätzte die Länge des eigentlichen Cajons auf 15 Kilometer, gerechnet vom Fuß der abschließenden Wand bis zu der Stelle, wo der Ada-Gletscher nach links umbiegt und seine glatte Oberfläche in schimmernde Eisblöcke verwandelt. Theodoliten-Messungen hätten sich in diesem schwierigen Terrain nur mit großem Aufwand von Zeit anstellen lassen. Ich mußte mich auf Schätzung beschränken. Die erste Exploration kann nicht Alles leisten und oft muß sie dabei stehen bleiben, die Punkte genau zu bezeichnen, wo die spätere Detailforschung mit Erfolg einsetzen kann.

Auch der Erstlingsgrat fällt sehr steil gegen den Ada-Gletscher ab, richtiger gegen einen Seitengletscher, welcher von der Dentblanche kommt; auf dem Grat lag eine ausladende Schneecorniche, vor der ich meine Leute warnen mußte. Ich nahm eine Reihe von Photographien auf aus der Höhe von 3570 m und 3400 m; sie geben zwar nicht die ganze Landschaft, aber doch alle wesentlichen Theile derselben: den oberen Abschluß des Adafirns; die rechte Thalwand mit den höchst charakteristisch, grotesk wie Dolomiten gebildeten Coulissenfelsen; die großen und breiten seitlichen Firnbrüche, die gegen den Adafirn ausmünden; und endlich den weiten glänzenden Circus, in welchem der Colorado-Gletscher, der Ada-Gletscher und sämmtliche tributären Eisströme vereint werden. Mehr und mehr in dieselbe Richtung gedrängt, bilden sie gemeinsam den großen Gletscherfall und schmelzen bald in dem Fluß dahin, welcher das Cypressenthal durchströmt und der Hacienda de Cauquenes den befruchtenden Segen zuträgt.

Der Cerro Colorado bildet einen Eckpfeiler des prachtvollen Amphitheaters; er wird noch überragt durch den 4500 Meter hohen Cerro Onorado. Die seitlichen Firnströme, welche niedergehen, sind viel zerrissener als der Ada-Gletscher und tragen nicht wenig zu der vielgestaltigen Gliederung des Landschaftsbildes

bei. Man sieht dieselben langgezogenen Bergschründe, wie in den Schweizerbergen, dieselben Firnspalten, dieselben Schneeüberhänge auf scharfem Felsgrat. Wäre ich von hier aus direct nach Europa zurückgekehrt, ohne die Eindrücke der folgenden Expeditionen, so hätte ich für die Regel genommen, was die Ausnahme ist; hätte geglaubt, daß die Eisverhältnisse der chilenischen Andes im Wesentlichen mit denen der Alpen übereinstimmen.

Der Gegensatz, in welchen die centralen chilenischen Andes bezüglich ihrer Gletscher zu den Alpen treten, muß vornehmlich aus dem Bau des südamerikanischen Gebirges erklärt werden; ebenso das Aufhören dieses Gegensatzes für den Andesabschnitt bei Agua de la Vida. Im Allgemeinen sind die Querthäler mehr oder weniger rechtwinklig gegen die Hauptkette gerichtet und besitzen gerade in ihrem Oberlauf steiles Gefäll. Hier aber läuft eine Seitenkette, oder gar zwei, der Hauptkette parallel, und das durch sie eingeschlossene Hochthal liegt auf eine weite Strecke hin in der Region des ewigen Schnees. Die Entdeckung des Adagebiets würde für die Alpen — wenn eine derartige Entdeckung daselbst noch möglich wäre — ein bloßer Gewinn an landschaftlicher Schönheit sein. In diesem Abschnitt der Andes aber begründet sie eine wissenschaftliche Erkenntniß und zeigt, daß auch dort große Gletscher möglich sind, sobald nur das Gebirge in seinen oberen Theilen große Reservoire für die Aufspeicherung des gefallenen Schnees besitzt.

In den aufgenommenen Photographien kommt Alles, was in dieser Beschreibung als charakteristisch hervorgehoben ist, zu naturgetreuem Ausdruck. Leichten Kaufes waren sie nicht zu erhalten, wenigstens nicht auf der Erstlingsecke, wo nur mühsam eine Aufstellung für das Stativ erlangt wurde, der Wind heftig blies, und nach jeder Einstellung eine kurze Kletterei am Abgrund her nöthig war, damit das Abnehmen und Aufsetzen des Linsendeckels, behufs der Exposition, vorgenommen werden konnte. Im Allgemeinen gibt es keine dankbareren Objecte für die Photographie als gerade Hochgebirgslandschaften, weil an ihnen die Nachtheile des Verfahrens nicht zur Geltung kommen, und zuweilen sogar ein künstlerischer Effect erzielt werden kann. Was man den Bildern der Camera in erster Linie nachrühmt: die Naturtreue, wird oft ein Fehler. Ein Bild soll uns entweder erheben oder belehren, und in beiden Fällen bedarf es der einschränkenden Auswahl des Künstlers, damit das Störende verschwinde, und nur das Charakteristische heraustrete. Die Photographie aber wählt nicht aus, sondern gibt Alles, ohne Rücksicht auf die Rolle, die den Theilen zukommt. Zu wie unerfreulichen Resultaten das führt, beweisen alle Bilder, welche eine üppige, verschlungene Vegetation darstellen, z. B. den Rand eines Urwaldes. Die Hochgebirgslandschaft zeigt nur großartige, einfache Linien, deren jede leicht zu verfolgen ist; hier würde auch der Künstler nichts fortzunehmen haben, vielmehr suchen, den Vordergrund noch etwas stärker zu beleben. Das Object ist also seiner Natur nach schon künstlerisch hergerichtet, und nun kommt dem Bilde die unerreichte Eigenthümlichkeit des photographischen Verfahrens: die richtige perspectivische Zeichnung, ganz und voll zu Statten. Auch der zweite Mangel der Photographie: das Verlöschen der Farbentöne, macht sich minder fühlbar, wo nur weißer Schnee und grau abgetönte Felsmassen

in die Linse genommen werden. Aber freilich zeigen die Gesteine der Cordillere oft so zarte und wechselnde Farben, daß das aufgenommene Bild dem Reisenden in der Heimath erscheint, als habe es die Landschaft ihres lieblichsten Schmuckes beraubt. Immerhin wird jeder Blick auf dasselbe ein neuer belebender Anstoß für die Erinnerung; dem Leser aber dient es zum Ausgestalten der richtigen Vorstellungen, welche die Erzählung wach rufen möchte. Berglandschaften scheinen mehr als andere den Zeichner zu Uebertreibungen veranlaßt zu haben; die Illustrationen in alten Reisewerken beweisen das zur Genüge und haben den Bergen oft Formen gegeben, welche die Natur ihnen vorenthalten hat. Deshalb hat die Photographie gerade für diese Classe von Landschaften durch richtige perspectivische Wiedergabe der Formen besonders viel Gutes geschaffen. Die Vorstellung von Bergformen im Allgemeinen hat sich in einem Maße geläutert, daß jene Illustrationen älterer Auffassung ein damit ausgestattetes Reisewerk dem allgemeinen Mißtrauen Preis geben würden.

Wir blieben viele Stunden auf der Höhe des Erstlingsgrates. Ich hatte bereits schätzen lernen, was es heißt, das andine Hochgebirge bei ruhiger Luft zu genießen — und genoß es nun gründlich. Meine Leute hielt ich an, eine Pyramide aus den umherliegenden Felstrümmern, einen sogenannten „Steinmann" aufzubauen, der von Agua de la Vida aus sichtbar ist; sie bezeichneten ihr Werk mit dem spanischen Worte mono, d. h. Affe.

Während die Begleiter auf dem alten Wege abstiegen, ging ich allein auf die Stelle los, wo der Erstlingsgrat in das Massiv der Dentblanche eingefügt ist. Schneeüberhänge und schmale Felsleisten, Eiszerreißungen und Gesteinsmauern bilden hier die Elemente des Aufbaues. Ich mußte mir genügen lassen, den Weg zu recognosciren, auf welchem eine Ersteigung des herrlichen Berges möglich schien, und wenn es mir je gelingen sollte, zwei Hochgebirgsleute von Fach bis nach Agua de la Vida zu bringen, so werden wir die Besteigung des nur 700 m höher gelegenen Gipfels an dieser Stelle probiren.

Mittlerweile waren meine Chilenen an dem unteren Ende des weiten Schneemuldenfeldes angelangt, welches sich bis zum Erstlingsgrat aufzieht. Transversale Rinnen im Schnee machten Anfangs eine freiwillige Rutschpartie unthunlich; bald aber fand ich die frische Spur eines hinuntergerollten Steinblocks und — unbekümmert um einen etwaigen Nachfolger des steinernen Sendlings aus höheren Regionen — setzte ich mich in die Rinne und fuhr wie ein Ungewitter zur Tiefe, in etwa 10 Minuten 500 m durchmessend; auf diese Weise holte ich meine verwunderten Leute bald ein. Bei einer gewissen Consistenz des Schnees ist das sogenannte Abrutschen ebenso amüsant, wie zeit- und mühesparend. Ist der Schnee zu weich, so bleibt man stecken; ist die Oberfläche eisig überfroren, so verliert man jede hemmende Einwirkung und wird ein willenloses Spielzeug der eigenen Schwere. An sich ist die Manipulation einfach: man sitzt nieder, streckt die Beine nach vorn, ohne daß die Absätze den Schnee berühren, faßt den Stock des Gletscherbeiles mit beiden Händen und setzt ihn, wenn nöthig, nach hinten gegen die Fläche als Hemmschuh auf. Vorlegen des Oberkörpers verlangsamt die Bewegung, ein Ausstrecken durch Zurücklegen beschleunigt sie, ein energisches Einsetzen beider Absätze unterbricht sie. Gefahr

liegt in einer unerwarteten Aenderung der Oberfläche durch leichte Vereisung und eingefrorene Steine, die dann verheerend auf die Bekleidung wirken; oder in dem einseitigen Einstoßen eines Absatzes, wodurch der Körper gedreht wird und aus der gleitenden Bewegung in die rollende übergeht. Läßt sich das Terrain nach unten zu nicht absehen, so sollte man eigentlich nur dann rutschen, wenn man die Localität bereits genau kennt; wenigstens gilt das für Höhenlagen, wo noch Bergschründe oder Firnspalten zu erwarten sind. Auf altem Lawinenschnee, wenn keine Steine auf ihm liegen, rutscht sich's oft sehr gut und meist gefahrlos; hier sind nur Unterhöhlungen durch Wasserläufe zu fürchten.

Um 4 Uhr Nachmittags erreichten wir nach zwölfstündiger Abwesenheit das blumengeschmückte Ada-Biwak zum letzten Mal. Die Thiere wurden eingefangen und gesattelt, während ich meine prachtvolle Pflanzencollection umlegte, die leider ach! auf dem Heimritte in den strömenden Wildbach fiel. Die Sonne brannte mit der ganzen Gewalt ihres sommerlichen Höhenstandes. Ich setzte mich — in angenehmer Rückerinnerung an die kurz zuvor ausgeführte Rutschpartie im Schnee — auf einen durchglühten Stein, ganz dicht an das lodernde Feuer, fing mit dem Rücken die Sonnenstrahlen auf und krönte diese calorische Orgie durch den Genuß zweier Ochsenhörner heißen Thees.

Noch vor Einbruch der Nacht ritten wir in das Standquartier ein; denn unsere Expedition fiel auf den längsten Tag, den 21. December, und für den 34. Breitegrad ist der Unterschied zwischen dem längsten und kürzesten Tage des Jahres bereits beträchtlich, nämlich 4½ Stunde. Unter dem Aequator haben bekanntlich alle Tage im Jahre die gleiche Länge, während beispielsweise für Berlin (52° 30′ N. Br.) die Sonne am 21. Juni etwa 9¼ Stunde länger über dem Horizonte steht als am 21. December.

Die trigonometrische Vermessung nahm meine Zeit in ungebührlicher Weise in Anspruch. Nicht die Messung selbst trug die Schuld, sondern die Auffindung geeigneter Dreieckspunkte und das Herstellen der zu improvisirenden Signale, oft auch die Schwierigkeit, dieselben nach der Aufstellung aus der Ferne unzweideutig zu erkennen. Ich ritt zwei Tage lang mit Zamorano hin und her, konnte später einige, mit besonderer Mühe erreichte Punkte nicht identificiren, mußte andere Signale errichten —, und dabei verrann die Zeit. Ja, wenn ich mit Muße hätte arbeiten können, dann wäre alles gut gewesen. Schließlich wurde wenigstens der Zweck erreicht, und damit auch spätere Reisende von meiner Messung Nutzen ziehen könnten, markirte ich zwei große Felsblöcke auf der linken Thalseite und bestimmte ihre horizontale Distanz zu 3324 m, den Höhenunterschied ihrer Spitzen zu 20 m; ich nannte sie die Piedra de los Cipreses (etwas unterhalb des Felsens von Agua de la Vida) und die Piedra de la Barranca (an der großen Thalkrümmung, gegenüber dem Gletscher).

Die Thierwelt ist in dem Ursprungsgebiet des Cajon de los Cipreses nur in spärlichster Weise vertreten. Die wenigen, oben erwähnten Guanaco-Spuren blieben die einzigen Zeichen für die Existenz dieser Thiere, wie der Vierfüßler überhaupt, — wenn man von Mäusen absieht. Nicht einmal Geier, diese am meisten ins Auge fallenden Vertreter der andinen Vogelwelt, zeigten sich. Es verdient das um so mehr hervorgehoben zu werden, als in geringer Entfernung, aber

freilich jenseits der Wasserscheide, auf argentinischem Gebiet, die Verhältnisse ganz anders liegen. Daß der sogenannte südamerikanische Löwe, das Puma auch in dem Gebiet von Agua de la Vida — ja sogar in der Küstencordillere — vorkommt, ist gewiß. Für die Charakteristik des Thierlebens muß aber doch die Häufigkeit des Auftretens berücksichtigt werden. In gewissen Seitenthälern des Engadin gibt es noch heutzutage Bären; ich habe selbst einen gesehen. Trotzdem wird Niemand sagen, daß die Ostalpen ein Tummelplatz für Bären seien. Dagegen fehlt es im oberen Cypressenthale nicht an gruppenweise verstreuten Herden domesticirter Thiere. Die beiden linken Seitenthäler, welche zwischen der Dentblanche und Agua de la Vida einmünden, besitzen Wiesenflecke, bei denen von künstlicher Bewässerung natürlich nicht die Rede ist; hier weiden Rinder und Pferde, merkwürdiger Weise keine Schafe. Sie leben ganz sich selbst überlassen, ohne von Hirten überwacht zu sein; von Zeit zu Zeit kommen ein oder zwei Vaqueros thalauf geritten und patrouilliren. Am höchsten hinauf bis zur Vegetationsgrenze — gehen die Pferde; und noch oberhalb des Ada-Biwaks traf ich Mutterstuten mit ihren Füllen. Diese Thiere kommen also unter harten Bedingungen auf; denn auch im Frühsommer liegt Morgens eine Eiskruste auf den kleinen Wasserrinnsalen. Andererseits ist die Weide gut. Wenn also die Füllen nicht schon anfänglich unterliegen, so entwickeln sie sich zu ausdauernden geschickten Thieren, die den Strapazen einer Reise und dem unwirthlichen Terrain der Cordillere gewachsen sind. Pferde dieser Art standen mir zur Verfügung; Körnerfutter kennen dieselben gar nicht, und als ich einmal eines meiner Leibpferde durch ein Stück Brot belohnen wollte, nahm es dasselbe gar nicht an.

Auf einer jener alten Moränen, die der Ada-Gletscher einst absetzte, am rechten Thalhange, in 1900 m Höhe liegen Blöcke, in denen Figuren von Menschenhand eingemeißelt sind. Die Blöcke sind längst unter dem Namen piedras marcadas — gezeichnete Steine — bekannt. Auch einige Stunden unterhalb Agua de la Vida, in 1450 m Höhe, findet sich auf der Flußbank des linken Ufers ein ähnlich bearbeiteter Stein: piedra del Indio, Indianerstein, genannt. Letztere Bezeichnung deutet an, wem der Volksmund die Urheberschaft dieser merkwürdigen Figuren beimißt; gewiß mit vollem Recht, weil die Annahme, daß ein betrügerischer Spaßvogel den archäologischen Forscher habe foppen wollen, nicht gerechtfertigt scheint. Die Urbevölkerung ist im mittleren Theile längst erloschen; ihre letzten Reste sind durch Vermischung mit dem spanischen Elemente resorbirt worden und pflanzen sich in einer Race fort, für welche Zamorano ein prächtiger Typus ist. Der größte der ersterwähnten Blöcke zeigt eine tafelförmige Oberfläche von 15 × 10 Fuß und besitzt etwa 10 Fuß Höhe. Ich zeichnete einige Figuren ab, nicht absolut correct, aber doch so, daß der Charakter deutlich zu erkennen ist; sie wurden durch Einmeißeln erhalten, wodurch sehr flach vertiefte Linien entstanden. Einige Figuren lassen sich vielleicht als Darstellungen eines Vogels und eines Käfers ansprechen; eine schlangenförmige Linie soll vielleicht einen Gliederwurm darstellen; eine andere Figur erinnert an das hieroglyphische Zeichen für Wasser bei den Aegyptern, wieder eine andere an die à la grecque-Verzierung von Gewändern und Simsen; aber die Bedeutung dieser Zeichen mag

ein Anderer ergründen, oder lieber nicht ergründen, weil das Ziel sicherlich verfehlt werden würde.

Unser Standbiwak in Agua de la Vida entbehrte nicht in dem Maße des Schutzes, wie alle anderen Biwaks. Don Olegario Soto hat in das zähe Gestein des Felsens eine Höhle einsprengen lassen, in welcher die Instrumente aufbewahrt wurden, und wo ich Abends schrieb, Nachts schlief, wenn der Wind draußen stark ging. Auf einer kleinen Plattform vor der Höhle brannte ein Feuer, und stand mein Reisetisch; etwas tiefer, im Schutze von Cypressenbäumen, brannte ein zweites Feuer, wo meine Leute in gleichförmigem Geplauder dasaßen, kochten, rauchten, friedfertig sich gegenseitig Hilfe leistend. In nächster Nähe weideten die Thiere und fanden reichliches Futter; sobald ich ihrer bedurfte, wurden sie mit dem Lasso eingefangen. Vor dem Schlafengehen erschien Zamorano auf der Plattform und erkundigte sich nach den Befehlen für den folgenden Morgen, immer gleich sanft, gleich freundlich, gleich zuverlässig.

Es ging kein Tag zu Ende, ohne daß ich nicht dankbar das Glück pries, welches meiner Reise eine so günstige Wendung gegeben hatte. Alles vereinigte sich, die aufgewandte Energie in greifbare Erfolge umzusetzen. So hart ich arbeiten mußte, so sehr freute ich mich auf das Erwachen jedes neuen Tages; so sehr trat das Gefühl von Mühsal oder Erschöpfung zurück, womit ich die fremde und doch vertraut gewordene Welt um mich her umfaßte. In dieses freudige Schaffen verwebte sich ein Hauch von Poesie, wie er fast nie das Leben des Reisenden umkleidet. Vielleicht waren die herben Erfahrungen eines zweijährigen Aufenthaltes in Afrika und die daran angeschlossenen Wahrnehmungen in Europa nöthig, damit ich die neue Existenz in Südamerika ganz und voll würdigte. Hier gab es keine zudringlichen Eingeborenen, keine aufsässigen Träger, keine Fieber, keine Regen, keine Palaver, keine Mosquitos; hier war ich der unumschränkte Herr des Gebirges, konnte ununterbrochen, im Gefühle der Kraft und Gesundheit einer Arbeit leben, für welche ich mir die Aufgaben selbst stellte, konnte meine Tagebücher schreiben, ungedrängt durch Berichte, die ich der Heimath schuldete; — denn ich war so still von Europa abgereist, wie es die Vorbereitungen nur irgend gestatteten. Nicht einmal meine Leute brachten einen Mißton in die ideale Existenz; waren sie freilich meine Untergebenen, so war ich ihnen dafür ein stets gütiger Herr, der sie nie hart anließ. So viel gute Behandlung würden europäische Diener vermuthlich bald in Zutraulichkeit oder Widerspenstigkeit umsetzen. Meine Chilenen dagegen blieben sich stets gleich, und ich werde wohl nie wieder mit so bereitwilligen, leistungsfähigen und ergebenen Leuten reisen. Die Beduinen, welche ich auf einer Kameelreise durch die arabische Wüste mit Dr. Schweinfurth engagirt hatte, waren auch treffliche Reisebegleiter gewesen, aber zuweilen entbrannte heftiger, lauttönender Wortstreit unter ihnen, während zwischen diesen Chilenen nie ein gehässiges Wort fiel. Wenn sie in der Dunkelheit der Nacht am Feuer saßen, im lebhaften Gespräch und doch ohne je die Stimme zu erheben, hätte man sie für vornehme arabische Scheichs halten können.

Am 22. December brach ich das Lager ab und zog thalaus. Ein Witterungsumschlag kleidete zum Abschied die farbenreiche Landschaft in ein einförmiges

Grau. Die Berge lagen zur Hälfte in Wolken und Nebel, die sichtbaren Theile zeigten einen weißen Schleier frischen Schnees, und als wir gegen Mittag abritten, fiel Regen auf uns nieder. Es war mir ganz heimathlich zu Muthe bei den tiefgehenden Wolken, als ob schlechtes Wetter mich im Spätherbst aus den Alpen triebe. Oberhalb Maitenes schnitt das Regengebiet in scharfer Linie ab, und die Hufe der Pferde wirbelten Staub auf. Aber das Gebirge des Cachapualthals, welches bei Maitenes mit dem Cypressenthal vereinigt wird, sah wild aus, ganz mit neuem Schnee bedeckt; und es schien, als sollte die Cordillere für Wochen unzugänglich bleiben.

Am folgenden Tage freilich zog ich mit lachender Sonne in Cauquenes ein, beurlaubte meine Leute für das Weihnachtsfest und beauftragte Zamorano mit der Vorbereitung zu der nächsten Expedition. Mit dieser verband ich den Zweck, eines der Quellthäler des Cachapual-Gebiets bis zur Wasserscheide der Südsee und des atlantischen Meeres hinauf zu verfolgen und absteigend bis zu den argentinischen Pampas vorzudringen. Darnach wünschte ich von Neuem die Wasserscheide zu erreichen, womöglich an einem Punkte, welcher dem Maipo-Regime angehört. Das Flußgebiet des chilenischen Maipo ist dem des Cachapual benachbart und liegt nördlich davon; linke Zuflüsse des ersteren, rechte des letzteren entwässern also die beiden Gehänge einer und derselben Seitenkette. Diese Seitenkette ist allerdings nicht als einfacher Kamm zu denken, sondern als ein mehrfach verzweigter Stamm.

Ueber die Dauer der Expedition ließ sich im Voraus nichts festsetzen; sicher war nur, daß wir wochenlang in unwirthlichen Regionen von allem Verkehr mit Menschen abgeschnitten sein würden, und daß ein Anderer uns nicht geben konnte, was wir nicht mit uns führten. Eben deshalb mußten die Vorbereitungen mit Sorgfalt getroffen werden. Eine Karawane zu verproviantiren ist an sich nicht schwer; aber mit der wachsenden Zahl der Lastthiere wächst auch die Schwerfälligkeit, und gerade diese mußte vermieden werden in einem Terrain, wo selbst eine leichtgeschürzte Expedition im Schnee stecken bleiben oder von tobenden Wildwassern weggerissen werden konnte. Die Maulthiere durften nicht einmal schwer beladen sein. Ein Theil der Lasten war selbstverständlich durch die Instrumente beansprucht, bei denen die Rücksicht auf sichere Verpackung jede Rücksicht auf deren Gewicht verbietet. Deshalb repräsentirte beispielsweise mein Theodolit, dessen getheilte Kreise nur fünfzöllige Durchmesser haben, in seiner dreifachen Hülle allein eine halbe Maulthierlast; das Inklinatorium zur Bestimmung der Elemente des Erdmagnetismus, das solide Stativ und die Camera bildeten eine zweite Hälfte; dazu kamen dann noch der Sextant, der künstliche Horizont, die Thermometer, der Kochapparat zur Bestimmung der Höhe aus dem Siedepunkt des Wassers, die Utensilien für geodätische Messungen, die Trockenplatten für die Photographie, eine Reihe kleiner Instrumente, das Papier für die Pflanzen, geologische Hammer und Gletscherbeile, die Lagerdecken, die nothwendigsten Bücher; kurzum Gewicht hing sich an Gewicht, und ich mußte froh sein, ein für alle Mal auf das Zelt verzichtet zu haben. Mit meinen vier Begleitern bestand die Karawane aus fünf Personen, welche doch alle leben wollten. Zwieback, geröstetes Mehl, Reis, Zucker, Thee und Kaffee, Fleisch für

die ersten Tage, einige Conserven und zwei Kistchen mit Wein und Cognac bildeten den Proviant.

Mit einer solchen Fülle verschiedener Objecte sollten sieben Maulthiere leicht beladen werden; denn die Siebenzahl wollte ich nicht überschreiten. Für jeden Reiter waren zwei Pferde bestimmt; sonst hätte uns der leiseste Unfall lahm gelegt; auch mußte die Möglichkeit vorhanden sein, ein Pferd nach einem oder zwei anstrengenden Marschtagen ohne Reiter gehen zu lassen.

Noch am Tage meiner Ankunft in den Baños de Cauquenes eilte ich weiter thalab, um Don Olegario Soto in dem Wohnhaus seiner Hacienda aufzusuchen und mich der unschätzbaren Unterstützung dieses trefflichen Mannes zu versichern. Dank seiner Generosität und seines warmen Interesses für das Gelingen der neuen Expedition wurde ich in wenigen Tagen flott, und der erste Tag des neuen Jahres wurde auch der erste Tag der neuen Expedition. Am 31. December 1882 führte mir Don Olegario persönlich die neu zusammengestellte Karawane zu und übergab mir dieselbe in den Baños. Wenn er selbst, statt meiner, die Reise hätte machen wollen, er hätte nicht größere Fürsorge treffen können. Als Angebinde überreichte er mir einen reich mit Silber eingelegten Cacho, das landesübliche Trinkgefäß der Hirten, und einen Poncho aus Guanacowolle. Dann ließ er die für mich bestimmten Reitpferde herbeiholen, von denen das eine vollständig ajüstirt war: neues Zaumzeug, neuer Sattel mit dicken Schaffellen und Lederschuhbügeln; dazu große Packtaschen hinter dem Sattel und kleinere vorn. Ich mußte aufsitzen und prüfen, ob Alles nach Wunsch ausgefallen sei. Und wie Don Olegario nach dieser einen Richtung hin für meinen persönlichen Comfort gesorgt hatte, so auch nach allen andern Richtungen hin: alle Thiere der Expedition waren vortrefflich, nicht eines versagte den Dienst während der entscheidenden Zeit; die Leute waren zweckentsprechend ausgerüstet, und der Proviant war ihren Gewohnheiten angepaßt. Auf allen Seiten herrschte guter Wille; auf Seiten der Begleiter: mir treu zu dienen und dem Hacendado von Cauquenes Ehre zu machen; auf meiner Seite: die beispiellos günstige Constellation für die höheren Zwecke der Wissenschaft auszunutzen. Alles was ein Anderer hatte thun können, das hatte Don Olegario für meine Reise gethan. Wenn die gewährte Hilfe an sich schon Dank forderte, so wurde die Art ihrer Gewährung zu einer noch schöneren Quelle der Erkenntlichkeit; sie begleitete die Expedition wie der Segen, welcher von einem guten Stern niederstrahlt. Im Augenblick des Aufbruchs bedauerte ich nur Eins: daß ich Don Olegario nicht in meiner Muttersprache hatte danken können! Wir mögen ein fremdes Idiom noch so sehr beherrschen; wenn wir der energischen Empfindung ihren wahrsten Ausdruck geben wollen, so ruft uns die eigene Sprache zu sich, wie eine Mutter ihr Kind.

Die Uebergangszeit in den Baños de Cauquenes bot der Erholung keinen Raum. Bei mehr Phlegma hätte ich mich darauf beschränken können: zu essen, zu schlafen und den Inhalt meiner Koffer und Kisten zu ordnen. Aber die in Agua de la Vida angestellten Messungen und die dabei gewonnenen Zahlenreihen ließen mir keine Ruhe; und so saß ich Tage lang mit Ephemeriden und Logarithmentafeln vor meinen Rechenbüchern und ließ mich nur ins Freie locken, um

die täglichen Zeitbestimmungen zu machen und dann auch diese wieder zu berechnen. Nach dem Leben in Agua de la Vida, wo meine ganze Thätigkeit sich im Freien abgespielt hatte, noch dazu mit einer Energie, welche immer einen Rückschlag bedingt, leitete diese Arbeit in der Zelle einen recht unbehaglichen Zustand ein; für solche Fälle pflege ich mir Chinin zu verordnen oder in Dr. Falkenstein's „Aerztlichem Rathgeber für Reisende in südlichen Gegenden“ zu blättern.

Daß die Beobachtungen mit Präcisionsinstrumenten in der Existenz des Forschungsreisenden einen so breiten Raum einnehmen, hat seinen guten Grund. Nur das Bedenken, den Fortgang der Erzählung ungebührlich aufzuhalten, hält mich davon ab, dem mit geodätischen und astronomischen Messungen nicht vertrauten Leser anzudeuten, um was es sich dabei handelt, um welchen Preis von Arbeit die richtige Lage eines Punktes auf der Karte erkauft wird. Denn das Endziel aller dieser Bestrebungen ist ein richtiges Kartenbild.

Am Neujahrstage 1883 ritt ich von dannen. Mensch und Thier zusammengerechnet, zählte die Karawane 22 Köpfe; aber das tot capita, tot sensus paßte doch nicht auf sie. Mein Rappe wollte zwar anfänglich remonstriren und baute dabei wahrscheinlich auf die Unterstützung des Quecksilberbarometers, welches ich umgehängt trug, und das einen Kampf zu verbieten schien. Aber so zerbrechlich das Instrument auch ist, so verträgt es bei richtiger Lage gerade die Stöße am besten, welche aus der Bewegung des Pferdes folgen, wird unter Umständen sogar besser davon. Eine viel größere Gefahr entsteht für die Uhren, namentlich für die langsam schwingenden; sie können zum Stillstand kommen und vielleicht nach wenigen Secunden wieder in Bewegung gesetzt werden. Deshalb sind Chronometer zur Zeitübertragung bei Reisen zu Pferde ganz unbrauchbar. Dafür lieferte mir der Ritt des ersten Tages einen neuen Beweis.

Bis Maitenes blieben wir auf bekanntem Boden: dorthin hatte das Neujahrsfest eine Anzahl inquilinos, d. h. Eingesessene der Hacienda geführt, — Männlein und Fräulein, die sich, wie mir schien, einen recht vergnügten Tag machten. Aus Höflichkeit luden sie mich zu ihrer Mahlzeit ein, aus Höflichkeit nahm ich an, — und damit war das ganze Vergnügen gestört. Die Schönen fühlten sich genirt, und ich war ungehalten über die Störung. Schließlich ritten sie sämmtlich thalaus zu ihren weit ab gelegenen Wohnstätten; aber zuvor führten die jungen Mädchen noch einige Reiterkunststückchen aus, die meist in kurzen Wendungen oder plötzlichem Pariren aus schneller Gangart bestanden.

Dies waren die letzten Menschen, welche ich für lange Zeit sah; und die ausklingende Civilisation lehrte mich noch einmal, was bei uns jeder Tag lehrt: daß Höflichkeit, nicht vom Herzen, sondern aus conventionellen Rücksichten erwiesen und aus derselben Rücksicht angenommen, für beide Theile ein Kreuz ist. Deshalb hat ein Weiser ganz richtig bemerkt: „Die Kunst des Lebens besteht darin, daß man Nein zu sagen weiß.“

Don Luigi de Bruzza.

Der Mann, dessen Erinnerung diese Zeilen gewidmet sind, dürfte den Wenigsten unter den Lesern dieser Zeitschrift auch nur dem Namen nach bekannt gewesen sein: und doch steht er sicherlich nicht in der letzten Reihe unter denjenigen unserer Zeitgenossen, welche sich den Anspruch erworben, in unserm Andenken fortzuleben und vor allem Denjenigen theuer zu bleiben, welche ihm durch gleiches Streben und verwandte Thätigkeit im Leben verbunden waren. Ich komme dem Wunsche zahlreicher Freunde jenseits der Alpen nach, indem ich ein Reis auf sein Grab lege, das nun freilich über ein Jahr alt, uns doch immer noch frisch ist.

Don Luigi Bruzza, der am 6. November 1883 aus diesem Leben schied, war 1813, im März oder April (der Geburtstag war nicht festzustellen) aus alter Familie in Genua geboren und frühzeitig bei den Barnabiten eingetreten. Seine philosophischen Studien machte er in Bologna, die theologischen in Rom, dessen Denkmäler ohne Zweifel schon damals einen mächtigen Eindruck auf seinen Geist machten und ihm die Richtung auf die antiquarischen Studien einpflanzten, die später seinen Ruhm begründeten. Das Institut regulirter Kleriker, welchem sich Bruzza angeschlossen, zählt nicht zu den großen, die Welt mit ihrem Namen und ihrer Thätigkeit erfüllenden Orden. Aber es hat in Oberitalien wie im Neapolitanischen angesehene und segensreich wirkende Collegien, und wie es ihm seit den drei Jahrhunderten seines Bestandes niemals an unterrichteten Männern gefehlt hat, so hatte es besonders in unseren Tagen namhafte Gelehrte aufzuweisen, welche der kirchlichen Wissenschaft zur Ehre gereichten. So Vercellone, den hochverdienten Herausgeber des neutestamentlichen Textes, so Bilio, welcher Mozzoni's kirchengeschichtliche Tabellen fortsetzte, bis zu seinem im letzten Winter erfolgten Tode bekanntlich eines der einflußreichsten Mitglieder des heiligen Collegiums, und der einzige Cardinal, welcher bei der letzten Papstwahl neben dem Erzbischof von Perugia ernstlich in Betracht kam, einen würdigen und in seiner Art bedeutenden Mann, dessen Bild der Parteigeist in gehässigster und thörichtester Weise verzerrt hat; endlich Bruzza, der in der archäologischen Welt einen höchst geachteten Namen hinterläßt: sie Alle haben das bescheidene Kloster in Via Tata Giovanni, nahe S. Carlo in Catinari, bewohnt und geziert.

Fast vierzig Jahre hindurch hat unser verewigter Freund in den Barnabitencollegien zu Vercelli (S. Cristoforo), Turin (Moncalieri), Neapel griechische und römische Literatur vorgetragen; er war dann königlicher Director der höheren Schulen in Vercelli und wurde 1867 zu den höchsten Aemtern seines Ordens nach Rom berufen. Seine wissenschaftliche Thätigkeit lag theils auf dem historischen, theils auf dem archäologischen Gebiete. Beiden gehören jene eingehenden Studien über die älteste Geschichte Piemonts an, welche er namentlich in der Einleitung zu den Inschriften Vercelli's niederlegte. Die Kunstgeschichte bereicherte er in jenen Jahren durch seine sorgfältigen Forschungen über den Maler Sodoma (Notizie intorno alla patria ed ai primi studi del pittore Giovan Antonio Bazzi detto il Soddoma, zuerst in den Mis-

cellanea di Storia Italiana, dann in Colombo's Documenti etc. 1883 neugedruckt), von denen er indessen nur einen Theil selbst herausgab, während er ein weiteres reiches Material seinem Genossen und Mitarbeiter Padre Giuseppe Colombo überließ, der, kürzlich ebenfalls aus diesem Leben abgerufen, uns in seinen Documenti e Notizie intorno gli artisti Vercellesi (Vercelli 1883) werthvolle Studien über die Kunstgeschichte Vercelli's hinterlassen hat. Bruzza wie Colombo weisen Vercelli als Vaterstadt des großen Künstlers nach und lassen durch ihre Untersuchungen den Charakter und den sittlichen Werth dieses von Vasari so ungünstig behandelten Meisters in einem hellern und reineren Lichte erscheinen.

Nach Rom übergesiedelt, fand Padre Bruzza bei seinem Sommeraufenthalte zu Subiaco, Tivoli u. s. f. Veranlassung zu den ergiebigsten Forschungen über die antike und mittelalterliche Topographie und Geschichte der Valeria, Arbeiten, welche wie das Regest der Kirche von Tivoli, in den ‚Studj e documenti di Storia e diritto dell' Accademia storico guiridica' erschienen sind. Am meisten aber lagen ihm die römischen Alterthümer und die Inschriften am Herzen. In Vercelli war sein Name mit allen antiquarischen Bestrebungen der Stadt und der Gegend seit Jahren verknüpft, und das in dem schönen Kreuzgang von S. Andrea eingerichtete Lapidarmuseum verdankt seine Existenz und Einrichtung Bruzza's Anregung und Wirksamkeit. Im Jahre 1875 ließ die Stadt Vercelli, um das Andenken des Gelehrten, der so lange die Zierde derselben gewesen, zu ehren, eine Medaille mit der Aufschrift:

Ludovico Bruzzae ‖ sodali . Paulliano ‖ Vercell. antiquitatum ‖ interpreti . consultissimo ‖ an . MDCCCLXXV

schlagen, und eine im selben Jahre von dem Municipium gesetzte Inschrift zu Eingang des Museums verkündet die Verdienste seines Begründers. Ich habe diese Stätte im Frühjahr 1883 in Gesellschaft eines Mannes besucht, der neben Bruzza mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch die Seele der antiquarischen Bestrebungen in Vercelli, allen fremden Forschern ein hingebender Führer und liebenswürdiger Gastfreund war. Es war der edle Graf Edoardo Mella, der trotz seines hohen Alters und seiner Gebrechlichkeit es sich nicht nehmen ließ, mir inmitten eines in Italien fast unerhörten Schneesturmes die Honneurs seiner Vaterstadt zu machen. Wir weilten in den Räumen des Museums und freuten uns an der Schöpfung des gemeinsamen Freundes: wir ahnten nicht, daß wir weder ihn wiedersehen, noch uns selbst auf dieser Erde wieder begegnen sollten[1]).

Die reifste Frucht seiner Vercelleser Jahre, das Hauptwerk seines Lebens, sind die ‚Iscrizioni antiche Vercellesi', welche Bruzza 1874 in Rom herausgab. Wären, sagt Mommsen (Corp. Inscr. lat. V 736), alle städtischen Inschriftenwerke so gearbeitet, so müßte unser Unternehmen (das Corpus Inscriptionum) überflüssig erscheinen; und der durch nachsichtige Beurtheilung fremder Leistungen nicht gerade so wie durch sein immenses Wissen berühmte Epigraphiker fügt hinzu: er kenne von keiner andern Stadt ein so sorgfältiges und tüchtiges Inschriftenwerk. Wie hoch Mommsen Don Luigi geschätzt, geht übrigens auch aus dem von ihm an Bruzza gerichteten Sendschreiben über die Lex Tappula hervor[2]).

Die Uebersiedelung nach Rom mußte Bruzza's antiquarische Neigungen selbstverständlich aufs kräftigste nähren. Sechzehn Jahre hindurch hat er in der ewigen Stadt nach dieser Richtung hin eine stille, darum aber nicht minder ausgebreitete und fruchtbare Wirksamkeit entfaltet. Das deutsche Institut auf dem Capitol zählte ihn zu seinen fleißigsten und angesehensten Mitgliedern. Von zahlreichen kleineren Beiträgen abgesehen, verdankt ihm die profane römische Alterthumskunde jene mit äußerster Geduld und eindringendstem Scharfsinn geführten Untersuchungen über die im Alter-

---

[1]) Graf Mella ist im Januar 1884 gestorben.

[2]) Un frammento della Lex Tappula trovato a Vercelli. Lettera di Teodoro Mommsen al R^mo P. Bruzza. Bullett. del' Istit. di Corrisp. archeol. Agosto 1872.

thum verwendeten Marmorarten und über die auf den Tuffsteinen der ältesten römischen Bauten bemerkten Marken — die frühesten Reste der altlateinischen Schrift[1])! Eine umfangreiche Studie über die Marmorbrüche von Carrara ist durch seinen Tod abgebrochen worden. Zu seinen letzten einschlägigen Arbeiten zählt der schöne Aufsatz über das Fragment eines gläsernen Discus, welches die Vicennalien des Diocletian darstellt, gleich anderen werthvollen Beiträgen in dem trefflichen ‚Bullettino della Commissione archeologica comunale di Roma (1882)' abgedruckt. Endlich hinterließ er noch ungedruckt die interessante Abhandlung ‚Iscrizione in onore di Iallia Bassia', welche De Rossi in der genannten Zeitschrift herausgab und welche derselbe auf Bruzza's Ersuchen als ein Andenken an die Freunde verschenkte, während er ihm in seinem eignen ‚Bullettino di archeologia cristiana' (1883, I—II, p. 66 f.) einen warmen Nachruf widmete[2]).

De Rossi hatte alle Ursache, Bruzza's Verlust zu beklagen; denn dieser war ihm wie der fähigste so der liebenswürdigste Mitarbeiter in der Erforschung der Katakomben. Der nahe und beständige Verkehr mit dem Gelehrten, den wir als den Fürsten der christlichen Alterthumswissenschaft verehren, hatte Bruzza auch mehr und mehr den christlichen Antiquitäten zugeführt. Er war Mitglied der von Pius IX. eingesetzten Commission für die Ausgrabungen (Commissione pontificia di sacra Archeologia) in der Roma sotterranea und als solcher eine bedeutende Stütze des Unternehmens. Wie oft hatte ich bei unseren gemeinschaftlichen Ausflügen und Besuchen in den ‚Scavi' Gelegenheit, ebenso das ruhige, besonnene Urtheil, wie die jugendlich frische Begeisterung des trefflichen Mannes zu bewundern! Er hatte weiter mit de Rossi jenen Verein von Freunden des christlichen Alterthums (Società dei Cultori della cristiana Archeologia) gegründet, welche unter seinem Vorsitz zweimal im Monat an einem Sonntag Nachmittag in den Räumlichkeiten seines Klosters zusammenkamen und wo alle Neuigkeiten auf dem Gebiet unserer Wissenschaft besprochen, neue Funde gezeigt oder angekündigt wurden, wo die Jüngeren ihre Specinima eruditionis vorlegten und die Meister den reichen Schatz ihres Wissens aufschlossen. Da pflegte er an dem Kopf des Tisches zu sitzen, Giovan Battista de Rossi zur Rechten, Donna Ersilia Caetani-Lovatelli, des geistvollen Herzogs von Sermoneta-Caetani geistvolle und gelehrte Tochter, zur Linken. Kein politischer oder religiöser Standpunkt war von diesen Versammlungen ausgeschlossen, und die römischen Monsignori begegneten sich da mit dem gelehrten und liebenswürdigen Israeliten Lumbroso wie mit den protestantischen Philologen und Theologen Deutschlands, Amerika's und Englands. Wie manchmal hat uns Bruzza da entzückt durch die wunderbare Art, mit der er auch dem kleinsten und unbedeutendsten Denkmale des Alterthumes Sinn und Bedeutung abzugewinnen wußte! Gerade die von Anderen vernachlässigten, gerade die abgelegensten Seiten antiken Lebens und Wissens waren ihm oft die liebsten: ganze Gebiete, an denen die „Großmeister" vorübergegangen waren, haben durch ihn Beleuchtung erfahren. Seine ausnehmende Bescheidenheit schien ihm, wie uns de Rossi berichtet, das Gebot aufzuerlegen, nur in der anspruchlosesten Einzelforschung seine Kraft zu bewähren — so ganz verschieden von der in der Gegenwart so oft hervortretenden zudringlichen Anmaßlichkeit junger Gelehrten, welche kaum von dem Hauche des Alterthums oberflächlich berührt, schon über die umfassendsten und schwierigsten Probleme ihr Urtheil fertig haben.

Wenn ich mit den römischen Freunden den Hingang Bruzza's beklage, so schmerzt

---

[1]) Ebenda Annali dell' Istituto 1876.

[2]) Einen zweiten kurzen Nekrolog brachte die „Rassegna nazionale" (1. December 1883) aus der Feder Giacomo Lumbroso's. Ausführlicher ist der Nachruf, welchen das Municipium von Vercelli dem Verewigten widmete und mit welchem es zu einer Beisteuer zu einem Denkmale für denselben auffordert (Città di Vercelli. Per un Ricordo al Padre Luigi Bruzza archeologo. Vercelli, 1884). Die Beiträge sind an den Sindaco von Vercelli zu richten; zur Vermittlung von solchen ist der Verfasser dieser Zeilen gerne bereit.

mich in ihm auch der Verlust eines hervorragenden Mitarbeiters an meiner „Real-Encyclopädie der christlichen Alterthümer". Bruzza konnte nur wenige Artikel zu dem Werke beisteuern — einer derselben wird noch in dem Schlußbande erscheinen; aber das Wenige war um so willkommener, und mit dankbarer Befriedigung bewahre ich die Beweise der Sympathie, welche er der „Encyclopädie" entgegengebracht hat.

Vor etwa zwei Jahren war der Verblichene bei den Ausgrabungen in der Krypta des hl. Hippolytus bei S. Lorenzo gestürzt; seither hat er sich nicht mehr wohl gefühlt. Die Krankheit ergriff bald die unteren Gliedmaßen und stieg von da zu den edleren Organen empor; bedrohliche Erstickungsanfälle stellten sich ein. Einer derselben machte am Mittag des 6. November 1883 seinem Leben ein Ende. Er starb in der geräumigen, mit Büchern angefüllten Zelle, wo einst Hunderte bei ihm Rath und Belehrung gesucht — nicht bloß in wissenschaftlichen Dingen, sondern auch in Angelegenheiten des Lebens wie des Gemüthes: denn auch in ihnen war der einfach fromme, jedem Parteigetrieb fremde, in seinem Urtheil so milde Priester zu Hause. Er schied dahin, ein feiner Geist, ein edles Herz, Keinem ein Feind, Vielen ein unvergeßlicher Freund.

F. X. Kraus.

Die Berliner Theater.

Berlin, 10. December 1884.

Bei dem Anfang einer neuen Saison pflegen die Theater der Großstadt dem Publicum all' die Neuigkeiten anzupreisen, die sie im Laufe derselben ihm vorzuführen gedenken. Je schwächer gegen frühere Zeiten der ideale Zug zu dem Theater geworden, desto stärker regen sich die materiellen Triebe: die Schaulust, die Sucht und das Bedürfniß nach Unterhaltung in der Bevölkerung einer Millionenstadt, ihm Gäste und Freunde zu verschaffen. So kommt es, daß der Zudrang zu den Theatern ein ungleich größerer ist, als je zuvor. Während vor dreißig Jahren fünf bis sechs Theater den Ansprüchen vollauf genügten, von der Schwierigkeit, zu einer ersten Aufführung Einlaßkarten zu erhalten, nirgends die Rede war, ein ganz ausverkauftes Haus zu den unberechenbaren Ausnahmefällen gehörte, können jetzt an manchen Sonntagen zehn bis zwölf größere Theater, von den kleinen abgesehen, die Menge der Schaulustigen nicht befriedigen. Um so viel der bildende, der erziehende Einfluß des Theaters auf unser Volk gesunken, um so viel ist der vergnügliche gestiegen. Längst hat die Bühne aufgehört, der einzige Ort zu sein, von dem herab zu einer zahlreichen Menge, einem gemischten Publicum gesprochen werden durfte. Die Rednertribünen im Reichstage, in den Landtagen, in den Wahlversammlungen haben sie aus dieser einzigen Stellung verdrängt. Politische Anspielungen, Programmreden, liberale oder conservative Anschauungen, in poetischer Form, auf historischem oder frei erfundenem Hintergrund, wie in den vierziger Jahren und während der Reaction, erwartet Niemand mehr von dem dramatischen Dichter: sie würden uns ungereimt erscheinen, da Jeder in der Presse, in der Volksversammlung seine Ansichten ungleich eingehender, ausführlicher und wirksamer darlegen kann.

Aber nicht nur der Einfluß des Theaters als einer moralischen Bildungsanstalt, auch der Nimbus, der es umschwebte, ist verschwunden. Der Drang der gebildeten Klassen zu der Schaubühne, wie er im „Wilhelm Meister" den reichsten und lebendigsten Ausdruck gewonnen hat, der mit der Neigung zu geheimen Bünden und Verbrüderungen eins der stärksten geistigen Elemente des vergangenen Jahrhunderts gewesen ist, offenbart sich nirgends mehr. Die moderne Jugend widmet sich den Naturwissenschaften, der Technik, dem Handel oder der Politik, sie trägt nicht das geringste Verlangen nach den Brettern, welche die Welt bedeuten. So gering ist der idealische Reiz der Schaubühne geworden, daß unsere classischen Dichtungen mehr und mehr, wie in London die Shakespeare'schen Dramen, zu einem Canevas für die glänzende, stilvolle Ausstattung herabgesunken sind. Was noch vor zehn Jahren, bei den ersten Vorstellungen der Meininger, nur den kostbaren Rahmen, den malerischen Hintergrund abgab, drängt sich in der übertreibenden Nachahmnng als das einzig Bedeutende hervor. Diese Entwicklung der Bühne mag von denen, welche das Theater in Beziehung oder in Gegensatz zu der Kirche und der Hochschule setzen, denen das Schiller'sche Ideal und die altgriechische Tragödienbühne vorschweben, beklagt werden, aber sie

erscheint ebenso nothwendig wie zukunftsreich, wenn man das Theater als eine Aeußerung des Volksgeistes, als im innigsten Zusammenhange mit dem Volksleben stehend betrachtet. Indem die französische Bühne sich seit zwei Jahrhunderten zu dem Spiegel machte, in dem die Gesellschaft des Hofes und der Stadt, der Salons und der Clubs, der Börse und der Boulevards in jeder Periode sich selbst mit all' ihren Eigenheiten, Vorzügen, Schwächen, Moden und Lastern wieder erkannte, hat sie das Uebergewicht über alle Bühnen der Welt erlangt, ist sie im eigentlichsten Sinne des Wortes das Theater für alle Welt geworden. Keineswegs haben die Franzosen in jedem Menschenalter die größten dramatischen Schriftsteller oder die hervorragendsten Schauspieler besessen; aber sie hatten immer, was viel mehr als selbst eine Reihe von Talenten gilt: den Sinn und Geist des Theaters. Erst allmälig hat sich unsere Bühne entschlossen, der Zeit zu dienen und den Lebenden ihr Recht zu geben. Noch erscheint es Vielen als ein Unrecht, wenn die Bühne nichts Höheres als die fröhliche und geistvolle Unterhaltung ihrer Gäste erstrebt. Mit unverkennbarer Geringschätzung wird von Komödien und Schauspielen als von Eintagsfliegen gesprochen. Gleichsam als müßte jedes Theaterstück einen Anspruch auf Unsterblichkeit erheben! Ein Theater aber, das nur auf Meisterwerke wartete, wäre von vornherein zum Verfalle verurtheilt; es lebt wie wir alle von Tag zu Tag, es hat die günstige Gelegenheit zu ergreifen und kann nicht müßig auf den Messias harren. Nachdem das romantische Drama Shakespeare's und die Werke Lessing's, Schiller's und Goethe's sich endgültig zu dem großen Kanon, der Theaterbibel, zusammengeschlossen hatten, in die nichts mehr aufgenommen werden kann, mußte die dramatische Kunst neue Stoffe, neue Entwicklungen suchen. Sie fand dieselben in der Gegenwart, in den Verhältnissen und Gegensätzen der bürgerlichen Gesellschaft. Wechselnd, rasch vorübergehend sind diese Dinge an sich; wie vermöchten ihre Spiegelbilder dauernd zu sein? Von den tausend französischen Komödien, die von Molière zu Beaumarchais drei Könige und drei Menschengeschlechter erheiterten, ist kaum ein Dutzend in der Erinnerung der Nachwelt geblieben; aber sie alle zusammen bilden den literarischen und schauspielerischen Wunderbau des französischen Theaters. In diesem Sinne muß auch unsere moderne Bühnendichtung betrachtet werden: was von ihr im nächsten Jahrhundert noch oben schwimmen wird, wer will es sagen? Kotzebue's „Deutschen Kleinstädtern" hätte es Niemand an der Wiege gesungen, daß sie als eine Probe des deutschen Lustspiels für alle Zukunft und in allen Ländern gelten würden. Von dem erhabenen, aber engen Standpunkt unserer beiden großen Dichter aus — eng, weil nur eben sie Platz darauf haben — mag man in dem Allen, in dem Herabsteigen der dramatischen Poesie aus der Sphäre des Heroischen in die Breite der bürgerlichen Mittelmäßigkeit, in dem Aufgeben ihrer idealen Ziele, ihres erziehenden Einflusses von Seiten der Bühne eine Verflachung und Versumpfung sehen; aber nur aus dieser Tiefe ist der Aufstieg zu einer andern Höhe zu gewinnen. Warum sollte das bürgerliche Schauspiel nicht einen eben so hohen Gipfel erreichen, wie ihn die heroische Tragödie in Shakespeare und Schiller erreicht hat? Nur die Ebene, aus der er aufsteigt, wird umfassender und breiter sein, als der Boden, auf dem sich der Parnaß der Tragödie erhebt.

Mit einer einzigen Ausnahme haben alle Neuigkeiten, die uns die verschiedenen Theater in der ersten Hälfte der neuen Saison geboten, ihren Stoff aus der unmittelbaren Gegenwart geschöpft: ernste oder heitere Sittenbilder, deren Figuren und Vorfälle Jeder auf seine eigene Erfahrung hin prüfen kann, in denen uns nichts Seltsames und Unbegreifliches wie in dem heroischen und romantischen Drama entgegentritt, das wir auf Treu und Glauben hinnehmen müssen. Das moderne Schauspiel wie der moderne Roman athmen dieselbe Luft und suchen die Urbilder ihrer Helden wie den Ursprung und Verlauf ihrer Verwicklungen in denselben Kreisen: es ist unvermeidlich, daß sie sich wiederholt berühren. Viele französische Romane sind im Hinblick auf das Theater gearbeitet; um einen leicht herauszuschälenden Kern leidenschaftlicher Scenen ist ein loses Gewebe von Berichten, Schilderungen, Uebergangsmomenten geschlungen, das der Erzähler völlig als Nebensache behandelt. Umgekehrt liegt den

meisten deutschen Sittenkomödien, wenn sie nicht ganz und gar in die Situationskomik und das Verwechselungsspiel aufgehen, ein novellistisches Thema zu Grunde, dessen Auflösung in dramatische Formen und Gegensätze nur selten rein gelungen ist. Dem deutschen Dramatiker, dem einzelnen wie der Gesammtheit, fehlt nicht nur die langjährige, von dem Einen zu dem Andern sich forterbende Schulung und Uebung der französischen Theaterdichter, sondern auch der feststehende gesellschaftliche Codex, der die Umgangsformen, die Beziehungen, die Conflicte der Menschen regelt. Innerhalb dieser Schranken bewegen sich die Augier und Sardou so sicher, wie einst die Calderon und Moreto zwischen Ehre und Loyalität, Ehebruch und Zweikampf. Der Umfang und die Mannigfaltigkeit des modernen Lebens hat sich bei uns noch nicht wie in Frankreich für das Drama zu einer beschränkten Anzahl von Typen und scharf zugespitzten, sich der Grundform nach beständig wiederholenden dramatischen Auftritten krystallisirt: unsern Dichtern läuft noch immer die Idee wie die Fabel ihres Schauspiels in die Breite der Erzählung aus.

Gleich die erste Neuigkeit, welche das Schauspielhaus aufführte, am Sonnabend, den 20. September, das Schauspiel in 5 Acten von Adolf Wilbrandt „Assunta Leoni“ ist ein solcher dramatisch unausgetragener, vielleicht überhaupt nicht theatralisch zu gestaltender Novellenstoff. Eine Künstlergeschichte auf dem Hintergrund Capri's und Pompeji's, ein zuerst und zuletzt geistreicher, problematischer Vorgang, der, weil ihm die Einfachheit und die klare Verständlichkeit fehlen, ein Theaterpublicum wohl verwirrt, aber nicht anzieht und fesselt. Das entscheidende Moment in der Liebesgeschichte des deutschen Bildhauers Alfred von Buchau und der schönen Frau aus Capri, Assunta Leoni: die Entwicklung des Land- und Fischermädchens zu einer Dame der gebildeten Gesellschaft, der Durchbruch der Leidenschaft durch alle Hemmnisse und Rücksichten in der Brust Alfred's, tritt dem Zuschauer nicht greifbar entgegen, zwischen dem zweiten und dem dritten Act hat er sich einen Zeitraum von einem Viertel- oder einem halben Jahre zu denken, in dem Assunta Leoni englisch gelernt, sich mit einem reichen Amerikaner Doctor Clinton verlobt, ihr Haus auf Capri verkauft hat und ein „Stern“ in der vornehmen römischen Gesellschaft geworden ist; in dem auf der andern Seite Alfred erkannt, daß er ohne sie nicht leben kann, und eine Ariadne, nach ihrem Bilde in seiner Phantasie, vollendet hat, welche die Bewunderung aller Kunstfreunde erregt. Adolf Wilbrandt ist ein zu gewiegter Kenner des Theaters, um die Schwierigkeiten ganz zu verkennen, die ihm der Stoff bietet: er hat sie hinter dem bunten Gewebe der Abenteuerlichkeit und der Decoration zu verstecken gesucht. Capri, Pompeji: das ist etwas für die Schaulust. In dem Garten eines Hauses auf Capri spielt sich der erste Act ab. Abenteuerlich genug setzt er ein. Der Legationssecretär Emil von Buchau besucht seinen Bruder Alfred, den Bildhauer, der halb verschollen seit Monaten auf der Insel weilt. Aus dem Gespräch ergibt sich bald, daß nicht die Kunst, nicht die Landschaft, sondern ein Weib ihn festhält, seine Wirthin, Assunta Leoni, die Wittwe eines deutschen Malers: eben kommt sie im vollen Glanz ihrer Schönheit, in capresischem Kostüm, über das platte Dach des Hauses daher. Alfred hat sich ihr halb und halb verlobt und sie nimmt die Rechte einer Braut in Anspruch. Erschreckt hört Emil von dem unbedachten Entschluß des Bruders, sich auf der Insel zu vergraben, ein ungebildetes, wenn auch noch so schönes und stattliches Weib zu heirathen. Als lebendiges Beispiel, seine Warnungen über das Elend einer solchen Künstlerehe zu bekräftigen, erscheint der Maler Bruger, der in gleicher Ehefalle auf Capri sitzen geblieben und halbwegs ein Trottel und ein Bummler geworden ist. Aber auch Assunta Leoni findet einen Vertheidiger in dem Amerikaner Doctor Clinton, der sich in seiner Schwärmerei über sie und Capri gar nicht zu fassen weiß. Schließlich siegt jedoch Emil, seine Reden erschüttern Alfred, unter dem Vorwand einer Spazierfahrt nach Pompeji beschließen beide Brüder, die gefährliche Insel für immer zu fliehen. Der zweite Act ist ein Genrebild aus den pompejanischen Ruinen: die fremden Besucher, das Echo des Isistempel, der Aufseher mit der Klingel, der deutsche Doctor mit seiner Frau und seinem Gsell-Fels —

Alles aus der Wirklichkeit mit photographischer Treue abgeschrieben, vier Sprachen: italienisch, deutsch, englisch und schwedisch durch einander gewürfelt, die Handlung selbst aber schreitet nur um einen Schritt innerhalb dieser Arabesken vor: Assunta, die dem Verlobten heimlich nach Pompeji gefolgt ist, überzeugt sich, indem sie sein Gespräch mit dem Bruder belauscht, von seinem Entschlusse, sie zu verlassen, und spielt sich, halb Ariadne, halb Medea, in die Antike hinein, während ihr der alte Clinton einen Heirathsantrag macht. Nach einigen Monaten finden wir die wunderliche Gesellschaft in Rom wieder. Trotz seines jungen Ruhmes fühlt sich Alfred natürlich höchst unglücklich, von Reue und Sehnsucht verzehrt, fieberkrank. Plötzlich erscheint Assunta in seinem Atelier, ganz Weltdame, sie will ihm seine Ariadne abkaufen. Bald stellt sich auch Doctor Clinton, ihr Verlobter, ein. Das Aufflammen der alten Liebe, der Zusammenstoß zwischen Alfred und Clinton kann nur eine Weile hingehalten werden, dann fallen dem Amerikaner die Schuppen von den Augen. In einer heftigen Scene schlägt Clinton ein amerikanisches Duell vor, damit einer von ihnen aus der Welt scheide: er selber zieht das Todesloos. Am Schluß des zweiten Acts war Assunta in ein wohlthätiges Fieber gefallen, das ihr während einiger Zeit die Besinnung geraubt, nach dem vierten Act wird Alfred dieselbe Wohlthat zu Theil. Im fünften Aufzug ist er als halb Genesener wieder in Capri, zum letzten Male, er will für immer Abschied von der Stätte seiner Liebe und seines Glückes nehmen. Da erscheinen Assunta und Clinton. Der Amerikaner hat sich, unter dem Schutz und der Obhut Assunta's, noch nicht aus der Welt stehlen können, er entsagt seiner Verlobten, legt ihre und Alfred's Hände zusammen und will sein Leben fortan als ihr Geschenk ansehen und heilig achten. Man weiß dem Schlusse gegenüber nicht recht, ob der Dichter nur mit seinen Figuren oder auch mit den Zuschauern Blindekuh spielt. All' diese abenteuerlichen Sprünge, diese Klüfte ohne Brücken waren nur in der epischen Form auszugleichen, die dramatische hat ihnen gegenüber keine Darstellungs- und Ausdrucksmittel. Wie es dem Dichter beliebt, sind seine Figuren bald auf Haß und Rache, bald auf Sehnsucht und schmachtende Hingebung gestimmt. Was wir im vierten Act für tragischen Ernst nehmen sollen, verflüchtigt sich im fünften zu einem heiteren Schattenspiel. Selbst Assunta ist kein Geschöpf der Natur, sondern eine Treibhauspflanze. Nicht die Leidenschaft und die Phantasie des Dichters, die Spitzfindigkeit seines Verstandes hat sie erzeugt. Aber auch sein Verstand hat das Räthsel, das er sich muthwillig gestellt: ob ein süditalienisches Naturkind eine Frau der gebildeten Gesellschaft werden könnte? mit all' seinem Witz nicht zu lösen vermocht, er stellt eben zwei Assunta's neben einander und befiehlt uns herrisch zu glauben, daß es nur eine sei. An dieser ungenügenden Entwicklung der Hauptfigur, an dem hin- und herschwankenden Wesen Alfred's, der Wunderlichkeit Clinton's, die mehr als einmal in den Spleen hinüberirrt, scheiterte das Stück: es erzeugt keine Wärme und die vielen kleinen Genrebilder und Charakterzüge zerstreuen die Theilnahme, statt sie zu verdichten.

Die zweite Neuigkeit des Schauspielhauses: „Konradin“, Drama in 3 Acten und einem Vorspiel von Hans Herrig, das am Mittwoch, den 22. October, zum ersten Male in Scene ging, machte weitere Kreise des Publicums mit einem nur zu lange beiseite gelassenen Dichter bekannt. Herrig's „Alexander“, „Der Kurprinz“, „Nero“ legen ein kräftigeres Zeugniß für seine dramatische Befähigung ab, als „Konradin“; immerhin bringt auch dies Drama die dichterische Eigenart des Verfassers in einzelnen Scenen zum lebendigsten Ausdruck. Die ersten Auftritte, wo Karl von Anjou triumphirend im Dom von Monreale bei den Kaisergräbern Heinrich's VI. und Friedrich's II. erscheint, seine Ritter die staufischen Banner von den Säulen reißen, der Legat des Papstes den Bannfluch über das Geschlecht der Hohenstaufen erneuert, während ein alter Sänger das Loos der gefallenen Helden beklagt, verleihen nicht nur der Tragödie den stimmungsvollen Auftact, den durchgehenden Grundaccord, sondern prägen sich in ihrer mächtigen symbolischen Form auch dem Zuschauer lebhaft und unvergeßlich ein. Die Gedankendichtung überwiegt in Herrig's „Konradin“ weit die eigentliche Thathandlung. Den historisch überlieferten Vorgängen: der Usurpation

Karl's von Anjou, der Botschaft der Ghibellinen an Konradin, nach Italien zu kommen, dem Zuge Konradin's und Friedrich's von Oesterreich, trotz des Widerspruchs der Mutter, der Schlacht von Tagliacozzo, der Gefangennahme und Hinrichtung der beiden Jünglinge, ist keine romantische Erfindung hinzugesetzt: die Historie ist nur in einen reichen faltigen Purpurmantel lyrischer Poesie gehüllt. Nirgends strebt der Dichter nach einer individuellen Charakteristik seiner Gestalten, er erhebt sie sämmtlich ins Typische und in das Symbolische. So wird Konradin der blonde Heldenjüngling, Karl von Anjou der Usurpator, Friedrich der Freund. Darum hat der alte Sänger keinen Namen: er ist der Chorus des Stückes. Seine Tochter Violanta ist nur zur Hälfte ein leibhaftes, leidenschaftliches Mädchen, zur anderen ist sie eine Allegorie, eine Verkörperung Italiens. Die Liebesscene zwischen ihr und Konradin, im dritten Acte, im Gefängnisse, erhält dadurch, bei all' ihrer sinnlich-seelischen Schwärmerei und Ueberschwänglichkeit, einen leisen komischen Anhauch, dessen sich der Dichter, eben weil er hier mehr Lyriker als Dramatiker ist, nicht bewußt geworden ist. Ueberhaupt spielt das Unbewußte, Visionäre eine große Rolle in der Dichtung. Wie Maria, die deutsche Braut Konradin's, ihn in einem schrecklichen Traum vor seinen Feinden durch Nacht und Wald flüchten sieht, so sehen wir selbst ihn unmittelbar darauf von den Seinen verlassen am Meeresgestade hinirren: der Sturm, der das Mädchen auf der schwäbischen Burg schüttelt, umsaust auch ihn. Wie im Traume empfangen Konradin und Friedrich den Todesstreich. Das Ganze ist eine Elegie in dramatischer Form, die Fülle der Gedanken, die Schönheit der Form muß annähernd den Mangel an lebendiger Bewegung und schärferer Charakteristik ersetzen. Es fehlt nicht ganz an Entfaltung von Pracht, an kriegerischen Aufzügen, an Trompetenlärm und Waffengerassel, wie sie das historische Drama nun einmal verlangt; allein dies Alles erscheint mehr als Zubehör und Arabeske, es hat mit dem eigentlichen Gehalt der Dichtung nichts zu thun: recht im Gegensatz zu Wildenbruch, bei dem diese Dinge aus dem innersten Kern seiner Handlungen entspringen und wie seine großwuchtigen Worte und der stählerne Klang seiner Verse unlöslich mit demselben verbunden sind.

Die Aufführung des Lustspiels in 4 Acten von Michael Klapp „Rosenkranz und Güldenstern" im Schauspielhause am Dienstag, den 25. November, war nur eine halbe Neuigkeit: die Schauspieler des Burgtheaters in Wien, wo die Komödie zuerst mit großem Erfolge in Scene ging, hatten sie im Sommer 1879, bei Gelegenheit ihres Gastspiels, nach dem Wallner-Theater gebracht und nach ihrem Fortgang war sie von den Künstlern jener Bühne weiter vorgestellt worden. Es ist immer eine mißliche Sache, ein Lustspiel, dessen Hauptreiz in seiner Neuheit und Ueberraschung liegt, nach Jahren dem Publicum wieder vorzuführen. Der Flaum ist von den Fittigen gestreift, der Duft verflogen. So konnten es die Darsteller im Kampf mit der noch lebendigen Erinnerung an das Spiel der Burgschauspieler zu keinem durchschlagenden Erfolge bringen. Merkwürdiger Weise ist der Grundgedanke des Klapp'schen Lustspiels, das moderne Reiseleben und Touristenthum, den internationalen Schweizer Gasthof mit seinen Aeußerlichkeiten und Abenteuern auf die komische Bühne zu führen, nicht weiter benutzt und entwickelt worden, so fruchtbar und zeitgemäß er ist. Ausgeschöpft hatte Klapp den Stoff in keiner Weise: es war gerade der Fehler seiner Komödie, daß sie die Idee nicht rein ausprägte und in der Mitte von dem originellen Thema absprang und sich in das alte Lustspiel von den betrogenen Aeltern, die durch ihre eigenen Maßregeln die von ihnen gewünschte Heirath der Kinder vereiteln, verirrte. Das Touristenthum ist der Rest der Wanderromantik, der unserer Zeit noch geblieben: Touristen, Journalisten, Ingenieure sind die drei eigenthümlichsten Erscheinungen der Gegenwart; nur eine ist bis jetzt voll von dem Spiegel, den die Bühne ihrem Jahrhundert vorhält, aufgefangen worden.

Dem Deutschen Theater ist auch bei der Eröffnung seiner zweiten Saison die Theilnahme des Publicums entgegen gekommen. Es hat eine bestimmte Anzahl und Klasse von Zuschauern anzuziehen und festzuhalten verstanden. In dem Personal seiner Künstlergesellschaft hat das Ausscheiden Ludwig Barnay's, wie es scheint, nur

für die Kenner eine empfindliche Lücke gerissen. Zu seinen Neu-Einstudirungen classischer Dramen hat es in den letzten Wochen Shakespeare's „Richard III." gefügt, der in einer dem englischen Vorbilde nachgeahmten malerischen und prächtigen Einrichtung, bei lebhaftem Ensemble-Spiel, den besten Eindruck machte. Ragt auch Herrn Friedmann's Leistung als Richard III. nicht entfernt an die geniale Schöpfung Dawison's heran, so kann sie sich doch immer als eine achtbare, unter den Mittelmäßigkeiten der Zeit, sehen lassen. Das Schwinden der eigentlich schauspielerischen Kräfte, Haase's und Barnay's, aus seinem Verbande und die Nothwendigkeit, der ihm noch gebliebenen hervorragenden künstlerischen Persönlichkeit, Hedwig Niemann, neue lohnende Aufgaben zu stellen, mögen nicht ohne Einfluß auf die größere Mannigfaltigkeit und Beweglichkeit im Repertoire des Deutschen Theaters geblieben sein. Die Pforten, die es Anfangs der neuen Production so eng verschlossen, hat es ihr jetzt weit geöffnet. Nach einander sind zwei französische Schauspiele: „Der Hüttenbesitzer" von Georges Ohnet und „Die Welt, in der man sich langweilt" von E. Pailleron und zwei deutsche: „Die große Glocke" von Oskar Blumenthal und „Frau Susanna" von Paul Lindau und Hugo Lubliner über seine Bretter gegangen.

Die erste Aufführung des vieractigen Schauspiels „Der Hüttenbesitzer" fand noch im Ausgang der vorigen Saison am Sonnabend den 31. Mai statt. Das Stück ist dem gleichnamigen Roman „Le maître de forges" nicht nachgearbeitet, sondern einfach, in vielen seiner Auftritte wortgetreu, entnommen. Ohnet schielt bei allen seinen Erzählungen, die er unter dem Gesammttitel „Les batailles de la vie" zusammenfaßt, nach dem Theater: mehr als einmal hat man die Empfindung, als schriebe er das Drama, das er im Kopfe fertig hat, nur probeweise, um das Publicum zu prüfen, um zu erfahren, an welchen Dingen es vielleicht Anstoß nehmen könnte, als Roman nieder. Denn künstlerisch ausgearbeitet sind auch in dem Roman nur die Vorfälle, die nachher auf die Bühne übertragen werden, das Uebrige, das D'rum und D'ran, die Vermittlung zwischen den leidenschaftlichen Scenen, die Uebergänge, worin sich die eigentliche epische Kunst zu offenbaren pflegt, werden von ihm in dem knappen und kurzen Reporterstil berichtet. Das Thema des „Hüttenbesitzers" ist weder in Deutschland noch in Frankreich neu: ein unermeßlich reicher bürgerlicher Ehrenmann verliebt sich in eine eigensinnige, schöne Adelige. Eine Weile hat sich Claire von Beaulieu, die Tochter einer Marquise, heimlich über die steifen Huldigungen lustig gemacht, die ihr Herr Philippe Derblay darbringt; als sie aber ihr Vetter, der Herzog von Bligny, sitzen läßt und sich mit der Tochter eines reichen Chokoladenfabrikanten Moulinet verheirathet, stellt sie plötzlich der Gesellschaft, die sich auf dem Schlosse ihrer Mutter zusammengefunden, Derblay, ihren Gutsnachbar, als ihren Bräutigam vor. Nach der Hochzeit ergreift sie die Reue über ihre rasche That, sie überschüttet ihren Gatten, der von ihren Herzensempfindungen keine Ahnung hatte und sie in dem guten Glauben geheirathet hat: sie hege wenigstens Freundschaft und Achtung zu ihm, mit den ungerechtesten Vorwürfen. Die Folge ist, daß sie wohl in demselben Hause, aber völlig getrennt von einander leben. Allmälig aber fängt Claire ihren Mann zu lieben an, sie erfährt durch einen Zufall, daß sie arm ist, daß ihre Mutter einen für ihr Vermögen verhängnißvollen Proceß verloren, daß dieser Verlust ihren Vetter bestimmt hat, sich von ihr zurückzuziehen, während gerade ihre Armuth Derblay Muth gemacht, seine Werbung um sie fortzusetzen. Ein Duell, das beliebte Auskunftsmittel des französischen Theaters, führt auch in diesem Falle die Wendung und die glückliche Lösung herbei. Claire wirft sich zwischen die Duellanten, zwischen Derblay und Bligny, und empfängt dabei, indem sie ihren Gatten rettet, eine Wunde an der Hand. Die schwer Geprüften haben sich endlich erkannt und sinken sich gerührt in die Arme. Weder ist der Gedanke tief noch die Ausführung charakteristisch. Die Figuren haben nur eine geringe Individualität, die Sprache ist glatt, aber ohne Originalität. Von dem theatralischen Geschick des Verfassers zeugt besonders der erste Act. Die ganze Vorgeschichte des Romans ist hier, in voller Deutlichkeit und Verständlichkeit, auf wenige, gut in einander greifende, sich vortrefflich durch ihre eigene

Bewegung steigernde Scenen zusammengedrängt. In der ersten Vorstellung entschied das Spiel der Hauptdarsteller, Fr. Niemann (Claire) und Hr. Barnay (Derblay), das auf das Feinste gegenseitig abgewogen war, den Erfolg des Stückes.

Ungleich französischer, in Figuren wie in Dialog, muthet Eduard Pailleron's Komödie in drei Acten, „Die Welt, in der man sich langweilt", an. Sie wurde am 25. April 1881 zum ersten Male im Theater français aufgeführt, wo sie wegen ihrer vielen durchsichtigen Anspielungen und der satirischen Darstellung des Professors Caro und seines Einflusses auf seine weibliche Zuhörerschaft eine außerordentliche Beliebtheit gewann. Ganz Paris wollte den Professor Bellac und seine Gefolgschaft von Frauen und Mädchen kennen lernen und die Urbilder errathen. Auf dem Wallner-Theater hatte die Uebertragung in das Deutsche kein rechtes Glück. Die Aristokratie aus dem Faubourg St. Germain erschien hier zu sehr als die Familie der Tante Buchholz aus der Landsbergerstraße. Im Deutschen Theater wird der Ton etwas höher gegriffen; das Zusammenspiel ist feiner ausgeglichen und mannigfaltiger schattirt, so daß der Zuschauer doch ein ungefähres Bild der Gesellschaft gewinnt, die Pailleron gezeichnet hat. Die Handlung des Stücks ist unbedeutend: zwei junge Leute, Roger de Ceran und Susanne de Villiers, entdecken ihre Herzen, inmitten von allerlei kindischen und kleinlichen Salon-Intriguen und Plaudereien, der Reiz des Ganzen beruht auf der satirischen Schilderung der einzelnen Persönlichkeiten, in dem Witz und Geist einer alten Herzogin, die in dieser ein wenig gemischten Gesellschaft das „alte" Frankreich, seine lockeren Sitten mit inbegriffen, ebenso anziehend wie glänzend vertritt.

Dasselbe Glück wie mit seinem „Probepfeil" hat Oskar Blumenthal mit seinem Lustspiel in 4 Acten „Die große Glocke" gehabt, das am Sonnabend, den 11. October, zum ersten Male aufgeführt wurde. Nichts ist leichter, als sich der modernen Production gegenüber hinter die Classiker zurückzuziehen und im Namen Lessing's, Schiller's und Goethe's die Schächer zu verdammen. Daß sie die großen Muster halbwegs darüber zu Vogelscheuchen machen, vergessen die Eiferer und auf die Frage: wie denn das Theater ohne neue Stücke leben solle? bleiben sie die Antwort schuldig. Blumenthal's Komödie genügt nicht nur billigen, sondern auch künstlerischen Ansprüchen; daß sie kein Meisterwerk ist, wird Niemand besser wissen als der Autor. Aber sie bringt eine Schwäche, meinetwegen ein Laster der Zeit in einer Handlung voll Komik und Humor, in lebenswahren, unmittelbar aus unserer Umgebung gegriffenen Figuren auf die Bühne. Unsere Sitten wird sie nicht bessern, die Reclame nicht aus der Welt schaffen, doch gibt sie die einen wie die andere dem heiteren Gelächter preis. So seid Ihr, mögen die Pharisäer grollen; so sind wir, sagen wir, mea culpa, maxima mea culpa. Zwei Damen, eine Baronin Erna von Solden und eine Frau Consul Constanze Gundermann, sind in der Stadt die beiden Protectorinnen der Künste und ziehen, jede nach ihrer Seite, die große Glocke der Reclame. Eine sucht der andern die Berühmtheiten für ihren Salon wegzufangen, ihre gegenseitige Eifersucht setzt die Glocke in immer schnellere Bewegung. Jetzt gilt es, einem jungen Künstler den Preis bei einer Concurrenz für einen monumentalen Brunnen in Bremen zu erstreiten. Frau Gundermann wird für Eberhard Wilfried gewonnen, Frau Baronin von Solden stimmt für Theobald Vogt, zu dem sich überdies nicht nur ihre Eitelkeit, sondern auch ihr Herz hingezogen fühlt. Der ergötzliche Streit der beiden Frauen für ihre Schützlinge dient aber zugleich dazu, in lebendigster Weise die Charaktere dieser zu entwickeln. Theobald Vogt ist der geborene Künstler, großmüthig, leichtsinnig, Herz und Zunge immer auf dem rechten Fleck, in einer gefälligen Scene gesteht er der Baronin seine Liebe. Eberhard Wilfried ist ernster, in sich gekehrter, aber zum großen Bildhauer nur von seiner Mutter, die ihn vergöttert, von dem Ruhme seines Vaters und zuletzt von der Reclame aufgepäppelt. Aber er weiß sich männlich zu fassen und männlich zu handeln, als er erfährt, daß er seinen plötzlichen Ruf und den Preis in der Concurrenz nur der großen Glocke zu verdanken hat. Er entsagt der hohen Kunst und wird der geschickte und beliebte Zeichner in einer Bronzefabrik. Die

Stieftochter der Frau Constanze, Ottilie, aus der ersten Ehe des Consuls, steht ihm in dieser Wandlung treu zur Seite. Auch sie strebt aus dem unwahren und unnatürlichen Verhältniß zu ihrer Stiefmutter, die sie mit Putz und Schmuck überlädt und überall in den Mittelpunkt der Gesellschaft stellt, um nicht für eine böse Stiefmutter gehalten zu werden, zur Wahrheit und Einfachheit, die sie in der Vereinigung mit Wilfried findet. Das Alles spielt sich natürlich, in rascher Handlung, in einem munteren Dialog ab, der, was mir angenehm aufgefallen ist, sogar mehr als einmal wahrhafte Gefühlstöne anschlägt und von echtem Humor durchleuchtet ist. Das Haus des Consuls Gundermann ist wie aus Berlin W herausgeschnitten: in der Beleuchtung der Bühne erscheint Manches possenhafter und übertriebener, als das Vorbild, aber der Kern der Dinge ist immer richtig getroffen. In der Ausbildung der Technik würde ich der „großen Glocke" vor dem „Probepfeil" den Vorzug geben, die Bewegung der Handlung ist glatter, die Figuren stehen der Wirklichkeit noch näher und verletzen uns nicht, weder durch ihr Thun noch ihre Rede; hinsichtlich der originellen Erfindung, der dramatischen Schwungkraft aber verdient der „Probepfeil" den Preis. Die Gestalten der „großen Glocke" gleichen klug und vorsichtig retouchirten Photographien, die Hauptfiguren des „Probepfeils": der polnische Virtuose, die kokette Weltdame um die Fünfunddreißig herum, hatten die Lebendigkeit und die Kühnheit von Porträtskizzen.

Einen geringeren Erfolg als die „große Glocke" erzielte bei dem Publicum wie bei der Kritik das am Mittwoch den 3. December zum ersten Male aufgeführte Schauspiel in 5 Acten „Frau Susanne": eine gemeinsame Arbeit von Paul Lindau und Hugo Lubliner. Ein Kunstwerk — ja nur eine dramatische Dichtung, die auf diese Bezeichnung einen Anspruch erheben könnte, geht aus einer solchen gemeinschaftlichen Thätigkeit niemals hervor; aber die Franzosen bringen, eben weil ihr dramatischer Rahmen enger ist und fester steht, in der Vereinigung zweier Talente oft die überraschendsten Wirkungen und vortreffliche Theaterstücke hervor. Zwei Dinge, glaub' ich, müssen dabei betont werden: einmal die vielen Proben, denen in Paris ein neues Stück unterworfen ist und die es den Dichtern gestatten, die Scenen wiederholt anders zu gruppiren, hier hinzuzufügen, dort auszulassen, die ein Zusammenarbeiten aller Kräfte, der Schriftsteller, Regisseure, Schauspieler, selbst derer, die bloß „Ideen" haben, geradezu fordern; und dann die Werke der Neulinge, der Unerfahrenen, die der reifere Dichter als eine Art Canevas behandelt. Wenn in dem vorliegenden Falle Hugo Lubliner das Schauspiel von der ersten zur letzten Zeile geschrieben und es Paul Lindau übergeben hätte: nun mache damit, was Du willst! so wäre etwas ungleich Vollendeteres herausgekommen. Wenigstens hätten wir dann, trotz einiger Risse und Nähte, eine Arbeit aus einem Gusse, während jetzt weder Lindau's Witz noch Lubliner's Findigkeit, ein Potpourri herzustellen, sich voll entfalten können. Die Absicht der beiden Dichter, für Frau Hedwig Niemann eine sogenannte gute Rolle zu schreiben, hat ihnen die Lösung ihrer Aufgabe noch mehr erschwert: um den einen Frauencharakter sich ausleben zu lassen, sind alle Uebrigen in die zweite Linie gedrängt worden. Und dieser Charakter ist nicht einmal ausgiebig. Einem jungen Kaufmann, einem verwegenen Streber, der Glück im Spiel wie an der Börse hat und dem es gelungen ist, sich in kurzer Zeit aus mäßigen Verhältnissen zum Reichthum aufzuschwingen, Franz Martini, fällt im Verdruß darüber, daß ein altes Handlungshaus seine Werbung um die Tochter zurückgewiesen, eine Reisebekanntschaft ein, Fräulein Susanne Körten, eine Professorstochter aus Gotha. Er beschließt sie zu heirathen, nicht aus Liebe, sondern um ein kostbares Spielzeug mehr zu haben, um das er beneidet wird, wie um seinen Meissonnier. Susanne nimmt ohne Zögern seine Werbung an. Dies ist der Inhalt der beiden ersten Acte, die mit ihrer breiten Schilderung eines hauptstädtischen Clubs, eines wunderlichen Gelehrtenheims, mit der Fülle ihrer episodischen Züge in das heitere Lustspiel fallen und sogar nicht das eine oder das andere possenhafte Element verschmähen. Ohne jede Vermittlung ist in den letzten drei Acten die Lage, der Charakter der Hauptpersonen, der Ton des Stücks

geändert. Anfänglich ist Franz Martini Alles zum Glück ausgeschlagen, jetzt verfolgt ihn auf allen Wegen das Unglück, jede Speculation fügt ihm neue Verluste zu und wir fragen vergeblich, wo denn eigentlich die Ursache dieses Unheils steckt? In den ersten Acten ist er aufrichtig, waghalsig, vertrauend gewesen; jetzt lügt er, schwankt hin und her und mißtraut aller Welt. Aus der schüchternen Kleinstädterin Susi ist eine moderne Dame, putzsüchtig, verschwenderisch und eitel, geworden, die erst durch das Unglück zu einer liebenden, aufopferungsfähigen Gattin bekehrt wird. Auch hier haben die Dichter alle Uebergänge übersprungen. Der lichte Komödienhimmel hat sich düster bewölkt, das Stück schließt mit einer Art von Concursanmeldung, freilich mit der Aussicht auf einen neuen Sonnentag, ein idyllisches Glück in bescheidener Häuslichkeit, wo Franz Martini wieder Graupen verkauft, wie sein Vater, und Susanne billige Wollenkleider trägt, wie in Gotha. So hat das Schauspiel weder eine einheitliche künstlerische Physiognomie, noch einen durchgehenden Stimmungston. Zwei Hälften sind lose zu einem Ganzen verknüpft, aber jede hat ein besonderes Herz und einen besonderen Kopf. Die erste, die lustige, ist als dramatischer Bau schwächer als die zweite, da sie nur eine Episode an die andere reiht, aber sie ist durchweg in derselben flotten Weise geschrieben und in derselben Beleuchtung gehalten: die zweite, die drei letzten Acte, hat ein stärkeres Rückgrat, ist mit feinerem Sinne geordnet und mit größerer Kunst zu der Hauptscene des Ganzen — Susanne hält ihren Gatten halb mit List und Scherz, halb mit Zärtlichkeit und Schmerz in ihrem Zimmer von der Unterzeichnung eines verhängnißvollen Contractes zurück — gesteigert, aber sie verzögert die Entwicklung und stört die Einheit des Vortrags durch die Einmischung der komischen Gestalten aus dem ersten Theil. Was die Dichter in ihrem Schauspiel anstrebten, merkt man wohl: der Gegensatz zwischen der waghalsigen Speculation und dem soliden Geschäft, dem Streberthum an der Börse und dem altbegründeten, altmodischen und stark verknöcherten Kaufmannsthum sollte gezeigt, der interessante Mädchencharakter durch die modische Weltdame und Salonkönigin zu der treuen Gattin, der Beratherin und Freundin des Mannes entwickelt werden, nur daß weder das eine noch das andere Ziel erreicht worden ist. Vielleicht lassen sich überhaupt beide Probleme nicht in einem Stücke durchführen, in jedem Falle verlangen sie eine ungleich strengere und schärfere Motivirung im Einzelnen, eine größere Klarheit und Durchsichtigkeit der Katastrophe, als sie ihnen von unsern Dichtern zu Theil geworden ist. Die Zeit, die sie mit dem Dienstmädchen des Professors Körten, dem Telephon, den Karten und dem Provenceröl des Clubs und den Briefen an den Fürsten von Trachwitz, „poste restante, Magadino", verlieren, hätten sie viel besser zur Ausfüllung der Lücken in ihrer Handlung und in den Charakteren ihrer Figuren benutzt.

Durch das Gastspiel der Frau Franziska Ellmenreich, der sich für einige Stücke Frau Marie Seebach anschloß, wurde es dem Belle-Alliance-Theater möglich, einen Versuch in die Sphäre der höheren Kunst hinein zu wagen. Leider ist die Künstlergesellschaft, die sich dort zusammengefunden, zu solchen Versuchen zu wenig durchgebildet und das Grundübel des ganzen deutschen Theaterwesens, der Mangel an Proben, bei einer Vorstadtbühne, deren Publicum beständig Neues fordert, besonders stark entwickelt. Um Maria Stuart, Adrienne Lecouvreur, Donna Diana, die bezähmte Widerspenstige auch nur mittelmäßig darzustellen, wäre eine längere und gründlichere Schulung der Mitglieder nöthig gewesen, als sich bei den Verhältnissen des Belle-Alliance-Theaters durchführen ließ. Das Publicum verdankt indessen dem Gastspiel der begabten und vielseitigen Künstlerin, der nur die Stetigkeit und die Beschränkung in einem engeren Rollenkreis, da ihr der Accent für das Hochtragische versagt ist, zur vollen Entfaltung fehlen, die Kenntniß einer Dichtung von Friedrich Spielhagen und einer Plauderei von Turgenjew.

Spielhagen's Drama „Gerettet", das zu seinem Schaden den Titel „Schauspiel" statt „Trauerspiel" in 4 Acten führt, ging am Sonnabend, den 27. September zum ersten Male in Scene. Bei sehr ungenügender Darstellung, indem nur Frau Ellmenreich ihrer Rolle gerecht wurde. Von allen Stücken, die uns

die Saison bisher gebracht, kommt diese Dichtung in der Technik, in dem Aufbau der Fabel, in der Gestaltung der Figuren dem Muster eines modernen Drama's am nächsten. Das Stück verläuft innerhalb weniger Tage, während keines Zwischenactes vollzieht sich irgend eine Wandlung in der Lage oder in dem Charakter des Helden und der Heldin, jede Scene fließt aus der andern, nirgends eine empfindliche Störung, ein Witz an der unrechten Stelle. Auch der Vorwurf ist verständlich und ergreifend: eine Frau, die sich einer alten Schuld wegen tödtet, um ein Mädchen, das sie wie ihre Tochter liebt, vor einer Ehe mit einem ungeliebten Manne zu bewahren, um sich selbst vor einem Rückfall in die Schuld zu retten. Vortrefflich, wenn der Dichter diese Gedanken in einfachen Verhältnissen, Alfresco, in groben, aber packenden Strichen und Farben zum Austrag gebracht hätte. Wenn Leonore von Goseck die wirkliche Mutter Evelinen's und nicht bloß ihre mütterliche Freundin wäre, wenn der Gatte, dem sie die Treue gebrochen, nicht der vor sechs Jahren verstorbene alte Baron Goseck, sondern der lebendige Bankier Breitenstein wäre, wenn die Liebesbriefe, die sie dem abenteuernden Egon von Oletzkow geschrieben, eine gegenwärtige Anklage gegen sie und nicht eine verjährte Schuld gegen den Todten wären! Ein Theaterpublicum hat gröbere Nerven, als es der Dichter vorausgesetzt. Um Leonore und Egon, die es vor sich sieht, denen es trotz alledem eben ihrer Leidenschaft wegen seine Theilnahme schenkt, glücklich zu wissen, würde es mehr als einen alten Baron Goseck opfern, den es nicht sieht. Die feinen geistigen Fäden, die Spielhagen zwischen Leonoren und Evelinen hinüber und herüber spielen läßt, würde es gern für ein materielles Band der Blutsverwandtschaft hingeben. Daß Egon Alles thut, sich der früher Geliebten wieder zu nähern, sich an der, die ihn stolz und schnöde zurückweist, grausam zu rächen, begreift und entschuldigt es; aber es folgt dem Dichter nicht, wenn er seine Heldin, um eines solchen Mannes willen, in den Tod schickt, es glaubt ihm nicht, daß der Bankier Breitenstein seine Tochter nun mit einem armen Gelehrten, statt mit einem reichen Kaufherrn verheirathen wird. Diesen inneren Widerspruch zwischen den Empfindungen des Dichters und des Publicums vermochte die Dichtung trotz ihres Schwunges und ihrer starken und erschütternden Scenen nicht zu überwinden: bis zum Schlusse des dritten Actes verharren die Zuschauer gespannt und gefesselt, der letzte täuscht sie in ihren Erwartungen, um so mehr, da die Bezeichnung Schauspiel sie nicht auf den tragischen Ausgang vorbereitet hat. Der dramatische Dichter darf sich nicht wie der Epiker, in fein zugespitzte, halbwegs problematische Verhältnisse verlieren: er rechnet nicht mit der Phantasie und der Empfindung des einsamen Lesers, sondern mit dem Durchschnittsverständniß, dem Durchschnittsgefühl eines nach Hunderten zählenden Publicums von sehr verschiedenen Bildungsgraden. Seine Figuren können nicht durchsichtig, seine Fabeln nicht übersichtlich genug sein, auf die Neigung des Erzählers, verwickelte Lebens- und Seelenzustände zu schildern und zu entwirren, muß er entschlossen verzichten. Aber, wie schwer mögen Spielhagen und Heyse diesem Eigensten ihrer Kunst entsagen, wie unmöglich mag es ihnen erscheinen, nur die „brutale Thatsache" walten zu lassen, mit der die Franzosen ihre Theaterschlachten gewinnen!

Die kleine Plauderei von Iwan Turgenjew „Die Provinzialin" hat Eugen Zabel für die deutsche Bühne geschickt übersetzt und bearbeitet. Sie ist, auf russischem Hintergrund, nach dem Muster der französischen Proverbes gedacht und ausgeführt. Ein witziges und geistreich hinüber und herüber spielendes Geplauder, in dem eine kluge und kokette, an einen freundlich beschränkten Provinzialbeamten verheirathete Frau von einem vornehmen Herrn aus Petersburg, der bei der Durchreise in der kleinen Stadt einen Tag verweilt, einen guten Posten in Petersburg für ihren Gatten erhält: sie weiß den Grafen, der vor Jahren ihr Anbeter gewesen, in den Glauben zu wiegen, daß sie noch immer eine lebhafte Neigung für ihn empfände. Das Ganze ist zierlich und nicht ohne eine gewisse dramatische Bewegung; das Russische, das allmälig bei uns Mode wird, thut dann das Uebrige.

Im Wallner-Theater hat vom Beginn des Octobermonats an ein lustiger Schwank von Franz von Schönthan, „Der Raub der Sabinerinnen“ mehr als sechzig Abende lang die Besucher immer von Neuem angezogen, um dann am Sonnabend, den 6. December, von einem andern Schwank „Der Salontyroler“ von Gustav von Moser abgelöst zu werden. Hoffentlich mit demselben Erfolge. Den beiden Stücken entströmt jene harmlose Heiterkeit, die gleich fern von der Frivolität der Operette wie von dem künstlichen, geschraubten Witz und den satirischen Glossen mancher Lustspiele ist. Die Kritik fordern weder Schönthan noch Moser heraus, sie haben am liebsten gar nichts mit ihr und nur mit dem fröhlichen Gelächter der im Theatersaal Versammelten zu thun. Der erste entnimmt seinen Stoff dem unversiegbaren Born der Theater-Abenteuer und Anekdoten: ein Professor der Philologie läßt von einer wandernden Schauspielertruppe seine dramatische Jugendsünde „Der Raub der Sabinerinnen“, römische Tragödie natürlich, aufführen; der zweite knüpft an Defregger's bekanntes Bild „Der Bergfex“ und die unverwüstliche Figur des seligen Strizow an. Bei Schönthan bildet die philisterhafte Gesellschaft der kleinstädtischen Honoratioren, bei Moser die Bankiergesellschaft der Großstadt im Gegensatz zu den Bauern, Wirthen, Jodlern und Jodlerinnen vom Achensee den Hintergrund. Eine russische Studentin und Nihilistin führt in den Moser'schen Schwank noch ein allermodernstes, pikantes Element ein. Beiden Dichtern ist in der Erfindung und Durchführung ihrer Pläne eine frohgemuthe Naivetät eigen, für die es keine Klippe und keine Kluft gibt, die jede etwa auftauchende Schwierigkeit spielend durch die Leichtigkeit der Arbeit und die flotte Zeichnung überwindet. Ihre Stücke sind im besten Sinne des Worts Theaterkinder; man muß sie im Theaterlicht, innerhalb der neugemalten Decorationen, aus der gehörigen Entfernung sehen: in der Luft der Wirklichkeit oder gar unter die Lupe genommen, würden sie beinahe als Mißgeburten erscheinen. Nicht schwerer als sie wiegen auf der literarischen Wage die beiden französischen Neuigkeiten „Die Sirene“ und „Der Club“, mit denen das Residenz-Theater sein Publicum unterhalten. Die feinere Arbeit ist „Der Club“, von Gondinet: eine Pariser Sittenkomödie, die neben den alten Geschichten und Scherzen, wie ein Ehemann seine Frau betrügt oder von ihr betrogen wird, eine anschauliche, munter bewegte Schilderung eines vornehmen Clubs mit dem reichsten Detail auf die Bühne bringt.

Einem Gastspiel der Meininger, das sich von dem Ausgang des Augusts bis in den Anfang des Octobers, auf dem Victoria-Theater, erstreckte, fehlte diesmal die rechte Anziehungskraft. Sie waren zu früh gekommen und besaßen kein Zugstück. Fitger's „Hexe“ ist trotz seiner hervorragenden Schönheiten im Einzelnen durch seinen Stoff ein zu problematisches Drama, um die weiteren Kreise des Publicums anzuziehen; und „Maria Stuart“ entbehrt gerade der Elemente, in deren Ausprägung und Darstellung die Kunst der Meininger beruht. Von der Hofgesellschaft im Beginn des zweiten Actes abgesehen, gibt es in dem Trauerspiel keine Massenbewegung: auch der Gang Maria's zum Schaffot vollzieht sich bei Schiller ohne Aufzug. Nach den Lords Leicester und Burleigh erscheint der Sherif, „einen weißen Stab in der Hand, hinter demselben sieht man durch die offenbleibende Thüre gewaffnete Männer“: das ist die kurze Anweisung des Dichters, und ich glaube nicht, daß die Zuschauer mehr verlangen. Der Schwerpunkt des Trauerspiels liegt so ausschließlich in der Darstellung der Hauptfiguren, daß für die Ausstattung, die Umgebung lange nicht so viel Raum und Gelegenheit bleibt, wie etwa im „Don Carlos“ oder in der „Braut von Messina“. Je historisch treuer, je stilvoller der Rahmen ist, um so besser; aber der Rahmen wird nicht gefordert.

Mit der Ertheilung der Schillerpreise am 10. November — zwei waren fällig, da die Commission für das Jahr 1881 keinen zuerkannt hatte — an Ernst von Wildenbruch und Paul Heyse hat sich die öffentliche Meinung und Stimmung, ohne jeden Widerspruch, einverstanden erklärt. Offenbar ist diese Form, das dramatische Talent zu ehren, indem nicht auf ein einzelnes Stück, sondern auf eine

Reihe von Schöpfungen reflectirt wird, viel glücklicher, als die frühere, einer Dichtung als der gelungensten innerhalb eines Zeitraums von drei Jahren den Preis zu ertheilen: einen Preis, der ihr dann wiederholt von der Kritik wie von dem Publicum verweigert wurde. Was man im Einzelnen gegen Nissen, Wilbrandt und Anzengruber, die im Jahre 1878 preisgekrönten, und jetzt gegen Heyse und Wildenbruch betonen mag: Niemand bestreitet ihnen ihr Verdienst um unsere Bühne und einen Ehrenplatz in der Gefolgschaft Schiller's. Auch die Gerechtigkeit der Commission wird dadurch gegen oft nur zu begründete Angriffe bewahrt: es war unmöglich, daß die Mitglieder derselben alle innerhalb der drei Jahre veröffentlichten Dramen auch nur dem Titel nach kannten, von einer eingehenderen Prüfung selbst nur der 3—400 Buchdramen ganz zu schweigen. Der jetzige Modus der Preisertheilung befriedigt alle berechtigten Ansprüche und läßt auch das Urtheil des Publicums zu der ihm unter allen Umständen gebührenden Geltung kommen: denn nicht irgend eine dramatische Schöpfung wollte der erhabene Stifter des Preises geehrt wissen, sondern eine, die sich auf der Bühne bewährt hätte.

Karl Frenzel.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte December.

Die öffentliche Aufmerksamkeit Deutschlands ist während der letzten Wochen zwischen den Verhandlungen der seit dem 15. November vereinigten westafrikanischen Conferenz und der fünf Tage später eröffneten neuen Reichstagssession getheilt gewesen. Während es sich rücksichtlich der letzteren um Einleitungsdebatten handelte, die trotz der lebhaften Art ihrer Inscenirung Schlüsse auf den weiteren Fortgang nur soweit zulassen, als eine Verschärfung des Gegensatzes zwischen der Regierung und der Centrumspartei unabwendbar geworden zu sein scheint, — ist von der in Sälen des Reichskanzler-Palais tagenden Versammlung immer nur die Rede gewesen, wenn Ergebnisse derselben vorlagen. An solchen Ergebnissen aber hat es trotz der Kürze der inzwischen verflossenen Frist nicht gefehlt. Von den vier das Programm der Conferenz umfassenden Punkten sind die beiden ersten erledigt worden, ohne daß von dabei vorgekommenen Schwierigkeiten etwas verlautbart hätte. Danach kann angenommen werden, daß die fernere Entwicklung sich unter denselben günstigen Zeichen vollziehen werde. Nachdem es gelungen, eine Verständigung über die großen Principien der Handelsfreiheit und der gleichmäßigen Behandlung der Zugehörigen aller an der Colonisirung Afrika's betheiligten Staaten rücksichtlich der neuerschlossenen Gebiete herbeizuführen, wird die Festsetzung der Bedingungen für die Rechtsgültigkeit künftiger Besitzergreifungen schwerlich auf Hemmungen stoßen: der schwierigste Punkt, die Anwendung der für die Schiffahrt auf dem Kongo und der Kongomündung angenommenen Grundsätze des Wiener Congresses auf den Niger ist zum allgemeinen Erstaunen völlig anstrengungslos erledigt worden. Da England an dem unteren Laufe dieses Stromes die Position einnimmt, welche Portugal vergeblich in Bezug auf den Kongo in Anspruch zu nehmen versucht hatte, war man allgemein der Ansicht, die britischen Ansprüche würden, wenn überhaupt erst nach längerem Kampf, herabgestimmt werden. Daß es zu einem Kampfe gar nicht gekommen ist, bedeutet einen Erfolg des französisch-deutschen Zusammengehens und der von dem deutschen Reichskanzler befolgten Politik, der alle Erwartungen übertrifft. Offenbar hat die Rücksicht auf ein mögliches Entgegenkommen der beiden ad hoc verbündeten Mächte in Sachen Aegyptens bei Lord Granville schwerer gewogen, als die Summe der entgegenstehenden Bedenken. Was die bei Eröffnung des Reichstages gehaltene Thronrede hoffen ließ, scheint sich schon gegenwärtig seinem vollen Umfange nach erfüllt zu haben, und die Aera der auf ein dauerndes Einverständniß der leitenden Mächte gegründeten Friedenssicherheit thatsächlich eingeleitet zu sein.

Daß die aufstrebende deutsche Colonialpolitik unter solchen Zeichen ihre ersten Schritte gethan hat, wird als günstiges Omen ihrer Fortentwicklung in den weitesten Volkskreisen dankbar begrüßt werden. Hand in Hand mit der Anerkennung Deutschlands als Colonialstaat aber ist eine andere Anerkennung ausgesprochen worden, die zugleich der ferneren Erschließung des „dunkeln Erdtheils" und der Eintracht der an derselben interessirten Culturvölker wichtige Dienste zu leisten verspricht: die Anerkennung des Besitzstandes und der Flagge der sog. afrikanischen Gesellschaft. Dem Beispiel Amerika's folgend, haben Deutschland und England mit diesem erst vor wenigen Jahren begründeten internationalen Staatswesen Verträge abgeschlossen, welche demselben eine öffentlich anerkannte völkerrechtliche Existenz sichern, und schon aus diesem Grunde eine hohe culturelle Bedeutung in Anspruch nehmen. Noch bevor die Welt sich daran gewöhnt hat, daß Deutschlands Eintritt in die Reihe der führenden Mächte den Frieden Europa's auf eine neue Grundlage gebracht hat, wiederholt dieselbe Erscheinung sich im südwestlichen Afrika, das bis vor wenigen Monaten außerhalb aller politischen

Berechnungen lag und jetzt in die Mitte derselben tritt. Und nicht das allein. Das erste „deutsche Blaubuch", das überhaupt an die Oeffentlichkeit getreten ist, berichtet uns zugleich von einer Reihe sorgfältig vorbereiteter Maßregeln zur Fußfassung unserer Nation in den südlichen Breiten, und von vollendeten Thatsachen, welche der gesammten Colonialpolitik des Welttheils eine veränderte Richtung angewiesen haben. Handelte es sich nicht um Dinge, nach welchen die deutsche Entwicklung längst gedrängt hat und die von der Willkür Einzelner unabhängig sind, so könnte man meinen, es sei für den Eintritt Deutschlands in die Schranken des colonialen Wettbewerbes der „psychologische Moment" gewählt worden. Deutschland im Einverständniß mit den beiden Ostmächten, deren Interessengegensatz sonst für unversöhnlich galt, — Frankreich von der alten Verbindung mit dem Nachbarn jenseit des Canals losgelöst, in einen bedenklichen Conflict an der äußersten Grenze der alten Welt verwickelt und Aegyptens wegen auf continentale Unterstützung angewiesen, — England in Folge seiner ägyptischen Politik vollständig isolirt, mit der Sorge um Irland belastet und bis zur Wiederherstellung seines maritimen Uebergewichts in seiner Actionsfähigkeit genirt, — ist ein günstigerer Augenblick zur Erweiterung des deutschen wirthschaftlichen Machtgebiets überhaupt denkbar? So einleuchtend ist die Gunst dieser Lage, daß erfolgreiche Versuche zur Hemmung unserer colonialpolitischen Weiterentwicklung auch da nicht mehr für möglich gehalten werden, wo es an der Neigung zu einer Opposition auf diesem Gebiete nicht fehlt. Ueber die *kleinen* Hindernisse, die dem Reichskanzler bei Gelegenheit der Etatsberathungen in den Weg gelegt worden sind, wird derselbe aber unzweifelhaft hinwegzukommen wissen. Wunderlich genug nimmt es sich allerdings aus, daß in Tagen wie den unsrigen, Voten von der Art derjenigen noch möglich gewesen sind, welche die consularischen Vertreter des Deutschen Reichs unter Existenzbedingungen stellen wollten, für welche der Maßstab aus deutschen Mittelstädten und aus in seliger Verschollenheit dahinlebender Kleinstaaten hergeholt wird. Die Zeiten der „engen deutschen Schuhe" sind ein Mal unwiderbringlich vorüber, und nachdem man über die *Zwecke* einig geworden, wird man sich zur Bewilligung der denselben entsprechenden Mittel wohl oder übel entschließen *müssen*, — einerlei ob diese Mittel direct colonialen Zwecken, oder Unternehmungen zum Behuf der Erweiterung des deutschen Absatzgebietes bestimmt sind.

Aus der außerdeutschen Welt haben Dinge von weltbewegender Bedeutung während der letzten Monate ebenso wenig vorgelegen, wie während der vorangegangenen Zeitabschnitte. An Vorgängen von symptomatischem Interesse hat es dagegen nicht gefehlt. Von der großen Veränderung, die sich jenseit des Oceans vollzogen, die vierundzwanzig Jahre lang herrschend gewesene Partei gespalten und den Candidaten der Demokratie zum Träger des amerikanischen Reformgedankens gemacht haben, ist in diesen Blättern bereits wiederholt die Rede gewesen. Bis zum 4. März 1885 werden die bisherigen Inhaber der amerikanischen Staatsgewalt ihre Rechnungen abzuschließen haben, — nach dem Amtsantritt Cleveland's aber wird voraussichtlich noch ein längerer Zeitraum vergehen, ehe von den Worten zu den versprochenen Thaten übergegangen werden kann. — Inzwischen wird die Mehrzahl der Fragen, welche die westeuropäische Welt augenblicklich beschäftigen, voraussichtlich schon entschieden sein. Als merkwürdigste derselben stellt sich die eben jetzt im Abschluß begriffene Angelegenheit der englischen Wahlreform dar. Die geräusch- und anstrengungslose Erledigung des zwischen Mr. Gladstone und den Tories geführten Streites über die „redistribution bill" hat fast allenthalben auf dem Continent überrascht. Diese Ueberraschung wird dadurch noch vergrößert, daß die Tragweite der beschlossenen Umgestaltung von den Betheiligten selbst sehr viel höher angeschlagen wird, als von uns Zuschauern, die wir den Schwerpunkt der endlich vereinbarten Doppelbill in ihrem ersten Theile, den Bestimmungen über die weitere Ausdehnung und Demokratisirung des Wahlrechts, zu sehen geneigt waren. Ganz anders lautet das Urtheil der von den Ueberlieferungen des altenglischen Parlamentarismus ausgehenden britischen Politiker, denen die „redistribution bill" für ungleich wichtiger, folgenschwerer und ver-

hängnißvoller gilt. Die Meinung dieser Kreise läßt sich deutlicher nicht wiedergeben als in den nachstehenden Sätzen eines Londoner Briefes vom 6. December d. J. geschehen ist.

„Die Wichtigkeit der Bill (so heißt es a. a. O.) besteht vornehmlich darin, daß dieselbe die uralte Unterscheidung zwischen Grafschaften und Wahlflecken beseitigt, welche davon ausging, daß die Grafschaften und die von diesen erwählten Mitglieder eine höhere Classe repräsentirten als die von den kleinen Städten erwählten Mitglieder (borough members). Nun das Wahlrecht gleichmäßig gemacht wird, verliert diese Unterscheidung Grund und Boden und werden etwa 165 Wahlflecken-Sitze in Landwählerschaften aufgehen und die letzteren werden thatsächlich Wahldistricte werden. Jeder Wahldistrict mit einer Bevölkerung von weniger als 50,000 Seelen hat nur ein Mitglied zu wählen. Das alte englische Princip pflegte dagegen zu sein, daß jeder Wahlbezirk, einerlei, ob ländlich oder städtisch, zwei Mitglieder entsandte. Jetzt sollen die großen Städte und die großen Grafschaften in Districte getheilt werden, deren jeder ein Mitglied zu wählen hat. Die Wirkung davon wird eine weitgreifende sein und u. A. darin bestehen, daß verschiedene Theile bestimmter Städte oder Grafschaften Mitglieder ihrer verschiedenen politischen Meinung entsprechend wählen werden. Schon daraus erklärt sich, daß die Bill ohne Begeisterung aufgenommen wurde, denn sie kann leicht für den alten Stamm der parlamentarischen Vertreter verhängnißvoll werden. Es werden diese ihre Localinteressen und ihre locale Bedeutung aufzuopfern, sich an viel größere Wahlkörperschaften zu wenden und einander bekämpfende Einflüsse auszusöhnen haben. Niemand kann sagen, welcher Art das Ergebniß der nächsten allgemeinen Wahl sein wird, denn sie wird unter völlig neuen und noch unerprobten Verhältnissen stattfinden und die Meinung ausschließen, als könne irgend eine Partei von vornherein über einen so complicirten Wahlmechanismus gebieten. Klar ist nur, daß das individuelle Parlamentsmitglied der Zukunft eine weit weniger wichtige Persönlichkeit sein wird, als es zur Zeit war, da es eine große Grafschaft, eine große Stadt, selbst einen großen Wahlflecken repräsentirte. Die Stimme von Yorkshire, von Somerset, von Liverpool oder von London bedang ein gewisses Gewicht und eine gewisse Würde. Der künftige Vertreter einer Wählerschaft oder eines Districtes von 50,000 Seelen wird keine derartige gebietende Stellung einnehmen: London allein wird 87 Vertreter zu erwählen haben, die Gesammtzahl der Mitglieder Schottlands aber um weitere zwölf vermehrt werden."

Die aus den vorstehenden Mittheilungen redende resignirte Stimmung ist für die Zeit und für die Verhältnisse der neuesten englischen Wahlreform überaus charakteristisch. Freunde und Gegner derselben wissen gleich genau, daß Zusammensetzung und Ansehen des Parlaments von der neuen Maßregel keine Förderung zu erwarten haben werden. Man unterwirft sich derselben wie einer Naturnothwendigkeit, an welcher Menschen nichts zu ändern vermögen. Die Tories selbst sind es gewesen, von welchen der Anstoß zu einer Umgestaltung ausging, die der nationalen Ueberlieferung den Rest geben wird und von der Jedermann weiß, daß sie zu einer qualitativen Verbesserung der ohnehin gegen früher erheblich verschlechterten Parlamentsarbeit nicht beitragen könne. Béranger's Vorhersagung: „L'égalité fera sa gerbe" scheint sich nicht nur auf dem Festlande, sondern auch jenseits des Canals just in dem Augenblicke bewahrheiten zu sollen, wo in aller Herren Ländern die ernsthaften Denker an der Ersprießlichkeit der Grundgedanken der französischen Revolution irre zu werden beginnen. Ueberall die gleiche Klage über den Niedergang des parlamentarischen Lebens, seines Ansehens und Einflusses und nichts desto weniger überall das gleiche Bestreben, die alten geschichtlichen Bedingungen desselben im Sinne einer rein mechanischen Staatsauffassung zu verschlechtern! Ohne Rücksicht auf die mit dem allgemeinen Stimmrecht gemachten übeln Erfahrungen in England ein weiterer Schritt zu demselben, — in Frankreich das Bestreben auch die Senatswahlen auf das suffrage universel zu gründen und dadurch die Möglichkeit selbständiger, von den Tagesstimmungen unabhängiger parlamentarischen Boten vollends auszuschließen! Dieser Proceß aber vollzieht sich bei vollendeter Gleichgültigkeit der Massen gegen die in ihrem Namen vorgenommenen

Umgestaltungen und ohne daß ein gewaltsames äußeres Drängen nach denselben behauptet werden könnte. In beiden Culturländern des Westens ist die Volksaufmerksamkeit ganz anderen Fragen, als denjenigen der verfassungsmäßigen Organisation zugewendet. Was für das heutige England Aegypten bedeutet, bedeutet für Frankreich die Verwicklung mit China und wenn man die Pariser Zeitungen nach der meistbesprochenen Angelegenheit der letzten Wochen fragt, so erhält man zur Antwort, daß die Tonking-Debatte und der dem Ministerium Ferry bewilligte neue Credit von 143 Millionen alle übrigen neueren Vorgänge in die zweite Reihe zurückgestellt haben. So groß ist der Eindruck des in der chinesischen Angelegenheit errungenen Regierungserfolges gewesen, daß die den Herren Ferry und Waldeck-Rousseau durch Annahme des unliebsamen Flocquet'schen Antrages bereitete Verlegenheit den Glauben an den Fortbestand des Cabinets vom 21. Februar 1883 keinen Augenblick erschüttert hat. Nach den bleibenden Momenten des Staatslebens zu fragen, hat man sich aber so vollständig entwöhnt, daß über der Tagesangelegenheit die fernere Gestaltung des Verfassungslebens vergessen und so gethan wird, als ob die künftige Einrichtung des Senates mit der chinesischen Verwicklung auf demselben Brette liege und nicht länger als diese dauern werde.

Denselben Eindruck der Unruhe und der Befangenheit in kleinlichen Augenblicks- und Popularitätsrücksichten machen die über das Budget pro 1885 geführten Kammerverhandlungen. Inmitten einer finanziellen und wirthschaftlichen Krisis, deren Bedrohlichkeit nach der Meinung von Männern wie L. Say und P. Leroy-Beaulieu nicht ernst genug genommen werden kann und trotz der ziffernmäßig vorliegenden Nachweise über die ungeheure Zahl unbeschäftigter Arbeiter von Paris, Lyon u. s. w. haben republikanische Stimmführer wie Louvet und Wilson von einer vortrefflichen Lage der Staatsfinanzen, von Verdiensten der Kammer um Einschränkung der Staatsausgaben und von der Unmöglichkeit geredet, irgend Jemand für die übrig gebliebenen Schwierigkeiten verantwortlich zu machen. Darüber, daß das Ausgabenbudget sich seit dem Jahre 1876 um nahezu 900 Millionen vermehrt hat und daß allein für das Volksschulwesen 100 Millionen jährlich mehr als früher verausgabt werden, tröstet Herr Louvet sich durch die Erwägung, daß Alles mit rechten Dingen zugegangen sei und daß die Mehrheit der rechtmäßig erwählten Vertreter des souveränen Volks diese Mehraufwendungen in legaler Weise beschlossen habe, während Herr Wilson eine Formel gefunden hat, welche das Mißverhältniß zwischen Einnahmen und Ausgaben auch principiell rechtfertigt. In „einer demokratischen Republik“, so lehrt der Schwiegersohn des Präsidenten Grévy, können Wohlfahrtsausgaben überhaupt nicht so beschränkt werden, wie in Monarchien und sind Ersparungen, sobald dieselben sich auf populäre Zwecke beziehen, so übel wie möglich angebracht. Bei Festsetzung der Gehalte für republikanische Beamte sind nicht die Leistungen, sondern die Bedürfnisse derselben zum Maßstab zu nehmen u. s. w.

Trotz der handgreiflichen Widersinnigkeit dieser Ausführungen haben dieselben immer noch größeren Eindruck gemacht, als die Reden der Opposition, weil diese wiederum von Uebertreibungen im gegentheiligen Sinne strotzten, ausschließlich Grau in Grau malten und so wichtige Thatsachen, wie diejenige der Amortisirung der halben Milliardenschuld von 1871 geflissentlich außer Betracht ließen. Man hat den Eindruck, als sei auf eine sachliche Prüfung der Finanzlage und der Mittel zur Erleichterung derselben von vornherein verzichtet und die gesammte Budgetberathung nur dazu bestimmt worden, die Thatsachen zu Zwecken der Partei-Propaganda zu fälschen. Das gilt aber nicht nur von den Plenar-Verhandlungen, sondern ebenso von den Commissionsberathungen. Trotz der Vergeblichkeit des bereits in früheren Jahren demonstrativ genommenen Anlaufs zur Beseitigung der Aufwendungen für religiöse und kirchliche Zwecke liegt auch dies Mal ein in verwandter Absicht gefaßter, praktisch völlig aussichtsloser Commissionsantrag auf Herabsetzung der sämmtlichen Bischofsgehälter, Beseitigung der Staatsstipendien in den Seminarien u. s. w. vor. Außerdem aber die 235 000 Francs, welche für die sieben theologischen Facultäten des Landes (5 katholische und 2 evangelische) aufgewendet werden, künftig in Wegfall

kommen. Rücksichtlich der beiden evangelischen Facultäten (von denen eine, die nach Paris verlegte Straßburger Schule, der Initiative Gambetta's entsprungen) hat die Commission auf Andrängen des Cultusministers schließlich nachgegeben; das Spectakelstück einer auf die noch unentbehrlicheren katholischer Facultäten bezüglichen Debatte hat man dem Plenum dagegen nicht vorenthalten zu dürfen geglaubt.

Die Beziehungen zwischen dem päpstlichen Stuhle und der Pariser Regierung sind trotz dieser ausgesprochenen Kirchenfeindlichkeit des heutigen Frankreichs immer noch sehr viel freundlicher geblieben, als diejenigen der Curie zu anderen Staaten. Mit der Hälfte des guten Willens, den Leo XIII. der ältesten Tochter der Kirche beweist, hätten die immer wieder ins Stocken gerathenden Unterhandlungen mit Herrn von Schlözer längst zu einem befriedigenden Abschluß gebracht und die Reibungen, die zu den jüngsten Klagen des „Journal de St. Petersbourg" über das Verhalten der Curie Veranlassung gegeben hatten, vollständig vermieden werden können. — Von dieser Episode abgesehen, haben russische Nachrichten von irgend welcher Bedeutung auch während des letzten Monats nicht vorgelegen. In den westlichen Provinzen des Reiches nimmt die Russificationsarbeit ihren unaufhaltsamen Fortgang, im fernen Osten bereitet man einen letzten Vorstoß auf die Ueberreste des dahinsiechenden Khanats von Chiwa vor, — in den südlichen und centralen Theilen Rußlands aber bildet die schwierige Lage der Landwirthschaft nach wie vor den Gegenstand bitterer Klagen. Die Gunst des letzten Ernteergebnisses hat die chronische Stockung des Absatzes auf den denkbar höchsten Punkt getrieben und entlang den nach Westen und Süden führenden Schienenwegen Weizenmassen aufgehäuft, von denen man annimmt, daß sie im günstigsten Falle über ein halbes Jahr zu Schleuderpreisen Absatz finden werden. Der von dem Finanzminister von Bunge veröffentlichte Bericht über die verbesserte Lage der zu einer Steigerung der Einnahmen gediehenen Staatsfinanzen hat aus diesem Grunde ebenso wenig Eindruck gemacht wie die zeitweise Besserung des (in den letzten Tagen wieder gefallnen) Courses der Valuta, die von 202 auf 215 gestiegen war. Ein Ende der Krisis läßt sich in Rußland, dem par excellence ackerbauenden Staate, eben noch weniger absehen, wie in den westlichen Ländern, die sich vergeblich gegen die Getreideüberfluthung aus dem amerikanischen Westen zu schützen suchen. Was Herr Poyer-Quertier neulich über den Zusammenhang zwischen dem landwirthschaftlichen und dem industriellen Rückgange in seinem Vaterlande bemerkte, gilt für Rußland im eminenten Sinne: daß es für die verminderte Kaufkraft im Innern schlechterdings kein Aequivalent gibt. — Auf die russischen Industriezustände ist, beiläufig bemerkt, durch die jüngst veröffentlichten Berichte der Fabrikinspectoren von Moskau und Wladimir ein interessantes Streiflicht geworfen worden. Alles, was jemals über die Auswüchse des westeuropäischen Industrialismus und über die Nachtseiten des Fabrikwesens in Liverpool, Manchester, Roubaix u. s. w. ans Licht gezogen worden, wird durch die Schilderungen weit übertroffen, die der Fabrikinspector Janshul von der Weiber- und Kinderarbeit in Moskau, Twer, Iwanowo u. s. w. entwirft. In 185 von diesem Beamten besuchten industriellen Anlagen waren zwischen 8000 und 9000 Kinder beschäftigt, die zum Theil das zehnte Lebensjahr noch nicht erreicht hatten, von ihren Pflegern (Gemeinden und sogenannten Wohlthätigkeitsanstalten) auf viele Jahre an die Unternehmer „vermiethet" und von diesen auf das Rücksichtsloseste ausgebeutet wurden. In manchen Gegenden des industriellen Rußland hatte man von dem Inhalt des am 1. Juni 1882 erlassenen Fabrikgesetzes noch nicht die leiseste Kunde erhalten, zehn- bis zwölfstündige Beschäftigung von Kindern und Minderjährigen für normal gehalten, an Sicherheits- und Sanitätsmaßregeln, Fabrikschulen und die übrigen von dem Gesetze vorgeschriebenen Wohlfahrtsveranstaltungen noch nie einen Augenblick gedacht und bei kaltem Blute ein Elend heraufbeschworen, welches die herkömmlichen Redensarten von der Bewahrung Rußlands vor den Greueln des Industrialismus und des Proletariats als vollendete Absurditäten erscheinen läßt. Es verdient alle Anerkennung, daß diese Zustände auf den ausdrücklichen Befehl des Ministers Bunge rücksichtslos ans Licht gezogen und zum Gegenstande der öffentlichen Discussion gemacht worden sind. Nur so läßt sich hoffen, daß die mehr als 1800 Fabriken, die der unerschrockene Moskauer Fabriken-

inspector noch nicht visitirt hat, an ihre Pflicht und an die Verantwortlichkeit ihrer Leiter erinnert werden. Die Zeiten sind vorüber, in denen die russische Industrie eine reine locale Bedeutung hatte! Die Gesammtzahl „nicht accisepflichtiger", d. h. nicht mit Tabaksverarbeitung, Brauerei und Brennerei beschäftigten gewerblichen Anstalten in Rußland wurde zu Anfang dieses Jahrzehnts auf 27,927, diejenige der in denselben beschäftigten Arbeiter auf 689,452 angegeben, das Gouvernement Moskau allein zählte 1527 Fabriken mit mehr als 162,000 Arbeitern, Woronesh 1280, Perm 1750 Fabriken u. s. w.

Unter den europäischen Parlamenten ist das cisleithanisch-österreichische dieses Mal das einzige gewesen, das die Wiederaufnahme seiner Arbeiten bis zum Anfang des laufenden Monats verschoben hatte. Die Arbeiten desselben haben sich vorläufig auf die Entgegennahme des Dunajewski'schen Finanzexposés und auf die Bewilligung der Weitererhebung der bestehenden Steuern beschränkt, — die eigentliche Campagne soll erst im neuen Jahre ihren Anfang nehmen. Vorbereitet wird dieselbe durch Herrn Rieger's in Ungarn angestellte Versuche, für eine Sammlung der sämmtlichen Kräfte des cisleithanischen Slawenthums die magyarische Zustimmung einzuholen und die Welt über den Unterschied zwischen literarischem und politischem Panslawismus aufzuklären. Wer von der slawistischen Bewegung überhaupt Etwas kennt, der weiß, daß ein solcher Unterschied seit mindestens dreißig Jahren nicht mehr besteht und nie wieder möglich werden wird. Als classisches Zeugniß dafür darf das große Pypin-Spassowitsch'sche Werk über die Geschichte der slawischen Literaturen (deutsch von Fr. Pech, Leipzig 1881—1882) angeführt werden, das nicht nur für den engen Zusammenhang der politisch-nationalen mit den literarischen Tendenzen der „slawischen Renaissance" auf jeder Seite Beweise beibringt, sondern auf das Deutlichste darthut, daß die eigentlich treibende Kraft der Sache auf der politischen Seite liegt. Wo, wie in den ehemals polnischen Ländern, die Gedanken des politischen Panslawismus abgelehnt werden, hat das, was Herr Rieger „literarischen Slawismus" nennt, niemals Anklang oder auch nur Verständniß gefunden. Wo sind im letzten Viertheil des neunzehnten Jahrhunderts überhaupt literarische Bestrebungen aufgetaucht, die sich nicht alsbald mit nationalen verquickten und wo in aller Welt gibt es noch einen politisch indifferenten Nationalismus? In Ungarn muß man das genauer wissen, als sonst irgend wo, denn dieses Land ist seit nunmehr fünfzehn Jahren der classische Boden nationalistischer Actionen und Reactionen gewesen, die um die Wette bemüht waren, alle Lebensregungen in den Dienst des politischen Parteiwesens zu nehmen und diesem die wichtigsten Rücksichten geistiger und materieller Cultur, ja der Humanität selber zu opfern. Die magyarischen Führer haben nur nöthig, sich ihres Vorgehens gegen die evangelisch-slowakischen Gemeinden und Kirchendiener zu erinnern, um im Voraus zu wissen, daß ein bloß „literarischer" Panslawismus in Ungarn und Oesterreich noch unmöglicher geworden ist, wie in irgend einem andern Theile der modernen Welt. Die neuesten Vorgänge in dem katholischen Kroatien ermöglichen eine deutliche Vorstellung davon, welch' größere Verhältnisse die slawistische Bewegung ein Mal unter den unirten Ruthenen und den orthodoxen Serben des Serbenlandes anzunehmen vermöchte. Gegenwärtig sind die Aussichten derselben freilich nur höchst mäßige. Der von St. Petersburg aus gemachte Versuch, eine gesammtslawische Feier der tausendsten Wiederkehr des Sterbetages des heiligen Methodius in Scene zu setzen, hat schmähliches Fiasco gemacht und einen Streit zwischen katholischen West- und orthodoxen Ostslawen entzündet, der aller Wahrscheinlichkeit noch mit einem Siege der ersteren enden und den Schwerpunkt der beabsichtigten Feier nach Mähren verlegen wird. Noch sind im östlichen Europa die confessionellen Interessen stärker, als alle übrigen, und bedarf es nur eines energischen Appells an die katholischen Empfindungen der czechischen und slawischen Massen, damit die bestorganisirten slawistischen Unternehmungen zu Boden fallen.

Literarische Rundschau.

Der dritte Band von Zeller's „Vorträgen und Abhandlungen".

Vorträge und Abhandlungen. Von Eduard Zeller. Dritte Sammlung. Leipzig, Fues's Verlag 1884.

Die Vorzüge aller Werke Eduard Zeller's: in mannigfacher Weise zu belehren und zu eigenem Nachdenken anzuregen, bei aller Gründlichkeit auch die abstractesten Probleme lichtvoll zu behandeln und, ohne den Anforderungen strenger Wissenschaft etwas zu vergeben, auch für einen größeren Leserkreis anziehend geschrieben zu sein, finden sich in hohem Maße in der neuen wie in den früheren Sammlungen seiner „Vorträge und Abhandlungen".

Die im vorliegenden Bande gesammelten neun Abhandlungen, von welchen die philosophischen mit denen der früheren beiden Bände in einem einheitlich-systematischen Zusammenhange stehen, sind theils Rectorats-Reden, theils in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gelesen, theils früher in Zeitschriften erschienen, theils hier zuerst veröffentlicht. In der ersten Abhandlung wird die „Lehre des Aristoteles von der Ewigkeit der Welt" erörtert. „Je unbefangener und gründlicher wir die Werke der alten Philosophen durchforschen," bemerkt der berühmte Geschichtsschreiber der griechischen Philosophie, „um so häufiger stoßen wir auf Probleme, von denen wir gestehen müssen, daß sie noch nicht erledigt, auf Gedanken und Entdeckungen, die noch immer nicht in dem Maße verwerthet sind, wie sie es verdienten." Ein solcher Gedanke nun sei Aristoteles' Lehre von der Anfangslosigkeit wie endlosen Fortdauer der Welt. Aristoteles war der erste, der die Anfangslosigkeit der bestehenden Weltordnung annahm; denn wenn auch alle griechischen Philosophen von Anfang an vorausgesetzt hatten, daß der Stoff der Welt nicht entstanden sei, so hatten sie doch alle das Weltgebäude als solches erst in einem bestimmten Zeitpunkt aus diesem Stoffe hervorgehen lassen. Als entscheidendes Argument für seine Ansicht scheint Aristoteles schon in seinen jüngeren Jahren die Erwägung angesehen zu haben, daß die Vollkommenheit Gottes den Gedanken ausschließe, als ob er jemals ohne eine Welt sein oder gewesen sein könnte; und er beschuldigte diejenigen, welche einen Weltanfang behaupteten, einer schweren Gottlosigkeit. Später gab er diesem Gedanken den mehr abstracten Ausdruck, daß mit der Ursache die in der Natur derselben liegenden Wirkungen nothwendig gegeben seien, und daß wir daher die letzteren nicht auf irgend einen Zeitraum beschränken können, wenn wir die ersteren ewig und unveränderlich zu denken genöthigt sind. An die Darstellung der Aristotelischen Lehre schließt Zeller die seiner eigenen. Mit überlegener dialektischer Schärfe weist er nach, daß sich in keiner Weise die Annahme eines zeitlichen Anfangs oder Endes des Weltprocesses rechtfertigen läßt.

Der zweite Vortrag handelt „über die griechischen Vorgänger Darwin's", wobei im Besondern die Irrigkeit der oft gemachten Annahme dargethan wird, daß schon

Empedokles die Zweckmäßigkeit der Organismen als eine bloße Folge des Ueberlebens der lebensfähigen und Untergehens der lebensunfähigen Wesen angesehen habe; denn nach Empedokles haben sich nicht die vollkommenen Organismen allmälig aus den unvollkommeneren entwickelt, sondern sie sind erst nach dem Untergange dieser durch eine neue schöpferische Thätigkeit der Natur gebildet worden. Vielmehr scheint erst Aristoteles die Frage ventilirt zu haben, ob die Zweckmäßigkeit der Natureinrichtung sich nicht ohne eine nach Zweckbegriffen wirkende Naturkraft erklären lasse — eine Frage, die er verneinte; und Aristoteles' Andeutungen ohne Zweifel verdankte Epikur, und durch ihn Lucrez, die von diesen versuchte mechanische Erklärung des Zweckmäßigen. Aber auch letztere haben diesen Gedanken für die Untersuchung der Entstehung der lebenden Wesen nicht benutzt.

Im folgenden Essay spricht Zeller über das einzige uns bekannte Beispiel einer auf heidnischem Boden entstandenen apokalyptischen Weissagung, die „vollkommene Rede" des angeblichen Hermes Trismegistus, und sodann, in der nächsten Abhandlung, „über den wissenschaftlichen Unterricht bei den Griechen". Die griechischen Philosophenschulen waren nicht bloß ein Verein von Lehrern und Schülern, sondern zugleich eine Verbindung neben einander stehender wissenschaftlicher Arbeiter und verbanden mit dem Charakter einer Lehranstalt bis zu einem gewissen Grade den einer Akademie. Aber sie waren reine Privatgesellschaften: die Staaten betrachteten es nicht als ihre Aufgabe, sich der wissenschaftlichen Studien anzunehmen. Erst das römische Kaiserthum war es, welches dem Gedanken einer staatlichen Fürsorge für den wissenschaftlichen Unterricht näher trat; die von demselben errichteten Unterrichtsanstalten aber repräsentirten nicht, wie unsere Universitäten, eine organische Vereinigung aller Fächer, sondern sie gaben nur eine Gelegenheit zur Erwerbung derjenigen Fertigkeiten und Kenntnisse, auf welche theils bei allen Gebildeten, theils im Besondern bei den öffentlichen Beamten der Hauptwerth gelegt wurde.

„Ueber akademisches Lehren und Lernen" handelt der nächste Vortrag, welcher, gehalten am 3. August 1879, in weiten Kreisen nachhaltige Beachtung gefunden zu haben scheint. Von besonderer Bedeutung dürfte in demselben der Nachweis der Nothwendigkeit ungeschmälerter Freiheit für Lehrende wie Lernende sein, die Befürwortung einer Prüfung der Studirenden inmitten ihrer Studienzeit, wie sie bisher nur für ein Berufsfach besteht, und die Empfehlung einer ausgedehnteren Pflege der von den Docenten geleiteten wissenschaftlichen Uebungen.

An diesen Vortrag schließt sich der feinsinnige Essay „über die Bedeutung der Sprache und des Sprachunterrichts für das geistige Leben" an, welche den Lesern der „Rundschau" wohl bekannt ist[1]). Ihm folgen zwei werthvolle ethische Abhandlungen: „über das Kantische Moralprincip und den Gegensatz formaler und materialer Moralprincipien" und „über Begriff und Begründung der sittlichen Gesetze". Unser Philosoph sieht als das oberste ethische Princip die Forderung an, „daß unser Wollen und Handeln dem entspreche und aus dem Gefühle dessen hervorgehe, was dem eigenthümlichen Wesen des Menschen gemäß ist, daß mit anderen Worten die Idee der Menschenwürde und der Humanität die Richtschnur und der Beweggrund unseres Thuns sei. Denn das Wesen des Menschen als solchen, das, was ihn zum Menschen macht, bestehe in dem geistigen Theil seines Wesens, in seiner Vernunft; in demselben Maß aber, wie ihm dies zum lebendigen Bewußtsein kommt, werde er es auch als eine Forderung seiner Menschennatur anerkennen, alle seine Lebensthätigkeiten, so weit dies von ihm abhängt, mit dem Geist zu durchdringen, mit der Vernunft zu beherrschen." Die sittlichen Vorschriften schöpfen ihren Inhalt zwar aus der Erfahrung, ihre verpflichtende Kraft aber beruhe auf allgemeinen, von jeder bestimmten Erfahrung unabhängigen Gesetzen des menschlichen Geistes: jede sittliche Vorschrift enthalte also sowohl empirische als apriorische Elemente. Sittlich nothwendig oder Pflicht nennen wir diejenige Handlungsweise, „welche mit logischer Nothwendigkeit aus der

---

[1]) Man vergl. das Märzheft 1884 (Bd. XXXVIII, S. 359 ff.).

Voraussetzung hervorgeht, daß der Mensch ein Vernunftwesen sei, daß der geistige Theil seiner Natur im Vergleich mit dem sinnlichen nicht bloß einen höheren, sondern allein einen unbedingten Werth habe.

Den Schluß der Sammlung bildet eine eindringende Untersuchung „über die Gründe unseres Glaubens an die Realität der Außenwelt".

G. v. Gizycki.

Eine Turgenjew-Studie.

Iwan Turgenjew. Eine literarische Studie von Eugen Zabel. Leipzig, Otto Wigand. 1884.

Ueber Iwan Turgenjew ist so viel geschrieben, von ihm selbst so reichliches Material zur Geschichte seines Lebens und seiner Entwicklung dargeboten worden, daß es für einen gescheidten Mann nicht schwer halten konnte, dieses Material in ein Gesammtbild zusammen zu arbeiten. Eine Schwierigkeit blieb dabei freilich übrig: die Aufgabe, den nationalen Hintergrund für das zu entwerfende Bild zu finden und die Gestalt des bedeutendsten russischen Dichters der Neuzeit in die Geschichte seines Volks richtig einzuordnen. An Büchern über die neuere russische Staatsgeschichte fehlt es nicht, — von der russischen Gesellschafts- und Literaturgeschichte eine zusammenhängende Vorstellung zu gewinnen, hält für den Deutschen dagegen außerordentlich schwer. Die Literatur läßt ihn dabei nicht nur im Stiche, sondern sie legt ihm den Irrthum nah, als sei das russische Nationalleben vollständig in die Staatsentwicklung aufgegangen und als bedeute der etwa übrig gebliebene Rest nichts weiter als ein unüberwundenes Stück Halbbarbarei. Dazu kommt, daß die älteren russischen Schriftsteller dem Deutschen wenig bekannt und trotz zahlreich vorhandener Uebersetzungen schwer verständlich sind, daß einige der einflußreichsten Erscheinungen dieser Literatur in Zeitschriften verzettelt blieb, und daß die traditionellen Grundlagen des russischen Volks- und Kirchenthums eine Welt bilden, in welche Westeuropäer überhaupt nur in Ausnahmefällen Eintritt gewonnen haben. Bei der fundamentalen Verschiedenheit deutscher und russischer Bildungsvoraussetzungen wirkt die zufällige und unvermittelte Bekanntschaft mit Einzelnem darum in vielen Fällen so verwirrend, daß der schließliche Ertrag die Unkosten der darauf verwendeten Anstrengungen kaum verlohnt.

Diesen Schwierigkeiten gegenüber verdient es entschiedene Anerkennung, daß Herr Zabel sich über die Dinge, deren es zum Verständniß Turgenjew's bedarf, mit außerordentlichem Geschick orientirt hat. Das Aperçu seiner Darstellung ist wesentlich richtig, — richtiger und zutreffender, als irgend erwartet werden konnte. Der Verf. kennt den Boden, auf welchem er sich bewegt, natürlich nur unvollständig, aber über die Hauptstraßen und über die Nebenwege, die zu denselben führen, weiß er genugsam Bescheid, um den Leser zur Verfolgung derselben anzuleiten und von Irrgängen zurückzuhalten. Trotz der Kürze des seit dem Tode Turgenjew's verflossenen Zeitraums hat die Erfahrung das bewiesen. Die seit dem Erscheinen der Zabel'schen Schrift veröffentlichten biographischen Aufzeichnungen von und über Turgenjew bestätigen die Richtigkeit des dem Leser vorgeführten Bildes in allen entscheidenden Punkten. Der Verf. hat das nicht nur seinem gesunden Instinct, sondern vornehmlich dem Fleiße zu danken, mit welchem er sich in die Schriften Turgenjew's versenkt und dieselben zum Gegenstande seines Studiums gemacht hat; die Chronologie ist eine zuverlässige, das Urtheil auch da, wo man demselben nicht zustimmen kann, ein wohlerwogenes, die Darstellung geschmackvoll und stets auf die Hauptsachen gerichtet.

Dem Publicum kann die vorliegende Schrift als lehrreicher Beitrag zum Verständniß des bedeutendsten Novellisten der Neuzeit empfohlen, dem Verf. aber nachgerühmt werden, daß er den wenig beachteten und doch höchst beachtenswerthen Rath befolgt hat, den Bulwer dem Schriftsteller ertheilt: „Niemals dasjenige, was man durch Fleiß erlangen kann, dem Talent zu überlassen, und nie etwas lehren zu wollen, auf dessen Verständniß man nicht ein Studium verwendet hat.“ Herr Zabel hat Turgenjew wirklich studirt. J. E.

Deutsche Dichter und Denker.

Deutsche Dichter und Denker der Gegenwart. Berlin, Ernst Wasmuth 1884.

In einem kostbaren, echt künstlerisch ausgestatteten Quartbande liegt hier ein Autographenalbum vor, wie man es auch innerlich gehaltvoller sich kaum vorstellen kann. Herausgegeben von dem Vorstande der Pensionscasse der deutschen Schriftsteller, für welche der Ertrag bestimmt ist, dient es zugleich einem guten Zweck, so daß es in doppelter Hinsicht empfohlen zu werden verdient. Das Album wird in weiten Kreisen Freunde finden und Freude verbreiten; nicht nur wie die Heroen des Geistes schreiben, sondern auch was sie hier geschrieben haben, erregt Interesse. Wir erinnern uns einer ähnlichen, allerdings viel bescheideneren Sammlung aus den fünfziger Jahren, in welcher Karl Simrock sich also vernehmen ließ:

Statt uns die Krallen zu begucken,
Les't lieber, was wir ließen drucken.

Das war derb; etwas höflicher spricht sich hier Jos. Victor v. Scheffel über denselben Gegenstand aus:

Ward Dir der Musen Gunst verliehen,
So brich Dir nie den rechten Arm:
Du wirst als rücksichtslos verschrieen
Vom Autographenjägerschwarm!

Die beiden ersten Blätter unsres Albums schmücken fürstliche Namen: der von Carmen Sylva und der des Herzogs Ernst von Coburg („Non quam diu, sed quam bene“). Unter denen, welche das Erscheinen des Werkes nicht mehr erleben sollten, finden wir Emanuel Geibel, Heinrich Laube, Karl Hillebrand. Geibel's Verse stehen groß und klar und schön auf dem Papier, wie zu seiner besten Zeit; wehmüthig dagegen berührt die zitternde Hand Laube's, die doch auch einst fest genug war, und schmerzlich das Distichon des Ovid, in welchem Hillebrand seiner eignen Resignation Ausdruck gegeben zu haben scheint:

Crede mihi, miseris coelestia numina parcunt,
Nec semper laesos et sine fine premunt.

Unter den Lebenden nennen wir billig an erster Stelle den Feldmarschall Grafen Moltke; durch edle Natürlichkeit wie seine Schrift, ist auch das ausgezeichnet, was er sagt: „Der Gedanke legt den Grund für die That“. — Auf derselben Seite lesen wir von Ernst Curtius:

Wem Zeit ist wie die Ewigkeit
Und Ewigkeit wie Zeit,
Der ist befreit
Von allem Streit.

Du Bois-Reymond schildert das Wachsen und Leben des Gummibaums mit der Präcision des Naturforschers und der Sinnigkeit des Dichters —

Weiß er von sich, so ist's wohl nur ein Traum
Vom nächsten Blatt, das seine Hülle spaltet —

H. von Helmholtz schreibt schöne und bedeutende Worte über den Energievorrath des Weltalls, „vollkommen unzerstörbar und unvermehrbar wie eine Substanz, wirkend im Raume und doch nicht ohne Rest theilbar mit dem Raume, das Bewegende in aller Bewegung, das Treibende in jeder Veränderung, sich entfaltend in dem wunderbarsten Reichthum von Erscheinungen und in allen doch immer nach demselben Maße meßbar; noch nicht Geist und doch in der Weise des Seins dem, was wir uns unter Geistern vorstellen, verwandt." — Ernst Haeckel gibt ein Blatt aus seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte". — Heinrich von Sybel faßt in einem Satze die Aufgabe der modernen Geschichtschreibung zusammen: „Wenn die historische Kritik ihr Werk an einem Stoffe gethan hat, so ist die Arbeit des Historikers nicht vollendet, sondern erst begonnen." — W. v. Giesebrecht schreibt: „Arbeiten ist leben, nur ein Leben voll Arbeit kann man ein reiches Leben nennen." — Heinrich Brugsch citirt aus einer ägyptischen Grabcapelle des 18. Jahrhunderts v. Chr. Geb. folgende Inschrift: „Was ist das Leben als der Nachruf aus dem Munde der späteren Geschlechter?" — H. Schliemann feiert den Ruhm des Homer, der so wenig in den Schoß der Vergessenheit sinken, als der Glanz der ewigen Sterne verlöschen oder von Helios' Strahl das Antlitz der Nacht leuchten könne. — Prof. Lazarus beginnt eine beherzigenswerthe Mahnung über die Abnahme des Idealismus mit den Zeilen: „Gestehen wir es nur, wir haben ein wenig den Muth des Herzens verloren." — Von Wilhelm Scherer finden wir den vortrefflichen Ausspruch: „Loben ist schwerer als Tadeln. Wenn doch alle Kritiker ihren Ehrgeiz darein setzten, sich im Schwereren auszuzeichnen! Es wäre ein Segen für unsre Kunst." — Von Eduard Hanslick: „Das berühmte Axiom, es könne das „wahrhaft Schöne" (— wer ist Richter über diese Eigenschaft? —) niemals, auch nach längerem Zeitverlauf, seinen Zauber einbüßen, ist für die Musik wenig mehr, als eine schöne Redensart . . . Alle Tondichtung ist Menschenwerk, Product einer bestimmten Individualität, Zeit, Cultur, — und darum stets durchzogen von Elementen schnellerer oder langsamerer Sterblichkeit." — Von Gottfried Keller: „A. Wo laufen denn alle diese Leute hin? Was finden sie denn dort? — B. Sie finden wenigstens sich selbst wieder, wenn sie in einem Haufen bei einander stehen!" — Von Fr. Vischer:

Mit der Weichheit schwimmst du vergebens,
Diese Blase, sie trägt dich nicht;
Kraft ist die Parole des Lebens,
Welche das Eis im Strom zerbricht.

Friedrich Spielhagen spricht ein markiges Wort über das Lebenselement der epischen Dichtung, „welches Handlung und nur Handlung ist." Paul Heyse, Theodor Storm, Adolf Wilbrandt, Bodenstedt, Georg Ebers, Karl Frenzel, Louise v. François, Rudolf von Gottschall, Klaus Groth, Wilhelmine von Hillern, Helene von Hülsen, Hermann Klette, Heinrich Kruse, Fanny Lewald, Paul Lindau, Hermann Lingg, Alfred Meißner, Otto Roquette, P. K. Rosegger, Graf von Schack, Julius Stettenheim, Rob. Waldmüller, Josef Weilen, Ernst Wichert, Ernst von Wildenbruch, Julius Wolff — aber wer nennt sie alle, die Namen, deren Spenden in Vers und Prosa hier zu einem „Kranze der Erinnerung an das geistige Leben unserer Zeit" zusammengefügt sind? Nur ein paar Blüthen haben wir herauspflücken wollen, damit der Leser am Einzelnen ermessen könne, wie farbenreich und mannigfaltig das Ganze ist.

ρ. **Des Deutschen Kronprinzen Reise nach Spanien und Rom.** Journalistische Reiseskizzen von Friedrich Dernburg. Mit Zeichnungen von Hermann Lüders. Berlin, Ferdinand Salomon. 1884.

Man erinnert sich der höchst anschaulichen und lebendigen Berichte, in welchen Friedrich Dernburg, Chef-Redacteur der „National-Zeitung" und einer von den journalistischen Begleitern S. K. u. K. Hoheit des Deutschen Kronprinzen, die Reise des hohen Herrn nach Spanien und Rom geschildert hat. Dieselben, zuerst im Feuilleton der genannten Zeitung veröffentlicht, liegen hier gesammelt in einem reich illustrirten, mit solidem Luxus ausgestatteten Prachtbande vor, und man wird sie jetzt in ihrem Zusammenhange nicht weniger gern lesen, als damals, wo sie einzeln erschienen. Sie haben nichts von ihrer ursprünglichen Frische verloren. Auch heute noch, wiewohl auf schwerem Velinpapier gedruckt und mit vornehm breitem Rande, merkt man es diesen Skizzen an, daß sie „im Sturm und Drang der Reise, auf tobender See, im Eisenbahnwaggon, im Bahnhof" geschrieben worden sind, und gerade diese Unmittelbarkeit der Beobachtung und Wiedergabe bildet einen Reiz, der durch nichts Anders zu ersetzen wäre. Der Leser hat das Gefühl, immer mitten in den Begebenheiten selbst zu sein; den Pomp der Feste, der großen Empfänge, der Paraden und nationalen Schauspiele mitzumachen, in königlichen Specialtrains zu fahren oder im schwankenden Schiff auf heftig bewegtem Meere — Letzteres minus der mannigfachen Unbehaglichkeiten, die für den an seinen Schreibtisch gewohnten Berichterstatter damit verbunden waren. Ja, der Leser dieses Buches hat sogar den Vorzug, der gewiß noch niemals einem andern Sterblichen zu Theil geworden, mit unserm Kronprinzen das Empfangszimmer Sr. Heiligkeit des Papstes zu betreten, und wenn nicht ihren Worten zu lauschen, so doch — auf einem trefflich ausgeführten und zweifellos authentischen Bilde — die beiden hohen Persönlichkeiten einander im Gespräche gegenübersitzen zu sehen. Aufs Glücklichste schmiegt der Griffel des Zeichners sich der Feder des Feuilletonisten an: leicht, graziös und charakteristisch, wie die Skizzen des Einen sind auch die Skizzen des Anderen und wenn ihr gemeinsames Werk nichts weniger sein will als eine eigentliche und gerechte Reisebeschreibung, so bietet es doch eine Fülle keck aus dem Vollen herausgegriffener Züge, welche zusammen ein sehr anziehendes Bild von Land und Leuten ergeben.

σχ. **Chinesische Novellen.** (Die seltsame Geliebte; das Juwelenkästchen.) Deutsch, mit einer bibliographischen Notiz von Eduard Grisebach. Leipzig, Fr. Thiel, 1884.

Die beiden Novellen sind nicht aus den chinesischen Originalen übersetzt, sondern der ersten liegt eine freie und etwas abkürzende französische Uebersetzung von Gustav Schlegel, der zweiten eine englische Interlinearversion von Samuel Birch zu Grunde. Nur bei der zweiten darf man daher auf verhältnißmäßige Treue rechnen. Dem deutschen Uebersetzer, der seinerseits seine Vorlagen offenbar mit großer Gewissenhaftigkeit und Enthaltsamkeit in schlichter, aber gut lesbarer Sprache wiedergab, sind wir für die Bekanntschaft mit diesen merkwürdigen Erzählungen zu lebhaftem Danke verbunden. Die erste wirkt wie eine leichte Skizze; die zweite ist von großartiger Schönheit. Die erste hat eine starke Beimischung des Märchenhaften; die zweite bewegt sich bis gegen Ende hin ganz in der wirklichen Welt, nur daß der Verfasser die Wahrscheinlichkeit nicht ängstlich beobachtet und die todte Heldin in einem Traumgesicht auf die Erde zurückführt. In der ersten neigt sich eine vor Jahrhunderten Abgeschiedene dem Studenten Ming-i in Liebe zu, und er weiß nicht, daß er einen Schatten umarmt. In der zweiten schenkt ein Mädchen einem unwürdigen Schwächling ihr Herz; sie baut ihre ganze Zukunft auf seine Treue; da sich seine Charakterlosigkeit enthüllt, gibt sie sich den Tod. Die Mischung des Romantischen und der gemeinen Realität verleiht beiden Erzählungen ihren eigenthümlichen Stil; und an der Auswahl dessen, was für poetisch interessant gilt, kann man den nationalen Geschmack studiren. Examina und literarische Gespräche spielen eine große Rolle. Gedichte werden mit genauer Angabe von Zeit und Verfasser citirt. Mit Vorliebe wird auf dem Augenblicke verweilt, in welchem eine Dame ihre Toilette macht. Wunderwürdig ist die Composition der zweiten Novelle: Alles ist auf die Katastrophe angelegt; eine romantische mit dem höchsten Zauber ausgestattete Mondnacht geht vorher und entfaltet noch einmal das herrlichste Glück, ein Fest von Poesie und Liebe; eben hierdurch aber wird der Umschwung bewirkt, und am andern Morgen naht das Verhängniß. Die Rede, welche die Heldin vor ihrem freiwilligen Tode hält, die Art, wie sie den kostbarsten Schmuck in die Fluten wirft und diesen Schätzen selbst nachfolgt, wie sich dabei ein Chor versammelt und als das öffentliche Gewissen für sie und gegen den Verräther Partei nimmt, könnte gleich in eine antike Tragödie verpflanzt werden. Sehr bemerkenswerth ist die Methode der Charakteristik: der schwächliche Liebhaber wird zuerst als ein lustiger und eleganter junger Mann eingeführt; nach und nach merkt der Leser, mit wem er es zu thun hat und ist über den Menschen bereits völlig im Reinen, als der Verfasser beiläufig bemerkt, Li-lih (so heißt der Edle) sei von Natur ein schwacher Charakter und voll Furcht vor seinem Vater gewesen; zum Schluß aber kann er sich nicht enthalten, ihn geradezu für einen wahnwitzigen und albernen Burschen zu erklären, der nicht werth sei, daß man von ihm spreche. Unter den epischen Mitteln, um ihn herabzusetzen, kommt auch das Motiv vor, daß er Geld, das ihm zu andern Zwecken gegeben worden ist, zunächst auf die Herstellung seiner abgerissenen Toilette verwenden muß. Er hat immer etwas Erbärmliches, Rathloses, Schwerfälliges, wo die Geliebte Rath weiß und den Eindruck einer strahlenden Elasticität macht. Damit sie aber doch einem ebenbürtigen Manne auf ihrem Lebenswege begegne, stellt der Dichter mit großer künstlerischer Weisheit dem schwachen Liebhaber einen Landsmann an die Seite, der in einem Augenblicke der höchsten Noth für ihn handelt und dies ausdrücklich nicht um seinetwillen, sondern aus Achtung für das Mädchen thut. Der Leser wird unvermerkt angeleitet, das liebende

Paar mit den Augen dieses Freundes anzusehen, und es gibt einen schönen Abschluß, daß es der hilfreiche und ebenbürtige Mann ist, dem der Schatten der Schönen im Traume erscheint, die alte Schuld der Dankbarkeit abträgt und ihm ihr trauriges Schicksal andeutet; doch klagt sie auch jetzt den Schuldigen nicht an; sie spricht nur von sich: sie habe Gefühle ohne Maß gehegt, und ihr Kummer sei noch immer nicht vergessen.

ξ. **Meier Ezofowicz.** Erzählung aus dem Leben der Juden von E. P. Orzeszko. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Polnischen von Leonhard Brixen. Mit 26 Illustrationen von M. Andriolli. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1885.

Wer diesen Roman liest, wird kaum zur Vermuthung kommen, daß er das Werk einer Frau in der Hand habe. Der Berichterstatter kennt eine der älteren Arbeiten der polnischen Dichterin, „das Tagebuch Waclawa's", welches trotz des geistreichen Inhalts künstlerisch so formlos ist, daß er in dem E. P. Orzeszko dieses neueren Werkes einen anderen, männlichen Autor vermuthete, bis ihn der Aufsatz Hausner's (Deutsche Rundschau. 1882. Band XXXII S. 228: „Polnische Belletristik in den letzten zwanzig Jahren") eines Besseren belehrte. Zwar hat auch dieser Roman gewisse Schwächen der Form. Die Einleitung ist zu geschichtlich, der Schluß zu abgebrochen, denn das Geschick der Hauptgestalt bleibt unentschieden, wir müssen sie in dem Augenblick verlassen, wo sie nach Beendigung schmerzlicher, die Seele tief aufrührender Conflicte in die Welt hinauszieht, das Glück zu suchen und die Erkenntniß. Der Roman spielt in einem weltabgelegenen Städtchen Weißrußlands, welches fast nur von Juden bewohnt wird. Von den Kämpfen, welche sich innerhalb dieser Religionsgemeinschaften in jenen von dem Zeitgeist unberührten Orten im Osten abspielen, haben selbst die gebildeten Glaubensgenossen im Westen Europa's selten eine Ahnung. In diese Kämpfe hat die Verfasserin ihren Helden gestellt, Meier Ezofowicz. Dieser junge Jude, ein Mensch mit dem Herzen eines Kindes, wird in Mitte der ihn umgebenden Glaubensstarrheit, welche alle fremden Einflüsse als unrein von sich stößt, von tiefer Sehnsucht nach reinerer menschlicher Bildung ergriffen und endlich aus der Heimat fortgetrieben. Die Gestalt gehört zu den anziehendsten und ergreifendsten, welche ich je in einem Roman kennen gelernt habe. Aber auch die Menge der andern Menschen sind mit einer bewunderungswerthen Plastik geschildert, so daß die geistigen Strömungen innerhalb dieser Kreise in einer kaum zu übertreffenden Klarheit zu Tage treten. Wer Gelegenheit gehabt hat, das Leben der Juden des Ostens näher zu beobachten, wird außerdem noch zugeben müssen, daß die Verf. dasselbe bis in das Innerste hinein studirt hat. „Meier Ezofowicz" ist ein sittengeschichtliches Document ersten Ranges, und nicht nur ein tiefergreifender Roman. Die Bilder des Italieners Andriolli sind jedenfalls in Polen selbst entstanden, so lebensprühend sind die einzelnen Typen. Wir empfehlen das Buch den Lesern der „Rundschau" auf das Wärmste; es gehört zu denen, welche man mehrmals lesen kann, ja muß, um sich des ganzen Werthes dieser durchaus eigenartigen Schöpfung bewußt zu werden.

ϱ. **Kürschner's Taschen-Konversations-Lexikon.** Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 1884.

In einem einzigen Bande von 1667 Seiten kleinsten Formates, aber immer noch saubern und lesbaren Drucks, den ganzen Umfang unsers modernen Wissens zu geben, oder wenigstens den Extract daraus, der für das praktische Leben genügt: das ist eine fast unglaubliche Leistung und dennoch liegt sie hier vor. Wir wollen nicht sagen, daß bei dieser ungeheuren, fast unübersehbaren Masse des in einer Nußschale zusammengedrängten Stoffes nicht auch Incorrectheiten begegneten; aber es will uns scheinen, als ob diejenigen, welche vorkommen, eher Druckfehler als ursprüngliche Fehler der Information seien, und wenn wir wünschen, daß bei künftigen Auflagen der Corrector seine schwierige Aufgabe eben so befriedigend thue, als der Herausgeber die seine gethan hat, so verringert diese Bemerkung in nichts die Anerkennung, welche wir diesem Liliput-Lexikon zollen. Staunenswerth ist seine Vollständigkeit, staunenswerth die Oekonomie, durch welche jene erreicht ward. Dieses Lexikon enthält nicht nur Alles, was ein Lexikon enthalten kann, es enthält sogar noch mehr: Abbildungen und Tabellen, versteht sich gleichfalls en miniature; es ist zugleich ein Fremdwörterbuch und ein Adreßbuch aller Hauptstädte mit ihren Gesandtschaften und Consulaten, ein geographisches Lexikon, in welchem man auch den kleinsten Ort mit Angabe von Post-, Eisenbahn- und Telegraphenstation findet; und nicht genug damit, gibt es auch noch einen Porto- und Telegramm-Tarif, eine Münz- und Zinsentabelle und einen immerwährenden Kalender. Die aphoristische Kürze, die mannigfachen Zeichen und Abbreviaturen, welche gebraucht werden mußten, um ein solches Resultat möglich zu machen, sind freilich nicht Jedermanns Sache; jedoch neben den großen Konversations-Lexiken, die wir auch hinfüro nicht entbehren möchten, wird „Kürschner's Taschen-Konversationslexikon", namentlich auf Reisen, immer ein sehr nützlicher Begleiter sein.

λ. **Fairy tales from Brentano.** Told in English by Kate Freiligrath-Kroeker, and pictured by F. Carruthers Gould. London, J. Fisher Unwin. 1885.

Ein eigenartiges Kinderbuch, das uns Käthe Freiligrath-Kroeker, die Tochter Ferdinand Freiligrath's, beschert hat. Sie hat einige von den schönen phantasievollen Märchen Clemens Brentano's in das Englische übertragen und durch die vortreffliche Uebersetzung ist den Originalen nichts von ihrem poetischen Duft geraubt worden. Eine sehr hübsch geschriebene Einleitung orientirt das englische Publicum über das Leben und die Werke Clemens Brentano's, von dessen Märchen die Uebersetzerin hofft, daß auch englische Kinder sie neben denen der Brüder Grimm und Andersen's gern lesen werden. Die Ausstattung des Werkes ist innen wie außen eine durchweg originelle; das Gleiche darf man von den F. C. Gould'schen Illustrationen sagen, die dem Geiste der Märchen entsprechen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. December zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adelmann. — Was ist Glück? Novelletten von Alfred Graf Adelmann. Leipzig, Gustav Wolf. 1885.

Albertt. — Gustav Freytag. Sein Leben und Schaffen. Von Conrad Albertt. Leipzig, Edwin Schloemp. 1885.

Amyntor. — Aus der Mappe eines Idealisten von Gerhard von Amyntor. Elberfeld, Sam. Lucas.

Amyntor. — Hypochondrische Plaudereien von Gerhard von Amyntor. Vierte Auflage. Elberfeld, Sam. Lucas.

Annual report of the board of regents of the Smithsonian Institution, showing the operations, expenditures, and condition of the Institution for the year 1882. Washington, Government printing office. 1884.

Anzengruber. — Der Schandfleck. Eine Dorfgeschichte von Ludwig Anzengruber. Neue umgearb. Ausgabe. 2 Theile. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1884.

Asemissen. — Kleinstädte und Kleinstaaten auf industriellen und gewerblichen Gebieten von Oscar Asemissen. Bielefeld, August Helmich. 1885.

Ausfliegende Worte, natürliche Kinder der geflügelten Worte, auf der Citatenhatz angetroffen von einem alten Jäger. Zweite verm. Aufl. Neubrandenburg, C. Brünslow'sche Buchhandlung. 1885.

Barthel. — Sächsisch-thüringisches Dichterbuch. Unter Mitwirkung von Adolf Brieger und Kurt von Rohrscheidt herausgeg. von G. Emil Barthel. Halle a. S., Otto Hendel. 1885.

Baumgarten. — Die außereuropäischen Völker. Abgerundete Charakterbilder, Scenen aus dem Volksleben und culturgeschichtliche Darstellungen. Nach den besten und neuesten Quellen von Dr. Johannes Baumgarten. Kassel, Theodor Kay. 1885.

Bergün. — Die junge Frau. Roman von Heinrich Bergün. 2 Bde. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag. 1884.

Bodenstedt. — Der Sänger von Schiras. Hafisische Lieder, verdeutscht durch Friedrich Bodenstedt. Dritte Auflage. Jena, Hermann Costenoble.

Böhm. — Märchenbilder von Hanna Böhm. Text von Lilly Baronin von Vietinghoff. Dorpat, Reval und Fellin, E. J. Karow's Univers.-Buchhdlg. 1884.

Briefe Benedicts XIV. an den Canonicus Francesco Peggi in Bologna. (1727—1758). Nebst Benedicts Diarium des Conclaves von 1740. Herausgegeben von Franz Xaver Kraus. Freiburg i. Br. und Tübingen, J. C. B. Mohr. 1884.

Briefe an Hans von Bülow von Ferdinand Lassalle. (1862—1864). Dresden u. Leipzig, Heinr. Minden. 1885.

Bruneck. — Land-Novellen von E. Bruneck. 2 Bde. Oranienburg. Ed. Freyhoff's Verlag. 1884.

Bülow. — Novellen von Margarethe von Bülow. Mit einem Vorwort von Julian Schmidt. Berlin, Wilhelm Hertz. 1885.

Butler. — The ancient Coptic churches of Egypt. By Alfred J. Buttler. 2 vols. Oxford, At the Clarendon Press. 1884.

Byron. — Die Braut von Abydos. Aus der englischen des Lord Byron in freie, deutsche Dichtung übertragen von Friedrich Kley. Halle a. S., H. W. Schmidt. 1884.

Catt. — Unterhaltungen mit Friedrich dem Großen. Memoiren und Tagebücher von Heinrich de Catt. Herausgegeben von Reinhold Koser. Veranlaßt und unterstützt durch die K. Archiv-Verwaltung. Leipzig. S. Hirzel. 1884.

Della Neve. — Van eene Sultane en andere Gedichten. Door Fiore della Neve. Sneek, H. Pijttersen, Tz. 1884.

Demmin. — Das Tragikomische der Gegenwart. Eine Roman-Trilogie. I. Rache durch Heirath. Von August Demmin. Leipzig, Theodor Thomas. 1885.

Dernburg. — Des Deutschen Kronprinzen Reise nach Spanien und Rom. Journalistische Reiseskizzen von Friedrich Dernburg. Mit Zeichnungen von Hermann Lüders. Berlin, Ferd. Salomon. 1884.

Deutsche Dichter und Denker der Gegenwart. Berlin, Ernst Wasmuth. 1884.

Dichtungen von Puschkin und Lermontow, in deutscher Uebertragung von Andreas Ascharin. Zweite Auflage. Reval, Franz Kluge. 1885.

Ebers. — Serapis. Historischer Roman von Georg Ebers. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger). 1885.

Eigenbrodt. — Hagedorn und die Erzählung in Reimversen. Von Wolrad Eigenbrodt. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1884.

Ellinger. — Das Verhältniss der öffentlichen Meinung zu Wahrheit und Lüge im 10., 11. und 12. Jahrhundert von Georg Ellinger. Berlin, W. Weber. 1884.

Engel. — Psychologie der französischen Literatur. Von Eduard Engel. (Salon-Bibliothek.) Wien u. Teschen, Karl Prochaska. 1884.

Fernau. — Zoologia humoristica oder grundgelehrte und wahrhaftige Mittheilungen aus dem Thierreich von Dr. R. Fernau. Zweite, vielfach erweiterte und vermehrte Auflage. Gotha, Carl Glaeser.

Festschrift zur Einweihung der Neubauten der Kaiser Wilhelms-Universität Strassburg. 1884.

Feuerbach. — Ein Vermächtniss von Anselm Feuerbach. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1885.

Gaedertz. — Fritz Reuter-Reliquien. Von Karl Theodor Gaedertz. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung. 1885.

Gensichen. — Frauenlob. Von Otto Franz Gensichen. Berlin, Eugen Grosser.

Götzinger. — Reallexikon der deutschen Alterthümer. Ein Hand- und Nachschlagebuch der Culturgeschichte des deutschen Volkes, bearbeitet von Dr. E. Götzinger. Zweite Aufl. Lfg. 16/24. Leipzig, Woldemar Urban. 1884.

Graf. — Zur Frage der Organisation des Kleingewerbes und des genossenschaftlichen Creditwesens wider den Druck des Geldmonopols in neuer Auflage herausgegeben von Friedrich Graf. Leipzig, Gustav Kloetzsch.

Grazie. — Hermann. Deutsches Heldengedicht in zwölf Gesängen von M. E. delle Grazie. Zweite, vielfach verbess. Auflage. Wien, K. Konegen. 1885.

Grazie. — Saul. Tragödie in fünf Acten von M. E. delle Grazie. Wien, Karl Konegen. 1885.

Grazie. — Die Zigeunerin. Eine Erzählung aus dem ungarischen Haidelande von M. E. delle Grazie. Wien, Karl Konegen. 1885.

Haggenmacher. — Die Gefangenen. Geschichten und Bilder in Arabesken. Von Otto Haggenmacher. Leipzig. Otto Wigand. 1885.

Hanslick. — Suite. Aufsätze über Musik und Musiker v. Eduard Hanslick. Wien u. Teschen, Karl Prochaska.

Hartmann. — Das Judenthum in Gegenwart und Zukunft. Leipzig und Berlin, Wilhelm Friedrich. 1885.

Heusser. — Drei Aufsätze betreffend die europäische Auswanderung nach den Argentinischen Provinzen Buenos Ayres, Sta. Fé und Entrerios von Dr. J. Chr. Heusser. Mit einer Karte. Zürich, Orell Füssli & Comp. 1885.

Hebbel. — Friedrich Hebbel's Tagebücher. Mit einem Vorwort herausgegeben von Felix Bamberg. Nebst einem Porträt Hebbel's nach Rahl und einer Abbildung seiner Todtenmaske. Erster Band. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1885.

Herder's Ausgewählte Werke. Herausgegeben von Bernhard Suphan. 1. Band. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1884.

Herder's Cid. Herausgegeben von Carl Redlich. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1884.

Heyse. — Drei einaktige Trauerspiele und ein Lustspiel von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Hertz. 1884.

Hinüber. — Lieder und Romanzen von August Hinüber. Dritte Auflage. Leipzig, O. Elliffen. 1885.

Hirundo. — Die Giebinger. Eine Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhundert von C. Hirundo. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1884.

Homer's Odysseus-Lied. In der Nibelungenstrophe nachgedichtet von Ernst Johann Jakob Engel. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1885.

Hopfen. — Das Allheilmittel. Eine Berliner Geschichte von Hans Hopfen. Dresden, Heinrich Minden. 1885.

Klein. — Im Pußtenlande. Novellen von Hugo Klein. Berlin, Richard Eckstein Nachf. (C. Hammer). 1885.

Koehler. — Gedichte von Henriette Koehler. Mit einem Vorwort von Karl Schrattenthal. Zweite Auflage Bremen, M. Heinsius 1885.

Kralik. — Büchlein der Unweisheit. Gedichte von Richard Kralik. Wien, Carl Konegen. 1885.

Kraus. — Ultra Montes. Der Hostienbäcker von Kur-Mainz. Zwei historische Novellen von Conrad Kraus. Mainz, Franz Kirchheim. 1884.

Linke. — Aus dem Paradiese. Berliner Idyllen von Oscar Linke. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1885.

Löher. — Beiträge zur Geschichte und Völkerkunde von Franz von Löher. I. Band. Frankfurt a. M., Literar. Anstalt (Rütten & Loening). 1885.

Mentzel. — Feldnelken. Hessische Dorfgeschichten von E. Mentzel. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag. 1885.

Michelet. — Wahrheit aus meinem Leben von Carl Ludwig Michelet. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung, R. Stricker. 1884.

Mont. — Idyllen en andere Gedichten. Van Pol de Mont. Sneek, H. Pijttersen, Tz. 1884.

Müller. — Geschichte des deutschen Volkes in kurzgefaßter Darstellung erzählt von Dr. David Müller. Elfte verbesserte Auflage, besorgt von Prof. Dr. Friedrich Junge. Ausgabe für den Schul-Gebrauch. Berlin, Franz Vahlen. 1885.

Müller. — Indien in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung. Vorlesungen gehalten an der Universität Cambridge von F. Max Müller. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung von C. Cappeller. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1884.

Neuer deutscher Novellenschatz, herausgegeben von P. Heyse und L. Laistner. Bd. 6 u. 7. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1884.

Röthig. — Lichter und Schatten. Gedichte von Theobald Röthig. Zweite vermehrte Auflage. Breslau, Max Woywod. 1884.

Parlamentswissenschaft I. Die parlamentarische Taktik von Sigmund Figdor. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 1885.

Paulsen. — Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Mit besonderer Rücksicht auf den klassischen Unterricht. Von Dr. Friedrich Paulsen, a. o. Professor an der Universität zu Berlin. Leipzig, Veit & Comp. 1885.

Pecht. — Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts. Studien und Erinnerungen von Friedrich Pecht. Vierte Reihe. Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchhandlung. 1885.

Péladan. — Le vice suprême. Par Joséphin Péladan. Préface de Jules Barbey D'Aurevilly. Deuxième édition. Paris, Librairie des auteurs modernes. 1884.

Perles de la Poésie française contemporaine. 3me édition revue et augmentee considerablement. Sneek, H Pijttersen, éditeur. 1884.

Pohl. — Hektor Berlioz. Studien und Erinnerungen von Richard Pohl. Leipzig, Bernhard Schlicke. 1884.

Puttkamer. — Dichtungen von Alberta von Puttkamer. Leipzig, Edwin Schloemp. 1885.

Real-Encyclopädie der gesammten Heilkunde. Medicinisch-chirurgisches Handwörterbuch für praktische Aerzte. Herausgegeben von Prof. Dr. Albert Eulenburg in Berlin. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Lfg. 1/2. Wien, Urban & Schwarzenberg. 1885.

Report of the commissioner of education for the year 1882—83. Washington, Government Printing Office. 1884

Rhamm. — Die betrüglichen Goldmacher am Hofe des Herzogs Julius von Braunschweig. Nach den Proceßacten dargestellt von A. Rhamm. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1884.

Roeder. — Gedichte von Hans Roeder. Berlin, Freund & Jeckel. 1884.

Salinger. — Aus meiner Studienmappe. Drei neue Erzählungen von Eugen Salinger. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag. 1885.

Salis. — Grisone. Die Bluthochzeit der Baglionen. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Arnold von Salis. Leipzig, H. Haessel. 1884.

Sanders. — Ergänzungs-Wörterbuch der deutschen Sprache. Eine Vervollständigung und Erweiterung aller bisher erschienenen deutschsprachlichen Wörterbücher (einschließlich des Grimm'schen). Mit Belegen von Luther bis auf die neueste Gegenwart. Von Prof. Dr. Daniel Sanders. Berlin, Abenheim'sche Verlagsbuchhandlung. 1885.

Schubin. — Unter uns. Roman in drei Büchern von Ossip Schubin. 2 Bde. Berlin, Gebrüder Paetel. 1884.

Seitz. — Gaudeamus. Sammlung ausgewählter Lieder mit Klavierbegleitung für häusliche Kreise, Kranzchen etc. Herausgegeben von Karl Seitz. Quedlinburg, Chr. Friedr. Vieweg.

Semmig. — Fern von Paris. Erzählungen und Novellen aus der Schweiz und dem Innern Frankreichs Mitgetheilt von Hermann Semmig. Leipzig, Rudolf Lincke.

Sinnet. — Die Esoterische Lehre oder Geheimbuddhismus von A. P. Sinnett. Uebersetzung aus dem Englischen. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1884.

Sohaux. — Renate. Eine Künstlergeschichte vom Rhein. Von Ludwig Sohaux. Reudnitz u Leipzig, A. H. Payne. 1885.

Special-Verzeichniß von Eduard Bloch's Theater-Correspondenz und anderen wirksamen einactigen Lustspielen. Berlin, Eduard Bloch.

Spitta. — Psalter und Harfe Von Carl Johann Philipp Spitta. Fünfzigste Auflage Jubel-Ausgabe. Mit 24 Vollbildern, dem Porträt Spitta's, Illustr. rc. nach Originalen von B. Plockhorst u. F. Wanderer. Mit Einleitung und Biographie Spitta's von Julius Sturm. 3./16. Lfg. Bremen, M. Heinsius.

Stackelberg. — Aus Carmen Sylva's Leben. Von Natalie Freiin von Stackelberg. Mit zwei Bildnissen und einem Facsimile. Heidelberg, Karl Winter. 1885.

Stern. — Hermann Hettner. Ein Lebensbild von Adolf Stern. Mit einem Porträt. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1885.

Stettenheim. — Unter vier Augen. Besuche des eigenen Interviewers. Von Julius Stettenheim. Mit dem Porträt des Interviewers von Gustav Heil. Berlin und Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1885.

Stettenheim. — Muckenich's Reden und Thaten Von Julius Stettenheim. Berlin und Leipzig, Wilhelm Friedrich 1885.

Strack. — Aus Süd und Ost. Reisefrüchte aus drei Welttheilen von Max Strack. Erste Sammlung. Mit 2 Karten u. 2 Abbildungen. Karlsruhe u. Leipzig, H. Reuther. 1885.

Traut. — Englischer Reise- und Hôtel-Dolmetscher. Von Dr. H. Th. Traut. Leipzig, P. M. Blüher. 1884.

Trinius. Märkische Streifzüge. Neue Folge. Von A. Trinius Berlin, Schmidt u. Sternaur 1885.

Turgenjew. — Vier Erzählungen von Iw. Serg. Turgenjew. Dritte und vierte Folge. Aus dem Russischen übertragen von E. St. Leipzig, Otto Wigand. 1885.

Voß. Die neuen Römer. Roman aus der römischen Wildniß von Richard Voß. 2 Bde. Dresden, Heinrich Minden 1885

Wald-Zedtwitz. — Die Tochter des Majors Familien-Roman von E. von Wald-Zedtwitz Berlin, Richard Eckstein Nachfolger (Carl Hammer). 1885.

Weddigen. Neue Gedichte von Friedr. Heinr. Otto Weddigen. Kassel, Ernst Kleimenhagen. 1885.

Welti. Geschichte des Sonettes in der Deutschen Dichtung. Mit einer Einleitung: Ueber Heimat, Entstehung und Wesen der Sonettform von Dr. Heinrich Welti. Leipzig, Veit & Comp. 1884.

Werner. — Die Massage. Ihre Technik, Anwendung und Wirkung. Populare Darstellung mit Holzschnitten von von Dr. Carl Werner. Berlin, Steinitz & Fischer 1884.

Williams. — Mineral resources of the United States. By Albert Williams jr. Washington, Government Printing Office 1883.

Wirth. — Ungarn und seine Bodenschätze. Statistisches Handbuch ungarischer Landeskunde nach amtlichen Quellen von Max Wirth Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag. 1885.

Wussow. Die Erhaltung der Denkmäler in den Kulturstaaten der Gegenwart Im Auftrag des Herrn Ministers der geistlichen, Unterrichts- u Medizinal-Angelegenheiten nach amtlichen Quellen dargestellt von A. von Wussow Geh Ober-Regierungsrath rc. Nebst „Anlagenband". 2 Bde. Berlin, Carl Heymann's Verlag. 1885.

Zabel. Literarische Streifzüge durch Rußland von Eugen Zabel. Berlin, A Deubner. 1885

Zschiesche. — Illustriertes Briefmarken-Album von Alwin Zschiesche. Mit 40 Portraits, 84 Wappen- und über 1000 Marken- und Wasserzeichen-Abbildungen. Neunte Auflage. Leipzig, Albin Zschiesche.

Ziegler. — Deutsche Soldaten- und Kriegs-Lieder aus fünf Jahrhunderten. (1388—1871.) Gesammelt und herausgegeben von Hans Ziegler. Leipzig, Breitkopf & Härtel 1884.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.

Fortuna.

Roman
von
Alexander Kielland[1]).
(Schluß.)

XII.

„Jetzt muß ich wirklich glauben, Herr Bankdirector, daß Sie es darauf anlegen, mir Schwierigkeiten zu bereiten."

„Durchaus nicht, Herr Professor, im Gegentheil kann Niemand lebhafter wünschen, Ihnen zu Hilfe zu kommen als ich."

„Zu Hilfe! Sehr verbunden; die brauche ich aber wirklich nicht."

„Nein, nein, mißverstehen Sie mich nicht! Ich meinte nur, daß Angesichts der knappen Zeiten —"

„Ach — diese Krisis ist Ihre fixe Idee, Christensen; Sie wissen, daß ich nicht daran glaube."

Das Gespräch hatte ziemlich lange gedauert, und beide Herren waren etwas erregt — jeder in seiner Weise. Namentlich dem Professor war das Blut ins Gesicht gestiegen, und er focht mit dem Lineal hin und her. Christensen war ruhiger; er schnob nur etwas stärker als gewöhnlich und sah sich im Comptoir um.

„Nun wohl, Herr Professor Lövdahl — Krisis oder nicht — aber so viel ist sicher, daß die „Fortuna" je eher je lieber liquidiren muß."

Das kam so plötzlich, daß dem Professor Hören und Sehen verging und er einen Moment mit weit aufgerissenen Augen sitzen blieb. „Soll das ein Scherz sein, Herr Bankdirector?"

„Durchaus nicht — leider nicht — ich glaubte wirklich, Sie wären mit mir darüber einverstanden, da Sie die ganze Lage noch besser kennen müssen als ich."

„Allerdings, und ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß von dem Schritt, den Sie andeuten, durchaus nicht die Rede sein kann. Aber nun sage

[1]) Autorisirte Uebersetzung von Chr. von Sarauw.

ich Ihnen gerade ins Gesicht, Herr Bankdirector Christensen, daß Sie von dem Tage an, wo ich die Direction der „Fortuna“ übernahm, Alles, was in Ihrer Macht stand, gethan haben, um mich zu stürzen; und da Ihnen das nicht gelang, so haben Sie versucht, der Fabrik selber zu schaden; deshalb bringen Sie all' Ihre Aengstlichkeiten in den Generalversammlungen vor, und aus demselben persönlichen Grunde haben Sie die Fortunawechsel aus Ihrer Bank vertrieben.“

„Persönlichen, Herr Professor?“

„Ja, ich sage: persönlichen Grund; denn das ganze Unglück rührt daher, daß Sie sich in Ihrer Eitelkeit gekränkt fühlten, als ich bei Mordtmann's Abgang Director ward — jetzt wissen Sie es!“

Der Professor ging ganz außer sich in der Stube auf und nieder; Christensen faßte sich an der Nase und lächelte ein klein wenig hinter seiner Hand, indem er sagte: „Lassen Sie uns nicht von persönlicher Eitelkeit sprechen, Herr Professor Lövdahl. Besser wäre es, wir versuchten gemeinsam dem Unglück entgegenzutreten. Diese Fabrik ist ein verfehltes Unternehmen — laßt uns das doch endlich einmal einsehen.“

„Durchaus nicht; ich bestreite das auf das Bestimmteste. Die Fabrik ist gut und wird gut geleitet; aber die Zeiten sind über die Maßen ungünstig gewesen.“

„Nun, dann bin ich gezwungen, es Ihnen zu sagen: mein heutiger Besuch hatte den Zweck, Sie darauf vorzubereiten, daß ich in der nächsten Generalversammlung den Vorschlag stellen werde, die Fabrik solle liquidiren.“

„Meinetwegen,“ sagte der Professor, drehte sich um und trat an das mittlere Fenster. Er war so aufgeregt, daß er im ersten Augenblick die Sache gar nicht recht zu fassen vermochte; wie er aber so in den Garten hinunter starrte, wo der Krokus am Rande der Blumenbeete emporsproß, trat ihm der Ernst der Lage in seiner ganzen gefahrvollen Tragweite vor die Seele.

Die Lage der Fabrik „Fortuna“ war sehr schlecht — das wußte Niemand besser als er selbst, der sie mit großen persönlichen Opfern im Gange und scheinbaren Gedeihen erhalten hatte. Es war keineswegs unmöglich, daß die Actionäre, wenn sie einen genauen Einblick in den Stand der Sache erhielten, die Liquidation vorziehen würden, und dann stand er da wie Einer, der etwas übernommen, was seine Kräfte überstieg; wie Einer, der schweren Verlust über seine Mitbürger gebracht, und seine ganze Stellung, all' die Anbetung, die ihm lieb und unentbehrlich geworden, war hin auf immerdar. Aber etwas noch weit, weit Schlimmeres stieg in dunkeln Umrissen vor ihm auf; wenn die Fabrik fallirte, so war es um seinen guten Namen geschehen, sein Credit erlitt einen Stoß und die allergrößten Schwierigkeiten konnten entstehen.

Lövdahl fühlte die Kniee unter sich wanken; nein — es durfte nicht geschehen; Christensen durfte den Vorschlag nicht stellen, die Lage war zu gefahrvoll. Es konnte aber noch eine Wendung eintreten, wenn er nur Aufschub erhielt, und einen Augenblick sank sein Muth so tief, daß er daran war, sich zu demüthigen und Christensen zu bitten, er möge seinen Vorschlag zurückhalten. Als er sich aber wieder zum Bankdirector umdrehte, der langsam seine Hand-

schuhe anzog, kam ihm ein guter Einfall: „Wenn Sie wegen Ihrer Fortunaactien so besorgt sind, werde ich sie wohl lieber übernehmen müssen; wie viele haben Sie jetzt?"

„Ich habe zehn; aber ich darf mir wohl kaum die Hoffnung machen, daß Sie so viele übernehmen werden."

„Warum nicht, ich mache mir ein Vergnügen daraus," sagte der Professor mit überlegenem Lachen; „die fünf Actien, die ich das vorige Mal von Ihnen erhielt, verkaufte ich eine halbe Stunde darauf mit Gewinn."

„Wirklich?" erwiderte Christensen höflich; „würden Sie denn auch jetzt wieder die Actien zum vollen eingezahlten Betrage übernehmen?"

„Al pari, wie das letzte Mal, natürlich!" erwiderte der Professor; „dann hoffe ich aber auch, daß Sie einsehen werden, Ihr Vorschlag wegen Liquidation sei, gelinde gesagt, unangebracht."

„Jetzt kann von jenem Vorschlage nicht mehr die Rede sein; denn da ich nicht mehr Actionär bin, trete ich bei der nächsten Generalversammlung aus dem Verwaltungsrathe aus."

Diese Wendung kam dem Professor unerwartet; wenn Christensen den Posten als Verwaltungsrath niederlegte, nachdem er sich aller seiner Actien entledigt, so war dies ein ebenso tödtlicher Schlag für die Fabrik wie jener Vorschlag. Der Professor machte daher eine abwehrende Bewegung und sagte: „Nein, nein, Herr Bankdirector, so war es nicht gemeint. Sie haben mich nicht recht verstanden! Wenn ich jetzt Ihre Actien übernehme, so ist dies nicht um eines augenblicklichen Vortheils willen, sondern im Interesse der Fabrik — das wissen Sie selber. Ich verlange daher als Gegendienst von Ihnen, daß Sie nicht allein von jenem Vorschlage abstehen, sondern daß Sie auch die Direction und speciell mich stützen. Sie sollen überhaupt in der Generalversammlung in einer Weise auftreten, daß das Vertrauen zur Fabrik, trotz des ungünstigen Betriebsjahres, bei den Actionären nicht geschwächt wird."

„Wenn ich nun aber keine Actien mehr besitze, wie soll ich denn überhaupt da noch auftreten können?" versetzte Christensen unschlüssig.

„Sie behalten ein paar Actien," sagte der Professor; als er aber wahrnahm, daß der Andere sich darauf nicht einlassen wollte, schluckte er seinen Aerger hinunter und fuhr fort: „oder lassen Sie mich lieber alle zehn Actien übernehmen, wie ich zuerst sagte, und dann könnten ein paar von den Antheilscheinen unübertragen bei Ihnen liegen bleiben, um der Form zu genügen — wenigstens bis nach der Generalversammlung. Es wäre dies lediglich eine Privatsache zwischen uns Beiden und würde in keiner Weise Ihr Interesse für diese Fabrik berühren, an deren Stiftung Sie sich selbst betheiligt haben und deren Gedeihen Ihnen ebenso sehr am Herzen liegen muß —"

„Wohl wahr; ich möchte aber nur wünschen, daß Sie von mir keinen größeren Beistand verlangten, als mein Gewissen mir erlaubt."

„Mein lieber Herr Bankdirector Christensen," sagte der Professor halb scherzend, „Sie sind in der That etwas ängstlich —"

„Sagen wir lieber vorsichtig, Herr Professor."

„Nein, ängstlich ist der rechte Ausdruck; wenn Sie jetzt sehen, daß ich —

der nach Ihrer eigenen Aussage die Lage am besten kennen muß — kein Bedenken trage, noch weitere zehn Actien zu übernehmen, so muß Ihnen dies doch wohl die Ueberzeugung beibringen, daß es nicht so schlecht mit unserer Fabrik steht, wie Sie zu glauben scheinen."

„Sie können Recht haben, Herr Professor. Ich verkenne nicht, daß Sie mit Ihren wissenschaftlichen Kenntnissen eine klarere Einsicht in der Sache haben müssen, als wir Anderen, und ich würde es sehr bedauern, wenn Sie für all' Ihre Mühe und Aufopferung nicht durch einen günstigen Ausfall einigermaßen entschädigt werden sollten. Ich werde thun, was in meinen Kräften steht!"

Die beiden Herren wurden auf einmal sehr herzlich gegen einander und trennten sich mit einem treuherzigen Handschlag. In der Thüre drehte sich der Bankdirector um und sagte sanft: „Ich darf also hoffen, daß unser Geschäft heute mit klingender Münze abgemacht wird; es ist dies doch Ihr Princip, Herr Professor!"

„Die Hälfte baar und den Rest in Wechseln auf drei Monate," erwiderte der Professor.

„In Wechseln?" wiederholte der Bankdirector gedehnt; aber ein Blick auf den Anderen belehrte ihn, daß jetzt die äußerste Grenze erreicht sei, und er veränderte rasch den Ton: „Die sind so gut wie baar Geld; ein Papier, auf dem Carsten Lövdahl steht, ist eben so viel werth, wie die Scheine der Norwegischen Bank. Guten Morgen, Herr Professor!"

Und sie verbeugten sich und lächelten einander zu.

„Marcussen! Wir sollen dem Bankdirector Christensen heute Nachmittag fünftausend Kronen baar bezahlen; sorgen Sie dafür, daß die Summe bereit liegt."

Der unerschrockene Marcussen, der niemals verzagte, ward diesmal doch etwas betroffen. Jeder Tag hatte schon an sich der Plage genug, und es war kein Spaß, fünftausend Kronen außer all' dem, was gedeckt und eingelöst werden sollte, herbeizuhexen. Der Professor aber war in der letzten Zeit so heftig und auffahrend geworden, daß Marcussen, der den Frieden liebte, der Sache den Anschein gab, als ob Alles nur so glatt und ohne Anstoß ginge. Er sagte deshalb bloß: „Hm! fünftausend Kronen! Sehr wohl, Herr Professor!"

Marcussen paßte vortrefflich zu Lövdahl's Geschäft, so wie es jetzt getrieben wurde. Er war ganz der Mann dazu, Tag für Tag, ohne einen bekümmerten Gedanken an die Folgen, Rath zu schaffen; und je knapper das Geld war, desto reicher entfaltete sich Marcussen's Erfindungskraft. Verfallene Papiere durch neue zu ersetzen, die gleichen Werth zu haben schienen; nach rechts und links zu trassiren und dabei die wachsende Schuld in stetem Umlauf, der sich wie Umsatz ausnahm, zu halten — das verstand Marcussen meisterhaft. Und wenn er mit Geld und Werthpapieren umherschleuderte, so war er dabei doch nicht fahrlässig und gleichgültig, weil sie einem Anderen gehörten, er würde ganz gewiß sein Geschäft, wenn er eins gehabt hätte, auf dieselbe Weise geführt haben. Gutmüthig und hilfreich, wie er war, fühlte er wirkliche Ergebenheit für den Professor und sein Haus und wünschte von Herzen, daß es ihnen recht gut und glänzend ergehen möge.

Der Professor war jetzt zu dem Punkt gekommen, daß er keine Besorgnisse

hegen wollte; er wollte nicht bemerken, daß das ganze Geschäftsleben gleichsam ermattete und einschrumpfte; er wollte nur von dem einen Tage zum anderen sehen. Aber aus allen Kräften strengte er sich an, den Strom, der im Abfluß begriffen war, zurückzudämmen. Er kaufte Alles, was man ihm anbot, Korn, Kaffee, Fische, Salz, in großen Massen und verkaufte wieder, fast ohne an Gewinn und Verlust zu denken, wenn es nur immer so fort ging und er das Geld durch seine Hände rollen fühlte. Und die fieberhafte Kraft, die dieser eine Mann entfaltete, breitete sich wie eine ansteckende Krankheit über weite Kreise aus, und eine Speculationslust, ein Bild des wildesten Börsenspiels im Kleinen, warf ihren kurzen falschen Glanz über den kleinen entlegenen Winkel, wo Carsten Lövdahl sein Wesen trieb. Je weiter er seine Unternehmungen ausdehnte, desto mehr Namen zog er in den Kreis seiner Indossamente hinein, und da der ganze Umsatz durch Wechsel bewerkstelligt ward, so gab es bald kein bedeutenderes Haus in der Stadt und den Nachbarstädten mehr, das nicht mit Lövdahl zusammen auf einem Papier gestanden hätte. Solange aber die Banken und das Ausland ohne Anstand discontirten, war diese Art, Geld zu beschaffen, so bequem, daß Keiner oder doch nur Wenige die Kraft hatten, einzuhalten — obgleich allmälig der Disconto stieg, so daß das Geld, mit dem man leichtsinnig speculirte, in der That so theuer beschafft war, daß nur sehr wenig Aussicht zu Verdienst übrig blieb. Es schienen auch die Nachrichten aus dem Auslande bei Niemandem ernstliche Besorgnisse zu erwecken; der eine Artikel nach dem anderen fiel fünfzig Procent in einer Börsenwoche, zuerst das Petroleum, darauf verschwanden Millionen in Eisenbahnactien, dann kam die Reihe an den Kaffee und den Zucker — aber Niemand schien verstehen zu wollen, daß darin eine Gefahr für Alles und für Alle läge. Nur Wenige waren so gerieben wie der Bankdirector Christensen, und das Vertrauen zu Carsten Lövdahl war so fest begründet, daß Niemand daran dachte, an der Solidität seines Namens zu zweifeln. Dazu hätte es auch größeren Muthes bedurft, als man ihn gewöhnlich im Kaufmannsstande findet; denn Lövdahl gehörte zum Cirkel, der die ganze Stadt beherrschte. Ein unvorsichtiges Wort gegen Einen von den Großen konnte genügen, um unmerklich ausgeschlossen, abgesondert, vergessen zu werden. Und derjenige, welcher dann nicht stark genug war, um sich ohne Stütze zu behaupten, mußte verdorren und verkrüppeln, weil alle Quellen ihm verschlossen waren. Deshalb hörte man überall nichts Anderes als Lobreden über diese großartige, für die Stadt so segensreiche Thätigkeit, die geschäftigen Hände, den guten Verdienst — und so weiter, und mit diesen Lobreden übertäubte man sich selbst und seine Zweifel.

Unter allen anderen Verhältnissen würde die Rechnungsablage über das letzte Betriebsjahr der Actiengesellschaft „Fortuna" eine Begebenheit gewesen sein, die zum Nachdenken aufgefordert hätte. Auf der Generalversammlung ging es äußerst merkwürdig zu. Nachdem der Professor Lövdahl einen kurzen, von Marcussen ausgearbeiteten Bericht vorgelegt hatte, machte er zu seinem großen Bedauern die Mittheilung, daß die „Fortuna" in diesem Jahre keinen Gewinn geben würde. Das war eine unangenehme Ueberraschung für Alle, und die Stimmung ward sehr gedrückt; allmälig begann das Mißvergnügen sich in vorwurfsvollen Auslassungen gegen die Direction Luft zu machen. Der Bankdirector

Christensen saß schweigend da, und es verbreitete sich in der Versammlung die Ansicht, daß die allgemeine Unzufriedenheit an ihm eine Stütze fände. Alle wußten, daß er von Haß gegen Lövdahl erfüllt sei, und man ward daher immer muthiger; es hatte den Anschein, als solle die Versammlung stürmisch werden. Christensen ließ es weit kommen, ehe er sich erhob; dann aber fiel er den verblüfften Mißvergnügten mit einem so überlegenen, so vertrauensvollen, so offenen Vortrag in den Rücken, daß die aufgeregte Generalversammlung plötzlich wie ein lachender See ward, in dem die wiedergewählte Direction sich ruhig spiegeln konnte.

Darauf trat Christensen seine gewöhnliche Reise nach Carlsbad an — er wußte genau, wie die Sachen sich entwickeln würden. Er fühlte sich aber nicht dazu berufen, Warnungen ergehen zu lassen und Maßregeln zur Abwehr der Katastrophe zu treffen. Nachdem er seine eigenen Angelegenheiten geordnet und seine theure Bank nach Kräften gegen das Unheil, dessen Herannahen er witterte, gesichert hatte, überließ er mit vollkommener Gemüthsruhe seine lieben Mitbürger ihrem Geschick und wartete auf den Augenblick, wo er allein dastehen würde, während rundumher die Gefallenen und Wankenden ihn um Hilfe anriefen.

Carsten Lövdahl schöpfte Athem, als die Generalversammlung vorüber war, und es war ihm eine große Erleichterung, als er das Hamburger Dampfschiff mit Christensen an Bord aus der Bucht laufen sah.

Der Sommer näherte sich und die Geschäfte gingen matter; man begab sich auf Reisen oder hatte Besuch von anderen Orten; und mittlerweile liefen die Wechsel in gewohnter Weise aus und ein bei den Banken, welche Schleusen glichen, durch die der Strom zur Mittagszeit brauste, um Nachmittags die Casse in der allerbedauerlichsten Leere zu lassen.

Im großen Hause des Professors war die ganze Meinhardt'sche Familie zum Besuch, und die vergrößerte Haushaltung ward mit einem rücksichtslosen Aufwand geführt, der Frau Meinhardt in Entzücken versetzte. Nur der alte dürre Rath ward unruhig; er begann umherzuschnüffeln und zu untersuchen, stellte einige Berechnungen an und schlug dem Professor schließlich vor, einen Theil der Grundstücke auf den kleinen Enkel zu übertragen. Da Abraham niemals beansprucht hatte, für einen großen Geschäftsmann zu gelten, ward es dem Rath leichter, der Sache den Anschein zu geben, daß der Vorschlag in keiner Weise irgend einem Mißtrauen gegen den Professor entsprungen sei. Es handele sich nur darum, der Familie den Besitz der Grundstücke zu sichern, wenn es sich zeigen sollte, daß das Geschäft unter Abraham's Leitung nicht so glänzend mehr ginge. So konnte der Professor auch den Vorschlag, der ihm überdies sehr zusagte, leichter annehmen, und die beiden Großväter machten sich jetzt an die Abfassung verschiedener Schenkungsbriefe und Uebertragungsurkunden, wahren juristischen Meisterstücken, wodurch der kleine Carsten zu einem gemachten Manne wurde, während er oben laut seine Unzufriedenheit darüber zu erkennen gab, daß er nicht Kirschen genug bekam.

Abraham erhielt von dem, was die beiden Herren abgemacht hatten, keine Kunde; er hatte auch mit den Angelegenheiten der Arbeiter genug zu thun, und

namentlich machte ihm das rasche Anwachsen des Baufonds große Freude; es sollte ein Versammlungshaus dafür errichtet werden und Abraham sprach immer davon. Der Advocat Kruse hatte seinem jüngeren Freunde diese Sache ganz überlassen, da Abraham die Achtung und Liebe Aller genoß.

Abraham fühlte jetzt keine Unruhe mehr über die Veränderung, die er in seines Vaters Wesen zu spüren geglaubt hatte. Er war vielmehr der Meinung, daß Alles vortrefflich gehe und seine Rastlosigkeit einem unbezwinglichen Thätigkeitstrieb entspringe; und er bewunderte den großen Vater, dessen Kraft mit den Jahren zu steigen schien, nur um so höher.

Eines Tages, als Abraham im Comptoir war, rief sein Vater zu ihm hinein: „Hast Du baares Geld, das Du uns leihen könntest? Marcussen ist nicht bei Casse."

„Du weißt, daß ich nichts Anderes habe, als die Sparcassenbücher für den Baufonds und für —"

„Gib mir, was Du hast; wir können das Geld dann morgen oder an einem der nächsten Tage wieder einlegen."

Abraham beeilte sich, seinen Geldkasten aus dem feuerfesten Schrank des Comptoirs herbeizuholen. „Sieh, Vater! Ist das nicht prächtig? Der Baufonds hat bald seine zwölftausend Kronen, und die Krankencasse ist auch gut im Gange."

„Schön, schön," erwiderte der Professor und griff rasch nach den Büchern.

„Willst Du Alles haben?" fragte Abraham lachend.

„Nein, wir nehmen nur soviel, wie wir heute gebrauchen."

„Und dann mußt Du meinen Leuten den Zinsenverlust vergüten, und zwar recht reichlich — wenn Du das Geld morgen wieder einlegst."

„Ja, natürlich," erwiderte der Professor, der schon an sein Pult zurückgetreten war, wo Marcussen wartete.

Carsten Lövdahl's letzter rasender Kampf hatte begonnen; er suchte überall Geld aufzutreiben, wo es nur eben anging, selbst ferner, loser Verbindungen bediente er sich, um unbedeutende Summen zu erlangen; er schonte nichts, berechnete nichts und schlug sich nur mit seinem getreuen Marcussen von Tag zu Tage durch. Er spannte seinen Credit aufs Aeußerste an, kaufte Alles gegen dreimonatliche Wechsel und verkaufte Alles und Jedes um jeden Preis, wenn er nur baares Geld bekam. Die Staatspapiere des alten Abraham Knorr, seines Schwiegervaters, gingen in aller Stille nach Hamburg, um dort umgesetzt zu werden; und Alles, was an Gelde zusammenzuraffen war, wurde in den einen Abgrund nach dem anderen geworfen, bis man vor einem bodenlosen Schlund ankam und es mit Carsten Lövdahl aus war.

XIII.

Es war ein kalter, regnerischer Morgen am Schlusse des Herbstes. Die Meinhardt'sche Familie hatte längst das Haus des Professors verlassen, und Abraham war auf einer Geschäftsreise im Norden in Angelegenheiten der Fabrik.

Es hatte seit mehreren Tagen eine unheimliche Stille über der Stadt gebrütet, eine athemlose Erwartung, in der die unsinnigsten Gerüchte ungewiß

umherflatterten; alle Zungen hielten sich zum Angriff bereit. Weil aber noch kein wirklicher Stoff vorhanden war, erzählte man sich die thörichtsten Dinge, an die Niemand glaubte. Denn die ganze Luft war mit diesen kleinen Miasmen, aus denen Gerüchte gebildet werden, angefüllt, und immer stärker wuchs das Gefühl, daß etwas Unerhörtes, Schreckliches bevorstehe. Die Arbeiter an der „Fortuna" flüsterten bekümmert einander zu, daß die Fabrik ihre Thätigkeit einstellen werde. Niemand wußte, woher diese Nachricht käme; aber je eifriger Einige die Sache in Abrede stellten und Diejenigen verlachten, die solchem Gerede Glauben schenkten, desto mehr wurden die Anderen in ihren Befürchtungen bestärkt. Es lag in der Luft, sich auf etwas Schlimmeres gefaßt zu machen. Der eine Bankdirector wagte es nicht, dem anderen in die Augen zu sehen. Es waren in den letzten Tagen von verschiedenen Seiten beunruhigende Vorfragen mit dem höflichen Ersuchen eingelaufen, gewisse Contos zu beschränken, und schließlich hatte man Telegramme erhalten, in denen für mehrere Namen eine erhöhte Bürgschaft verlangt oder ihnen geradezu der Credit verweigert wurde.

Es war an einem Montag Morgen nach einer sehr bewegten Woche, in welcher Carsten Lövdahl fast auf alle seine Verbindungen große Summen, zum Theil mit ganz neuen Wechseln, gezogen hatte. Schon am Sonnabend Nachmittag hatte Marcussen ein paar beunruhigende Telegramme erhalten; aber er legte sie, nach dem Brauch des Hauses, beiseite, denn am Sonnabend Abend hatte der Professor seine Spielpartie, und am Sonntage ruhten die Geschäfte. Aber am Montag Morgen hatte sich ein ganzer Stoß von Telegrammen auf Marcussen's Pult angesammelt — ein Schwarm gräulicher Raubvögel, wie Marcussen vor sich hinmurmelte, indem er seinen nassen Ueberrock auszog. Zuerst legte er die Telegramme, wenn er sie durchlaufen hatte, in kleinen Haufen auf dem Pult neben einander; dann aber warf er sie alle zusammen und schlug mit seiner großen Faust darauf. Rasmus, der Diener, näherte sich mit der schwarzen Ledertasche, um die gewöhnlichen Aufträge für die Umsätze in den Banken zu erhalten; aber Marcussen hieß ihn, sich mit seiner Tasche zum Henker scheren. Nachdem er sich dann einen Augenblick bedacht, nahm er alle Telegramme zusammen und ging ins Comptoir des Professors, schloß die Thüre und zog den Vorhang vor.

Der Professor stand am Fenster und starrte in den Garten hinab; als der Andere eintrat, wandte er sich heftig um und rief: „Was gibt's, Marcussen?" Sein Gesicht war aschgrau und die Augen waren tief eingesunken. In mehreren Nächten hatte er nicht geschlafen, und die Anstrengungen der letzten Tage, um sich trotz alledem zu behaupten, die wilden Pläne, die verzweiflungsvolle Gewißheit, die von allen Seiten her ihr Haupt hervorsteckte, hatten den großen stattlichen Mann so umgewandelt, daß ihm wie einem verfolgten Verbrecher zu Muthe war. „Was gibt's, Marcussen?" wiederholte er; auch die Stimme war verändert, als ob sie, unbekannt mit menschlicher Rede, geradeswegs vom Thiere käme.

Marcussen zitterte vor Gemüthsbewegung; er legte die Telegramme auf den Platz seines Principals. Lövdahl ließ sich schwer in den Lehnstuhl fallen. „Telegramme!" rief er, „nichts als Telegramme? Von Donner? Aus Christiania?

Was soll das bedeuten, Marcussen? Warum bringen Sie mir das Alles so durcheinander? Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß es Ihre Arbeit und nicht die meinige ist, die tägliche Ordnung der Papiere zu besorgen? Antworte mir — Mensch! Stehen Sie nicht da wie ein Stock! Was soll es bedeuten?"

„Herr Professor Lövdahl!" erwiderte Marcussen und die Thränen traten ihm in die Augen, „das bedeutet, daß wir uns nicht länger halten können."

„Was sagt Er?" schrie der Professor und fuhr in die Höhe; „können wir uns nicht länger halten, sagt Er? Meinen Sie — Mensch — meinen Sie, daß ich — daß Carsten Lövdahl falliren müßte?"

Wie ein Blitzstrahl fuhr sein starres Auge in dem Zimmer umher, da das Wort ausgesprochen war — dies Wort, mit dem er Tag und Nacht im letzten Jahre gekämpft hatte; dieses Wort, das niemals von ihm wich, das sich auf seine Lippen schlich, wenn er allein in seinem Comptoir saß, das plötzlich vor seinen Ohren sauste, wenn fröhliche Gäste seinen Wein priesen, und das er im Auge jedes Menschen las, der ihn auf der Straße grüßte.

„Still! — Still! Sie machten doch die Thüre zu? Schließen Sie die Thüre ab, Marcussen; wir dürfen den Kopf nicht verlieren — wir müssen einen Ausweg finden — es kann nicht Alles verloren sein — unmöglich — lassen Sie mich sehen — lassen Sie mich diese Telegramme erst sehen — geben Sie her!"

Und der alte Mann nahm die Papiere, die in seiner zitternden Hand raschelten; er sah bald in das eine, bald in das andere, breitete sie auf dem Pulte aus und sammelte sie wieder, bis er zusammen sank mit dem Haupt in den Händen und laut stöhnte.

Marcussen stand einen Augenblick unschlüssig; dann trat er an seinen Principal heran und legte ihm die Hand auf die Schulter. Der Professor sah auf und erhob sich mit Mühe: „Gehen Sie, Marcussen, und lassen Sie Niemanden hereinkommen."

Den ganzen Vormittag gingen die Geschäfte scheinbar wie gewöhnlich. Makler und Agenten kamen und sprachen mit Marcussen; es wurden Aufträge zur Fabrik hinausgesandt und der Cassirer saß hinter seinem Gitter, man brachte Geld und holte Geld ab. Der kleine Rasmus aber kauerte in einem Winkel und starrte unverwandt Marcussen an; daß er kein einziges Papier in irgend eine Bank bringen sollte, konnte er nicht verstehen, und er grübelte darüber nach, was dies zu bedeuten habe. Nach zwölf Uhr kam Taraldsen, der alte Bote der Norwegischen Bank, angerannt; er lief immer in kurzem Trab und schlenkerte mit den Armen. Vor Marcussen's Pult blieb er stehen und grüßte; ein unsicheres Lächeln zitterte auf seinem alten Gesicht, indem er fragte: „Sie haben — hm! wohl vergessen?"

„Was?" sagte Marcussen trocken.

Das Lächeln verschwand gänzlich, und athemlos vor Ueberraschung fragte Taraldsen wieder: „Sollen Ihre Wechsel heute nicht eingelöst werden?"

„Nein."

„Herr Marcussen! Die Leute sagen von Ihnen, daß Sie gern Spaß machen; aber dies —"

„Ich spaße nicht — zum Henker!"

Der alte Taraldsen richtete sich auf; Alle saßen über ihre Arbeit gebeugt, nur die Augen des Comptoirdieners Rasmus begegneten den seinigen; der arme Bursche war bleich vor Schreck, endlich ahnte er den Zusammenhang. Auch Taraldsen begriff jetzt, um was es sich handelte; aber gleich darauf ward er wieder ganz verwirrt, denn ihm schauderte vor dem Abgrund, in den er hineinsah. Er hatte die Wechselverbindungen der ganzen Stadt im Kopf, und obwohl er in seinem langen Leben viel Aehnliches gesehen hatte, so war dies Alles nur eine Kleinigkeit gegen das, was hier bevorstand. Mit zitternder Stimme fragte er fast feierlich: „Sollen Carsten Lövdahl's Wechsel protestirt werden?"

„Ja," antwortete Marcussen, ohne aufzusehen.

Der alte Taraldsen trabte aus dem Comptoir; aber auf der Treppe kam ihm der Bote der Actienbank entgegen mit den Worten: „Ist es wahr, Taraldsen?"

„Nun stürzt die ganze Stadt," antwortete der Alte und schlug aus mit den Armen.

„Ist es wahr? — Ist es wahr?" fuhr es durch die ganze Stadt; und als die Gewißheit kam, stockte Alles — jede Arbeit, jedes Gespräch, jeder Gedanke stockte; und von dieser Neuigkeit ward jeder Einzige ergriffen bis auf die Kinder, die mit großen Augen und erschreckten Mienen einander fragten: „Hast Du gehört, daß Lövdahl Bankerott gemacht hat?"

Um ein Uhr war die Börse versammelt. Und so plötzlich war es gekommen, daß der Consul With, der durch Lövdahl's Fall vollständig mit zu Grunde gerichtet war, nur durch eine zufällige Begegnung mit einem Bankdirector auf der Straße davon abgehalten wurde, zur Börse zu kommen. Er kehrte um, ging nach Hause und schloß sich in seinem Comptoir ein.

Im Börsensaal herrschte tiefe Stille, und die Leute schlichen umher, ohne einander anzusehen; sie hatten alle das Gefühl, etwas schäbig geworden zu sein. Die Bänke oben in der Millionenecke — wie sie genannt wurde — standen leer; die Mitglieder des Kreises, die anwesend waren, zogen es heute vor, in einer Gruppe mitten im Saale zu stehen. Nicht einmal der Inhaber der Firma Garman u. Worse saß auf seinem alten Platz; und diese leeren Bänke schlichen sich gleich einem stummen Schrecken längs den Wänden und durch den ganzen Saal. Niemand wagte es sich niederzusetzen, als ob man fürchtete, die Bänke würden zusammenbrechen, weil sie verrottet seien; daß ein allgemeiner Bankerott Alles zertrümmern und sie insgesammt über den Haufen werfen würde. Ein paar jüngere Kaufleute versuchten laut zu sein; sie gaben es aber gleich auf, und als sie ihre Stimme wieder zu dem Gemurmel der Anderen herabdämpften, ward die Stille doppelt unheimlich. Endlich konnte Einer es nicht länger aushalten; er sah nach der Uhr und ging fort, und drei Minuten darauf war der Saal leer.

Aber am Nachmittage saßen bekümmerte Männer ringsumher in der Stadt in ihren innersten Comptoirs und durchforschten ihre Bücher, machten Notizen, rechneten zusammen und schüttelten den Kopf. Und in allen Banken waren die Verwaltungsräthe versammelt, die Boten brachten die eine böse Nachricht nach der anderen, und die armen Räthe, die schon genug mit ihren eigenen Sorgen zu thun hatten, begannen für ihre Bank zu zittern, da eine Gruppe nach der an-

deren in den Strudel, in welchem Lövdahl zuerst zu Grunde gegangen war, hineingezogen und verschlungen wurde. Von Christensen's Bank ward durch ganz Europa nach dem Director telegraphirt, der diesmal eine lange Nachkur in Italien abhielt; und es war fast, als ob sich die ganze Stadt erleichtert fühlte, als die Nachricht eintraf, Christensen habe schon Hamburg auf der Rückreise verlassen.

Schon um fünf Uhr kannte man eine Reihe größerer Fallimente, wie Carsten Lövdahl mit Abraham K. Lövdahl, die Actiengesellschaft Fortuna, K. R. With, Randulph's Söhne u. Comp. und Jörgen F. Kruse, unzähliger kleiner Leute, die mit ins Verderben gezogen waren, nicht zu gedenken. Daß Randulphs und With dasselbe Schicksal theilen würden, konnte man erwarten; denn sie waren verschwägert und hatten auch sonst gemeinsame Verbindungen. Aber ein unbeschreiblicher Schrecken ergriff Alle, als auch der alte Jörgen Kruse daran kam. Man hatte ihn allgemein für einen sehr reichen Mann gehalten, und darin hatte man sich auch nicht geirrt; man hatte überdies gemeint, daß ein so vorsichtiger Kleinhändler, wie er, niemals auch nur zehn Kronen zu einem unsicheren Unternehmen hergeben werde — und als es sich nun zeigte, daß er in die verzweifeltsten Wagestücke Lövdahl's verwickelt sei mit einer Wechselverpflichtung, die Alles, was er besaß, und wohl noch mehr verschlang — da war man starr vor Entsetzen. Und durch Kruse verbreitete sich das Elend bis weit über die Stadt hinaus; denn bei ihm handelten die Bauern und setzten ihre Waaren ab, und wenn jetzt alle Vorschüsse und Forderungen mit gerichtlicher Strenge eingetrieben werden sollten, so ließ sich voraussehen, daß in jenen knappen Zeiten Viele Haus und Hof verlassen müßten.

Während das große Unglück sich so in aller Stille wie Feuer in einem Torfmoor weiterfraß, lärmte die ungeheure Klatschmaschine und webte ihr buntes Gewebe von Bosheit und Schadenfreude. Der lange angesammelte Drang warf sich mit rasendem Hunger über den reichlichen Stoff, und jeder einzelne Mensch, der nicht so persönlich von der Sache berührt war, daß er in stummer Verzweiflung versunken saß, begann zu schwatzen und zu reden, als ob es das Leben gelte, die Zunge zu rühren. Und wie groß der Stoff auch war, so reichte er doch bald nicht mehr aus. Man begnügte sich nicht, den Begebenheiten, die jetzt Schlag auf Schlag eintraten, zu folgen, sondern man eilte mit Prophezeihungen und Andeutungen weit voraus; und es war, als ob man keine Ruhe finden könnte, bis die wildeste Verzweiflung Alle ergriffen.

Einige hatten es besonders auf all' die seidenen Kleider der Frau Lövdahl abgesehen; man nahm sie einzeln durch und ärgerte sich über jedes, um sich dann durch den Gedanken zu erquicken, daß sie jetzt nicht einen Faden auf dem Leibe behielt, wenn es nach dem strengen Recht ginge. Andere, die etwas gutmüthiger waren, saßen zusammen und malten sich einander aus, was diese Menschen fühlen müßten, die so ungeheuer reich gewesen, und jetzt, zu Grunde gerichtet, buchstäblich an den Bettelstab gebracht wären und Haus und Hof verlassen müßten. Anderen wieder ließen diese Millionen, die verloren waren, keine Ruhe; wo war all' das Geld geblieben? wer hatte es bekommen? Denn es mußte doch irgendwo hingekommen sein — das hätte man gern wissen mögen. Es gab auch Einige,

die wirkliches Mitleid hatten; aber es waren ihrer nicht viele, und manchem kleinen Bürger, der vom Sturz der Großen unberührt geblieben war, kam es sogar vor, daß ihm das Bier heute besonders gut schmecke.

Aber weiter abwärts von allen diesen — bei den Arbeitern und denen, die von Tag zu Tag von ihrer Hände Arbeit für Andere lebten — herrschte meistens dumpfe Stille. Nur einige Wenige ergossen sich in Verwünschungen und den ärgsten Schmähreden gegen diese reichen Leute, die in Saus und Braus gelebt und den Arbeiter sich hatten abplacken lassen, damit er eines schönen Tages auf offener Straße ohne Arbeit und Verdienst stehe.

Die meisten aber schwiegen still und ermahnten ihre Frauen und Kinder, sich ruhig zu verhalten. Wußten sie aus Erfahrung, wie das Capital, wenn es im Flor ist, den Arbeiter bis zum Aeußersten preßt, so wußten sie auch, daß sie niemals in höherem Grade Sklaven desselben Capitals seien, als gerade in den bösen Tagen, wenn die Strafe kam für den Schwindel und die übertriebene Speculation der Großen. Denn sie wußten genau, wer zunächst diese Strafe tragen mußte. Nun standen sie vor diesem Dasein der Arbeitslosigkeit, der unregelmäßigen Arbeit, halben Arbeitstage und langen hungrigen Mußestunden — der kleinen Anleihen hier und da, der letzten Anwendung des Credits beim Händler — dann zum Pfandleiher und auf dem äußersten Rande der Verzweiflung — dem Vorzimmer des Armenvorstehers! Deshalb saßen sie still und ermahnten die Ihrigen sich ruhig zu verhalten, daß ihre Klagen nicht von diesem schrecklichen Capital — schrecklicher als je, wenn es wie ein Erdrutsch stürzt und die Kleinen unter sich wälzt — gehört würden. Sie begehrten nichts Anderes, als arbeiten zu dürfen; jede Muskel war dazu willig, sich so stramm anzuspannen, wie Einer es nur verlangen würde — sie wollten ihren Dank dazu geben. Nur nicht so da sitzen und durch Hunger und schlechte Nahrung erschlaffen; am Morgen ausgehen, um etwas zu finden, und am Abend heimkommen, um in der Thür den großen Kinderaugen zu begegnen: ob der Vater ein Brot unter dem Arm habe?

Der alte Steffensen versuchte es natürlich, im Trüben zu fischen; aber ein Haufe der Fortunaarbeiter hätte ihn fast zu Schanden geprügelt, als er auf die Direction und die Verwaltung und die ganze Klerisei schimpfte. Darauf verschwand er.

Nein — nein — Professor Lövdahl war ein Ehrenmann! Der junge Lövdahl auch — Niemand dürfe ihnen Böses nachsagen; vielleicht könnten sie wieder zu Kräften kommen, das hätte man doch schon früher gesehen. Ja, Einigen that es sogar leid um diese reichen Leute, welche jetzt nicht besser daran sein würden, als ein einfacher Arbeitsmann. Es waren aber doch nicht gar Viele, die so dachten, denn man wußte ja doch, wie wunderbar es mit diesen Leuten, die in feinen Kleidern geboren sind, zugeht; sie bleiben darin, wie es auch kommen möge. Wohl könnte es heißen, daß sie Alles verloren und auch Andere um das Ihrige gebracht hätten, und doch hätte man noch nie gesehen, daß solche Leute ganz zu den Arbeitern herabstiegen, unter ihnen wohnten und sich abplagten wie sie. Sie trügen ihre Röcke nach wie vor, hätten warmes Essen und rauchten Tabak, könnten also nicht so äußerst schlimm daran sein. Und eben dies war das Unbegreifliche, aber deshalb auch das am meisten Imponirende am Capital;

es mußte also doch Gottes Wille sein, daß es diesen großen Unterschied geben und daß Einige sich bloß für Andere abmühen und niemals davon erlöst sein sollten. Irgendwo mußte ein Fehler stecken, wo es auch sei. Das war auch eine Folge der Arbeitslosigkeit, daß Einem all' diese nichtsnutzigen Gedanken in den Kopf kamen, wenn man zu Hause saß und die Wand anstarrte. Gedanken aber taugten nicht für kleine Leute; für sie gelte es: leiden und den Mund halten, — hoffen, ja hoffen und vor allen Dingen keinen Branntwein trinken!

So ging man dem Winter entgegen. —

Während all' dieser Gemüthsaufruhr rund umher wogte, saß der, welcher die nächste Veranlassung dazu war, allein in seinem großen prächtigen Comptoir. Er saß nicht im Lehnstuhl vor der Göttin des Glücks, sondern am mittleren Fenster und starrte in den eingeschlossenen Garten hinunter. So hatte er stundenlang gesessen. Bisweilen waren seine abgejagten Gedanken so matt, daß er fast schlief; bisweilen standen das Elend, die Schande, die Demüthigung so sengend nahe vor den Augen, daß er die Hand vorhielt.

Er hatte mit seiner Gattin noch in ihrem Tode gekämpft; die unentrinnbaren Augen waren da gewesen, hatten sich in ihn hineingebohrt — und zum letzten Mal besiegt, hatte er den Kampf aufgegeben, und feig freute er sich darüber, daß diese Augen geschlossen waren.

Aber es gab andere Augen, denen er gegenüber stehen sollte: Abraham, Christensen, Clara — und die ganze Heerschar derer, deren Geld er in alle Winde verstreut hatte; wie, ja wie sollte er das tragen? Wie war es überhaupt möglich, das auszuhalten?

Es war ihm, als zögen ihn seine Gedanken zu einem Ausweg hin; aber er verschloß sofort den Zugang, dahin wollte er nicht.

Und wieder strömte es über ihn ein mit allen Einzelheiten der Schande und der Demüthigung. Weit weg begann es wie eine kleine Kugel, die auf ihn zurollte, größer und immer größer ward, bis sich zuletzt Alles zu einer ungeheuer großen Walze gesammelt hatte, die über ihn hin rollte und ihn zermalmte.

Und sollte es doch nicht möglich sein, den Kopf oben zu behalten? Er war doch immer noch der Professor Lövdahl, der Gelehrte, der Universitätslehrer; er hatte unter diesen Krämern hier Schiffbruch erlitten — nun ja — sein Reichthum war dahin, aber er war etwas mehr, als ein Geldmensch!

Doch nein! — es ging nicht, den Kopf hoch zu tragen; er mußte sich lieber so viel wie möglich bücken, um einigermaßen durchzukommen. Es waren in seinen letzten Handlungen zu viele Dinge da, über die sowohl die Gläubiger wie die Obrigkeit ganz die Augen zudrücken mußten, wenn er durchschlüpfen sollte. Er war nicht so gestellt, daß es sich gut ausnehmen würde, wenn er sich in die Höhe richtete; wie er sich auch krümmte, er mußte hinunter in den Staub.

Sich niedertreten zu lassen! Christensen zu Füßen zu liegen, ohne Spur von Macht — sein ganzes Leben lang zu nichts mehr im Stande zu sein, als wie ein Hund Schläge hinzunehmen und hernach die Hand zu lecken!

Und doch! — es lag ja eine Waffe gerade bei der Hand; eine Waffe, in deren Gebrauch er sich in letzterer Zeit gewissermaßen schon geübt hatte. Professor Lövdahl kannte die Zeit und die Gesellschaft, in der er lebte. Er

wußte, daß in dieser Zeit und in dieser Gesellschaft die Heuchelei der Lebensnerv ist. Er wußte, daß nichts so stark ist wie die Heuchelei, die niemals zuckt; er wußte, daß keine Rechtschaffenheit, keine Tugend die Bosheit so entwaffnen oder gegen Verdacht beschützen kann, wie die Heuchelei, die sich niemals schämt; er wußte, daß derjenige, welcher eine volle Rüstung von dem Stoff anlegen könnte, mit dem die meisten Menschen sich stückweise bedecken, durch das Fegefeuer, das ihm bevorstand, unverletzt hindurchgehen, wieder festen Boden unter den Füßen bekommen, ja vielleicht sogar seine Schande zu einer Glorie machen könne, die von ihm abzureißen Niemand den Muth haben würde.

Und doch konnte er sich nicht dazu entschließen. Die letzten unverderbten Reste in ihm bäumten sich auf gegen diese ungeheure Gemeinheit; er gedachte seiner Jugend, der klaren kurzen Zeit der Wissenschaft, er dachte an Wenche Knorr und er vermochte es nicht, sich in den schleimigen Abgrund hinabgleiten zu lassen.

Aber was half es; es trat wieder und immer wieder an ihn heran. Niemand konnte Argwohn gegen ihn hegen; Prüfungen haben so Manchen zur Religion geführt, und überdies hatte er schon lange Clara zur Kirche begleitet und an ihren religiösen Versammlungen theilgenommen — weil er vielleicht schon damals, als die Möglichkeit des großen Unglücks vor ihm aufzudämmern begann, den unklaren Drang, sich einen Ausweg zu schaffen, gefühlt hatte.

Wenn er nun — ein alter gebeugter Mann — seine Hände faltete: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobet!"...

Bei Abraham würde es am schwersten werden; die Anderen aber würde er bezwingen — das fühlte er. Und doch kam er nicht dazu, daß er mit vollem Bewußtsein es wählte, ein Heuchler zu werden — sondern es wurde die kleine Hinterthür im Paneel aufgerissen und der Pastor Kruse stürzte herein. Er lief gerade auf den Professor zu, mit kreideweißem Gesicht, auf dem der kalte Schweiß perlte. „Mein Geld — mein Geld!" rief er heiser.

Der Professor war aufgestanden und hielt sich am Fensterbrett fest; seine Lippen bebten und seine Augen hefteten sich starr auf das entstellte Gesicht des Pastors, aber sprechen konnte er nicht.

„Mein Vater ist zu Grunde gerichtet — ich weiß es! aber mein Geld? — Friederike's Geld — das ist gerettet — nicht wahr? — geben Sie mir es! — Was? Sie haben es nicht? — es ist weg — verloren — verschwunden! O schrecklicher Mensch! Sie haben uns betrogen! Sie sollen bestraft werden — nein — Sie sollen mir mein Geld wieder schaffen."

Der Professor war einige Secunden wie gelähmt; dann erhob er seine weiße Hand, lächelte wehmüthig und sagte: „Mein lieber Pastor Kruse! — Sie wissen selber, daß ich in diesem Augenblick leider nicht im Stande bin, Ihnen dies Geld zu schaffen. Ich will aber etwas Anderes für Sie thun — Etwas, das vielleicht eben so gut und nützlich für Sie sein kann."

„Was ist es? — sagen Sie schnell! — Sie wissen einen Ausweg! — o Gott sei gelobt!"

Morten Kruse zitterte über den ganzen Leib; es war noch Hoffnung da;

dieser bewunderungswürdige Mann, zu dem er ein so blindes Vertrauen gehabt, wußte vielleicht noch eine Hilfe — eine Hilfe allein für ihn.

Der Professor legte väterlich seine Hand auf Kruse's Schultern und sagte: „Ich will den Herrn bitten, daß er Ihnen helfe."

Der Pastor taumelte zurück, als ob man ihm mit diesem Namen ins Gesicht geschlagen hätte; die beiden Männer standen unbeweglich still und hielten einander fest im Auge. Ein gemeinsames Geheimniß band ihnen die Zunge, der Eine hatte kein Recht dem Anderen ein Wort zu sagen, und der Blick des Pastors glitt zuerst weg; er ergriff seinen Hut und taumelte davon.

Carsten Lövdahl sank in den Stuhl nieder; das war sein erster Sieg.

Das große Comptoir lag im Schatten des Nachmittags; nur einzelne gelbe Sonnenstrahlen fanden ihren Weg durch die zerzausten Lindenblätter und fielen schräg ins Zimmer, über den Mann am Fenster und über den dicken Teppich hin; und auf dem Tisch traf ein Strahl die broncevergoldete Fortuna, die halb schwebend ihren Kranz gegen den leeren Lehnstuhl ausstreckte. —

Nur in einem Hause der Stadt herrschte ungetheilte Freude. Frau Director Christensen hing am Halse ihres eben heimgekehrten Mannes und bat ihn schluchzend um Vergebung, weil sie ihn schmählich verkannt habe; und halb von Sinnen vor Gemüthsbewegung fabelte sie von all' dem, was sie auf Lövdahl's Auction kaufen wolle.

Es sah fast aus wie ein Tableau.

XIV.

Clara erfuhr es dadurch, daß es ihr vorkam, die Mädchen seien so sonderbar; als sie nachfragte, erhielt sie keinen andern Bescheid, als daß wohl unten im Comptoir etwas vor sich gehe. Ihre Neugierde ward geweckt, und da sie sich vor ihrem Schwiegervater genirte, ließ sie Marcussen heraufholen. Clara trug ein elegantes Kleid von brauner Farbe, sie hatte sich in der letzten Zeit ungemein entwickelt; die blasse blutarme Balldame war in der Ehe zum vollendeten reizenden Weibe geworden.

Marcussen hatte eine Zeit lang in Ungnade gestanden, jetzt wollte sie ihm wieder etwas Sonnenschein gönnen. Clara ging ihm entgegen und reichte ihm lächelnd die Hand. Marcussen war wohl niemals weniger zu Tändeleien aufgelegt gewesen, als gerade heute; aber dennoch verging ihm bei ihrem Anblick fast der Athem, so schön fand er sie, und sein Auge flammte, so daß Clara ihr Gesicht abwenden mußte.

„Setzen Sie sich zu mir, Marcussen! Es ist so lange her —"

Sie setzten sich auf ihr kleines Sopha unter der unvermeidlichen Fächerpalme, und Marcussen, ganz berauscht von der Nähe der schönen Frau, vergaß alle Noth und Sorge und wagte zu hoffen.

„Zuerst müssen Sie mir erzählen, Marcussen," begann Clara, „was heute im Comptoir vorgefallen ist; die Mädchen sagen —"

Marcussen ließ sie nicht ausreden; so urplötzlich aus seinen Träumen herausgerissen sprang er mit einer Verwünschung vom Sopha auf und vergaß ganz seine feinen Manieren.

„Was ist Ihnen denn, Herr Marcussen? Weshalb rütteln Sie so an meinen Blumen? Lassen Sie doch! Erzählen Sie mir nur, was geschehen ist; es handelte sich wohl um eins Ihrer eigenen Abenteuer, nicht wahr?"

„Nein, meiner Treu, nein, gnädige Frau," fuhr Marcussen auf, „es ist keins meiner Abenteuer — leider! — nein es ist schlimmer, tausendmal schlimmer! Und Sie können mir glauben, es thut mir entsetzlich leid, sowohl um den Professor, wie auch um Sie, gnädige Frau — und um Ihren Mann —"

„Mein Gott, Marcussen, Sie weinen! Was gibt es denn, antworten Sie doch!"

„Nun ja, wenn ich es Ihnen denn durchaus sagen soll: wir haben unsere Zahlungen eingestellt."

„Eingestellt? Wer? Was? Ich verstehe von all' dem kein Wort!"

„Das Geschäft — das Haus — Carsten Lövdahl hat fallirt."

Clara stieß einen Schrei aus, der Marcussen zur Thür hinaustrieb; das Einzige, was er durchaus nicht vertragen konnte, waren schreiende Weiber. Die Mädchen kamen herbeigestürzt, Frau Lövdahl lag auf dem Sopha in Krämpfen und hatte das Bewußtsein verloren. Der Professor wollte nicht zu ihr kommen, sondern befahl, daß der Doctor Bentzen geholt werden solle.

Clara's erstes Gefühl, als sie ihr Bewußtsein wieder erlangte, war Wuth gegen Diejenigen, welche dies über sie gebracht hatten — nicht so sehr gegen den Professor, vor dem sie stets großen Respect hatte, als gegen Abraham — diesen Schwachkopf! So war er also nicht einmal reich! — sie war betrogen, schändlich betrogen! Und ihre Kleider, ihre Schmucksachen! Wie? verkauft man nicht solche Sachen, wenn einer fallirt? Ja, ja, so war es! Aber *ihre* Sachen? Mein Gott, es war zum Wahnsinnigwerden; sollte sie jetzt mit einem Mal dürftig leben, im vollen Ernst, mit Friederike um die Wette sparen? Das konnte nicht sein — es war unmöglich!

Es ward ihr ein Telegramm gebracht; sie schleuderte es von sich. Es war natürlich von Abraham! Es sollte wohl ein Trost sein — sie wollte sich aber nicht trösten lassen, am allerwenigsten von ihm; sie wollte das Telegramm nicht lesen — durchaus nicht.

Ein verschlossenes Telegramm aber läßt man nicht so leicht liegen, und als Clara, die händeringend im Zimmer auf- und ablief, ein paar Mal daran vorbeigekommen war, riß sie es auf. Es war von ihrem Vater und lautete: „Sei guthes Muths; mit Klugheit und Vorsicht ist viel zu retten, schreibe näher."

Ein Hoffnungsstrahl! — es war nicht Alles verloren! — Nie hatte sie gewußt, daß sie ihren Vater so liebte, wie in diesem Augenblick.

Es konnte viel gerettet — gerettet werden! Clara ward auf einmal stark, unternehmend, entschlossen. Sie hatte früher von Gerichtsdienern, von Auction und dergleichen gehört, ohne sich weiter darum zu kümmern; nur wußte sie, daß dies Alles feindliche Dinge seien und daß man die Männer des Gesetzes hinters Licht führen könne und müsse. Hastig flog ihr Blick rund umher im Zimmer; zwei Leuchter von massivem Silber standen auf dem Kamin. Wie ein Rabe fiel sie darüber her, flog mit ihnen ins Schlafzimmer und verbarg sie in der Schieblade unter ihrer Wäsche. —

Und die erste der theilnehmenden Freundinnen, welche sie besucht hatte, mußte dem ganzen übrigen Kreise eine Enttäuschung bereiten: Clara Lövdahl war durchaus nicht niedergeschmettert, im Gegentheil — sie zeigte eine bewunderungswürdige Fassung. Sie hatte davon gesprochen, daß sie jetzt natürlich Alle in der äußersten Dürftigkeit leben und arbeiten müßten; aber ihr selber graute gar nicht davor, sie habe eigentlich niemals auf Luxus Werth gelegt. Könnte nur Jeder das erhalten, was ihm zukäme, so würde sie froh sein und nicht klagen. —

Abraham war auf der Rückreise von Norden her, als er ein Telegramm von Peter Kruse erhielt; es wurde ihm an einer Anlegestelle aufs Dampfschiff gebracht. Zuerst konnte er es nicht fassen und er glaubte einen Augenblick, daß es ein schlechter Spaß wäre; das sah aber Kruse gar nicht ähnlich.

Und wie er nun mit dem Telegramm in der Hand hinten auf dem Deck stand, war er dort pötzlich ganz allein mit dem Mann am Ruder — all' die Anderen waren verschwunden, und jetzt fiel es ihm ein, daß seine Reisegefährten schon gestern so sonderbar gegen ihn gewesen seien. Da wurde ihm klar, daß es der schrecklichste Ernst sei, und er ging schnell in seine kleine Kajüte hinunter, und während die Wellen schäumend an dem kleinen Fenster vorbeibrausten, gab er sich den peinlichen Gedanken hin und versuchte es, das große Unglück zu ermessen und zu ergründen. Zuerst dachte er an seinen Vater; was mußte der in der langen Zeit gelitten haben! Dann aber, wie all' die traurigen Folgen einzeln vor ihm auftauchten, versank er tief in Traum und Mißmuth. Das alte liebe Haus, der Garten seiner Kindheit, wo jeder Winkel voll von Erinnerungen war, all' die Tausende von Gegenständen — Alles zu verlassen, mit leeren Händen fortzugehen und sehen zu müssen, wie Fremde einziehen und sich dort niederlassen! Und der kleine Carsten sollte nicht, wie Abraham es gethan, im eingeschlossenen Garten spielen und nach den Katzen mit Steinen werfen; und aus dem Pony wurde nichts, von dem Abraham phantasirt hatte, wenn er sich die Zukunft des Knaben ausmalte. Der kleine Carsten sollte als Sohn eines Mannes, der seine Schulden nicht bezahlt hatte, in die Welt hinausgehen.

Zum ersten Male eigentlich hatte ihn das Leben so angepackt, daß er sich auf sich selbst allein angewiesen fühlte. Bisher hatte er immer seinen ererbten Platz unter den Sicheren gehabt; in diesem Augenblick fühlte er sich ohne Stütze, verantwortlich für einen Sohn, der sich auf nichts Anderes zu verlassen hatte, als seinen Vater.

Aber gerade aus diesem Gedanken strömte eine wunderbare Macht. Nun war gewiß endlich die große Gelegenheit gekommen, wo Abraham Lövdahl zeigen sollte, was er ausrichten könne, wenn nur erst die Aufgabe groß genug für seinen Willen sei. Ja, jetzt war endlich seine Zeit gekommen. Grethe sollte froh werden; selbst Clara sollte ihn nach seinem Werthe schätzen lernen. Aber vor allen Dingen erst heraus aus dieser Kaufmannschaft — ganz und gar fort mit Allem, was dazu gehörte, es war ein Fluch für sie Alle gewesen — jetzt sah er es ein. Die Gläubiger könnten nehmen, was da war — dann mit leeren Händen an ein neues Leben mit bescheidener Arbeit!

Dieser Gedanke machte ihm das Blut so warm, daß er das kleine Fenster

öffnen mußte, um sich an dem salzigen Schaum, der ihm ins Gesicht spritzte, zu erfrischen. Er fühlte sich stark und voll Hoffnung. Er sah schon in Gedanken ihr friedliches Heim in einer kleineren Küstenstadt, Steffensen sollte mitziehen. Der berühmte Professor Lövdahl sollte seine Praxis wieder aufnehmen und Abraham ihm Beistand leisten. Es wäre wohl unmöglich, das medicinische Amtsexamen zu bestehen; aber das juristische müßte ihm doch etwas nützen können.

In dieser Stimmung kam er am vierten Tage nach dem Concurs in der Abenddämmerung nach Hause. Abraham ging, um unerkannt zu bleiben, durch die dunkelsten Straßen und erreichte durch einen Gang hinter dem Garten das Haus seines Vaters. Im ganzen unteren Stock war es dunkel und die Gardinen waren herabgelassen; nur oben in seiner eigenen Wohnung war ein erhelltes Fenster — sein Herz schlug warm: es war in der Kinderstube. Der Hausflur unten kam ihm so groß und leer vor; er vermißte sogleich den alten Schrank, in welchem die Mutter das Tischzeug verwahrt hatte. Der Schrank stammte von seinem Großvater Knorr und war über hundert Jahre in der Familie gewesen; vermuthlich sollte er zur Auction und war vielleicht schon verkauft.

Abraham blieb stehen und lehnte sich an die Treppe; es war doch schrecklich bitter, was er jetzt durchmachen sollte: Stück für Stück die liebsten Erinnerungen ausmerzen, und sehen zu müssen, wie Alles, was ihm theuer war, in fremde Gleichgültigkeit überging. Aber er ermannte sich; so sollte es gerade sein — ja, er war froh darüber, daß der Anfang gemacht war, und langsam stieg er die Treppe hinauf.

Clara und der Professor erwarteten ihn oben; die letzten Tage hatten die Beiden noch näher gebracht, und ohne daß es zwischen ihnen der Worte und ausdrücklichen Verabredung bedurfte, arbeiteten sie Beide nach Kräften daran, das Unglück zu mildern und zu retten, was zu retten war. Clara's erster aufflammender Zorn auf den Professor war schnell verraucht, als der tiefgebeugte Mann ihr einige Schriftstücke brachte, aus denen hervorging, daß der kleine Carsten schon lange mehr besessen habe, als die Mutter ahnte. Und der Professor hatte es nicht nöthig gehabt, einen kleinen schüchternen Wink darüber fallen zu lassen, daß es am gescheidtesten sei, Abraham diese Papiere nicht gleich zu zeigen; denn Clara hatte dies sich selbst gedacht. Beide erwarteten gespannt und ängstlich seine Zurückkunft. Der Professor fürchtete Abraham mehr als alle Anderen, und noch im letzten Augenblick wußte er nicht, wie er seinem Sohne in die Augen sehen sollte. Mußte er nicht darauf gefaßt sein, daß Abraham in seinem heftigen Sinn ihn mit Vorwürfen überhäufen werde, weil sein Leben verscherzt, seine Zukunft, sein Name, seine Ehre in den Ruin des Vaters mit hinabgezogen war? Und es ließ sich nichts dagegen sagen — durchaus nichts, denn es war nur zu wahr. Er hatte diesen Sohn zu vollständiger Abhängigkeit und Bewunderung erzogen; bis zum letzten Moment hatte er Alles verborgen, was in Abraham's Augen den mindesten Schatten auf ihn hätte werfen können — und jetzt! — jetzt fand er keinen Schatten, hinter den er sich hätte verstecken können.

Clara war auch bange vor Abraham, aber auf eine andere Weise; auch sie

kannte seinen Sinn, sie traf aber bei Zeiten ihre Vorsichtsmaßregeln. Sie befürchtete, daß Abraham mit seinem gewöhnlichen Hang zur Uebertreibung das Ganze aufgeben, Alles den Gläubigern zuwerfen und reinen Tisch machen werde. Sie wußte, daß er sich nicht darauf einlassen werde, zu retten, was zu retten sei, und deshalb sah sie seiner Rückkehr mit großer Beklemmung entgegen; er war dazu im Stande, ihr ganzes Werk zu verderben, — worauf auch in einem Briefe vom Rath Meinhardt hingedeutet worden. Abraham Knorr Lövdahl war natürlich gleichzeitig mit Carsten Lövdahl zum Concurs gegangen, aber sein Beitrag zur Masse war in der That lächerlich klein; er haftete fast für die ganze Schuld der Firma mit, weil sein Name zuletzt auf allen Wechseln mit gebraucht wurde, und dagegen besaß er nichts als sein Hausgeräth.

Die Ausführung der gesetzlichen Registrirung oben in der Wohnung der jungen Leute hatte daher fast einen humoristischen Anstrich. Ob die Gläubiger ein halbes oder ein viertel Procent mehr erhielten durch Hinzufügung dieser Gegenstände, war bei der ungeheuren Schuldenmasse factisch ganz gleichgültig, und überdies genirte sich der junge Beamte, der den Act zu vollziehen hatte, im höchsten Grade vor der Frau Lövdahl, welche ihn durchaus von Zimmer zu Zimmer begleiten wollte, um alle Thüren und Schränke aufzuschließen und ihm zu zeigen, was aufzuschreiben sei. Vor wenig Wochen noch hatte er hier in derselben Wohnung mit ihr getanzt, als bescheidener, wenig beachteter Gast, und jetzt sollte er ihre Theelöffel zählen! — Das war wirklich mehr, als man von einem jungen, wohlerzogenen Stellvertreter des Bürgermeisters verlangen konnte — dieser selbst befaßte sich nämlich nie mit einem solchen Geschäft. Deshalb fiel das Verzeichniß wohl auch ziemlich mangelhaft aus; und als die Auction abgehalten wurde, gab es Anlaß zu vielen anzüglichen Bemerkungen unter den Leuten, da es sich herausstellte, wie auffallend schlecht dies üppige Haus mit Silberzeug und anderen werthvollen Gegenständen versehen gewesen war. Andere jedoch behaupteten aufs Kräftigste, daß Frau Lövdahl Alles offen hingelegt und nichts weggesteckt habe. Bis zu welchem Grade sie sich selber beraubt habe, ginge deutlich genug daraus hervor, daß sie den berühmten japanesischen Nähtisch der verstorbenen Professorin hingegeben habe, denn den hätte sie gern behalten können, da es ein Hochzeitsgeschenk des Schwiegervaters war.

Wohin die Sachen nun auch gekommen sein mochten: schon bei Abraham's Heimkehr war es so dürftig und leer in den Stuben, daß es Jedem auffallen mußte. Clara hatte dafür gesorgt, daß es auf dem Flur, wo sonst ein prächtiger Gascandelaber brannte, dunkel war; das einzige Licht kam von einer Glasscheibe in der Küchenthür. Im Eßzimmer war es auch kalt und dunkel; sie sollten im Wohnzimmer speisen, damit nicht zwei Oefen geheizt zu werden brauchten. Sie war davon überzeugt, daß Abraham dies Alles bemerken werde, und sie hoffte, es werde seine Wirkung nicht verfehlen. Wenn man nur Zeit gewinnen könnte, um ihn auf die rechte Spur zu leiten, so war Alles gewonnen. Später konnte man sich dann wieder mehr Licht und Wärme gönnen und das Verschwundene stückweise, in Zwischenräumen, vom Boden herunterholen.

Als sie ihn im Vorzimmer hörten, zitterten dem Professor die Hände, so daß er die Zeitung weglegen mußte; Clara aber erhob sich und lief ihrem Mann

durch das Eßzimmer entgegen. So war Abraham noch nie von seiner Gattin empfangen worden, und in seinem stillen Sinn hatte er sich auf etwas ganz Anderes gefaßt gemacht. Sowie er das Unglück erfuhr, hatte er sich bestrebt, den Gedanken an Clara zu unterdrücken; nach seiner Berechnung würde sie völlig niedergeschmettert sein und bittere Klagen, vielleicht Vorwürfe hören lassen. Und nun lief sie ihm entgegen — liebevoll, offen, beinahe fröhlich — aber etwas fremd in dem schwarzen, schmucklosen, wollenen Kleide, und doch so hübsch und nett, als ob die Einfachheit gerade ihr am allerbesten stände. Er war ganz glücklich und entzückt über sie, und als er dann zum Vater hineinkam, der ihn, ein niedergebeugter Greis, mit bebendem Munde erwartete, warf er sich in seine Arme: „O Vater! armer Vater, was mußt Du gelitten haben!"

„Kannst Du mir vergeben, Abraham?"

„Sprich nicht so, Vater! Wir wollen Alle einander vergeben und eine neue Rechnung, die besser stimmen soll, anfangen — nicht wahr?"

„Mit Gottes Beistand, ja!" antwortete der Professor mit einem tiefen Seufzer — das Schlimmste war überwunden.

Sie standen einen Augenblick alle Drei Hand in Hand und betrachteten sich mit einem Lächeln, das beinahe fröhlich war; die erste Begegnung war über alle Erwartung gut gegangen für sie alle Drei, und Jeder faßte Hoffnung, aber von sehr verschiedener Seite.

Das Mädchen störte sie mit der Botschaft vom Advocaten Kruse, der junge Herr Lövdahl müsse durchaus sofort zu ihm kommen. Der Professor fuhr zusammen und sah wieder ängstlich zu seinem Sohn hinüber; aber Clara sagte zum Mädchen: „Gib dem Boten den Bescheid, Herr Lövdahl sei eben nach Hause gekommen und viel zu müde von der Reise, um heute Abend noch ausgehen zu können. — Es ist doch auch wirklich ziemlich rücksichtslos, sogleich nach Dir zu schicken!"

Abraham meinte auch, es sei morgen früh genug, und nun blickte er im Zimmer umher.

„Du siehst Dich um, mein Freund," sagte Clara; „ich habe Alles, was verkauft werden soll, in Vaters Stuben hinübertragen lassen, wo es bis zur Auction stehen bleibt; ich glaubte, Du sähest am liebsten, daß nichts zurückbehalten würde." —

„Natürlich, liebe Clara! — ich bin froh darüber, daß Du so muthig und unverzagt bist; das war gerade richtig von Dir, und soll ich Dir gestehen? — mehr als ich von Dir erwartet hatte."

„Ja —" erwiderte sie mit resignirtem Lächeln, „ich weiß leider nur zu gut, daß Du sehr geringschätzig von mir denkst und immer glaubst, daß ich mich nur um Putz —"

„O nein, gewiß nicht — das ist mir nie eingefallen, und wenn ich Dir je in meinen Gedanken Unrecht gethan habe, so bitte ich Dich, mir zu vergeben."

Nun ward der kleine Carsten, in seine Bettdecke eingehüllt, ein schläfriges, liebes Kindergesichtchen, hereingebracht, um gute Nacht zu sagen, und dann setzten sie sich zu Tische in einer gemüthlichen Ecke beim Ofen. „Du siehst, lieber

Abraham," sagte Clara, „wir haben nichts als Brot und Butter — und um Deine Rückkehr zu feiern, ein Stück Käse."

„Ganz vortrefflich, Clara; ich hätte es mir nicht besser wünschen können," erwiderte Abraham und beugte sich nieder, um ihre Hand zu küssen.

„Du siehst Dich aber so sonderbar um — was vermissest Du?"

„Ist auch — Mutters Nähtisch? — war das nothwendig?"

„Du wolltest doch wohl nicht, daß ich dieses Prachtstück behalten solle?" fragte Clara scharf; „das hätte den Leuten schön zu reden gegeben!"

„Ich meinestheils," bemerkte der Professor, „meinte wirklich auch, daß Clara mit gutem Gewissen ihn behalten könne — es war ein persönliches Geschenk aus glücklicherer Zeit."

„Nein, Vater! — Clara hat dennoch Recht," sagte Abraham mit Anstrengung; „wir müssen den bitteren Kelch bis zum letzten Tropfen leeren! Das war muthig von Dir, Clara!"

Als sie mit dem Abendbrot fertig waren und sich eben gemüthlich um den runden Tisch vor dem Sopha niederlassen wollten, kam das Mädchen wieder herein mit einem Billet an Abraham.

„Was gibt es denn nun? Ist das schon wieder von dem abscheulichen Kruse?" fragte Clara.

„Ja, es muß eine Sache von ganz besonderer Wichtigkeit sein, da er schreibt, ich müsse heut Abend kommen; ich werde wohl hin müssen."

„Du solltest nicht gehen; ich bin überzeugt davon, daß es morgen auch noch früh genug wäre."

„Nein Clara, wir müssen bedenken, daß wir nicht mehr unabhängig sind; hast Du Deine Bürde ganz auf Dich genommen, so will ich die meinige nicht liegen lassen. Demüthigen wollen wir uns nicht, aber wir müssen uns beugen — nicht wahr, Vater?"

Der Alte murmelte etwas und sah unabläßig seinen Sohn an; und als Abraham gute Nacht gesagt hatte und auf die Thüre zuschritt, war es, als ob der Professor aufstehen wollte, um ihm etwas zu sagen oder ihn zurückzuhalten; aber er sank wieder zusammen und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

Clara begleitete ihren Mann ins Vorzimmer und bat ihn unter vielen Liebkosungen, bald wieder zu kommen; sie wollte auf ihn warten, es sei ihr gar nicht recht, daß er gleich diesem Kruse in die Hände fallen sollte, der so thörichte, übertriebene Anschauungen hätte.

„Ach Clara, wie ist der Vater doch gealtert!" sagte Abraham, als sie ihm beim Anziehen des Ueberrocks behilflich war; „denk' Dir, ich sah, wie er zitterte, als er die Theetasse nahm, er, der eine so sichere Hand hatte — armer Vater!"

Auf dem Wege zu Kruse war Abraham so mit diesem Gedanken beschäftigt, daß er nicht dazu kam, Betrachtungen darüber anzustellen, weshalb jener ihn sprechen wolle. Sie waren Beide etwas verlegen, als sie sich sahen; Kruse drückte herzlich Abraham's Hand: „Armer Junge! — es kam wohl über Dich wie ein Donnerschlag, aber ich meinte, es wäre besser, daß Du es durch mich erführest."

„Ja, ja! Ich danke für das Telegramm, das war wohlbedacht."

„Du mußt entschuldigen, daß ich Dich bitten ließ, heute Abend zu mir zu

kommen, aber ich bin — rein herausgesagt — in der peinlichsten Unruhe gewesen — und viele Andere waren es auch. Es freut mich, Dich so frischen Muths zu sehen, denn dann wird wohl Alles in Ordnung sein; aber unvorsichtig war es —"

„Wie meinst Du das?" fragte Abraham, und eine dunkle Ahnung von etwas Schrecklichem schnürte ihm die Kehle zu.

„Was ich meine? — bist Du toll, Mensch? Natürlich das Geld! Du hast es doch? — Das Geld der Arbeiter — den Baufonds und die Krankenkasse?"

Abraham preßte beide Hände gegen die Brust, wo er einen Schmerz fühlte, als habe er einen Schlag gegen die Herzgrube erhalten; der Hals schwoll ihm zu und nur mit Mühe konnte er den Laut: „Vater" hervorbringen.

„Ja, ja, Dein Vater hat das Geld aus der Sparkasse genommen, das wissen wir! Das war aber natürlich nur für einen Tag?"

Abraham nickte.

„Und Dein Vater gab Dir das Geld am nächsten Tage wieder?"

Abraham stand mit offenem Munde und weit aufgerissenen Augen da.

„Himmeldonnerwetter!" schrie der kleine hitzige Advocat, „Ihr seid ja insgesammt eine Bande von Verbrechern! Deine Frau packt ihr Silberzeug weg und stiehlt — ja, ich sage gerade heraus: stiehlt! — und Dein Vater! — Dein großer Vater! — nicht allein, daß er meinen Vater und eine Menge Andere zu Grunde gerichtet hat — nein, ich will Dir nur einen Zug erzählen, um Dir zu zeigen, was für ein Mensch er ist. Du hattest ihm gesagt, daß Frau Gottwald etwas Geld in der Sparkasse habe —"

„Nein!" erwiderte Abraham, ward aber gleich darauf feuerroth; denn, wie schrecklich er auch in diesem Augenblick litt, erinnerte er sich doch, daß er eines Tages bei Tische von dieser Idee, dem kleinen Marius ein Denkmal zu errichten, gesprochen hatte.

„Siehst Du wohl?" rief Kruse bitter, „jetzt erinnerst Du Dich. Nun höre: acht Tage vor dem Concurs war Dein Vater hier und lockte der Frau Gottwald ihr Sparkassenbuch ab, unter dem Vorwand, ihr höhere Zinsen zu verschaffen! — Was sagst Du dazu? — Soll ich Dir sagen, was er ist — Dein großer Vater? — Er ist ein ganz gemeiner Schurke!"

Abraham fiel bewußtlos auf einen Stuhl nieder. Kruse erschrak und bereute seine Worte, und als er endlich den Anderen wieder dazu gebracht hatte, die Augen aufzuschlagen, sagte er: „Du mußt nicht böse sein — Lövdahl — aber Du kannst Dir wohl denken, daß die Geschichte mit dem Gelde der Arbeiter mir mehr als mein halbes Leben verdirbt."

Abraham ergriff halb empfindungslos die ihm dargebotene Hand; als Kruse aber sah, daß er noch wie gelähmt sei, ließ er ihm Ruhe und ging unterdessen im Zimmer auf und ab.

Nach einer langen Pause sagte Abraham: „Was soll ich thun?"

„Es kommt darauf an, was Du thun kannst."

„Was ich thun kann?"

„Wozu Du Muth und Kraft hast."

„Du glaubst doch wohl nicht, daß ich mich daran betheiligen will —" er kam nicht weiter; denn er stockte vor den Augen und einem ihm bekannten

Lächeln seines Freundes, einem halb mißmüthigen, halb verächtlichen Lächeln; und Abraham fühlte das Lächeln in seinem Herzen brennen.

Es war nur zu wahr: er hatte weder Kraft noch Muth, sich von den Anderen loszureißen, offen und laut zu sagen: „Seht! das hat mein Vater gethan, das hat meine Gattin gethan und das habe ich selber gethan — straft uns, wenn es sein muß; dann aber wollen wir, wenn wir abgebüßt haben, zu einem neuen Leben gehen." Das konnte er nicht, er wußte es selber. Beschämt und ohne aufzusehen, schlich er fort, und Peter Kruse schloß die Thür hinter ihm. — Nur ein Gedanke war in Abraham's Kopf, ein Name auf seinen Lippen; er eilte fort, um Grethe aufzusuchen.

Er war durch die stillen menschenleeren Straßen an der letzten Gaslaterne vorbeigekommen. Längs der Wegkante waren große Steine gesetzt, und tief unten hörte er den schweren Schwall der Wogen, die gegen die Klippe heraufdrangen und wieder hinabrasselten, saugend und zerrend in dem zähen Tang.

Abraham blieb stehen, ging zur letzten Gaslaterne zurück, um nach der Uhr zu sehen. Es war nach zehn Uhr. Grethe war wohl schon zur Ruhe gegangen; aber er wollte sie bitten, an ihrem Bett sitzen zu dürfen, ihre Hand halten und ihre Stimme hören, in der weder Trug noch Zweifel war. Als er sich aber umwandte, um im Dunkeln weiter zu gehen, hörte er seinen Namen rufen, und eine schwarzgekleidete Dame kam aus dem Schatten an der Kirchhofthür hervor und eilte auf ihn zu.

„Gehen Sie nicht! — ich bitte Sie — Abraham! Ich bitte Sie um des kleinen Marius willen! — gehen Sie nicht weiter in der Dunkelheit."

„Aber, liebe Frau Gottwald! — weshalb sollte ich nicht gehen?"

„Weil ich es schon einmal früher gesehen habe — und hätte ich damals —"

„Wann? — wen haben Sie gesehen?"

„Ihre Mutter stand hier auch; gehen Sie nicht — Abraham! Ich beschwöre Sie!"

Zuerst glaubte er, sie habe über den Verlust ihres Geldes den Verstand verloren; als sie aber seine Mutter nannte, rief er: „Antworten Sie mir, liebe Frau Gottwald, antworten Sie mir, was war es mit meiner Mutter?"

„Nichts; fragen Sie mich nicht; ich weiß von nichts!"

„Antworten Sie mir! Sie sollen mir antworten um des kleinen Marius willen," und er hielt sie fest; „was war es mit meiner Mutter?"

„Ich will antworten und Alles sagen, was ich weiß; dann sollst Du aber auch nicht weiter fragen — armer Abraham!"

Jetzt war sie wie in früherer Zeit die Mutter des kleinen Marius und er der beste Freund ihres Sohnes.

„Ich habe Deine Mutter eben hier gesehen, wo wir jetzt stehen; es war dunkle Nacht wie jetzt; und sie sah nach der Uhr und wandte dann ihr Gesicht dem Gaslicht zu — o, das Gesicht! — ich stand dort im Schatten an der Kirchthür, und ich trat nicht vor, ich bin ja eine arme verlassene Person und sie war die Frau Professorin Lövdahl! Und doch sah ich, daß sie einsam und in Noth sei, und Beide waren wir ja Mütter! — War das nicht schrecklich feige von mir? — und in derselben Nacht starb sie."

„Starb sie? — War das ihre letzte Nacht? — Wo starb sie?“

„Deine Mutter starb in ihrem Bett,“ antwortete Frau Gottwald fest; „als ich aber jetzt, heut' Abend, von dem Grabe meines Marius kam und gerade an Dich und die Deinigen in diesem großen Unglück dachte — ich dachte dabei namentlich an Dich, Abraham —, so sah ich plötzlich vor mir Dein Gesicht — so ganz dem ihrigen gleich; Du ziehst Deine Uhr hervor und starrst darauf ins Gaslicht — kannst Du nicht begreifen, daß mich die Angst überkam, Du gingest einsam in Verzweiflung einher?“

„Aber meine Mutter! Glauben Sie denn — Frau Gottwald, glauben Sie, daß meine Mutter —“

„Ich glaube nichts, und ich weiß nichts; aber Leute, die unglücklich sind, soll man nicht allein im Dunkeln gehen lassen. Kommen Sie, begleiten Sie mich zur Stadt.“

Sie nahm seinen Arm und sie gingen schweigend ihres Weges.

„War meine Mutter unglücklich?“ fragte er endlich.

„Wie kann ich das wissen? — Was weiß der eine Mensch von dem andern? — Thun wir wohl etwas Anderes, als daß wir uns gegenseitig betrügen? — Einige um des Bösen, Andere um des Guten willen. Ich kannte sie auch nicht so genau; aber sie war gewiß eine seltene Frau, und eben darum —“

„— Darum, sagen Sie?“

„Ja, lieber Abraham! — Darum war sie wohl unglücklich — so pflegt es zu sein.“ Er mußte ihr beim Abschied versprechen, nicht wieder hinauszugehen; aber er achtete seines Versprechens nicht: es war ihm unmöglich, nach Hause zu gehen, und es hatte keine Gefahr für ihn, er dachte weder daran, sich in die See zu stürzen, noch sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

Und doch mußte er still stehen und auf das geheimnißvolle Brausen der Wogen dort unten in der finsteren Bucht lauschen, während die Lichter von der Stadt wie kleine aufflammende Streifen ihm entgegenhüpften. Hatte seine Mutter auf diesem dunkeln Wege das Leben verlassen wollen? — War sie freiwillig fortgegangen? — Was sollte er glauben?

Er ließ seine Erinnerungen aus jener Zeit an sich vorüberziehen; niemals hatte er geahnt, seine Mutter könne unglücklich gewesen sein; erst jetzt fiel es ihm ein, wie sonderbar schwermüthig sie zuweilen sagte: „Armer kleiner Abraham!“ Wenn aber ein Unglück in ihrem Leben gewesen war, so mußte es auf die eine oder die andere Weise mit ihrer Ehe in Verbindung stehen; und es war schrecklich für Abraham, daß sich heute Alles so überwältigend ansammelte, um diesen Vater niederzuschmettern, auf den er sein ganzes Leben hindurch mit Ehrfurcht gesehen, dem er fast religiöse Verehrung dargebracht hatte.

Der große Zwiespalt im Wesen der Eltern, den er in der Kindheit geahnt, stand ihm jetzt klar vor Augen, und er wußte auch, was er hätte wählen sollen: das, was in der Mutter geknickt ward, hätte die Stütze seines Lebens sein sollen; und statt dessen! — — Es wurde grauenhaft leer in ihm, und vor seinen Ohren klang es mit Kruse's scharfer Stimme: „Ihr seid ja insgesammt eine Bande von Verbrechern!“

Wäre es nicht doch am besten, seine Schande dort unten zu bergen, wo es

so schwarz und still war? Dann wäre es vorbei, und die Leute könnten sagen, was sie wollten. Was würden sie wohl sagen? — Er dachte über alle Folgen nach und kam zuletzt zum armen kleinen vaterlosen Carsten.

Aber plötzlich wandte er sich ab mit einer Bewegung, als ob es ihm vor sich selber ekle; er wußte, daß er sich weder jetzt, noch je dazu ermannen werde, er sah gleichsam vor seinen Augen all' die kleinen feigen Treppenstufen, die er hinabgestiegen war — immer hinab und hinab, von seiner Kindheit an bis zu dieser Stunde. All' die großen Worte, all' die glänzenden Phantasiegebilde, all' die kleinen machtlosen Anläufe, all' dieser Drang, wahr und muthig zu sein, der neckisch ihn stets begleitet hatte, all' die Möglichkeiten, die er in der Hand gehabt, all' die Gelegenheiten, die sich ihm geboten hatten — warum? — warum war dies Alles die schmählichste Reihe von Niederlagen geworden?

Er raufte sich in Verzweiflung mit beiden Händen das Haar und rief laut zu sich selber: „Wie ist es doch mit mir bestellt? — Was für ein Teufel ist in mir, der bewirkt, daß ich nie — nie mir selbst genug thun kann? — Eine feige Lüge, ein Zerrbild ist mein Leben — es ist, als ob jede Fiber in mir vergiftet sei." Grethe! — Grethe! — jetzt war nichts Anderes auf der Welt mehr, und er lief fast hinaus zu ihr. Als er sich dem Hause näherte, kam es ihm vor, daß die Hausthür so wunderlich aussähe, er tappte im Halbdunkel und entdeckte nun, daß man die Thür aus den Angeln gehoben und draußen gegen die Wand gestellt habe. Im Hause war nicht der gewohnte Geruch, es war überhaupt nichts da; er ging längs den Wänden in der Küche, in der Kammer, in der Stube, und nirgends fand er das Allermindeste, als etwas Stroh und Kehricht, worauf er trat. Zuletzt stieß er gegen die Bank unter dem Fenster, wo er mit Grethe zu sitzen pflegte; sie war an der Mauer befestigt. Hier warf er sich nieder. Steffensens waren abgereist, jetzt begriff er Alles: Grethe hatte gehört, er habe das von den Arbeitern ersparte Geld an sich genommen, und so war sie fortgezogen. Das war das Ende. —

Die dunklen Stunden wurden von den grauen abgelöst und wurden heller und heller. Der Wind erhob sich gegen Morgen und raschelte in dem Stroh auf dem Fußboden. Unter dem Fenster, auf einigen Resten von Grethe's Schilf und Weidenruthen, war Abraham Lövdahl eingeschlafen; er war von der Bank herabgeglitten. —

XV.

Als die Fallimente endlich aufhörten, so daß man das Unglück übersehen konnte, wurden die Gemüther etwas ruhiger; die ersten übereilten Meinungen hielten nicht Stich, der colossale Umfang des Elends, die großen Umwälzungen und Veränderungen, die prophezeit waren, verschwanden gleichsam von Tag zu Tag, und das Leben nahm ungefähr die alten Formen, wenn auch in graueren Farben an.

Der Haß und die Rachsucht sammelten sich um gewisse Brennpunkte. Von Professor Lövdahl war nicht viel Uebles zu sagen; des armen Mannes Haar war in einigen Wochen schneeweiß geworden. Dahingegen ward man bald darüber einig, daß der Sohn der eigentliche Urheber sei; Freidenker war er, und mit Kruse hatte er sich zusammengethan, um die armen Arbeiter zu betrügen.

Diese hätten denn auch dafür büßen müssen, und es sei bewiesen, hieß es, daß Abraham Lövdahl sich in den Arbeiterverein eingedrängt habe, um das Geld in seine Hände zu bekommen. Bald hieß es sogar, daß er ins Zuchthaus solle — er und Marcussen, ein recht passendes Paar; am schlimmsten sei aber doch der Lövdahl, als verheiratheter Mann. Das arme Mädchen sei noch dazu blind, und sie hätte aus der Stadt fortgeschickt werden müssen — vermuthlich mit einer tüchtigen Portion des gestohlenen Geldes. Dann erzählte man sich wieder, der Bankdirector Christensen solle gesagt haben, es sei — Gott sei Dank — kein Anlaß da, irgend einem von den Falliten den Proceß zu machen, und hatte seine Meinung früher Gewicht, so war sie jetzt durchaus entscheidend und ward von Allen mit Andacht angenommen. Die große Gestalt des Bankdirectors mit der untrüglichen Nase war jetzt die einzige hoffnungsvolle Erscheinung in der Stadt; und wenn er seinen Elephantengang von seinem Comptoir nach seiner geliebten Bank machte, sahen die eingeschüchterten kleinen Leute zu ihm auf, wie zur Kupferschlange in der Wüste.

Er stand an der Spitze aller Unternehmungen, er ordnete und regelte und fügte und beschwichtigte, so daß mitten unter den verzweifelten Ruinen Hoffnungen für den Einen und für den Anderen emporzusprossen begannen. Die Arbeiter dankten ihm mit Thränen, daß er ihnen gestattete, auf seiner Schiffswerft für einen Tagelohn von 1 Krone und 80 Oere zu arbeiten; Leute, die nothwendig baar Geld brauchten, kamen zu ihm, um Gegenstände aller Art zu verkaufen; für Alle wußte er Rath zu schaffen, und man erzählte sich, daß er in diesem Jahre sein Vermögen fast verdoppelt habe.

In der Familie Kruse trat nur bei den alten Leuten eine größere Veränderung ein. Der Pastor und seine Gattin zogen sich ganz zurück, hielten ihre Thür verschlossen und sagten nie ein Wort von dem Geld, das sie verloren. Auf Friederike machte das Unglück den Eindruck, daß sie jetzt doppelt sparsam sein müsse, während sie sich von dem Verlust keinen rechten Begriff zu machen vermochte; sie konnte nur die großen Zahlen wiederholen und dabei schaudern, aber es ging ihr bei Weitem nicht so zu Herzen, als wenn sie entdeckte, daß der Krämer sie um fünfzehn Oere betrogen habe. Morten dahingegen war das ganze Leben vergällt worden; seine Berechnungen, seine geliebten Berechnungen hatten Alles, was er besaß, und Alles, was er als sein Erbe von dem alten Jörgen in Anschlag gebracht hatte, zu Grunde gerichtet. Er fuhr indessen immer noch fort zu rechnen, bis sein Sinn so bitter ward, daß seine Predigten, die bisher wenig beachtet waren, jetzt in den Ruf großer Anregung kamen. Im Hause der Alten aber war Alles verändert, es war leer und verlassen. Sobald Madame Kruse sich von ihrem ungeheuren und ungeheuchelten Erstaunen erholt hatte, befahl sie ihrem Sohn Peter, er solle nie ein Wort über die Schuld, die Morten an der ganzen Sache haben könnte, fallen lassen; sie hoffte, daß für ihren jüngsten Sohn dies Unglück zu Segen und Rettung führen werde. Dann aber machte sie sich ans Werk, und zwei Tage nach Jörgen Kruse's Concurs waren er und seine Gattin in einem der drei Zimmer bei ihrem ältesten Sohne oben in Frau Gottwald's Hause eingerichtet. Der alte Jörgen hätte beinahe den Verstand verloren, als er die Sache erst begriffen hatte, oder er begriff sie wohl

eigentlich nie ganz. Denn sein Kopf, der immer etwas schwach gewesen war, konnte den ungeheuren Schlag, die Vernichtung der Arbeit eines ganzen Lebens, nicht aushalten. Wenn seine Gattin ihm ein altes Cassabuch zum Nachrechnen gab, saß er den ganzen Tag dabei bis auf die Mahlzeiten, und nur zuweilen fragte er geheimnißvoll, ob Morten jetzt dem Laden vorstehe?

Madame Kruse aber trug den Kopf hoch und ward förmlich guter Dinge. Sie und Peter trieben den dicken Advocat Kahrs, welcher die Concursmasse administrirte, zu solcher Eile an, daß Alles binnen Kurzem verkauft und geordnet war. Und als es sich ergab, daß die Gläubiger beinahe volle Deckung erhalten würden, schenkte sie all' dem Gelde, an dessen Erwerbung sie so treulich mitgearbeitet hatte, auch nicht einen Seufzer. Das Leben hatte ihr geradezu einen Schreck vor dem Gelde eingejagt; erst jetzt konnte sie wirklich glücklich sein und sie hoffte, daß auch Andere es würden.

Um Peter that es ihr am meisten leid; er nahm es sich so schwer zu Herzen, daß die Arbeiter ihr Geld verloren hatten, und Peter war doch nicht Schuld daran, sondern das hatte der Lövdahl auf dem Gewissen. Davon wollte Peter aber nichts hören, und er machte sich die bittersten Vorwürfe darüber, daß er jene Angelegenheit nicht selbst in Händen behalten. Was die Mutter sagte, machte keinen Eindruck auf ihn, und selbst die Versicherung der Arbeiter, daß sie ihn nicht des geringsten Unrechts zeihen könnten, und ihre inständigen Bitten, er möge der Vorsteher des Vereins bleiben, rührten ihn nicht. Peter konnte dies Geld, das er mit so großer Freude hatte anwachsen sehen, nicht vergessen; es hatte seinen großen Traum: die Arbeiter in ihrem eigenen Hause versammelt, verbunden und stark — verwirklichen sollen. Jetzt war Alles verloren und zerstreut, und nur Mißtrauen, Feigheit und das alte Elend waren zurückgeblieben; es mußte Alles wieder ganz von vorn angefangen werden.

Peter müsse aufgemuntert werden, dachte Madame Kruse, und sie warf dabei ihr Auge auf Frau Gottwald; sie hatte natürlich schon längst Peter das Geheimniß abgelauscht. Frau Gottwald aber wollte Madame Kruse's Andeutungen nicht verstehen, sondern machte immer einen Scherz daraus; endlich aber sagte sie sehr ernst: „Hören Sie, Frau Kruse, lassen Sie uns nicht mehr darüber sprechen — nicht einmal im Scherz. Selbst wenn nicht hundert andere Dinge dem im Wege stünden, worauf Sie hindeuten, so würden Sie genug daran haben — und mehr als das — wenn Sie die Geschichte meiner Jugend kennten."

„Die kenne ich, Frau Gottwald."

„Ich bin nicht Frau Gottwald," antwortete die Andere und beugte sich über ihre Arbeit.

„Das weiß ich auch; aber Sie hatten ein Kind."

„Ach ja! — einen kleinen, lieben, unglücklichen Jungen!"

„Hören Sie mich nun an, Frau Gottwald; der Mann, den Sie lieben sollen, war auch so ein kleiner, unglücklicher Junge."

„Ich verstehe Sie nicht oder Sie verstehen mich nicht."

„Seine Mutter war auch nicht verheirathet, als er zur Welt kam; es fielen Thränen auf sein kleines Haupt — solche Thränen, die Sie kennen. Sie sehen

mich an! Hier sitzt sie vor Ihnen — seine Mutter. Wir Beide — Frau Gottwald — wir haben uns nichts vorzuwerfen."

„Mein Gott — das habe ich ja nicht gewußt!"

„Nein, meine Liebe, mir hat man es nicht angerechnet, weil ich das Glück hatte, mich nachmals zu verheirathen —"

„Hat es Peter denn gewußt?"

„Davon bin ich überzeugt; aber noch fester bin ich davon überzeugt, daß er niemals im innersten Winkel seines Herzens den mindesten Schatten von Geringschätzung gegen seine Mutter deshalb genährt hat. Das würde auch Ihr Sohn, wenn er jetzt lebte, nicht gethan haben — wie hieß er?"

„Er hieß Marius — der kleine Marius."

„Nun wohl, Frau Gottwald! — Ihr kleiner Marius und mein kleiner Peter waren gewissermaßen Brüder. Sie haben Ihren Sohn verloren, nehmen Sie meinen dafür; wir wollen ihn zusammen besitzen — wir Beide."

Frau Gottwald weinte und lachte; sie war so wenig darauf vorbereitet; aber die Alte zwang sie mit ihr zum Thee hinauf zu kommen. Auf der Treppe aber ward Frau Gottwald dennoch bedenklich und wollte umkehren; aber da kam zum Glück gerade ein Herr von unten her, und als es sich ergab, daß es Peter sei, betrachtete Frau Kruse dies als einen sicheren Fingerzeig und tröstete sich damit, daß die jungen Leute sich nun schon finden würden.

Um den anderen Sohn war sie in anderer Weise bekümmert, und hier hatte sie auch weniger Hoffnung. Morgen wollte sie ihn auf die Probe stellen. Er wollte über ihren Lieblingstext: „Nicht Gold, nicht Silber, nicht Kupfer sollt Ihr in Eurem Gürtel haben" predigen — Friederike hatte es erzählt; Morten hielt es für seine Pflicht, gerade jetzt, in dieser Zeit, mit den Mammonsdienern streng ins Gericht zu gehen. Madame Kruse wollte nicht viel Gewicht auf die Worte legen, so beredt wie der Propst Sparre gewesen, war Morten nun einmal nicht. Aber er war ihr Sohn, sie kannte jeden Laut in ihm; sie wollte schon heraushorchen, ob der rechte Geist über ihn gekommen sei. —

Es war am zweiundzwanzigsten Sonntag nach Trinitatis, im Uebergange zum rechten Winter. Es war feuchtes, schneidend kaltes Wetter ohne die Frische des Frostes; die Leute strömten still zur Kirche und beeilten sich, aus dem pfeifenden Südwest und unter Dach zu kommen.

Es kamen viele Menschen zusammen; die großen Unglücksfälle hatten Leute in die Kirche getrieben, die dort sonst nicht zu sehen gewesen waren. Die Frauen trugen dunkle, reuevolle Farben. Die Männer saßen düster da und brüteten bekümmert darüber, ob jetzt das Schlimmste überstanden, oder ob es bloß der Anfang zu noch Schlimmerem sei.

Und es kam der Consul With, der nach seinem Falliment administrirender Director in Christensen's Bank geworden war; er geleitete seine Gattin galant nach ihrem Platz und war ihr behilflich, den Mantel dicht um sie zu ziehen. Das hatte man früher nie gesehen; vielleicht hatte das Unglück dieses Ehepaar zusammengeführt.

Dann kam Madame Kruse, allein, rasch und rührig, als ob nichts vorgefallen wäre. Sie hatte gewiß etwas Tüchtiges auf die Seite geschafft — die alte Dohle, da sie so unbekümmert aussah.

Und nun kamen Lövdahls; alle Köpfe drehten sich, Aller Augen folgten ihnen. Clara ging bleich, gebeugten Hauptes, schön und ergeben wie eine Dulderin. Das dunkle Kleid, der bescheidene Hut hatten eine unfreiwillige Eleganz, die beinahe rührend war. Mit dem Hut in der Hand, das weiße Haupt leicht auf die Seite geneigt, und mit einem Lächeln, das Alle um Vergebung bat — so ging Carsten Lövdahl an ihrer Seite. Clara hielt ihm den linken Arm; aber mit der rechten Hand stützte er sich auf den Bettelstab — ein braunes Rohr mit Griff von Elfenbein.

Die Frauen hielten Musterung über Clara ab; allerdings sah sie einfacher aus, viel einfacher als früher, und doch hatte sie, wenn man genau hin sah, etwas an sich, worüber man sich ärgern mußte; ganz geknickt war sie durchaus nicht. Der Professor aber war reizend! Wie gut er aussah in dem fast weißen Haar, und wie er sich in sein Unglück fand! — demüthig — gottergeben — erbaulich für die ganze Gemeinde.

Die Männer ihrerseits stellten Betrachtungen an über den Accord zu fünfzig Procent, den Christensen, wie es hieß, für Lövdahl mit dessen Gläubigern zu Stande bringen wollte, und über die vielen schimpflichen Durchstechereien, die von den Administratoren der Concursmasse entdeckt sein sollten. Es war doch eigentlich zu arg; jeder Einzelne fand, es sei gar zu arg, wenn dies so hingehen sollte. Die Obrigkeit — sowohl der Amtmann, als auch die Unterbehörden — waren sicher genau davon unterrichtet; aber welcher einzelne Mann hatte den Muth und die Macht, diese Obrigkeit zu zwingen, das zu sehen, was sie durchaus nicht sehen wollte!

Die Wenigen, welche sich aufrecht erhalten hatten, gehörten zum festen Kreise; und das Gericht, die Anwälte, die Administratoren und die verschont gebliebenen Geldmänner schlossen die Kette enger als je zuvor, und obgleich alle Leute unter vier Augen und insgeheim darüber einig waren, daß das Treiben jener Männer ganz unverantwortlich sei, so ließ sich doch nicht beweisen, daß nicht die gewissenhafteste Beobachtung der gesetzlichen Vorschriften dabei stattgefunden habe.

Solche Gedanken folgten Clara und dem Professor längs dem Kirchengange, und so eifrig sah man ihnen nach, daß man erst nachher bemerkte, es gehe noch Einer hinter ihnen her. Es war Abraham.

Es gibt Sorgen — namentlich solche, mit denen Schande verbunden ist —, bei denen eine Fortsetzung des Lebens ganz unmöglich zu sein scheint. Am Nachmittage und in der Nacht kommt es Dir vor, daß Du sterben mußt, ehe das Licht zurückkehrt. Und wenn der Morgen kommt, merkst Du, daß Du noch am Leben bist; Du mußt Dich anziehen, Dein Haar bürsten und Du mußt essen. Am Abend sagst Du: wie war es doch möglich, daß ich einen ganzen Tag damit habe leben können? Am nächsten Tage rasirst Du Dich; acht Tage darauf machst Du einen Witz und lachst selbst darüber. —

So hatte Abraham einige Wochen durchlebt. Tag und Nacht hatten ihn zwischen sich hin- und zurückgewälzt. Nichts war schwerer, nichts leichter geworden; aber alles rundete sich ab unter dem Schliff der Stunden.

In gewisser Hinsicht hatte er es niemals so gut in seinem Hause gehabt,

wie jetzt; sie behandelten ihn wie einen lieben Kranken. Sein Vater war stets milde — fast ehrerbietig, und Clara überhäufte ihn mit all' der Zärtlichkeit, von der er geträumt hatte, ehe sie verheirathet waren, und die er nie gefunden.

Sie fürchteten ihn Beide. Ein Wort — ein Ausbruch seiner übertriebenen Principien konnte Alles, was sie aufgebaut und gerettet hatten, über den Haufen werfen. Ihnen brauchte aber in der That nicht mehr bange vor ihm zu sein; es war mit ihm vorbei. Und als Clara an jenem Sonntagmorgen ihm halb ängstlich ins Ohr flüsterte: „Du weißt nicht, welche Freude Du dem Vater bereiten würdest, wenn Du mit uns zur Kirche gingest," antwortete er ganz ruhig: „Das will ich gern thun."

Und doch rieselte es ihm durch alle Glieder, als er durch das Portal trat und die alte große Kirche in düsteren, grauen Herbstfarben vor ihm lag. Erinnerungen wollten heraus, Augen wollten hervor. Aber er drängte sie fast ohne Kampf zurück; sie hatten keine Macht mehr über ihn. Und während er hinter seinem Vater und seiner Gattin herging, spie er sich selbst ins Gesicht und rief sich selbst zu: „Sieh' demüthig aus — sieh' demüthig aus! Du Lump, der Du bist!" Wie unheimlich und garstig er aussah! Nicht Einer war da, der ihm Vertrauen geschenkt hätte. Frauen und Männer folgten ihm mit bösen Blicken — ihm, der die armen Arbeiter um ihr sauer erspartes Geld betrogen hatte.

Aber nun kam Christensen, der Bankdirector, mit seiner Frau, die einen neuen Mantel von schwerem Seidenstoff trug. Ach, es that förmlich wohl, Leute zu sehen, die noch die Mittel hatten, sich Seide anzuschaffen. Frau Christensen lächelte bewegt; das Silberzeug stand an seinem Platz und die dumme Inschrift war ausgeschliffen.

Die Mienen des Bankdirectors wollten ausdrücken: „Bete mich nicht an!" Aber das konnte er nicht verhindern; er war ihre Hoffnung und Zuflucht; nicht Einer hatte den Muth, sich seines letzten höchst sonderbaren Auftretens in der Generalversammlung der „Fortuna" zu erinnern.

Und nun begann Morten Kruse seine Predigt über die zehntausend Talente, über die böse Macht, die das Geld unter uns ausübt, über den Mammon und die Lilien auf dem Felde, und als Grundmotiv kehrte immer jenes Wort zurück: „nicht Gold, nicht Silber, nicht Kupfer sollt Ihr in Eurem Gürtel haben".

Da erhob sich mitten unter der Predigt eine kleine Gestalt auf der Frauenseite [1]).

Es war Madame Kruse.

Sie hielt nicht ihr Schnupftuch vors Gesicht; sie hatte kein Nasenbluten, es war ihr nicht übel geworden; denn sie war durchaus nicht blaß. Im Gegentheil sah sie frisch und kräftig aus, wie sie durch die Damen hindurch, die vor Entsetzen vergaßen ihr Platz zu machen, sich einen Weg bahnte.

Als Madame Kruse endlich den Mittelgang erreichte, ordnete sie ruhig ihren Mantel und ging dann mit ihren kleinen sicheren Altenweiberschritten den langen Mittelgang hinunter und zur Kirche hinaus. —

---

[1]) In den norwegischen Kirchen sitzen Männer und Frauen getrennt in den Kirchenstühlen.

Irland unter Lord Spencer.

Von
Sir Roland Blennerhassett, Bart. M. P.

In der Januarnummer der „Rundschau" von 1882 habe ich den Ursprung, die Entwicklung und den gegenwärtigen Stand der Agrarfrage in Irland zu schildern versucht und bei dieser Gelegenheit die Nothwendigkeit betont, der neuen Landacte als unentbehrliche Ergänzung eine Maßregel folgen zu lassen, zum Zweck, den irischen Pächtern den Ankauf ihrer Pachtgüter zu ermöglichen. Ich fügte damals hinzu, daß nur eine solche, von wahrhaft liberalem, unparteiischem Geist getragene Gesetzgebung die Landacte verhindern könne, den Gutsherren ein ungeheures Unrecht zuzufügen und durch Erschütterung der ganzen gesellschaftlichen Ordnung die Sicherheit des Besitzes in Frage zu stellen.

Die damals ausgesprochenen Wünsche sind unerfüllt geblieben, und auch der oberflächlichste Optimist kann nicht behaupten, daß seit den inzwischen verflossenen zwei Jahren die Dinge in Irland sich zum Besseren gewendet hätten. Zwar ist — Dank der festen, energischen Administration von Lord Spencer — die äußere Ruhe so ziemlich wieder hergestellt. Aber Niemand, der Irland kennt, wird sich der Einsicht verschließen, daß der Geist der Empörung zu keiner Zeit seiner Geschichte stärker war, als jetzt, selbstbewußter, vertrauender in den endlichen Sieg seiner Sache. Um diesen Geist in Schach zu halten, ist es allerdings nothwendig, der Execution alle legalen Machtbefugnisse zur Bändigung des Aufruhrs und zur schnellen Bestrafung von Verbrechen und Ausschreitungen zu geben. Aber nicht minder dringend als die Aufrechthaltung des Gesetzes ist die Gewinnung der großen Masse der bäuerlichen Bevölkerung zu seinen Gunsten, durch Verkettung ihrer Interessen mit seinem Bestand. Die Agrarfrage ist und bleibt der Angelpunkt der Situation; aber neben und mit ihr sind noch andere Probleme zu lösen: die Reform der Universitäten, ohne welche das ganze höhere Unterrichtswesen einem vollständigen Verfall entgegenzugehen droht, und die Einführung eines den Zeitbedürfnissen angepaßten Systems von Mittelschulen, wie es dem Lande gänzlich fehlt. Bevor ich näher auf diese Punkte zurückkomme, möchte ich jedoch einen Rückblick auf einige der Ereignisse werfen, deren Schauplatz Irland während der letzten zwei Jahre gewesen ist.

I.

Am Abend des 5. Mai 1882 verließ Lord Spencer London, um an die Spitze der Regierung in Irland zu treten. Es fehlte ihm weder an Erfahrung, noch an Kenntniß des Landes, denn bereits unter Gladstone's erstem Ministerium war er von 1868 bis 1873 Vicekönig von Irland gewesen. Ihn begleitete diesmal als Privatsecretär Mr. Courtenay Boyle, ein Mann, dessen hervorragende Begabung seine Wahl zu diesem Vertrauensposten als eine glückliche erscheinen ließ. Die Würde des Staatssecretärs, also die eigentliche parlamentarische Vertretung der Regierung von Irland im Unterhaus, wurde Lord Frederick Cavendish übertragen. Er war der Sohn eines der größten irischen Grundbesitzer, des Herzogs von Devonshire, und ein Bruder von Lord Hartington, der einst dasselbe Amt mit Ehren bekleidet hatte und nach Mr. Gladstone selbst für die einflußreichste Persönlichkeit des Ministeriums galt. Da Lord Frederick durch Heirath mit Gladstone's Familie verbunden und dieser ihm besonders zugeneigt war, so ließ sich hoffen, daß die wohlmeinenden Absichten, mit welchen er seine neue Stellung antrat, besondere Berücksichtigung von Seiten des Cabinets finden würden. Bis zu seiner Ernennung nach Irland hatte er als Secretär im Schatzamt eine schwierige und undankbare Aufgabe in anzuerkennender Weise gelöst; er war von milder, freundlicher Gesinnung und seltener Bescheidenheit, aber dabei besaß er einen festen Willen, wenn es durchzuführen galt, was er einmal als recht befunden hatte. Die ihn genau kannten, schätzten und liebten ihn. Er begab sich nach Irland, zwar nicht ohne eine eigenthümliche Ahnung kommenden Unheils, aber mit den besten Absichten und dem ernsten Entschluß, kein Mittel unversucht zu lassen, um durchgreifende Reformen zu verwirklichen und dem Lande den Frieden und die Segnungen einer bessern Zukunft zu sichern. Seit 1880 war die Lage von Irland geradezu schreckenerregend, einem Pandämonium vergleichbar. Doch gab es auch Solche, die Anzeichen davon zu erkennen meinten, daß das Schlimmste vorüber und die Sonne dem Durchbrechen nahe sei.

Am Morgen des sechsten Mai landeten Lord Spencer und Lord Frederick in Irland und hielten nach hergebrachter Sitte ihren feierlichen Einzug in Dublin. Der Empfang von Seiten des loyalen Theils der Bevölkerung war ein herzlicher, beinahe ein begeisterter zu nennen. Jedermann schien glücklicher und vertrauensvoller in die Zukunft zu blicken, und wie in Uebereinstimmung mit dieser Disposition der Gemüther war der Tag sonnig und warm. Der neue Vicekönig und sein Staatssecretär begaben sich direct ins Schloß, wo altem Herkommen gemäß der permanente Secretär für irische Angelegenheiten, Thomas Henry Burke, sie feierlich beeidigte. Nachdem noch einige der dringendsten Geschäfte erledigt und einige nothwendige Formalitäten erfüllt waren, begab sich Lord Spencer in seine eigentliche, im schönen Park gerade außerhalb der Stadt gelegene Residenz. Dieser Park wird so ziemlich genau in der Richtung von Ost nach West von einer breiten Fahrstraße durchschnitten. Gegen Westen zu erweitert sich dieselbe zu einem offenen kreisförmigen Platz, in dessen Mitte die steinerne Säule mit dem Phönix sich erhebt, welcher dem Park den Namen gibt. Von diesem Punkt aus bis zum großen Thor, das, ihn gegen Osten abschließend,

zur Stadt führt, verfolgt die Straße eine ganz gerade, etwa anderthalb englische Meilen lange Linie. Tritt man durch dieses Thor in den Park, so hat man zur Linken das Monument des Herzogs von Wellington und etwas weiter oben an der Straße die schöne Reiterstatue von Lord Gough, wohlbekannt durch seine Heldenthaten im Feldzug, der mit der Eroberung von Scinde endigte. An dieser Stelle wird die breite Fahrstraße, die große Verkehrsader des Parks, von einer anderen durchschnitten, die, von Norden nach Süden gehend, sich von der letzteren Richtung allmälig wieder gegen Osten wendet und durch ein anderes Thor nach Dublin zurückführt, während der entgegengesetzte, nördliche Theil dieses Wegs ebenfalls zum Park hinaus in die große Fahrstraße mündet, die Dublin gegen Norden zu umschließt. Ungefähr vierzig Meter, bevor man zur Phönixsäule im Park gelangt, begegnet sich noch ein anderer Fahrweg mit dem großen von Ost nach West gehenden. Er durchschneidet ihn nicht, sondern steht in der Richtung nach Süden durch ein anderes Thor mit der direct in die Stadt zurückführenden Straße in Verbindung. Links und rechts von der Phönixsäule, auf eine Entfernung von höchstens dreihundert Schritt, liegen in kleinen, abgeschlossenen Anlagen die Amtswohnungen des Staatssecretärs in südlicher, des permanenten Secretärs in nördlicher Richtung von ihr. Die ebenfalls in Privatanlagen und etwa hundert Meter nördlich von der Fahrstraße gelegene Residenz des Vicekönigs steht zwischen der Phönixsäule und der Reiterstatue von Lord Gough, jedoch der Säule beträchtlich näher als dem Monument. Mit Ausnahme der Faschingszeit, die er im Schloß zu Dublin zuzubringen pflegt, bewohnt er das ganze Jahr hindurch dieses unter dem Namen „Viceregal Lodge“ bekannte Gebäude, das, wie bemerkt, nur durch seine Gartenanlagen und einen verdeckten Graben vom Park selbst getrennt ist.

Der sechste Mai 1882 fiel auf einen Samstag. Zwischen sechs und sieben Uhr Abends verließ Lord Frederick Cavendish das Dubliner Schloß und begab sich zu Fuß nach dem Phönixpark. Beim Eintritt in denselben blieb er jedoch nicht auf der großen Fahrstraße, sondern betrat einen mit dieser parallel laufenden Fußweg, der etwas höher als die Straße gelegen, sowohl gegen diese als nach der andern Seite gegen die Wiese hin sanft abfällt. Es mochte sieben Uhr sein, als er, diesen Fußweg in der Richtung nach seiner Amtswohnung verfolgend, zum letzten Male allein erblickt wurde. Der Gedanke an Gefahr schien um so mehr ausgeschlossen, als der Park noch ziemlich belebt war. Im Schloß war der permanente Secretär, Mr. Thomas Henry Burke, durch verschiedene dienstliche Angelegenheiten etwas länger zurückgehalten worden, als Lord Frederick. Nach Erledigung derselben eilte auch er nach Hause. Am Thor des Parks bestieg er einen Dubliner Miethwagen, um den Rest des Wegs von dort bis zu seinem Hause schneller zurückzulegen. Dieser Wagen selbst, ein sogenannter outside car, ist Irland so ausschließlich eigenthümlich, daß er beschrieben zu werden verdient. Er ist ein zweirädriger Einspänner, hat den gewöhnlichen Sitz für den Kutscher und über den Rädern zwei der Länge nach angebrachte, mit dem Rücken gegen einander liegende Bänke, deren jede Raum für zwei Personen bietet, so daß die gewöhnliche Besetzung eines solchen Gefährtes aus fünf Personen im Ganzen besteht. Wenn jedoch nicht alle Plätze besetzt sind, so pflegt der Kutscher

nicht von der Mitte, sondern von der rechten Seitenbank aus das Pferd zu lenken. Die so construirten Wagen sind in ganz Irland gebräuchlich und sehr beliebt; die irischen Kutscher fahren so überaus schnell und gewandt, daß kaum eine andere Hauptstadt in dieser Beziehung mit Dublin zu concurriren vermag. Auf einem solchen Car befand sich Mr. Burke, als er, am Monument von Lord Gough vorüberfahrend, Lord Frederick gewahr wurde. Er ließ sogleich halten, sprang vom Wagen herab, bezahlte den Kutscher, und beide Herren, Arm in Arm ihren Weg fortsetzend, wurden von Vorübergehenden in eifrigem und, wie es schien, heiterm Gespräch miteinander gesehen. Sie gelangten bis zu einer, der vicekoniglichen Residenz gerade gegenüberliegenden Stelle. Dort wurden sie überfallen und ermordet. Gerade um dieselbe Zeit sah man einen von vier Personen und dem Kutscher besetzten out-side car mit rasender Schnelligkeit auf der Straße in südlicher Richtung von der Phönixsäule davonjagen. Auch wurde beobachtet, wie ein gewöhnlicher, geschlossener, viersitziger Fiaker sich von der Stelle des Doppelmordes aus, schnell in der Richtung nach dem Monument von Lord Gough zu entfernte, dann aber, statt direct nach der Stadt zu fahren, in den Weg ablenkte, der seinerseits wieder in die nördlich um Dublin laufende Straße führt. Während dies im Park sich zutrug, arbeitete Mr. Courtenay Boyle im Erdgeschoß der vicekoniglichen Residenz, um noch an diesem Abend einige dringende Geschäfte zu erledigen, während Lord Spencer sich im anstoßenden Zimmer mit einem andern Herrn seines Dienstes unterhielt. Da plötzlich sah Mr. Boyle einen Bauern über den Graben steigen, so schnell er nur konnte die Gartenanlagen durcheilen und mit dem Ruf: „Mord! Mord!" dem Hause zustürzen. Im selben Augenblick eilte er selbst durch eines jener bis zum Boden reichenden, beinahe in allen englischen Landhäusern gebräuchlichen Fenster ins Freie und sah noch, wie Lord Spencer und sein Begleiter von ihrem Zimmer aus ein Gleiches thaten. Boyle hielt einen Augenblick inne, um den Vicekönig dringend aufzufordern, die abgesperrten Anlagen nicht zu verlassen, bis man wisse, was denn eigentlich geschehen sei. Inzwischen aber war auch der Bauer herangekommen und berichtete athemlos, zwei Gentlemen seien soeben ermordet worden. Mr. Boyle lief weiter, half sich über den Graben, gelangte zum Platz, wo die Opfer lagen, und erkannte zu seinem Entsetzen Lord Frederick Cavendish und Mr. Burke, Beide in ihrem Blut schwimmend. Wenige Secunden überzeugten ihn, daß Alles vorüber und hier jede Hilfe überflüssig sei. Er ließ also die Leichen in der Obhut einiger indessen herbeigeeilter Personen, rannte zurück, traf Lord Spencer im Privatgarten und rief ihm entgegen: „Alle zwei sind getödtet!" Dann erst nannte er ihre Namen. Der Vicekönig erwiderte keine Silbe. Er wandte sich auf der Stelle dem Hause zu, ging mit Mr. Boyle in sein Schreibzimmer und dictirte die nöthigen Verhaltsbefehle und Depeschen, ohne daß ein Wort oder eine Bewegung verriethen, was in seinem Innern vorging. Und doch war der Moment ein ungeheuer kritischer. Die Residenz — the Lodge, wie man sie in Dublin nennt — war von dieser Seite vollständig unbewacht. Im keineswegs unwahrscheinlichen Fall, daß der Mord der beiden Secretäre das Werk einer weitverzweigten Verschwörung und das Vorspiel zu einem allgemeinen Aufstand war, hatten die Mitverschworenen

im Park, die, wie es sich später zeigen sollte, auch wirklich zur Stelle waren, nur denselben Weg einzuschlagen, den der Landmann genommen hatte, um bis zum Vicekönig und den wenigen Personen seiner nächsten Umgebung vorzudringen und die Regierung Irlands mit einem Schlage zu vernichten. Die Abendschatten senkten sich bereits herab, und es war nicht unberechtigt, wenn Mr. Boyle unter dem Eindruck des soeben Geschehenen und der nächsten Aufgaben, die es zu bewältigen galt, die Befehle des Vicekönigs mit dem Ausruf: „Welch ein Anfang!" zu Papier zu bringen sich anschickte.

Die Secretäre waren getödtet: mehr wußte man für den Augenblick nicht. Das Gräßliche der That schien das ganze Land wie mit Schrecken zu lähmen und erweckte in der gesammten civilisirten Welt einen schaudernden Widerhall des Entsetzens. Der Gedanke, daß es sich hier um einen Act persönlicher Rache handeln könne, erschien von vornherein ausgeschlossen. Es lag nicht der geringste Anlaß zur Begründung eines solchen Verdachts gegen Mr. Burke vor, der in seiner officiellen Stellung als bloßer Executivbeamter sich keine persönlichen Feinde gemacht hatte und, obwohl ein irischer Grundbesitzer, mit seinen Pächtern die besten Beziehungen unterhielt. Lord Frederick Cavendish war erst am Morgen gelandet, und daß er durch die Hand eines nichtpolitischen Gegners getroffen worden sei, war vollends undenkbar. Es lagen also hier politische Morde vor, und je seltener die englische Geschichte solche Verbrechen zu verzeichnen hat, um so vernichtender war der Eindruck, den die That vom 6. Mai hervorbrachte. Als sie in London bekannt wurde, war die Aufregung so gewaltig, daß einander völlig fremde Personen sich auf der Straße anredeten, und wer die große Stadt an jenem Morgen gesehen hat, wird das von ihr gebotene Bild so leicht nicht wieder vergessen. Vielleicht, daß der 1848 in Rom vollführte Mord des Grafen Rossi eine ähnliche Wirkung hervorbrachte, wie es denn überhaupt an Analogien zwischen den beiden Vorgängen nicht fehlt. Auch Rossi wurde vor den Augen des Publicums hingeschlachtet; auch damals blieb der Mord ungestraft und die Thäter schienen wie von der Erde verschlungen worden zu sein. Die Mörder von Rossi sind unentdeckt geblieben; nach dem Verbrechen im Phönix-Park vergingen Monate, bevor es gelang, die zur Festnahme der Mörder berechtigenden Anhaltspunkte zu gewinnen.

Vorläufig handelte es sich darum, die Regierung von Irland wieder zu reconstruiren. Mr. Burke vor Allen mußte einen Nachfolger erhalten, und die Minister in London wandten sich an Mr. Hamilton, damals Secretär der Admiralität, um ihm den auf diese Weise erledigten Posten anzubieten. Unter den gegebenen Verhältnissen wäre eine bessere Wahl schwer zu treffen gewesen. Mr. Hamilton opferte unbedenklich die Annehmlichkeiten seiner Stellung und alle Aussichten, die sie ihm bot, stellte sich der Regierung vollständig zur Verfügung und war schon wenige Stunden später auf dem Weg nach Irland. Einige Tage nachher folgte ihm Mr. Trevelyan, um an die Stelle von Lord Frederick Cavendish zu treten. Mr. Trevelyan war ein Mann von parlamentarischem Ruf sowohl als von literarischer Bedeutung. Er hatte eine vorzügliche Biographie seines Oheims Lord Macaulay und ein Buch über die Jugendjahre von Charles James Fox verfaßt. Nachdem auf diese Weise die Lücken aus-

gefüllt worden waren, blieb die weitere Frage, was nun in Irland selbst zu geschehen habe. Die Blutscene im Park hatte die Situation so grell beleuchtet, die Gemüther der Menschen so gewaltig ergriffen, daß fortan mit schönen Worten und beweglichen Redensarten nichts mehr zu erreichen blieb. Es war bewiesen und mußte eingestanden werden, daß die Zustände in Irland sich seit Jahren stetig verschlimmert hatten. Im Zeitraum zwischen 1860 und 1870 zählte man mit Einschluß von Drohbriefen 3889 Agrarverbrechen; in dem zwischen 1871 und 1880 deren 5434. Aber im nächsten Jahr und seit Uebernahme der Geschäfte durch das neue Ministerium war die Zahl derselben auf 2590 gestiegen; sie betrug 1881 4439 und erreichte in den ersten sechs Monaten von 1882 die erschreckende Höhe von 2552, also von 425 Fällen im Monat. Solche Verhältnisse waren nicht nur trostlos, sondern auch beschämend für die Administration, unter der sie überhaupt möglich wurden. Deßungeachtet fürchte ich eingestehen zu müssen, daß ohne die Morde im Phönix-Park keine entscheidenden Maßregeln zur Wiederherstellung der Ordnung vom Parlament genehmigt worden wären. Erst mit ihnen trat ein Umschwung in der öffentlichen Meinung und damit auch für die Politiker in London die Nothwendigkeit ein, sich von ihren kleinen Intriguen weg- und einmal wieder den irischen Angelegenheiten zuzuwenden. Das Erste, was zu geschehen hatte, war merkwürdiger Weise die Wiederherstellung einer ordentlichen Criminaljustiz, die seit Jahren aus Rand und Band gerathen war. Im Jahre 1872 nämlich war durch Parlamentsacte die Zusammensetzung der irischen Geschworenen einer sogenannten Reform unterzogen worden.

Bis dahin hatte der jeweilige Sheriff eine Liste von Personen zu entwerfen gehabt, die ihm, in Uebereinstimmung mit der öffentlichen Meinung, geeignet erschienen, als Geschworene zu fungiren. Er pflegte sie deshalb aus jenen Schichten der Bevölkerung zu wählen, in welchen die Unabhängigkeit der Stellung oder der gesicherte Erwerb äußere Bürgschaften für Unabhängigkeit des Urtheils gewähren. Obwohl vom praktischen Standpunkt aus in letzter Zeit besonders nur ganz unbedeutende Einwände gegen diese Art der Organisation geltend gemacht werden konnten, wurde sie dennoch auf den Grund hin angegriffen, daß sie eine übergroße Macht in die Hände der Executive lege, und eine Aenderung des Systems beschlossen. Ein neuer Gesetzentwurf bestimmte die Aufstellung von Namenlisten, welche fast Niemand mehr ausschlossen. Einige Zeit vor Einberufung der Schwurgerichte hatte an alle in diese Listen Eingetragenen die Aufforderung zu ergehen, sich zum Zweck der Geschworenenwahl einzufinden. Hierauf sollten sie namentlich aufgerufen und aus den eben Anwesenden die erforderliche Zahl von Geschworenen genommen werden, jedoch so, daß die Krone sowohl als der Angeklagte eine gewisse Anzahl von Personen zurückweisen konnten. Die Wirkung dieser Maßregel war unter den gegebenen Verhältnissen eine zerstörende. In den Städten brachte sie den niedrigsten Pöbel mit auf die Geschworenenbank; in den Grafschaften arme, in einsamen Hütten wohnende Pächter, die der Rache des Angeklagten oder seiner Angehörigen wehrlos ausgesetzt waren, wenn ihr Verdict gegen ihn entschied. Und dazu gelang es dem Angeklagten immer, wenigstens einige seiner Freunde oder Anhänger unter die Geschworenen zu bringen. Da aber zur Schuldigsprechung Einstimmigkeit er-

forderlich ist, so lagen die Aussichten für die Krone noch dann am günstigsten, wenn die Geschworenen sich über ein Verdict überhaupt gar nicht einigen konnten. Das Gesetz aber fand im Parlament beredte Vertheidiger, wie denn, nebenbei gesagt, Irland als das glücklichste Land der Welt gepriesen zu werden verdiente, könnte ein solcher Zustand durch Rhetorik allein zu Stande gebracht werden! Das Gesetz wurde ein segensreicher Fortschritt auf dem Wege freiheitlicher Entwicklung genannt. Es sollte das Volk für den öffentlichen Dienst heranbilden, seine politische Erziehung fördern, den Begriff des Pflichtgefühls entwickeln und was der schönen Redensarten mehr sind. Thatsächlich desorganisirte es, wie gesagt, nach und nach die ganze Criminaljustiz und machte nach verhältnißmäßig kurzer Zeit die Handhabung des Gesetzes zur feierlichen Posse. Ein Beispiel mag das Gesagte erhärten. Kurz nachdem die neuen Bestimmungen Gesetzeskraft erlangt hatten, fand es ein Mann in der Grafschaft Clare angezeigt, einen andern, und zwar deshalb zu erschießen, weil das Schicksal ihn zu seinem Gutsherrn gemacht hatte. Er stellte sich also hinter eine Hecke, und als der betreffende Landlord nahe genug an ihn herangekommen war, legte er an und schoß. Das Gewehr war alt, platzte und riß dem Schützen den Daumen weg. Er wurde mit noch blutigen Händen festgenommen, verbunden; auch der weggeschossene Finger fand sich wieder, wurde aufbewahrt, und zu geeigneter Zeit brachte man ihn und seinen Besitzer vor die Assisen. Von einer ernsten Vertheidigung konnte nicht die Rede sein; die Geschworenen aber zauderten dennoch keinen Augenblick, den Angeklagten freizusprechen, und dieser, wohl wissend, daß er nach englischem Gesetz nun nicht zum zweiten Mal festgenommen und für sein Verbrechen bestraft werden konnte, begehrte, bevor er den Gerichtshof verließ, laut vom Richter, er möge doch einen der Gerichtsdiener veranlassen, ihm seinen Daumen zurückzugeben, damit er ihn ehrlich bestatten könne.

Sollten Gesetz und Ordnung überhaupt wieder hergestellt werden, so war es allerdings angezeigt, nicht nur der Straflosigkeit des Verbrechens, sondern auch der Unmöglichkeit der Erbringung des Beweises ein Ende zu machen. Selbst angesehene Personen ließen sich nur noch ungern herbei, ein Zeugniß zu geben, das nicht die geringste Beachtung fand, und von armen, abhängigen Leuten war es vollends nicht mehr zu erwarten, daß sie künftig mit Gefahr ihres Lebens vor Gericht die Wahrheit bekennen würden.

Es erfolgte also von Seiten der Regierung die Vorlage eines neuen Gesetzes „zur Unterdrückung der Verbrechen in Irland“. Dieses Gesetz enthielt eine Clausel, die der Krone in gewissen Fällen das Recht gab, den Angeklagten, statt vor die Geschworenen der Stadt oder Grafschaft, wo sein Verbrechen begangen worden war, vor ein anderes Schwurgericht zu stellen, das in diesem Fall aus Männern zu bestehen hatte, die gebildeteren gesellschaftlichen Schichten als die große Masse der irischen Geschworenen entnommen werden sollten. Diese Bestimmungen waren durch die Noth vorgeschrieben; es folgte indeß noch eine weitere. Ein besonders hierzu bevollmächtigter Justizbeamter konnte, ohne daß eigentliche Verdachtsgründe gegen sie bestanden, alle Personen vorladen, von denen er voraussetzte, daß sie ihm nützliche Informationen zu geben im Stande seien. Gegen Ende Juli erhielt diese Vorlage Gesetzeskraft in Irland, und es handelte

sich nun darum, sie energisch durchzuführen. Der erste Fall, bei welchem sie zur Anwendung kam, betraf einen gewissen Francis Hynes, der einen armen alten Schäfer mit feiger Grausamkeit hingemordet hatte. Dieser Hynes war der Sohn eines heruntergekommenen kleinen Grundbesitzers in der Grafschaft Clare. Im Lauf des Herbstes von 1879 war ihm ein Pachthof entzogen worden, den im April 1880 ein Mann Namens Lynch übernahm. Auf diesem Pachthof war der sechzigjährige James Doloughty Schäfer, und auch Lynch wünschte, ihn in dieser Eigenschaft zu behalten. Doloughty aber erhielt die Weisung, das dürfe nicht geschehen, denn der neue Besitzer sei ein Eindringling in der Farm, aus welcher sein Vorgänger ausgewiesen worden sei; da er jedoch seinem Weib und sieben Kindern nichts zu geben hatte, als was er täglich verdiente, so gehorchte Doloughty nicht und wurde bald darauf an einem Sonntagsmorgen auf der Landstraße durch die Brust geschossen liegend gefunden. Der Zufall wollte, daß der Polizeibeamte des Districts gerade noch zeitig genug, um seine Aussage zu vernehmen, an dem Schulgebäude ganz in der Nähe vorbeikam, in das man den sterbenden Mann getragen hatte. Doloughty, der vollkommen bei sich war, unterzeichnete, nachdem er Kenntniß von seinem Inhalt bekommen hatte, noch das Protokoll, und erklärte hierauf Angesichts des hereinbrechenden Todes feierlich und aufs Bestimmteste, daß Francis Hynes ihn erschossen habe. Dasselbe wiederholte er nochmals seinem Weibe, und es gelang auch der Polizei, Hynes unweit der Stelle festzunehmen, wo der Mord geschehen war. Dieser Fall nun war die erste Probe, welche die Wirksamkeit des neuen Gesetzes bethätigen sollte.

Im August 1882 wurde Hynes nach Dublin, vor den ebenso klugerfahrenen als entschlossenen Richter Lawson und eine nach den veränderten Vorschriften zusammengesetzte Jury gebracht. Die revolutionäre Partei bot Alles auf, um das Vorgehen der Regierung zu verdächtigen, den Geschworenen sowohl als den Zeugen Furcht und Schrecken einzujagen und eine Freisprechung zu ertrotzen. Es war umsonst. Hynes wurde schuldig befunden, zum Tod durch den Strang verurtheilt, und am 11. September sollte das Urtheil vollzogen werden. Die Wuth und Enttäuschung der Revolution kannten diesmal keine Grenzen mehr. Richter und Geschworene wurden auf das Maßloseste beschimpft und in den Organen der Partei deutlich den Dolchen der Vehme bezeichnet.

Es war immer noch denkbar, daß entweder Lord Spencer selbst von seinem Begnadigungsrecht Gebrauch machen, oder durch seine Collegen im Ministerium dazu veranlaßt werden würde, wenn es nur gelang, den Einen oder den Andern gehörig zu intimidiren oder etwa, was auch versucht wurde, durch Schmeicheleien zu gewinnen. Man hatte überdies, schon bevor die Geschworenen ein Verdict gesprochen hatten, dafür Sorge getragen, ihren Urtheilsspruch, falls er gegen Hynes lauten sollte, in den Augen des Publicums zu discreditiren. Im britischen Reich nämlich ist es Sitte, während der Sitzungen der Schwurgerichte, bei solchen Verbrechen, welche Todesstrafe nach sich ziehen, den Geschworenen Verkehr mit der Außenwelt nicht zu gestatten. Da nun im Fall von Hynes eine Entscheidung nicht am ersten Tage erfolgte, so ertheilte der Richter nach gewohntem Brauch dem Sheriff den Auftrag, die Geschworenen nach einem von ihm bezeichneten Gasthofe, einem der besten der Stadt, zu bringen. Statt dessen geleitete sie dieser

in ein anderes Hôtel, in welchem die Führer der revolutionären Partei zusammen zu kommen pflegten. Die Mitglieder der Jury fanden dort ihre Zimmer bereit, und das gemeinschaftliche Mittagsmahl in einem für sie reservirten Speisezimmer servirt, an dessen Thür ein Functionär des Sheriffs Wache hielt. Nach dem Essen zogen sich die meisten der Geschworenen in ihre Schlafzimmer zurück. Einige derselben, es mochten ihrer vier oder fünf sein, begaben sich jedoch ins Billardzimmer, zu welchem das Publicum, ohne Zweifel mit Absicht, Zutritt behielt. Die Geschworenen hielten sich jedoch zusammen, und die wenigen laut gesprochenen, übrigens ganz unbedeutenden Worte, die zwischen ihnen und andern Anwesenden gewechselt wurden, konnte Jedermann, der gerade im Zimmer war, hören. Als sie sich in ihre Schlafgemächer zurückzogen, waren die Lichter auf den Gängen bereits ausgelöscht; einer der Herren stolperte in der Dunkelheit über eine Badewanne, was in der Stille der Nacht nicht geringen Lärm verursachte; ein anderer gelangte, statt in sein Zimmer, in jenes eines Herrn Namens O'Brien, den man, trotz des vom Gasthofsbesitzer gegebenen Versprechens, keine Fremden auf denselben Gang mit Geschworenen einzuquartieren, dort untergebracht hatte. Dieser O'Brien, jetzt Herausgeber einer der extremsten Zeitungen in ganz Irland, schrieb am nächsten Tage in aller Frühe einem der leitenden radikalen Blätter von Dublin, die Mitglieder der Jury hätten die Nacht, die dem Urtheilsspruch vorherging, betrunken und mit allerlei Unfug zugebracht. Die Behauptung machte ungeheure Sensation, ließ sich aber in soweit leicht widerlegen, als die aus Licht geförderte Gasthofrechnung der Mäßigkeit der Geschwornen das beste Zeugniß ausstellte. Schwerer ließ sich die Anwesenheit einiger derselben im Billardzimmer rechtfertigen. Sie war durch eben diejenigen veranlaßt worden, deren Pflicht es gewesen wäre, sie zu verhindern, und ein Bruch der hergebrachten Disciplin. Aber nach dem Urtheil der erfahrensten Juristen that sie der Gültigkeit des Verdicts selbst nicht den geringsten Eintrag. — Es blieb also nur das Auskunftsmittel einer umfassenden Agitation im ganzen Lande zu Gunsten der Umwandlung der Strafe. Es war als ein höchst unglücklich gewähltes zu bezeichnen, denn entweder hatte Hynes den Mord begangen und folglich den Tod durch den Strang reichlich verdient, oder er war unschuldig und das Verdict der Geschworenen, sowie der Urtheilsspruch des Richters falsch, in welchem Fall es sich nicht um Umwandlung der Strafe, sondern um Freisprechung handelte. Die Aufregung war aber nichts desto weniger eine ungeheure und steigerte sich mit dem Herannahen des 11. September. Von allen Punkten der Grafschaft Clare und vielen anderen Gegenden Irlands erhielt Lord Spencer zahlreiche Petitionen, unter welche selbst angesehene Persönlichkeiten die Feigheit gehabt hatten, ihre Namen zu setzen. Von allen Seiten wurde er beschworen, Hynes zu begnadigen. Aber er blieb unerschütterlich, erwiderte, er habe keinen Grund, den Lauf des Gesetzes zu hemmen, und am dazu festgesetzten Septembermorgen wurde Francis Hynes gerichtet. Ich stehe mit der Ansicht keineswegs allein, daß dieser Schritt für die weitere Administration von Lord Spencer entscheidend geblieben ist. Von nun an war es klar, daß keine Drohung und keine Schmeichelei etwas über den Mann vermochten, der weder krankhafter Sentimentalität, noch volltönenden Redensarten, noch niedrigem Buhlen um Volksgunst die Majestät

des Gesetzes zu opfern sich herbeiließ. Die ruhige Entschiedenheit des Vicekönigs hatte übrigens noch eine ganz andere, ungleich schwerere Probe zu bestehen. Während des Zeitraums zwischen dem Proceß von Hynes und dessen Hinrichtung verlangte die Polizeimannschaft der Stadt Dublin und ein Theil der Polizei von ganz Irland Gehaltsaufbesserung und Zusicherung der Erhöhung ihrer Pensionsbezüge. Die Regierung antwortete, daß das Gesuch in Erwägung gezogen werden solle, und reizte durch diese als nichtssagende Formel von ihnen gedeutete Antwort die Polizisten aufs Höchste.

Ihr Begehren war, wenn alle Umstände in Betracht gezogen wurden, an sich weder unvernünftig noch übermäßig zu nennen. Da ihnen aber der Bescheid des Schatzamtes jede Erledigung ihrer Angelegenheit auf unbestimmte Zeit zu vertagen schien, so beschloß die Mehrheit der Polizeimannschaft von Dublin die Abhaltung einer Versammlung zur Besprechung ihrer Lage und zur Protestation gegen das Verfahren der Regierung. Nun war es jedoch wiederum für Lord Spencer nicht möglich, eine solche Demonstration von Organen der öffentlichen Sicherheit, und noch dazu gerade gegen jenen Zweig der Verwaltung zu dulden, an dessen Spitze der erste Minister selbst stand. Er untersagte also die Versammlung. Diese aber fand am 31. August dennoch statt. Zahlreiche Polizisten besuchten dieselbe; mehr oder minder heftige Reden gegen die Regierung wurden dabei gehalten. Der Vicekönig, als er von dem Vorgefallenen Kenntniß erhielt, entließ auf der Stelle die sämmtlichen bei dem Meeting betheiligt gewesenen Polizisten und forderte durch Proclamation alle loyalen Bürger der Stadt Dublin auf, freiwillige Dienste zur Handhabung der Polizei und Aufrechthaltung der Ordnung zu leisten. Der Moment war kritisch: der geringste Mangel an Entschiedenheit auf der einen, an Klugheit auf der andern Seite, und das Land fiel dem Bürgerkrieg anheim. Die widerspenstige Polizei erntete den lauten Beifall der revolutionären Partei, und es stand zu befürchten, daß ihr Beispiel Nachahmung von Seiten der Constabulary im ganzen Lande finden würde, eines vortrefflich gedrillten, außerordentlich brauchbaren Corps, das unter rechter Führung den Vergleich mit der besten Linientruppe zu bestehen vermöchte. Die Proclamation von Lord Spencer blieb indessen nicht ohne den gewünschten Erfolg. Aus allen Classen der Bevölkerung eilten die Leute nach dem Schloß von Dublin, um sich vereidigen zu lassen und hiermit die zum Theil höchst ermüdenden und peinlichen Pflichten des Polizeidienstes zu übernehmen. Es ist nicht uninteressant, das Verhältniß dieser Betheiligung nach den verschiedenen Ständen kennen zu lernen. Man rechnete 12 Procent Gentlemen von Stellung und Einfluß; 9 Procent Aerzte, Advocaten und ähnlicher Berufspersonen; 8 Procent Studenten, 43 Procent Geschäftsleute, 16 Procent Commis und kleine Angestellte, 9 Procent Handwerker und Arbeiter, 3 Procent Pensionisten. Eine neue Proclamation mußte weiteren Anmeldungen Einhalt thun. Die Truppen waren in den Casernen consignirt; bereit, jeden Augenblick einzugreifen. Die provisorische Polizeimannschaft erfüllte ihre Obliegenheiten pünktlich und genau, mit Hingebung und Disciplin. Tag und Nacht zur Verwendung bereit, sah man diese freiwillige Polizei durch die Straßen der Hauptstadt ziehen, auf entlegene Stationen sich begeben und die Ordnung überall auf musterhafte Weise aufrecht erhalten.

Damit war die größte und eigentliche Gefahr überwunden. Die Haltung des Vicekönigs, die Bethätigung der Opferwilligkeit des loyalen Theiles der Bevölkerung von Dublin, der gelieferte Beweis des Vorhandenseins einer starken Ordnungspartei, die Ueberzeugung, daß jedem Versuch eines Appells an die rohe Gewalt auch schonungslos mit den Waffen in der Hand begegnet werden würde, alle diese Umstände veranlaßten die Meuterer zum Nachdenken. Bereits nach ein paar Tagen näherten sie sich der Regierung, anfangs einzeln, dann officiell, durch ihre Führer und Verführer, mit Vorschlägen zum Frieden und zur Verständigung. Lord Spencer wies Alles zurück und verlangte bedingungslose Unterwerfung. Es blieb nichts übrig, als sich in seinen Willen zu ergeben. So wurden denn die Meuterer in Reih und Glied im Schloßhof zu Dublin aufgestellt. Dann mußte ein Mann nach dem andern, namentlich aufgerufen, vortreten und laut und vernehmlich in Gegenwart seiner Vorgesetzten und Kameraden für das Geschehene Abbitte leisten. Nachdem das vorüber war, wurde jeder einzelne Fall geprüft. Alle Rädelsführer und die nach ihnen meist Compromittirten erhielten auf der Stelle ihre Entlassung. Andere wurden zwar im Dienst belassen, aber nur unter der Bedingung, daß es ihnen gelingen werde, durch ein während langer Zeit hindurch fortgesetzt tadelloses Betragen die Erinnerung an das Geschehene zu tilgen und damit alle ihre verloren gegangenen Ansprüche wieder zu erwerben. Wieder Andern ließ man in Anbetracht ihrer Jugend oder sonstiger triftiger Entschuldigungsgründe vollständige Verzeihung angedeihen. So endigte der Strike der Dubliner Polizei, und die Rolle von Lord Spencer bei der Sache erinnert an eine Krisis der englischen Geschichte, bei welcher einer seiner Vorfahren in ähnlicher Weise betheiligt war.

Im Jahre 1797 hatte England auf dem Meere den vereinigten Flotten von Frankreich, Spanien und Holland zu begegnen, und dazu wußte man, daß sich in Holland eine Expedition unter den Befehlen des Admirals de Winter in der Absicht vorbereitete, eine Armee unter dem Commando von Hoche an der irischen Küste zu landen. Diesen Zeitpunkt nützten die Matrosen der britischen Nordseeflotte, um Solderhöhung und andere Zugeständnisse zu begehren, welche alle von der Regierung als gleich unbillig befunden und verweigert wurden, worauf die Meuterer sich unter Führung eines gewissen Parker der Schiffe bemächtigten und an der Mündung der Themse in Schlachtlinie traten. Auch damals war die Regierung entschlossen, lieber Alles aufs Spiel zu setzen, als nachzugeben. Es sollte zur Anwendung der Gewalt kommen, da brach ein Streit unter den Aufrührern selbst aus, der Widerstand war gebrochen und die Seeleute ergaben sich auf Gnade und Ungnade. Dieser Vorgang ist stets als Beweis für die Energie und Charakterfestigkeit der Staatsmänner jener Tage angeführt worden. Der damalige Lord Spencer war erster Lord der Admiralität und bestand die Probe mit Ehren. Es läßt sich aber doch bezweifeln, ob die rothe Fahne der Empörung, als sie damals in der Themsemündung wehte, einer größeren Gefahr das Zeichen gab, als jener Widerstand der Organe der öffentlichen Sicherheit, der die Regierung von Lord Spencer plötzlich und unvorbereitet der Anarchie gegenüberzustellen drohte.

II.

Von jenen Septembertagen an gewann die Executive in Irland rasch wieder an Kraft. Die nach den neuen gesetzlichen Bestimmungen zusammengesetzten Geschworenengerichte thaten in Dublin und auf dem Lande ihre Schuldigkeit. Es gelang, die Urheber verschiedener während der letzten Jahre 1880 und 1881 begangener Agrarmorde festzunehmen, sie ihrer Schuld zu überführen und dem strafenden Arm der Gerechtigkeit auszuliefern. Nur bewiesen die von Zeit zu Zeit sich immer wieder erneuernden Verbrechen, die auf allen Punkten des Landes die Bevölkerung nach wie vor mit begreiflichem Entsetzen erfüllten, daß die Macht des revolutionären Bundes in Dublin selbst noch nicht gebrochen sei; und vor Allem fehlte es immer noch an genügendem Beweismaterial gegen die Theilnehmer an der Tragödie im Phönix-Park. Da beschloß die Partei der Revolution, einen neuen Schlag zu führen und durch Wiederbelebung der Panik die Handhabung des Gesetzes zu lähmen, bevor es gelang, seine vergeltende Gerechtigkeit auf sie selbst zu erstrecken. Die Ausführung dieses Entschlusses war es, die nicht nur zu ihrer Vernichtung führte, sondern auch die Entdeckung der Mörder von Burke und Lord Frederick Cavendish ermöglichte.

Der Richter Lawson hatte durch Verurtheilung des Francis Hynes den Zorn der Umsturzpartei, deren Organe in der Presse ihn täglich insultirten und bedrohten, ganz besonders herausgefordert. Um die Mitte November 1882 wurde er in einer der belebtesten Straßen von Dublin von einem Mann Namens Patrick Delany angegriffen, der seinen sechsläufigen Revolver auf ihn abzufeuern gerade noch durch einige Detectives verhindert wurde, die für die persönliche Sicherheit des ehrenwerthen und gelehrten Herrn Sorge zu tragen hatten und ihm seit Monaten überallhin folgten. Delany, von dem bald wieder die Rede sein wird, wurde zu zehn Jahren Zuchthaus verurtheilt, worauf er den Aufsichtsbeamten seines Gefängnisses mittheilte, daß es gar nie seine Absicht gewesen sei, den Richter Lawson zu tödten, daß er aber als Mitglied einer zum Zweck des Mordes eingesetzten Gesellschaft den Befehl erhalten habe, ihn aus dem Weg zu räumen. Da er fürchtete oder vielmehr ganz genau wußte, daß Ungehorsam ihm das Leben kosten werde, berichtete Delany weiter, so habe er seinen Revolver gepackt und sei in die ihm bezeichnete Straße gegangen, jedoch mit der Absicht, sich so zu verhalten, daß die Aufmerksamkeit der Polizei sich auf ihn lenken und folglich das Leben des Richters gerettet werden mußte. Am 27. November, vierzehn Tage nach diesem Vorfall, wurde ein gewisser Mr. Field, Besitzer einer großen Papier- und Schreibmaterialien-Handlung, auf dem Weg von seinem Geschäft nach seiner Wohnung das Opfer eines um so besser geplanten und energischer durchgeführten Mordanfalls. Ein Mann ging von rückwärts auf ihn zu, legte ihm mit den Worten: „Sie Elender“ die Hand auf die rechte Schulter, versetzte ihm mit einer scharfen Waffe zwei tiefe Wunden in den Rücken und suchte hierauf, nachdem sein Opfer zu Boden gefallen war, ihn auch noch in die linke Brust zu treffen. Da jedoch Mr. Field den Stoß parirte, traf er ihn nur in den Arm. Hierauf erhielt er einen andern Hieb in die rechte Seite, dessen Kraft er durch Entgegenhalten seines Schirms schwächte, und zwei

Stiche ins Gesicht, die beide ihm das Unterkiefer und die Zunge verletzten. Der unglückliche Geschäftsmann behielt noch Geistesgegenwart genug, kein Lebenszeichen mehr zu geben, und seine Angreifer — denn es waren deren zwei — sprangen auf einen in der Nähe stehenden Car und verschwanden. Diesmal war die Aufregung wieder groß. Mr. Field hatte als Geschworner einen wegen Agrarverbrechens Angeklagten schuldig gesprochen, und es unterlag keinem Zweifel, daß die Mordanfälle gegen ihn sowohl als gegen Richter Lawson die Rache dafür waren. Die That, die in Dublin zwischen sechs und sieben Uhr Abends begangen wurde, war in London bereits vor acht Uhr bekannt, denn sie wurde in allen Clubs, bei Diners und den ganzen Abend hindurch in den Gesellschaftsräumen des Unterhauses besprochen, das gerade zu einer Herbstsession versammelt war. Der Nachricht selbst ging das eigenthümliche Gerücht zur Seite, daß noch ein anderer Geschworner ermordet worden sei. Dieses Gerücht erhielt sich so hartnäckig, daß, bevor das Haus um zwölf-ein-halb oder ein Uhr Nachts auseinanderging, Lord John Manners, in Abwesenheit des etwas leidenden Sir Stafford Northcote, Führer der Opposition, sich veranlaßt fand, Mr. Gladstone darüber zu befragen. Dieser erwiderte, daß ein letztes, um zehn Uhr Nachts eingetroffenes Telegramm aus Dublin Einzelheiten über das Attentat gegen Mr. Field, sonst aber nichts Neues enthalte, und man also hoffen dürfe, weitere schlimmere Gerüchte nicht bestätigt zu sehen. Man hörte denn auch wirklich vorerst nichts mehr von der Sache. Erst als die ganze Geschichte der Verschwörung in Dublin bekannt zu werden begann, gestand ein Mann, Farrell mit Namen, Folgendes. Am 27. November, erzählte er, sei er mit noch einigen Andern von einem Buckligen, Joe Mullet genannt, geholt worden; jeder von ihnen habe hierauf einen Revolver und die Weisung erhalten bereit zu sein, denn es gebe etwas für sie zu thun.

In einer Straße, Westland Row, nahe an einer Station der Eisenbahn, welche die Bai von Dublin entlang führt, befand sich die Weinhandlung eines Mr. Barrett, der zugleich mit Mr. Field Geschworener und zwar, wenn ich mich dessen recht entsinne, Vorsitzender des Schwurgerichts gewesen war. Wie die meisten Geschäftsleute in Dublin besaß auch dieser Mr. Barrett ein an der Bai gelegenes Wohnhaus, in welches er sich des Abends zwischen fünf und sechs Uhr, wenn seine Arbeit gethan war, mit der Bahn zu begeben pflegte. Mit Rücksicht darauf war bestimmt worden, daß am Abend des 27. November Joe Mullet ihm auf dem Gang zur Bahn den Weg abschneiden und ein Couvert einhändigen, dann im selben Moment mit beiden Händen seinen Arm packen und festhalten, seine Helfershelfer aber über ihn herfallen und ihn niedermachen sollten. Farrell's Rolle in diesem Drama hätte darin bestanden, einen gewöhnlich in der Nähe der Eisenbahnstation aufgestellten Polizisten zu überwachen und im Fall dieser sich anschickte, dem Angegriffenen zu Hilfe zu kommen, ihn augenblicklich niederzuschießen. Alles war bereit, die ganze Bande in Westland Row aufgestellt, und einer der Verschworenen unterließ auch nicht, zu bemerken, daß es keine Kleinigkeit sein werde, Field und Barrett so in einer Nacht den Garaus zu machen. Der feindurchdachte Plan scheiterte aber doch, denn Mr. Barrett war an jenem Tag Geschäfte halber nach Cork gegangen und so seinen

Mördern entschlüpft. Sonderbar bleibt es immerhin, daß man in London von der That fast zur selben Zeit wußte, zu welcher sie drüben in Dublin hätte geschehen sollen.

Es war selbstverständlich, daß schon das Attentat gegen Field den Zweck der revolutionären Partei insofern erfüllte, als es die ruhigen, ehrsamen Bürger von Dublin in die Aufregung zurückversetzte, welche die verhältnißmäßige Ruhe der letzten Monate gedämpft hatte. Unerwartet dagegen kam es sowohl ihr als der Regierung, daß, wie schon bemerkt, eben das Verbrechen vom 27. November den seit langer Zeit gehegten Verdacht der letzteren über die eigentlichen Urheber der That vom 6. Mai bestätigte.

Der Zufall wollte, daß an jenem Novemberabend ein junges Mädchen, Alice Carroll, Tochter eines Fiakerkutschers, ausgeschickt wurde, um eine Banknote zu wechseln, und daß ihr Weg sie dabei ganz nahe an der Wohnung von Mr. Field vorüber führte. Die Mörder rannten an ihr vorbei; sie hörte einen derselben mit einem Fluch ausrufen, er werde dafür sorgen, daß Field nicht sobald wieder Geschworener werde. Zugleich sah sie denselben Mann etwas aus seiner Rocktasche herausziehen, was wie ein Messer aussah, denn es glänzte wie Stahl. Hierauf beobachtete sie deutlich, wie Mr. Field überfallen wurde, wie er mehrmals getroffen zu Boden stürzte und seine Angreifer davonliefen. Sie wußte noch mehr als das zu sagen. Seit Monaten kannte sie diese Angreifer von Gesicht; einige Tage später, während sie mit einem Polizisten sprach und zwei Wagen — zwei out-side cars — vorüberfuhren, deutete sie auf einen derselben und sagte, er sei ganz jenem ähnlich, auf welchem die Leute, die Mr. Field verwundeten, davongefahren seien.

„Oh," entgegnete der Schutzmann, „dann wissen Sie ja von der Sache," und führte das Mädchen nach dem Schloß. Das geschah am 5. December, und sie sagte dort aus, was sie wußte. Jetzt war die Regierung in Stand gesetzt, das Netz immer enger und enger zu ziehen. Alle verdächtigen Persönlichkeiten wurden, eine nach der andern, ins Schloß citirt und dort vor dem zuständigen Richter zahlreichen Verhören und Kreuzverhören unterzogen. Allmälig begannen einige der Verschwornen Angst zu bekommen und auf ihre Rettung bedacht zu sein. Am 3. Januar 1883 machte Robert Farrell einem Polizeiinspector Mittheilungen, deren Inhalt er später in Gegenwart des Untersuchungsrichters Mr. Curran wiederholte, und in welchen er über die Organisation des Mörderbundes und die Namen einiger seiner Mitglieder Aufschlüsse gab. So erfuhr man, daß der Hauptangreifer des Mr. Field Joseph Brady, sein Gefährte Timothy Kelly hießen; man gewann die moralische Gewißheit von der wahren Urheberschaft der Morde im Phönix-Park. Doch genügten die gewonnenen Resultate noch keineswegs als Beweismaterial vor Gericht. Andererseits war es eine große Verantwortung, Leute im Schoß der Gesellschaft ungestört fortexistiren zu lassen, die sich mit solchen Complotten gegen die öffentliche Ruhe und Sicherheit trugen. In dieser schwierigen Lage faßte Mr. Curran den Entschluß, den gefährlichen Schritt dennoch zu wagen und Verhaftbefehle gegen die Verschwörer zu erlassen. Er rechnete darauf, daß diese, wenn nur einmal unter Schloß und Riegel, ihm selbst die Waffen, die er brauchte, liefern

würden. In der Nacht vom 12. Januar 1883 ließ er nicht weniger als 27 Personen verhaften, unter diesen einen Stadtverordneten, der nahe daran gewesen war, und zwar allem Anschein nach mit Aussicht auf Erfolg, seine Candidatur für das Amt eines Lord-Mayor von Dublin aufzustellen. Am nächsten Tag wurden sie vor den Untersuchungsrichter gebracht, ohne daß jedoch eine directe Anklage gegen die Gefangenen erfolgte. Erst am 27. Januar identificirte Alice Carroll die verhafteten Brady und Kelly als die Angreifer des Mr. Field, und dasselbe that in Bezug auf Kelly ein geachteter Mann, Mr. Connolly mit Namen, der Zeuge sowohl des Angriffs selbst als der Flucht der Mörder gewesen war. Weiter erkannte Alice Carroll den Kutscher, der die beiden Gesellen davonfuhr, und in diesem Fall wurde ihr Zeugniß durch jenes des Dienstmädchens Mary Brophy bestätigt, die mit demselben Kutscher, während er an der Straßenecke stand und wartete, sich in ein Gespräch eingelassen hatte. Sein Name war Michael Kavanagh. Seit langer Zeit war die Polizei davon überzeugt, daß er es gewesen war, der die vier Mörder von Lord Frederick Cavendish und Mr. Burke auf seinem Wagen in Sicherheit gebracht hatte. Man wußte, daß er am Abend des 6. Mai im Park gewesen war; denn einer seiner Kameraden, der Fiakerkutscher Nond, hatte ihn dort gesehen und gesprochen. Kavanagh bekam fürchterlich Angst. Das nächste Verhör fand erst am 10. Februar statt. Als die Gefangenen diesmal vorgeführt wurden, hatte sich ihre Zahl um einen Mann vermehrt, der in Züchtlingstracht erschien. Es war der wegen Mordversuchs gegen den Richter Lawson verurtheilte Patrick Delany. Sie marschirten, der eine nach dem andern, in hergebrachter Ordnung im Gerichtssaal auf, als plötzlich, zum Erstaunen und Schrecken Aller, ein Polizist den Zug unterbrach und einen der Verhafteten, statt auf die Anklagebank, zur Zeugenbank führte. Der neue Zeuge war kein anderer als Michael Kavanagh, der Kutscher. Er bekannte, den einen out-side car kutschirt zu haben, der auf die Mörder im Phönix-Park wartete, und den sie dann zur Flucht bestiegen. Er bezeichnete Joseph Brady und Timothy Kelly als zwei derselben, deutete auf Patrick Delany, dessen Namen er nicht kannte, als den dritten, und erklärte, der vierte sei nicht unter den anwesenden Gefangenen. Im weiteren Verlauf seiner Mittheilungen führte er Thatsachen an, die, wenn sie sich bestätigten, auf James Carey, den Candidaten für den Posten des Lord-Mayor, als auf einen der Hauptprädelsführer des ganzen Complotts verwiesen. Aus den gedruckten Aussagen von Kavanagh ist klar zu ersehen, daß er ein bloßes Werkzeug der Verschwörer war. Nachdem er sich einmal zum Ankläger hergegeben hatte, bekannte er, was er wußte. Nichtsdestoweniger war seine Aussage in mehreren höchst wichtigen Punkten eine irrige, und wenn der Untersuchungsrichter sich auf diese hin entschloß, die Angeklagten vor Gericht zu stellen, so war das Ergebniß mehr als zweifelhaft. James Carey hatte auf das Umsichtigste für ein Alibi gesorgt, und wenn es ihm plausibel zu machen gelang, daß er an jenem Abend des 6. Mai ganz wo anders als im Park war, so konnte er sich über die gegentheilige Behauptung eines einfältigen, bornirten Dubliner Fiakerkutschers leichten Herzens hinwegsetzen.

So weit waren die Dinge gediehen, als dem Untersuchungsrichter ein Helfer in der Noth gesendet wurde.

Zur Zeit seiner ersten Statthalterschaft in Irland, während des strengen Winters 1873, begegnete Lord Spencer, als er eines Tages im Phönix-Park spazieren ging, einem Mann, der Schlittschuhe in der Hand trug. Der Vicekönig wünschte ihm guten Tag und fügte hinzu, er hoffe, daß er sich am See und auf dem Eise gut unterhalten habe. Der Angesprochene erwiderte, daß sei leider nicht der Fall gewesen, denn die Eisbahn sei mit Menschen so überfüllt, daß er nicht einmal den Versuch gemacht habe, Schlittschuh zu laufen, worauf Lord Spencer ihm die Erlaubniß gab, die Eisbahn seiner Privat-Anlagen zu benützen. Als er dann sah, daß der Mann wirklich ein sehr geschickter Schlittschuhläufer war, dehnte er die Erlaubniß auf den ganzen Winter aus. Die Zeit verstrich, und am 6. Mai 1882 traf es sich, daß jener Mann wieder im Park war. Wenige Minuten vor dem Doppelmord ging er an den Mördern vorbei in der Richtung auf die Vicekönigliche Residenz zu, sah den Lord-Statthalter von einem Spazierritt nach Hause kommend, und erzählte einem Polizisten, nachdem er diesen, der ihn noch gar nicht kannte, darauf aufmerksam gemacht hatte, daß es Lord Spencer sei, wie freundlich er sich ihm vor Jahren erwiesen habe. Später bemerkte man, wie der Betreffende einige Worte mit James Carey wechselte. Auch Kavanagh erwähnte eines gutgekleideten Mannes, der mit James Carey gesprochen und hierauf, in der Richtung gegen die Stadt zu, seinen Weg fortgesetzt habe. Als Lord Spencer von der Geschichte hörte, entsann er sich des Vorganges; doch den Namen des Schlittschuhläufers von 1873 hatte er längst vergessen. Es wurden Anzeigen in alle Zeitungen eingerückt, mit der Aufforderung an den Mann, sich bei der Polizei zu melden. Einige Tage später that er es auch wirklich. Sein Name war Mr. Glyn, und als am 15. Februar das nächste Verhör vor sich ging, befand er sich unter den Zeugen. Was er zu berichten hatte, war Folgendes. Als er am 6. Mai durch den Park und nach der Stadt ging, fand er James Carey auf einer Bank mit einem Andern sitzen, der ihm ganz unbekannt war. Er sprach während einiger Minuten mit Carey, den er kannte, von gleichgültigen Dingen und setzte hierauf seinen Weg in der Richtung nach der Reiterstatue von Lord Gough fort. In der Nähe derselben hielt, gerade als er vorüberkam, ein out-side car. Ein Herr sprang von demselben herab und holte einen Andern ein, der wenige Schritt davon auf dem Seitenweg ging, worauf Beide ihren Weg zusammen fortsetzten. Es waren die beiden Secretäre. Glyn wandte sich der Stadt zu. Der Lampenanzünder erleuchtete eben die letzte Laterne am Parkthor. Glyn blickte nach der Uhr, um sich zu überzeugen, ob er es zu früh that, denn die Sonne war noch nicht untergegangen. Diesem geringfügigen Umstand war es zu verdanken, daß er später die Stunde ganz genau anzugeben wußte. James Carey fühlte sogleich, daß die Aussage dieses durchaus achtbaren, anständigen Mannes das ganze, mühsam und künstlich errichtete Gebäude seiner Selbstvertheidigung umstoßen mußte. Seine Anwesenheit im Park zur Stunde der Blutthat war jetzt erwiesen, das Zeugniß von Kavanagh beglaubigt und ihm selbst der Strick um den Hals gelegt. Er beschloß also, wenn die Krone sein Zeugniß annahm und ihm Straflosigkeit verbürgte, zwar nicht Alles zu sagen, was er wußte, aber doch genug, um glauben zu machen, daß er nicht viel mehr wisse, als das. Die irische Regierung zögerte.

Einige ihrer Mitglieder und Berather hielten es für angezeigt, etwas zu warten, weil alle Wahrscheinlichkeit dafür sprach, daß nun auch ein anderer Angeklagter, Curley genannt, sich als Angeber anbieten werde. Was aber Curley mitzutheilen haben würde, wußte man nicht bestimmt zu sagen; Carey dagegen war ein Stadtverordneter und bekannt mit Mr. Egan, der zugleich mit Mr. Biggar, M. P., das Amt eines Schatzmeisters der Land-Liga bekleidete. Durch ihn konnte man möglicher Weise der ganzen Conspiration auf die Spur kommen und sich ihrer Führer bemächtigen. Man konnte auch hoffen, daß sein Beispiel und der Verrath, den er an seinen Bundesgenossen beging, junge Leute davon abschrecken würden, sich in Zukunft leichtsinnig zum Eintritt in geheime Gesellschaften verleiten zu lassen. So entschied man denn zu Gunsten der Annahme seines Zeugnisses. Es war noch keine Viertelstunde verflossen, seit er von diesem Entschluß verständigt worden war, als auch schon Daniel Curley seine Dienste in gleicher Eigenschaft anbot. Im Interesse der Wahrheit und des Gesetzes mußte man beklagen, daß sein Anerbieten zu spät kam. Denn im Geheimbund genoß er höhere Ehren und ein größeres Vertrauen als Carey. Die Organisation desselben im ganzen Lande und insbesondere in Westmeath und in Kerry kannte er viel besser als jener. Durch ihn wären wenigstens einige Leiter der Bewegung bekannt geworden; er hätte vielleicht anzugeben vermocht, woher das Geld floß, mit welchem die Agrarverbrechen gezahlt wurden. Aber es war zu spät. Die Regierung war gegen Carey gebunden. Sein Erscheinen unter den Zeugen führte zur Begründung des prima facie und zur Einleitung des eigentlichen Processes. Als Carey im Begriffe stand, den Gerichtssaal wieder zu verlassen, wandte sich Curley mit einem Ausruf gegen ihn, der seinen ganzen Haß und Abscheu vor dem Mann zum Ausdruck brachte. Carey hielt inne, warf einen höhnischen Blick auf den unglücklichen Curley und sagte dann spottend zu ihm: „Ah, Dan, alter Junge, ich habe Dir's abgewonnen!“

Am 11. April 1883 eröffnete Mr. Justice O'Brien, einer von Ihrer Majestät Richtern der irischen Queens Bench, im alten Justizgebäude von Green-Street in Dublin die Gerichtsverhandlungen gegen die Mörder vom 6. Mai. Das düstere, von außen ganz unansehnliche kleine Gebäude hat dennoch seine Geschichte. Mancher irische Rebell hat dort vor seinem Richter gestanden. Es war innerhalb dieser Mauern, daß Robert Ennett 1803 die berühmte Rede hielt, in welcher er verlangte, es möge keine Grabschrift seinen Leichenstein bezeichnen, bis Irland eine unabhängige Nation geworden sei; hier, wo 1848 John Mitchell seine theatralische Herausforderung an die englische Krone richtete. Das barbarische Verbrechen, über welches jetzt das Urtheil gesprochen werden sollte, war, Alles in Allem genommen, nur die natürliche Folge der Lehren jener Vorgänger der Verschwörer vom Phönix-Park und aller Derjenigen, welche die Ueberlieferung des Umsturzes und der Conspirationen bewahrt hatten. Der Gerichtshof war zum Ersticken voll.

Nach den vorgeschriebenen Formalitäten rief ein Gerichtsbeamter laut den Namen Joseph Brady, und inmitten athemlosen Schweigens aller Anwesenden trat ein untersetzter Bursche mit kurzem Hals, breitem Schädel und kleinen, vorstehenden, unruhig hin- und herschweifenden Augen vor. Auf die Anklage, den

Mord von Mr. Burke vollführt zu haben, antwortet er mit „nicht schuldig". Die Geschworenen wurden hierauf beeidigt und der Staatsanwalt leitete das Verhör ein. Nachdem der Beweis des Bestehens einer Conspiration erbracht worden war, wurde James Carey vorgeladen.

Er war ein in den besten Jahren stehender Mann von etwas mehr als mittlerer Größe; er trug einen schwarzen, spitz zulaufenden Bart, die Gesichtsfarbe war geröthet, das ganze Auftreten ein Gemisch von brutaler Menschenverachtung, Servilität und grenzenloser Eitelkeit. Er begab sich auf die Zeugenbank, und von dort aus gab er mit frecher Kaltblütigkeit die Schilderung einer Reihe von Thaten, deren Infamie in der Geschichte menschlicher Verbrechen nicht oft übertroffen worden ist.

Im November 1881 wurde ein aus dem englischen Norden kommender Irländer, Namens Walsh, in Carey's Haus eingeführt. Als den Zweck seiner Anwesenheit in Irland bezeichnete er die Gründung einer Gesellschaft, „um Geschichte zu machen". Sie sollte aus einer auserlesenen Schaar von Feniern zusammengesetzt werden, deren Bund Carey seit mehr als zwanzig Jahren angehörte, und im Ganzen aus 250 Mitgliedern für das Vereinigte Königreich bestehen, wovon 50 in Dublin zu bleiben hatten. Die Aufgabe dieser Gesellschaft bestand zunächst darin, Regierungsbeamte, Staatsmänner, Richter, überhaupt solche Persönlichkeiten aus der Welt zu schaffen, deren Existenz die Gesellschaft beanstandete. Carey willigte darein, ihr beizutreten, und schwur, die Hand auf ein Messer gelegt, den Geboten der Häupter der Gesellschaft zu gehorchen, ihre Geheimnisse nicht weiter zu ergründen als man für gut finden würde, sie ihm mitzutheilen, und endlich den Tod als verdiente Strafe für den Bruch dieses seines Eides anzunehmen. Hierauf wurde ihm die Liste der dem Untergang Geweihten vorgelegt. Der erste Name auf derselben war der von Mr. Foster, damals Staatssecretär von Irland, der zweite jener von Lord Cowper, dem Vicekönig. Es wurde beschlossen, Lord Cowper von einem Fenster aus zu erschießen, und Carey beauftragt, zu diesem Zweck ein passend gelegenes Haus zu miethen. Es gelang ihm nicht, ein solches zu finden, und „die Unbesiegbaren" — the Invincibles — wie die Gesellschaft sich nannte, wandten daher ihr ganzes Augenmerk auf Mr. Foster. Zwischen dem 3. März und dem 27. April 1882 wurden wenigstens 22 Anschläge gegen sein Leben, wahrscheinlich jedoch noch mehr gemacht. Zuweilen fanden deren zwei an einem Tage statt. Der Raum erlaubt nicht, die geradezu wunderbar zu nennenden Errettungen dieses Ministers aus fortwährender Lebensgefahr zu erzählen. Die merkwürdigste vielleicht von allen trug sich am Tage seiner Abreise von Irland zu. Die Postdampfer stechen nicht von Dublin selbst, sondern von dem, sieben englische Meilen von der Hauptstadt entfernten Kingstown aus in die See. Dicht am Hafen liegt ein nautischer Club, höchstens hundert Meter von der Landungsstelle der Dampfer entfernt. Man wußte, daß Mr. Foster Irland am Abend des 27. April zu verlassen gedachte, und setzte voraus, er werde den Eilzug benützen, der gerade rechtzeitig zum Abgang des Dampfers von Dublin in Kingstown eintrifft. In Uebereinstimmung damit waren fünfzehn Unbesiegbare unter dem Befehl von Daniel Curley aufgeboten worden, um den scheidenden Staatssecretär im Stationsgebäude

von Dublin zu ermorden. Mr. Foster jedoch begab sich mit einem früheren Zug nach Kingstown, um dort mit einem Freund im nautischen Club zu Mittag zu speisen und noch die Abendbrise in der Bai zu genießen. Einige Zeit vor Abgang des Eilzuges trafen Curley und seine fünfzehn Spießgesellen richtig vor dem Stationsgebäude ein und wenige Minuten später fuhr auch schon der Wagen von Mr. Foster mit dessen Gemahlin und Tochter vor. Da er selbst nicht zu sehen war, dachten die Verschworenen, er werde später und auf einem anderen Wege eintreffen, und begaben sich auf die Plattform, in die Nähe des Eisenbahncoupés, in welchem Mrs. Foster Platz genommen hatte. Zwei derselben folgten ihr sogar ins Coupé und warteten dort einige Minuten lang auf ihr Opfer. Die Zeit verging; die Wagenthüren wurden geschlossen, der Zug setzte sich in Bewegung, und hängenden Kopfes und unverrichteter Dinge kehrten Curley und seine Freunde zu ihren Bundesgenossen zurück. Eine halbe Stunde später fuhr Mr. Foster an Bord des Postdampfers zum Hafen von Kingstown hinaus, in die weite See. Seine Thätigkeit als Staatssecretär war zu Ende: er nahm Abschied von Irland, nicht ahnend, welchem Zufall er es verdankte, lebend seine Küsten zu verlassen.

Die Rettung von Mr. Foster war es eben, die das Schicksal von Burke besiegelte.

III.

Als der Bund der Invincibles geschlossen wurde, empfahl Carey den Gebrauch „schweigsamer Werkzeuge“, worauf ein Mann, den er häufig als Priester verkleidet in den Straßen von Dublin zu begegnen pflegte, die Sendung von Messern oder Dolchen aus London versprach. Der Name dieses Individuums war Sheridan. Einigen der Parnelliten im Unterhause scheint er ganz wohl bekannt gewesen zu sein, denn er figurirt in einem höchst unterhaltenden Proceß, der von Seiten eines Frauenzimmers gegen Mr. Biggar M. P. wegen nicht gehaltenen Eheversprechens angestrengt wurde, als dessen Freund, oder wenigstens als dessen Vertrauter. Ebenso gab Mr. Parnell, als Unterhandlungen zu seiner Befreiung aus der Haft von Kilmainham im Gang waren, zu verstehen, daß er sich seiner bedienen könne, um den Agrarverbrechen im Westen von Irland ein Ende zu machen. Kurz nach der erwähnten Besprechung zwischen Carey und Sheridan brachte eine Frau dem ersteren aus London ein Gewehr, zwei Revolver und sechs Messer, zugleich mit 4000 Patronen für die Schießwaffen. Die Messer waren in einem kleinen Kistchen verpackt und chirurgische Instrumente von der Sorte, die Männern des Fachs als das Liston transfixion knife zum Zweck der Amputation des Oberschenkels bekannt sind. Sie waren von bester Qualität, aus einem der bekanntesten Londoner Läden. Die Frau, welche die ganze Waffenladung herübergebracht hatte, soll, nach Carey's anfänglicher Aussage, die Gattin eines gewissen Frank Byrne gewesen sein, der zur revolutionären Partei in naher Beziehung stand und Secretär einer Gesellschaft war, die sich „Die großbritannische Landconföderation“ betitelte. Später jedoch ihr gegenübergestellt, erklärte er, sie nicht zu kennen. Bald darauf erhielt Carey den Besuch eines Mannes, dessen Namen er nicht zu wissen vorgab. Diese Persönlichkeit gab ihm Geld

und war den Unbesiegbaren als Nr. 1 bekannt. Sein eigentlicher Name war Tynan; er gehörte dem Kaufmannsstand an und war für Papier- und Schreibmaterialgeschäfte gereist. Gewöhnlich hielt er sich in London auf und diente bei einem Freiwilligen-Corps. Dieser Tynan nun bedeutete Carey, daß Mr. Burke sein Leben verwirkt habe, und unverzüglich wurden die Vorbereitungen zu seiner „Hinwegräumung" getroffen. Am 5. Mai gingen seine Mörder in den Park, um ihm zu begegnen; dasselbe thaten sie am Morgen des 6. Mai, wo sie Burke auf dem Wege nach der Stadt zu treffen hofften. Da ihr Anschlag beide Male fehlschlug, kehrten sie am Abend desselben Tages zurück, und diesmal sollte er gelingen. Um 3 Uhr Nachmittags traf Carey mit den Verschwörern in einer Schenke zusammen; mit ihnen kam ein gewisser Joseph Smith, früher Fenier, und nun durch Carey in den Bund der Invincibles aufgenommen. Er war zuweilen im Schloß von Dublin beschäftigt, konnte in Folge dessen dort kommen und gehen wie es ihm gefiel und war, eben weil er die vornehmsten Regierungsbeamten alle von Gesicht kannte und den Anderen bezeichnen konnte, in den Bund gewählt worden. Carey bestieg nun mit Smith und einem Hanlon genannten Manne den im Besitz eines Verschworenen befindlichen und von ihm kutschirten Fiaker, während ein zweiter Wagen, der Out-side car, auf einem anderen Wege demselben Ziele, dem Park, entgegenfuhr. Ihn kutschirte Michael Kavanagh, und vier Menschen, Joseph Brady, Timothy Kelly, Thomas Caffrey und Patrick Delany, befanden sich auf demselben. Der Fiaker und der Car trafen sich auf der bereits beschriebenen Fahrstraße, der Hauptverkehrsader des Parks, unweit der Phönix-Säule. Dort standen sie beide still, und nach einer kurzen Besprechung setzte der Car mit den vier Männern seinen Weg in der Richtung gegen den Phönix fort, während die im Fiaker befindlichen drei Männer ausstiegen. Linker Hand von der Straße, wenn der Blick dem Phönix zugewandt blieb, war auf einer nahen Wiese ein Cricketspiel, rechter Hand ein Polo im Gange. Hanlon wandte sich nach links und betrachtete das Cricket; Carey und Smith gingen über die Straße auf eine rechter Hand befindliche Bank zu. Smith setzte sich auf diese Bank, Carey schlenderte ein Stückchen weiter und besah sich das Polospiel. Während er so dastand, kam Curley auf ihn zu und forderte ihn auf, mit ihm zur Fahrstraße zurückzugehen: Mr. Burke könne jeden Augenblick kommen. Auf die Straße gelangt, bestieg Curley den Fiaker und ließ sich in der Richtung nach der Phönix-Säule fahren, bemerkend, er werde den Car von dort zurückschicken. Carey setzte sich mit Smith auf die Bank nieder, und damals war es, daß Mr. Glyn ihn ansprach. Der von Kavanagh kutschirte Car kam indessen angefahren und stellte sich gerade der Bank gegenüber, und zwar so, daß das Rücktheil des Wagens gegen den Rasen, der Kopf des Pferdes gegen die Mitte der Straße gerichtet war. Eben hatte Mr. Glyn Carey guten Abend gewünscht; Kavanagh stand mit dem Rücken an den Wagen gelehnt, das Pferd fraß ruhig aus dem angehängten Futtersack, als Smith plötzlich auffuhr. Mr. Burke hatte soeben seinen Wagen halten lassen, war herabgesprungen und im Begriff, Lord Frederick einzuholen. Smith bezeichnete ihn dem Carey. Beide gingen hierauf über die Straße, Kavanagh nahm dem Pferde den Futtersack ab und alle drei sprangen auf den Car. Indessen wurde der Kutscher

aschfarbig und begann am ganzen Körper zu zittern. Im selben Zustand war Smith. Nur Carey's Nerven hielten aus, und, wie Smith später bemerkte, wechselte er auch nicht einmal die Farbe. Der Car fuhr wieder der Phönix-Säule zu, mit dem Kutscher auf der rechten Seitenbank, Smith und Carey auf der linken, doch so, daß Carey dem Pferde zunächst saß. Er zog ein weißes Sacktuch aus der Tasche, schwenkte es, führte es hierauf an den Mund und bedeutete Smith, ein Gleiches zu thun. Der Car fuhr am Fiaker vorüber, der rechter Hand auf der Straße, mit dem Kopf des Pferdes gegen die Stadt zu gewendet, dastand, und ging weiter bis zum Punkte, wo die Straße von der Phönix-Säule aus nach Süden zu geht. Dort standen sieben Invincibles: Joseph Brady, Timothy Kelly, Thomas Caffrey, Michael Fagan, Daniel Curley, Joseph Hanlon und Patrick Delany, unter dem Befehl von Curley. Obwohl noch viele andere Verschwörer im Park vertheilt waren, scheinen nicht mehr als diese auf der angegebenen Stelle gegenwärtig gewesen zu sein. Als der Car hielt, stiegen Smith und Carey ab, und ersterem wurde gesagt, er könne nach Hause gehen. Er ließ es sich nicht zweimal sagen und eilte fort. Dasselbe that Carey; als er hörte, daß auch er jetzt überflüssig sei, ging er schräg durch den Park so schnell er konnte weg. Brady erklärte den Uebrigen, daß zur Ausführung der That vier von ihnen genügten, und es wurde bestimmt, daß es die vier Leute sein sollten, die auf dem Car gekommen waren. Nun gingen Curley, Fagan und Hanlon zu dritt in einer Reihe den beiden Secretären entgegen; vier oder fünf Meter nach ihnen folgten Brady und Kelly, und hinter diesen Caffrey und Delany. Die Drei gingen an den Secretären vorbei und auf den Fiaker zu, der auf der anderen Seite der Straße stand. Da, gerade im Moment wo Brady und Kelly sich mit Lord Frederick und Mr. Burke begegneten, rollte ein Wagen vorüber; Brady bückte sich, als wolle er sein Schuhband binden, und die beiden Secretäre kamen an ihm und hierauf an Kelly, an Caffrey und an Delany vorüber. Dann wandten sich alle Vier um: Brady und Kelly gingen an Caffrey und Delany vorbei, Brady legte seine linke Hand auf die linke Schulter von Mr. Burke und stieß ihm das Messer mit solcher Kraft durch den Rücken, daß die Spitze desselben auf der entgegengesetzten Seite einige Centimeter weit hervorstach; Mr. Burke fiel todt zu Boden. Lord Frederick schlug mit dem Ruf: „Elender!" seinen Regenschirm Brady ins Gesicht, worauf dieser, sich ihm zuwendend, ihm einen Stich in den linken Vorderarm versetzte, der einen Knochen zersplitterte; dann, während Lord Frederick, sich noch immer vertheidigend, die Andern abzuwehren suchte, traf er ihn ein zweites Mal in die rechte Armhöhle, wobei er die Hauptarterie und die in den Arm gehenden Adern durchschnitt, so daß ein schneller Tod durch den ungeheuren Blutverlust herbeigeführt wurde. Brady versetzte dem Sterbenden noch einige Stiche, und sich umwendend sah er Kelly damit beschäftigt, ein Gleiches am Körper von Mr. Burke zu thun. Er ging hin, rannte der Leiche das Messer durch die Kehle, wischte es im Grase ab, sprang auf den Car, auf welchem die Anderen schon saßen, und im rasenden Galopp fuhr dieser davon.

So lautete die Geschichte der Morde im Phönix-Park nach der im Gerichtssaal gegebenen Version. Sie beruhte vornehmlich auf den Aussagen von Farrell,

Carey, Smith und Kavanagh, die nun alle bereit waren, sich gegenseitig zu verrathen. Nun ist es aber nach englischem Gerichtsverfahren unabänderliche Sitte, daß der Richter die Geschworenen darauf aufmerksam macht, auf solche Zeugnisse nur dann Gewicht zu legen, wenn sie von anderer Seite her bestätigt werden und zwar gerade in Bezug auf einen wesentlichen, den Thatbestand direct berührenden Punkt, und nicht auf bloße Nebenumstände. Aus dem Gesagten ergibt sich schon, daß ein Mitschuldiger nicht die Aussage eines anderen Mitschuldigen, Carey z. B. keine solche von Smith, beglaubigen konnte. Eine ausdrückliche Gesetzesbestimmung ist jedoch nicht vorhanden, und es steht dem Gerichtshof vollständig frei, sich eine Meinung darüber zu bilden, in wie weit die Aussagen solcher Zeugen Glauben verdienen oder der Bestätigung bedürfen. In diesem besonderen Fall der Morde im Phönix-Park konnte über den Thatbestand in der Hauptsache gar kein Zweifel bestehen, denn er war durch eine Menge von Nebenumständen und unabhängige Zeugen beglaubigt. — Der Proceß von Joseph Brady dauerte drei Tage und endigte mit seiner Schuldigsprechung. Richter O'Brien hielt ihm hierauf eine kurze Ansprache, des Inhalts, daß er mit den Leben, die er genommen, sein eigenes verwirkt und seinen Opfern in die Ewigkeit zu folgen habe, worauf sich Seine Lordschaft mit der schwarzen Kappe das Haupt bedeckte und nach vorgeschriebener Form das Todesurtheil sprach.

Es folgten sich nun rasch die Processe der übrigen Gefangenen, von welchen viele sich schuldig bekannten, und am 17. Mai, etwas länger als einen Monat nachdem sie begonnen, waren sie zu Ende. Der Bund der Unbesiegbaren überlebte sie in Dublin wenigstens nicht. Von den dreißig Personen, die zu ihm gehörten, wurden fünf durch den Strang gerichtet, vier zu lebenslänglicher, fünf zu zehnjähriger, eine zu fünfjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Ein Einziger wurde unter der Bedingung künftigen tadellosen Verhaltens und entsprechender Bürgschaft freigegeben, einer oder zwei der Verschwörer starben im Gefängniß, sechs wurden Kronzeugen, und ungefähr der gleichen Zahl gelang es, aus dem Lande zu fliehen.

Gesetz und Ordnung hatten also endlich gesiegt; denn nicht nur, daß der Hauptherd der Verschwörung zu bestehen aufgehört hatte, sondern auch ähnlichen Verbindungen in ganz Irland drang sich die Ueberzeugung auf, daß die Zeiten der Straflosigkeit vorüber waren. Die Führer revolutionärer Gesellschaften erkannten die Gefahren des von ihnen betriebenen Handwerkes, und Diejenigen, die sich mit ihrer Vergangenheit nicht mehr anders abzufinden wußten, verließen die Heimath, um nach fremden Ländern zu gehen. Es herrschte wieder Ruhe auf der ganzen Insel, und sie wird anhalten, so lange die Criminaljustiz mit Gerechtigkeit und Consequenz gehandhabt werden wird. Dazu ist vor Allem die theilweise Erneuerung und Aufrechthaltung der wichtigsten Bestimmungen des nach dem Mord der beiden Secretäre eingeführten Gesetzes erforderlich, welches im gegentheiligen Falle vom nächsten September an seine Gültigkeit verliert.

Der Krone muß die Möglichkeit gesichert werden, in Criminalfällen sowohl den Sitz des Geschworenengerichtes als auch die Zusammensetzung desselben aus zuverlässigen, ehrenhaften Geschworenen zu bestimmen. Geschieht das nicht, so läßt sich mit Sicherheit voraussehen, daß die Greuel von 1880, 1881 und 1882

sich in vermehrtem Maße wiederholen werden. Aber wenn die Interessen der Civilisation die Sicherstellung von Gut und Leben als Grundbedingung aller staatlichen Ordnung verlangen, so hat der Staatsmann die weitere, nicht minder gebieterische Pflicht, nach den geistigen und materiellen Ursachen zu forschen, auf welche sociale Calamitäten wie die Aera der Verbrechen in Irland zurückzuführen sind. Und hier kann man sich nicht verhehlen, daß Irlands Geschichte und Politik leider einer Krankheitsdiagnose zu vergleichen sind, deren Interesse auf der moralischen Wirkung einer unwissenden und gleichgültigen Gesetzgebung und ungesunden socialen Existenzbedingungen beruht.

Richter O'Brien, als er die Unbesiegbaren von Dublin verurtheilte, hob als charakteristisches Zeichen hervor, daß beinahe alle bei den Morden im Phönix-Park Betheiligten im Privatleben sich eines unbescholtenen Rufes erfreuten. Es war bei Curley der Fall, der doch Beweise von so kalter Grausamkeit gab; Joseph Brady, der Mörder der beiden Secretäre und Angreifer von Mr. Field, der auf dem besten Wege war, den Mord als Handwerk zu betreiben, war ein fleißiger, nüchterner Arbeiter, seines Zeichens ein Steinmetz und nicht ohne Talent und Begabung für die seinem Fache eigene Technik. Während seines Processes benahm er sich ruhig und ehrerbietig und beschäftigte sich nach seiner Verurtheilung ausschließlich mit religiösen Uebungen und mit der Vorbereitung zu seinem Tode. Er empfing die Sacramente wenigstens scheinbar mit großer Frömmigkeit, beklagte das persönliche Schicksal der von ihm Erschlagenen, aber gab nicht im Geringsten vor, die That selbst zu bereuen. Sein beständiger Gefährte, Timothy Kelly, derselbe, der an der Leiche von Mr. Burke niederknieend ihr noch mit wilder Energie mehrere Messerstiche versetzte, pflegte durch die Regelmäßigkeit und den Eifer, mit welchem er den religiösen Uebungen oblag, alle, die ihn kannten, zu erbauen. Während der Zeit, die zwischen seiner Verhaftung und seiner Hinrichtung verlief, verschlang er Bücher streng mystischen Inhalts, insbesondere ein solches des Londoner Oratorianers Faber, das den Geist höchster Frömmigkeit athmet. Er starb dem Anschein nach mit sich selbst völlig in Frieden, unter Anrufung des Erlösers und von der Berechtigung seiner That überzeugt.

Auch waren Brady und Kelly keineswegs Ausnahmen in dieser Beziehung. Im Hause des Buckligen, Joseph Mullet, der beauftragt gewesen war, Mr. Barrett bei den Händen festzuhalten, während seine Mitschuldigen ihn erstechen sollten, und der tief in die Geheimnisse der Unbesiegbaren eingeweiht war, fand sich ein Tagebuch höchst merkwürdigen Inhalts. Der Bund war, wie bereits erwähnt, im December 1881 beschworen worden. Am 19. desselben Monats findet sich unter den durchaus persönliche Eindrücke enthaltenden Aufzeichnungen der folgende: „Gestern früh wurde ich in die Sodalität der hl. Jungfrau, der Hilfe der Christen, aufgenommen. Möge Gott mir durch die Vermittlung der hl. hl. Ignatius, Franciscus, Aloysius und Stanislaus die Gnade ertheilen, die damit eingegangenen Verpflichtungen getreu zu erfüllen.“ Man wird sich entsinnen, daß am 3. März die Vorbereitungen zur Ermordung von Mr. Foster vollendet waren und die systematischen Angriffe auf sein Leben begannen. Während dieses Monats ist auch das Tagebuch mit Anrufungen um den Beistand der Heiligen ausgefüllt. Der Mangel an Raum

gestattet mir nur zwei derselben, die vom 17. und 18. März, anzuführen. Die erste lautet: „In der Erlöserkirche zu Ehren des hl. Patrick die hl. Communion empfangen. O glorreicher Apostel unseres heimgesuchten Landes, erhöre die Bitte eines armen Kindes zu Gunsten seiner Mutter, und wie du das Werkzeug in der Hand Gottes warst, sein Volk im einen, wahren Glauben zu vereinigen, so vereinige, o! großer Heiliger, auch durch deine Macht im Himmel das Irische Volk zu einer gewaltigen Anstrengung für die angestammten Rechte, die Verrath und Verfolgung ihm entrissen haben. — Und du, o großer Heiliger, du hast es nicht wider das Gesetz Gottes und der Kirche (der du als ein geachteter Würdenträger angehörtest) gehalten, gegen die Unterdrücker deines Volkes Waffengewalt anzuordnen. Bete für Irland, hl. Laurentius O'Toole." Am 18. März 1882 schreibt er wieder: „O süßer Heiliger (Joseph), ich bitte um deine Hilfe, denn ich bin traurig und verstimmt. Von dir erwarte ich Trost .... Heiliger Joseph, Vater der Waisen und Verlassenen, stehe mir bei und richte mich, dein armes Kind, wieder auf, damit meine Absichten sich erfüllen." Es ist unnöthig, daran zu erinnern, daß es Mordpläne waren, die er auf diese Weise unter den Schutz des Himmels stellte.

Die Anschauungen der Verschwörer über die Moralität ihrer Handlungen hat James Carey, in dessen Haus sie sich Sonntags nach dem Gottesdienste zu versammeln pflegten, ins hellste Licht gestellt. Während des Processes von Michael Fagan versuchte Mr. Adams, den die Krone ihm zum Vertheidiger gegeben hatte, den Beweis zu führen, daß Carey zu gewissenlos und sittlich verkommen sei, um irgend welche Glaubwürdigkeit für seine Aussagen zu verdienen. In dieser Absicht unterzog er ihn einem Verhör, dessen Ergebniß mir zur Kenntniß der Motive, Absichten und überhaupt der geistigen Verfassung dieser Leute und ihrer Anhänger so wichtig erscheint, daß ich mir nicht versagen kann, wenigstens einen Auszug daraus zu geben.

Mr. Adams: „Nun, Carey, sagen Sie mir, ob Sie einer religiösen Gemeinschaft angehören?"

Carey: „Ja."

Mr. Adams: „Ist es eine der Gemeinschaften der christlichen Kirche?"

Carey: „Ja."

Mr. Adams: „Welche ist es?"

Carey: „Die römisch-katholische Kirche."

Mr. Adams: „Sind Sie ein bloß äußerlicher Anhänger dieser Kirche oder ein Gläubiger?"

Carey: „Ich bin ein Gläubiger."

Mr. Adams: „Haben Sie Bücher gelesen, in welchen dieser Glaube gelehrt wird?"

Carey: „Allerdings."

Mr. Adams: „Ist es Ihnen bekannt, daß der Glaube, zu welchem Sie sich zu bekennen erklären, den Mord verbietet?"

Carey: „Das weiß ich ganz gut."

Mr. Adams: „Ist es Ihnen auch bekannt, daß Complotte und Verschwörungen zum Zweck des Mordes verboten sind?"

Carey: „Das weiß ich auch ganz gut."

Mr. Adams: „Gehen Sie zurück auf die Monate März und April 1882. Mit wie vielen Mordplänen trugen Sie sich damals?"

Carey: „In diesem Punkte kann ich Ihnen nicht beistimmen, das waren keine Morde, sondern gerechtfertigte Kriegführung, Hinwegräumung von Tyrannen, — wenigstens einiger derselben. Alle konnte ich nicht vertilgen."

Mr. Adams: „Hinwegräumung der Tyrannen?"

Carey: „Ja, einiger derselben. Alle, das war nicht möglich."

Mr. Adams: „Also wären Sie froh, wenn Sie Tyrannen aus dem Wege räumen könnten?"

Carey: „Ja, das wäre ich."

Mr. Adams: „Was verstehen Sie in diesem Augenblick unter Tyrannen?"

Carey: „Jedermann, der das Recht des Volkes mit Füßen tritt."

Mr. Adams: „War Mr. Burke ein Tyrann?"

Carey: „Das war er."

Mr. Adams: „Warum?"

Carey: „Weil ohne ihn Mr. Foster niemals auf alle seine Schliche gekommen wäre."

Mr. Adams: „Also haben Sie es als kein Verbrechen betrachtet, Mr. Burke hinwegzuräumen?"

Carey: „Nein, nicht als das geringste."

Man mag über Carey denken, wie man will: darüber besteht kein Zweifel, daß er in diesem Theil seiner Aussagen ganz allgemein verbreiteten und herrschend gewordenen Anschauungen seine Stimme lieh. Ein sehr beträchtlicher Procentsatz der Bevölkerung von Irland betrachtete die Mörder des Phönix-Parks nicht als gewöhnliche Verbrecher. Dies bewies das Aussehen der Stadt Dublin am Tage der Hinrichtung von Brady deutlich genug. Eine mehrere tausend Köpfe zählende Menge hatte sich um den Eingang des Gefängnisses gedrängt, in welchem die Hinrichtung stattfand. Als sie hörte, daß Alles vorüber sei, brach diese ganze Menge, auf ihre Kniee niedersinkend, in dumpfe Klagen aus, und eine Zeitlang vernahm man nichts als Gebete für die Ruhe seiner Seele. In vielen Kirchen wurde das Allerheiligste ausgesetzt und den ganzen Tag über drängte sich das Volk in dieselben. Man mag dies dahin erklären, daß es die christliche Liebe, das Erbarmen für den Sünder, nicht die Sympathie mit dem Mörder und seiner That war, welche die Kirchen füllte. Vielleicht. Aber immerhin bleibt es merkwürdig, daß nicht allen Hingerichteten die gleiche Theilnahme erwiesen wurde. Sie blieb ganz und voll dem Manne zugewendet, dessen Hand den Schlag führte, war für seine Mitschuldigen viel geringer und erlosch gänzlich für einen derselben, Thomas Caffrey, der mit dem reuigen Bekenntniß seiner Schuld in den Tod ging.

IV.

Die einfache Wahrheit ist, daß das Irland von heutzutage dem Frankreich des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts merkwürdig ähnlich ist. Joseph Mullet, Kelly, Brady sind irische Repräsentanten einer ähnlichen geistigen Strömung, wie jene, welche im damaligen Frankreich die Barrière, die Chastel,

die Ravaillac erzeugte. Staatsmänner, welchen es nicht um Palliative, sondern um gründliche Heilung zu thun ist, müssen wohl vor Augen behalten, daß es sich hier wie dort um einen krankhaften geistigen Zustand handelt.

Dies führt zur Behandlung eines der dringendsten Bedürfnisse Irlands: der Herstellung eines Systems der Erziehung und des Unterrichts, das, von wahrhaft religiösem und sittlichem Geist getragen, der Jugend wieder eine klare, bessere Erkenntniß der ewigen Gesetze aller Moral und Sittlichkeit zu vermitteln vermöge. Und zwar ist es die Reform der mittleren und höheren Unterrichtsanstalten, die in Irland vor Allem Noth thut. Denn die Volksschulen sind im Ganzen gut und können, insofern das bloße Erlernen in Betracht kommt, den Vergleich mit jenen anderer Länder ganz gut bestehen. Anders dagegen ist es mit den Anstalten bestellt, die höheren Anforderungen der Bildung und Vorbereitung für das Leben zu entsprechen und Solche zu erziehen haben, die selbst wieder Einfluß auf das Leben der Nation auszuüben bestimmt sind. Die Vorkommnisse der letzten Jahre vermögen hier allein den gegenwärtigen Zustand zu erklären. Von den Tagen der Königin Elisabeth bis zum Jahre 1845 war das nach dem Vorbilde der englischen Universitäten Oxford und Cambridge organisirte Trinity-College in Dublin die einzige Institution in Irland, die akademische Bildung verlieh. Erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurde der Zutritt zu derselben auch den Katholiken und Dissenters ermöglicht, allein von seinen Ehren und Vortheilen blieben sie nach wie vor ausgeschlossen. Kein Unbefangener konnte in Folge dessen behaupten, daß eine Institution, die alle Bekenner des Glaubens, welchem drei Viertel der Nation angehören, im Nachtheil ließ, den Ansprüchen der Nation auf höhere Bildung genügte. Trinity-College hielt aber nichtsdestoweniger alle seine exclusiven Privilegien mit äußerster Zähigkeit fest und beraubte sich damit der Aussicht und des Verdienstes, den Geist der Nation zu bilden und zu heben, was im gegentheiligen Fall während der ersten vierzig Jahre des Jahrhunderts hätte gelingen können. Denn während dieser ganzen Zeit hatte man von Seiten des katholischen Clerus keine ernstlichen Einwendungen gegen ein gemischtes Erziehungssystem zu befürchten. Obwohl er seine Bedenken gegen ein solches niemals ganz aufgegeben hat, ließ er es doch unbeanstandet geschehen, daß in ganz Irland Katholiken und Protestanten ihr Griechisch und Latein in gemeinsamen Lehranstalten ungestört zusammen studirten. Diesen und anderen, von Privaten ins Leben gerufenen und geleiteten Erziehungsanstalten bereitete die, unter dem gefürchteten Namen der großen Hungersnoth bekannt gebliebene Calamität ein vorschnelles Ende. Hätte Trinity im Lauf dieser vierzig Jahre seine Ehren und materiellen Hilfsmittel, ohne Berücksichtigung des religiösen Bekenntnisses, dem ganzen Lande zugänglich gemacht, man hätte es als eine unschätzbare Wohlthat empfunden. Unglücklicher Weise für Irland, unglücklicher Weise für das Reich und für Trinity selbst ging diese einzige, kostbare Gelegenheit verloren.

Um endlich doch der weitaus größeren Majorität der Nation zu ihrem Rechte zu verhelfen, wurden von Sir Robert Peel zwei verschiedene Maßregeln in Vorschlag gebracht und schließlich auch durchgesetzt. Die eine trug Sorge für die Erziehung des römisch-katholischen Clerus; die andere sollte den Interessen und Bedürfnissen der katholischen Laienwelt entsprechen. Erstere sicherte dem

geistlichen Seminar zu Maynooth ein beträchtliches Einkommen und stellte es unter die Leitung eines Aufsichtsrathes, in welchem sich auch Laien befanden. Letztere schuf drei Collegien, zu Belfast, Galway und Cork. Diese Collegien wurden nach den Grundsätzen strengster religiöser Gleichheit und mit der Zuversicht errichtet, daß es ihnen gelingen werde, junge Leute aller Bekenntnisse im Interesse wissenschaftlicher Studien zu vereinigen. Diese Organisation sollte durch Errichtung einer Centralbehörde, der aus einem Kanzler und Senat bestehenden Queen's University, ihre Vollendung erhalten. Sie ertheilte jedem Studenten, der in einem dieser drei Collegien seine Studien abgeschlossen und die vorgeschriebenen Examina bestanden hatte, die akademischen Grade, leitete die Administration sämmtlicher Anstalten, ohne jedoch in die ihnen besonders gesicherten Rechte einzugreifen; bestimmte die Studienpläne und die Examinatoren. Der Senat der Queen's University war mit gewissenhafter Unparteilichkeit zusammengesetzt und zählte unter den Namen seiner ersten Mitglieder auch den — clarum ac venerabile nomen — von Daniel Murray, römisch-katholischem Erzbischof von Dublin.

Es fehlte selbstverständlich nicht an einer rührigen Minorität unter dem katholischen Clerus, um mit Unterstützung der extrem-nationalistisch und römisch gesinnten Elemente die neue Einrichtung zu bekämpfen. Aber das moralische Ansehen und die persönliche Bedeutung des Erzbischofs Murray und seines kaum weniger ausgezeichneten Collegen im Episkopat, Doctor Croley, Erzbischofs von Armagh, ließen kaum einen Zweifel darüber bestehen, daß einige weitere Jahre ihres wahrhaft christlichen, weisen Regiments die große Masse der Nation dem wohlthätigen Einflusse der neuen Collegien gewonnen hätten, während sie andererseits bei Politikern und Staatsmännern eines genügenden Ansehens sich erfreuten, um die später begangenen Mißgriffe zu verhindern. Doch leider für Irland starb Dr. Croley im selben Jahre, in welchem die Queen's Colleges eröffnet wurden, und zwei Jahre später folgte ihm Erzbischof Murray ins Grab. Ihnen beiden wurde Dr. Cullen zum Nachfolger gegeben, ein Mann, der während dreißig Jahre in Rom gelebt und selbst dort seiner extremen Ansichten wegen Aufsehen erregt hatte. So vertheidigte er einst eine These, welche die Ptolemäische Theorie festhielt, das Copernikanische System verwarf und Galilei des Irrthums überführte. Ich nehme natürlich an, daß es eine bloße Hypothese war, allein ich fürchte, sie glich jener des Patriarchen in „Nathan dem Weisen", kraft welcher der Jude doch verbrannt wird. Cullen also wurde zuerst Erzbischof von Armagh; dann, nach Murray's Tode, vertauschte er das Erzbisthum Armagh mit jenem von Dublin. Kaum war seine Ernennung erfolgt, als er auch schon den Angriff gegen die Queen's Colleges eröffnete und unerachtet der Opposition von Bischöfen, die ihr Leben in Irland zugebracht hatten, ihre feierliche Verurtheilung durchsetzte. Den nun folgenden Streit zu schildern, würde zu lange Zeit in Anspruch nehmen. Manche Fehler der Regierung, das uncorrecte Verhalten der Queen's University, zweifelhafte und auch entschieden unglückliche Ernennungen von Professoren kosteten den Queen's Colleges viele ihrer Freunde. Der Wunsch nach Gründung einer freien Universität machte sich immer mehr fühlbar. Einflußreiche Persönlichkeiten und zwar, so unbegreiflich es scheinen mag,

unter diesen Cullen selbst wandten sich an Newman, den jetzigen Cardinal, und als dieser endlich, nach mannigfachen Bedenken, den Versuch zu wagen sich entschloß, sagte sich Jedermann, daß etwas Bedeutendes unternommen werden würde, und Viele meinten, es werde gelingen. Newman umgab sich mit Lehrkräften, die denjenigen der anderen Universitäten des Reiches im Ganzen nicht nachstanden, in einzelnen Disciplinen sie selbst übertrafen. Es genügt, in dieser Beziehung auf die Namen von Sullivan, O'Curry und Renouf zu verweisen. Newman entwarf Statuten für die neue Hochschule, welche das Eingreifen fremder, nicht akademischer Elemente auf ein Minimum reducirten und ihr die Freiheit gewährleisteten, die einer Universität so unentbehrlich ist als dem Menschen die Luft zum Athmen. Eine Institution wie die alte Pariser Hochschule stand als Vorbild vor seinen Augen: was er bezweckte, war die Schöpfung in Irland eines großen wissenschaftlichen Mittelpunktes für die gesammte angelsächsische, englisch-sprechende Welt, einer großen Schule wissenschaftlicher Theologie für die katholische Kirche. In Bezug auf Geldmittel begegnete er keinen Schwierigkeiten, denn die Irländer schienen willig, bereit und auch vollständig in der Lage, eine solche Gründung reich und selbst glänzend auszustatten. Allein die Ideen von Doctor Newman waren durchaus nicht die Ideen von Doctor Cullen. Was Letzterem ganz besonders mißfiel, war das unabhängige Studentenleben, der freie Verkehr der jungen Leute unter sich, den Newman stets als das weitaus wichtigste Element jeder Universitätsbildung betrachtet hat. Cullen und seine Freunde verstanden nicht, was Newman meinte, wenn dieser von den Lehren sprach, die während drei oder vier Jahre aus der Berührung und dem Gedankenaustausch tüchtiger junger Leute unter sich gezogen werden, Lehren der Bescheidenheit und Selbstachtung, der Wahrheitsliebe und der Toleranz; wenn er eben ihnen die Einimpfung der unentbehrlichen Ueberzeugung überließ, daß alle irdischen Dinge verschiedene Seiten haben, wovon eine jede gute und ernste Anhänger zählt; wenn er auf treue Freundschaften und ehrenhafte Rivalitäten zur Ausbildung männlicher Charaktereigenschaften und insbesondere jener Kunst rechnete, das im Hörsaal und in den Collegienheften Angesammelte auf dem weiten Markt des Lebens geschickt und nützlich zu verwerthen.

Das war es gerade, was Doctor Cullen und seine Freunde nicht wollten. Was sie erstrebten, war nicht eine Universität, sondern ein Seminar, in welchem so viele Laien als nur immer möglich jene Jahre zubringen sollten, die sie sonst den Zwecken geistiger Cultur auf Universitäten gewidmet hätten. Von der Betheiligung junger Theologen an den Studien einer Hochschule nach dem Plane Newman's konnte vollends nicht die Rede sein. Der bloße Gedanke daran entzog sich für sie der Discussion. Die Beziehungen zwischen Newman und der Mehrheit des irischen Episkopates wurden gespannt. Die Gegensätze zwischen ihnen waren tiefgehende und beschränkten sich nicht auf die Mittel, sondern erstreckten sich auf die Ziele. Newman beabsichtigte die Gründung einer Anstalt, der die Pflege der Wissenschaft Selbstzweck war, die Vorurtheile und vorgefaßte Meinungen nach Maßgabe menschlicher Schwäche ausschließen und die Ergebnisse gründlicher Untersuchung offen und rückhaltlos anerkennen sollte. Doctor Cullen dagegen wünschte in seinem innersten Herzen Geschichte,

Philosophie, Naturwissenschaften, mit einem Worte die Wissenschaft überhaupt so lange zu biegen und zu drehen, bis sie mit den Schlußfolgerungen gerade der theologischen Schule in Uebereinstimmung gebracht war, zu welcher er gehörte. Die Linien also, auf welchen die beiden Männer sich bewegten, konnten sich niemals schneiden. Newman wurde der Partei von Cullen bald unerträglich. Man flüsterte sich zu, er sei von zweifelhafter Orthodoxie. Nicht lange nachher ging er fort, und mit ihm verschwand jede Hoffnung auf den Erfolg seines Planes. Einige seiner bedeutendsten Mitarbeiter fanden gleichfalls die Beibehaltung ihrer Lehrstühle mit ihrer Selbstachtung und inneren Unabhängigkeit unvereinbar, nachdem die Institution, in welche sie unter anderen Verhältnissen eingetreten waren, vollständig in die Gewalt der Bischöfe gerieth. Sie zogen sich daher, einer nach dem andern, zurück. Die katholische Universität fristete ein elendes Dasein und blieb zuletzt fast ohne jede Frequenz. Ihre Leistungsfähigkeit war dahin, aber der Kampf gegen die Queen's University tobte weiter. Die Bauern von Munster und Connaught wurden zur Ausübung einer Pression auf die irischen Parlamentsmitglieder und zur Vernichtung eines Bildungssystems aufgeboten, über welches ein Urtheil sich zu bilden auch die glühendsten ihrer Lobredner sie doch wohl nicht für fähig halten konnten. Diese Taktik lohnte endlich der Erfolg. Unter seinem Einfluß brachte die Regierung von Lord Beaconsfield eine Parlamentsacte ein, deren Consequenzen die bedrohlichsten sind. Die Queen's University wurden aufgehoben und eine neue Institution, die königliche Universität, gebildet. Sie besteht eigentlich aus einem Senat, in welchem Persönlichkeiten von hervorragender akademischer Stellung, wie z. B. die Präsidenten der drei Queen's Colleges und einige ihrer Professoren, Sitz und Stimme haben. Aber dann sind auch wieder Persönlichkeiten in diesem Senate, die niemals eine Universität besuchten oder ihr angehörten und ebensoviel von einer solchen verstehen als der Mann im Monde, und deren Zweck augenscheinlich nur der ist, nach bestimmten Anweisungen zu stimmen. Diese Anweisungen gehen von den Jesuiten aus, welchen die Bischöfe ihr eigenes College übertragen haben und die im neuen Senate zahlreich vertreten und auf dem besten Wege sind, die Leitung des Ganzen in die Hände zu bekommen. Die neue Hochschule verleiht die akademischen Grade, auch an diejenigen, die in den Clericalseminarien unterrichtet worden sind, und die Acte hat sie mit Geldmitteln ausgestattet, die theilweise als Stipendien an fleißige Studenten gegeben, theilweise aber auch dazu verwendet werden, den Institutionen, die erfolgreiche Candidaten aufzuweisen haben, als Prämien zuzufließen. Für deutsche Leser bedarf der fundamentale Irrthum, auf welchem ein solches System beruht, keines eingehenderen Nachweises. Es verwandelt den ganzen Erziehungsapparat des Landes in eine Maschinerie zur Abrichtung von Prüfungscandidaten, befördert in Folge dessen alle damit verbundenen intellectuellen Mängel und Gebrechen, insbesondere das Ueberladen des Gedächtnisses mit Förmlichkeiten und ausgefüllten Schablonen, die, sobald das Examen vorüber ist, wieder aus demselben verschwinden. Dieselbe Tendenz haftet selbstverständlich allen Prüfungsmethoden an und kann nur dadurch niedergehalten werden, daß man vom jungen Manne, bevor er sich der Prüfung unterzieht, die Absolvirung eines Lehrcurses unter den besten wissenschaftlichen

Autoritäten seines Landes begehrt. Nicht nur daß solche und ähnliche Erwägungen und Vorsichtsmaßregeln in vorliegendem Falle außer Acht gelassen worden sind, man will noch weiter gehen als das. Die Queen's Colleges verfügen über eine bestimmte Anzahl von mehr oder minder beträchtlichen Stipendien, die allen ihren Studenten durch competitive Prüfungen zugänglich sind und eine große Anziehungskraft auf junge Leute ausüben. Eben jetzt ist eine Agitation im Gange, um den Queen's Colleges diese Stipendien zu entziehen und sie der königlichen Universität zuzuwenden. Gelingt dies, so vereinigt sie das ganze, zu akademischen Zwecken verfügbare Capital des Landes, mit Ausnahme des Vermögens vom Trinity-College, Dublin, in ihrer Hand. Nicht so bald wird das geschehen sein, als auch eine, den bereits erlebten an Umfang und Bedeutung gewiß nicht nachstehende Bewegung in ganz Irland die Confiscation der Revenüen von Trinity zu Gunsten derselben Körperschaft verlangen wird. Die Kräfte des Widerstandes sind schon beträchtlich geschwächt und werden es, fürchte ich, bis dahin noch mehr sein, während die Parteimänner in London, denen es nur um Erwerbung von Stimmen zu thun ist, die nicht viel von den Unterrichtsangelegenheiten des Landes verstehen und sich noch weniger um dieselben kümmern, Trinity leichten Herzens opfern werden. Und doch sollte kein Staatsmann die älteste irische Universität oder die drei Queen's Colleges dem Untergange preisgeben. Die erstere hat ihre Grundlage erweitert und kann nicht länger mehr ohne Unbilligkeit als eine rein protestantische Hochschule bezeichnet werden. Für nützliche und zeitgemäße Reformen ist aber immer noch Raum, und gerade diejenigen, welchen das Wohl und Gedeihen dieser Institution zumeist am Herzen liegt, sind auch am bereitwilligsten, diese noch wünschenswerthen Reformen durchzuführen und zu vervollständigen. Was nun die Queen's Colleges betrifft, so entsprechen sie den eigenthümlichen Verhältnissen des Landes, das so lange von religiösen Parteikämpfen und Streitigkeiten zerrissen worden ist, daß noch heutzutage Protestanten und Katholiken sich als natürliche Feinde zu betrachten geneigt sind. Um das Gift der Bigotterie auszutreiben und Gefühle gegenseitiger Achtung und Duldung unter dieser Bevölkerung gemischten Glaubens herzustellen, ist die gemeinsame Pflege geistiger Cultur, an welcher Alle ein gleiches Interesse haben, wohl das geeignetste Mittel. Dieses System ist zwar bereits erschüttert, aber gerettet kann es doch noch werden, und zwar am besten dadurch, daß die drei Queen's Colleges, künftig von der königlichen Universität unabhängig, mit einem genügenden Capital ausgestattet, zu freien Universitäten constituirt und auf ihre eigenen Kräfte angewiesen würden. Hand in Hand mit dieser Maßregel hätte eine andere zu gehen, durch welche wenigstens vier gute, tüchtige Gymnasien nach deutschem Vorbilde zu Dublin, Cork, Galway und Belfast zu errichten wären. Unter der Leitung bewährter Kräfte erhielte das Land in solchen Anstalten einen Maßstab der Leistungsfähigkeit, von welchem es im gegenwärtigen Entwicklungsstadium der humanistischen Studien in Irland gar keinen Begriff hat. Es würde zur Einsicht gelangen, daß die Anwendung einer echt wissenschaftlichen Methode für die Disciplin und Entwicklung des jugendlichen Geistes noch weit wichtiger als die bloße Anhäufung von Kenntnissen ist. In diesem Augenblick zählt Irland nach den neuesten statistischen Aufzeichnungen nicht weniger

als 1500 Unterrichtsanstalten mit 200,000 Schülern, von denen die meisten darauf Anspruch erheben, Vorbereitungsschulen für Universitäten zu sein. Schon ihre Zahl genügt, eine solche Prätension als völlig ungerechtfertigt erscheinen zu lassen; denn dazu wäre ein so unverhältnißmäßig großes Lehrpersonal erforderderlich, daß kaum die zehnfache Bevölkerung ein solches zu liefern im Stande wäre. Aber auch abgesehen davon, bin ich ganz überzeugt, daß nicht eine dieser 1500 Schulen auf der Höhe eines deutschen Gymnasiums steht und kaum ein Dutzend ihrer 200,000 Schüler das Maturitätsexamen eines solchen zu bestehen vermöchten, obwohl die irische Race zur geistigen Arbeit ganz besonders befähigt ist.

Neben dem moralischen Einfluß gründlich gethaner Arbeit auf den Nationalcharakter würde die vortheilhafte Wirkung einer Reform des Unterrichtswesens sich auf die industriellen Verhältnisse des Landes erstrecken. Sie würde die Irländer daran erinnern, daß ihrem Heimathland von der Natur ein reicher Antheil alles dessen geworden ist, worauf der Wohlstand eines Volkes sich gründet. Eisen ist in großer Menge vorhanden; Kupfererz findet sich in einzelnen Gegenden in nicht geringer Quantität; Blei wird häufig und reichhaltig nachgewiesen, Gold und Silber wenigstens in der Grafschaft Wicklow; die schönsten Marmorsorten liefert das ganze Land. Dazu bildet das Meer an der Küste ringsum herrliche, natürliche Häfen. An Seen und Flüssen im Innern fehlt es nicht, um Handel und Verkehr überallhin zu vermitteln. Um diese zu heben, bedarf es nur verfügbarer Capitalien. Kein Capital aber, weder fremdes noch einheimisches, wird sich für Irland bereit finden, so lange der gegenwärtige, halbbarbarische Zustand dauert. Die Bedingung zu seiner Befreiung aus demselben ist, mit Reform des Unterrichtswesens, die endliche Erledigung der Landfrage.

Als eine solche kann die Acte von 1881 nicht betrachtet werden. Sie hat die Gutsherren geschädigt, ohne die Pächter zu befriedigen, und ein gesteigertes Gefühl des Uebelwollens zwischen ihnen hervorgerufen, indem sie ein getheiltes Besitzrecht über Grund und Boden und damit eine unerschöpfliche Quelle gegenseitiger Reibungen und Plackereien schuf. Die vollständige Befreiung des Bodens, die der eigentliche Zweck aller Agrargesetzgebung ist, kann in Irland nicht bald und nicht vollständig genug in Angriff genommen werden. Die Schwierigkeiten sind nicht übermäßig; mit Garantie des Staats ließe sich die Ablösung der gutsherrlichen Rente unter billigen und für beide Theile annehmbaren Bedingungen durchführen; und ein freier, unabhängiger Bauernstand würde um den Preis von Annuitäten begründet, deren Betrag schon während der ersten Jahre ihrer Abzahlung niedriger gestellt werden könnte, als der gegenwärtige Pachtschilling des Gutsherrn. Gerade dieser Theil der Agrargesetzgebung ist in Deutschland so wohl bekannt, daß er an dieser Stelle einer besonderen Erörterung nicht bedarf. Das eigentliche Hinderniß einer endlichen Lösung liegt also nicht sowohl in der pecuniären Frage, als vielmehr in der Unfähigkeit so vieler englischer Staatsmänner, sich in einem gesellschaftlichen Zustand zurechtzufinden, der mit den Lebensbedingungen ihres eigenen wenig oder nichts gemein hat, und noch mehr in den unwürdigen, kleinlichen, zuweilen selbst verächtlichen Intriguen, welche, aus den parlamentarischen Conflicten erwachsend, das Geschäft

des Regierens und die Aufgaben der Gesetzgebung so oft erschweren, wo nicht ganz paralysiren. Erst im vorigen Jahre, wenn ich mich recht entsinne gegen Pfingsten, legte die Regierung dem Unterhaus eine Bill vor, zum Zweck, den Pächtern den Ankauf ihrer Pachtgüter zu erleichtern. Am Entwurf war Manches auszusetzen, und er hätte einiger Modificationen zum Schutz der gutsherrlichen Interessen bedurft. Statt aber solche in Vorschlag zu bringen, empfing ihn die Opposition mit frostiger, selbst mit feindseliger Gleichgültigkeit, so daß die Regierung, als sie sah, daß keine Aussicht bestand, die Bill im Lauf der Session durchzubringen, dieselbe zurückzog. Hätte die Opposition eine gegentheilige Taktik befolgt, die Bill angenommen, dafür aber dem Parlament und der Regierung ihre eigenen Amendements aufgezwungen, so wäre die irische Landfrage gegenwärtig ihrer Lösung und zwar einer definitiven Lösung näher, als sie es jemals gewesen ist. Bevor eine solche nicht erfolgt, ist kein Friede zu hoffen.

Man gebe dem irischen Bauern die Sicherheit, daß, wenn er bestimmte, nicht allzu drückende Verpflichtungen erfüllt, das Land, auf dem er lebt und das er bebaut, sein eigen ist, und jedes Jahr, das ins Land geht, wird ihn den Aufreizungen gegen das Gesetz unzugänglicher und in der Ueberzeugung befestigter finden, daß von Unordnungen nichts für ihn zu hoffen ist.

Mit dem Gesagten glaube ich klar ausgesprochen zu haben, daß ich für Irland das Heil nicht in einer vorübergehend, sondern dauernd befestigten Criminalgesetzgebung, dann in einem Erziehungssystem, das den Geist der Nation zugleich gründlich bildet und wahrhaft veredelt, und endlich in einer Agrargesetzgebung suche, die den Gutsherrn aus seiner unerträglich gewordenen Lage befreit und den Bauernstand durch Besitz des Bodens mit seinen Sympathien der Sache der Ordnung und des Gesetzes gewinnt. Mit Befolgung dieser Politik wird das Land ein anderes Ansehen erhalten. In der Ruhe geordneter Zustände werden fähige, energische Leute seine industriellen Hilfsquellen ausbeuten und mit dem Aufschwung von Handel und Gewerbe ihm wieder Wohlfahrt und Reichthum zuführen. Bevor das Jahrhundert zu Ende ist, werden, wenn das geschieht, die meisten Ursachen verschwunden sein, die gegenwärtig nicht nur die Einheit des Reiches, sondern auch den Bestand der Gesellschaft in Irland bedrohen, und die Geister, die so viele Generationen von Menschen um ihre Ruhe gebracht haben, für immer gebannt bleiben.

Indische Dorf-Idylle.

Die siebenhundert Sprüche des Hâla.

Von
Albrecht Weber.

Alles, was das Herz angeht, vor Allem, was das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander anbetrifft, findet in jeder Menschenbrust sympathischen Anklang. Der Ausdruck aber, den solche Gefühle finden, die Form, in die sie sich kleiden, ist nicht nur je nach Ort und Zeit, sondern auch je nach der natürlichen Anlage eines Volksstammes sehr verschieden. Gleich bei dem ersten Bekanntwerden von Erzeugnissen der Sanskṛit-Literatur nun, gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, trat es hervor, und ward sofort als ein sprechender Beweis der alten Stammesverwandtschaft anerkannt, wie ungemein nahe die indische Poesie, und zwar besonders die erotische Richtung derselben, unserer eigenen modernen Dichtung verwandt ist. Die Sentimentalität derselben, um es kurz zu sagen, fand sich in Indien in einem viel ausgebildeteren Grade wieder, als man dies von Griechenland und Rom her kannte, und es ward dadurch alsbald, besonders auch bei uns in Deutschland, ein sympathischer Zug für das Land geweckt, dessen Dichter eine unserm Herzen so bekannte Sprache führten, fast als wären sie eben zu uns selbst gehörig.

Çakuntalâ, Damayantî, Sâvitrî, „des Brahmanen Wehklage", die Sprüche des Bhartṛihari und des Amaru, wie überhaupt die reiche indische Spruchpoesie, wie sie uns Otto Böhtlingk in seiner stattlichen Sammlung vorgeführt hat[1]), — alles dies gehört indessen mehr oder weniger nur den *höheren* Schichten des indischen Volkes an, ist in der formvollendeten feinen Sprache derselben, dem classischen Sanskrit, abgefaßt. In neuester Zeit aber ist uns auch eine Dichtungsgruppe erschlossen worden, welche, in einer Schwestersprache des Sanskrit, dem Prâkṛit, abgefaßt, wie dieses selbst den *unteren* Schichten

[1]) „Indische Sprüche, Sanskṛit und Deutsch, herausgegeben von Otto Böhtlingk." Zweite Auflage. St. Petersburg 1870—73, drei Bde. mit 7613 Sprüchen.

des Volkes entstammend und angehörig zu sein beansprucht. Und zwar ist für die Anfänge derselben dieser Anspruch unstreitig auch als völlig zu Recht bestehend anzuerkennen. Ja, es hat sich ihr ursprünglich rein volksthümlicher Charakter sowohl wie die volksthümliche Sprache ihrer ersten Abfassung eben auch dann noch bewahrt, nachdem Beides längst aufgehört hatte den wirklichen Lebensverhältnissen zu entsprechen, nachdem speciell die Sprache des Volkes bereits wieder andere, neue Bahnen eingeschlagen hatte (in denen sie sich dann mit der Zeit auch wieder ihren eigenen dichterischen Ausdruck zu schaffen begann). Die Form war einmal da, hatte auch in den höheren Volksschichten Beifall gefunden, und so wurde sie nun von diesen festgehalten. Aus der Naturpoesie ward so eine Kunstpoesie, aber immerhin doch nur eine solche, die sich nach wie vor in den Gedanken und Rhythmen jener bewegte.

Ihren vollendetsten Ausdruck hat diese zur Kunstpoesie umgewandelte Volkspoesie in den „Siebenhundert" Strophen des Hâla gefunden, welche ich neuerdings in Text und Uebersetzung publicirt habe[1]).

Und zwar liegt uns hier nicht etwa das Werk eines einzigen Dichters vor, sondern — und es gibt dies diesen „siebenhundert" Strophen einen besonderen Werth — eine Sammlung, eine von Hâla, wie es in V. 3 heißt, aus einer „koṭi", d. i. Unzahl (koṭi bedeutet: zehn Millionen) von „feinen Liedern" zurecht gemachte Auswahl. Hâla selbst ist dabei nur als „Dichterfreund" bezeichnet, eine Angabe, die auf königlichen Rang desselben hinführt. Damit steht denn auch die Tradition in Einklang, die ihn mit dem König Sâtavâhana (spätere Namensform: Çâlivâhana) identificirt. Eine Dynastie dieses Namens regierte seit dem ersten Jahrhundert im südwestlichen Indien, und dahin, genauer in den nordwestlichen Theil des Dekhans, weisen uns auch theils die geographischen Namen (Flußnamen hauptsächlich), die sich in den Liedern finden, theils tritt dafür auch die Sprache derselben ein, welche genau zu den Regeln stimmt, die von den Prâkrit-Grammatikern für die Mâhârâshṭrî, d. i. den Dialekt der Mâhârâshṭra, der Mahratten also, die damals bereits in jenen Theilen Indiens saßen, überliefert werden.

Da nun ferner die Existenz der Sammlung, und zwar eben als einer solchen, sowie unter dem Namen des Sâtavâhana, für den Beginn des siebenten Jahrhunderts u. Z. sicher beglaubigt ist, so gewinnen wir hiermit, — und dies ist bei dem schwankenden Boden literarischer Chronologie in Indien immerhin schon ganz anerkennenswerth —, die Zeit vom ersten bis zum siebenten Jahrhundert u. Z. als die Periode, innerhalb welcher die Abfassung derselben zu setzen ist. Weitere aus dem Inhalt zu entnehmende Gründe, auf die ich hier nicht eingehen kann, bestimmen im Uebrigen die Grenze nach obenhin noch näher dahin, daß die Abfassung frühestens in das dritte Jahrhundert gesetzt werden kann.

Ob König Hâla, aus dem Geschlecht des Sâtavâhana, wirklich selbst die Sammlung veranstaltet, oder ob er sie nur veranlaßt und ihr dann seinen Namen

[1]) „Das Saptaçatakam des Hâla". pagg. LXIV. 597. Leipzig 1881. F. A. Brockhaus. Ein Theil davon erschien bereits 1870 ibid., s. auch Band 26 und 28 der „Zeitschrift d. Deutschen Morgenl. Gesellschaft" (1872—1874), sowie „Indische Studien", vol. XVI (1883).

gegeben hat, mag dahin gestellt bleiben (Hâla selbst, Pflüger, könnte etwa ein nom de plume sein, auf den meist dem Dorfleben angehörigen Inhalt der Lieder bezüglich). Die Tradition berichtet, daß die heilige Bhâratî, die Göttin der Dichtkunst, sich einstmals 1½ Tage lang in dem Heerlager des Sâtavâhana, Königs von Pratishṭhâna, dem Baithana des Ptolemaios, aufgehalten und alle Insassen, bis zu den Elephanten- und Rossetreibern hinab, zu der Anfertigung von Prâkrit-Gedichten, in Prosa oder Metrum, begeistert habe, woraus dann der König eben seinerseits diese siebenhundert Lied-Strophen auserwählte. Der volksthümliche Charakter derselben kommt in dieser Legende jedenfalls sehr scharf zum Bewußtsein. Und in vollem Einklange damit steht denn auch ein weiterer von der Tradition überlieferter Umstand, der nämlich, daß von Anfang an einem jeden dieser Verse auch der Name seines Verfassers, und zwar auch in prâkritischer Wortform, beigegeben war. Diese Namenlisten sind nun freilich zur Zeit nur noch sehr unvollständig und in sehr corrumpirter Gestalt erhalten, weichen auch in den verschiedenen Quellen in so hohem Grade von einander ab, daß ihre Authentität in diesen ihnen vorliegenden Formen nur eine sehr bedingte ist. So viel indessen erhellt immerhin aus ihnen, daß die Träger dieser Namen den verschiedensten Theilen des Volkes, vom Fürsten bis zum religiösen Bettler hinab, angehören; und es sind darunter auch sechzehn weibliche Namen! Hâla selbst wird dabei als Autor für circa vierzig Verse aufgeführt. Anderweit bereits literargeschichtlich bekannte Namen sind nur sehr wenige darunter, und unter Allem nichts, was über die vorhin angegebenen Zeitgrenzen nach oben oder nach unten nothwendig hinausführte. Kâlidâsa's Name fehlt, und dies bleibt immerhin von einem gewissen chronologischen Werth; die Sammlung muß demnach wohl vor seine Zeit gesetzt werden.

Der volksthümliche Charakter derselben ergibt sich im Uebrigen denn auch noch aus der ungemein großen Popularität, deren sie sich in Indien erfreut hat. Es sind zur Zeit bereits sechs verschiedene Recensionen davon bekannt, in Bezug auf welche denn freilich die Frage nach der Authentität ihrer einzelnen Verse, ob sie nämlich bereits zum ursprünglichen Texte gehörig waren, vielfach eine ziemlich zweifelhafte bleibt. Denn diese Recensionen scheiden sich nicht nur durch die verschiedene Textgestalt und Anordnung der Verse, sondern auch durch den Textbestand selbst, indem eine jede von ihnen eine ganze Anzahl eigener Verse hat, dem entsprechend aber andere Verse nicht kennt. Durch diese Abweichungen wird die Gesammtzahl der „siebenhundert" Strophen auf nahezu tausend erhöht. Von diesen aber sind nur 430 allen Recensionen gemeinsam; von den zur Completirung der Zahl 700 nöthigen 270 Versen derjenigen Recension, die ich als die Vulgata bezeichnet habe, und die wohl als die älteste zu erkennen ist, fehlen 131 nur in einer Recension, weitere 62 nur in deren zwei. Die übrigen 77 aber fehlen in mehreren Recensionen. Den geringsten oder vielmehr wohl gar keinen Anspruch auf Authentität haben diejenigen Verse, die nur je in einer Recension sich finden, und die sich zunächst nur als ein Resultat secundärer Nachbildung zu ergeben scheinen. Sie müßten denn etwa auch ihrerseits auf denselben Boden alter volksthümlicher Dichtung zurückgehen, aus dem die Sammlung des Hâla geschöpft ist. Denn, da diese eben doch selbst nur eine

Auswahl war, so ist jene Möglichkeit immerhin ins Auge zu fassen, zumal sich neuerdings für die weite Verbreitung dieser Dichtungsform auch noch von ganz unerwarteter Seite her ein Zeugniß ergeben hat. In einem der Texte nämlich, welche zu dem Canon der heiligen Schriften der Dschaina-Secte gehören, dessen Redaction seinerseits etwa dem fünften Jahrhundert u. Z. anzugehören scheint, werden als Beispiele für die neun Dichtungsformen, welche daselbst angenommen werden, für vier derselben vier Strophen in Prâkrit beigebracht, welche zu den „Siebenhundert" des Hâla in nächster Beziehung stehen[1]). (Damit wird uns denn auch ein weiteres synchronistisches Moment dafür an die Hand gegeben, welches zu dem früher Bemerkten trefflich stimmt.) Ist somit die Möglichkeit, daß die in der Vulgata fehlenden Verse doch auch schon in alte Zeit zurückgehen können, durchaus nicht von der Hand zu weisen, so ist doch andererseits für dieselben die Eventualität eines erst secundären Ursprungs mindestens ebenso nahe liegend, denn wir können mit ziemlicher Bestimmtheit nachweisen, daß diese Dichtungsform auch noch in späte Zeit, ja noch bis in die modernste Zeit, hinab reicht. Da dieselbe einmal als eine solenn bestimmte, typische gegeben war, so stand nichts im Wege, sie zu benutzen, wenn und wo Jemand sich ihrer bedienen wollte. — Auch speciell die Sammlung der „Siebenhundert" als solche hat ja unmittelbare Nachbildung erfahren, und zwar auf dem Gebiete der Sanskrit-Literatur selbst. Der Dichter Govardhana hat im zwölften Jahrhundert ein eigenes Gedicht unter dem gleichen Namen, und wesentlich analogen Inhaltes, verfaßt, in dessen Eingang er seinen Vorgänger Hâla zwar nicht direct nennt, aber doch ausdrücklich es als seine Absicht hinstellt, „die (erotische) Muse", die (bisher nur) im Prâkrit ihren beliebten Ausdruck gefunden habe, mit Gewalt in das Sanskrit hinüberzuführen, und er vergleicht dieses sein Unternehmen damit, als ob er die Yamunâ, die Dschumnâ unserer Karten, (ähnlich wie dies ihrer Zwillingsschwester Gangâ bereits geglückt sei), in den Himmel erheben wolle. Die „Siebenhundert" des Govardhana sind dann ihrerseits wieder im 16. Jahrhundert das Vorbild für das gleichnamige Hindi-Gedicht des Bihâri Lâl geworden, in welchem denn freilich das ursprüngliche Vorbild, Hâla's „Siebenhundert", gar nicht mehr zu erkennen ist, einfach darum, weil dasselbe eben auch schon bei Govardhana eine ganz selbständige Verwerthung gefunden hatte. Bei beiden Autoren ist eben von dem frischen Leben, welches in dem Werke Hâla's pulsirt, nicht die geringste Spur mehr zu finden; sie sind einfach das Resultat *gemachter* Dichtkunst.

Die „Siebenhundert" Strophen der Hâla dagegen *sind* aus dem *Leben* gegriffen und führen uns auch mitten in dasselbe hinein; wir lernen in ihnen das indische Leben in seinen innersten Beziehungen kennen. Das *Familien*-Leben des Volkes, und zwar das der *unteren* Classen desselben, zudem das häusliche Leben des *Dorfes*, *nicht* das der *Stadt*, ist es, das uns darin nach den verschiedensten Richtungen, hauptsächlich allerdings nach der erotischen Seite hin, vor Augen tritt. Die auch im Sanskrit so trefflich bewährte Meisterschaft der Inder in der Kleinmalerei, ihre Kunstfertigkeit, mit wenigen Strichen

[1]) S. „Ind. Studien" 16, 154 flg. 17, 30.

ein Miniatur-Gemälde zu entwerfen, welches in sich vollendet ist, gelangt auch hier zu vollster Bewährung. Wir finden hier eine ganze Zahl kleiner Meisterstücke der Art, Dorfgeschichten und Dorfidylle in dem denkbar kleinsten Rahmen, darunter auch wahrhafte Cabinetstückchen von Naturschilderungen, aus Haus und Hof, Garten und Feld, Gebüsch und Wald, Fluß und Berg, Thier- und Pflanzenwelt. Den Scholien nach soll auch da überall eine erotische Beziehung mit unterlaufen, auf welche der Vers, doppelsinnig, gemünzt wäre, bei welchen Wortspielen dann freilich allerhand orthographische Licenzen anzunehmen sind. In den meisten Fällen mögen die Scholien auch Recht damit haben. Oft indessen ist der Doppelsinn doch wohl nur ein hineingetragener, nicht vom Verfasser beabsichtigter. Denn der Eindruck des reizenden, idyllischen Stilllebens der Natur, den man aus vielen dieser Verse empfängt, leidet oft ganz empfindlich darunter, wenn man sich zu denken hat, daß der Dichter dabei auch noch eine andere Beziehung im Auge gehabt haben sollte. Dem nach Zweideutigkeiten suchenden Raffinement ist freilich Alles möglich. Und auch dies ist ja hier entschieden vertreten. Neben aller Anmuth und Lieblichkeit, neben naiver Frische und inniger Empfindung, zartem Gefühl und leidenschaftlicher Gluth fehlt es nämlich nicht an geradzu lasciven, üppigen und frivolen Bildern, die nicht sowohl dem einfachen Dorfleben, als vielmehr dem Haremsleben der Reichen, sowie dem Hetärenthum und der verdorbenen Zügellosigkeit der Stadt angehören. Entstanden sind die vorliegenden Verse überhaupt kaum noch unter den Dörflern selbst, von denen sie so viel handeln, sondern sie sind vielmehr wohl bereits großentheils das Product feingebildeter, wo nicht überfeinerter Dichter aus der Stadt, die das Landleben wie die Poesie der Natur und der Liebe verherrlichen und sich dabei an vorgefundene volksthümliche Typen anschließen, die immerhin hier und da auch ihrerseits noch unmittelbar darin vertreten sein mögen. Charakteristisch in dieser Beziehung ist besonders, daß diese Verse als zum Singen bestimmt erscheinen, ein Umstand, durch den sich auch der zum Theil sehr depravirte lautliche Sprachbestand derselben vortrefflich erklärt. Solche Lieder mögen es sein, welche die indischen Mädchen, insbesondere auch die Bajaderen und Buhldirnen der Tempel, zu singen pflegten. In der That ist die Situation der einzelnen Verse großentheils der Art, daß sie einem verliebten Mädchen oder Jüngling, oder den beiderseitigen Freundinnen und Freunden in den Mund gelegt werden. Und zwar erscheinen sie vorzugsweise als aus weiblichem Munde gesprochen. Die Anreden sind gerichtet an die Mutter, die Vatersschwester, die Schwiegermutter, die Muhme, die Freundin, das eigene Herz. Als liebkosende Anrede von Seiten älterer Frauen erscheint: Tochter! und: Söhnchen! sowie: Kind! das jedoch auch dem Liebsten gegenüber gebraucht wird. Das Mädchen spricht entweder von ihrer Liebe und ihrem Liebsten, oder sie redet ihn an, oder unterrichtet eine Botin, die sie an ihn sendet, oder sie sucht neue Bande zu schlingen. Wiederholt wirbt eine Freundin bei einem Jüngling um seine Liebe, sein Erbarmen für eine Andere, oder es wird umgekehrt einem Mädchen, einer jungen Frau von einer Freundin oder Botin zugeredet, zu einem Stelldichein zu kommen 2c. In männlichen Mund sind verhältnißmäßig nur wenig Sprüche gelegt, in denen ein Jüngling von oder zu

seiner Liebsten, oder zu einem Freunde spricht, oder schalkhafte Anrede an ein Mädchen richtet, dessen Liebe er wohl gewinnen möchte.

Daß diese Lieder ursprünglich aus dem unteren Volke hervorgegangen sind, ergibt sich ganz augenscheinlich aus den Volksclassen, die darin genannt werden. Voran die Ackersleute, die Pflüger. Neben den Bauern aber stehen die Hirten und die Hirtinnen, die Jäger, die Gärtnerin, die Müllerin, der Zimmermann, der Barbier, die Räuber und ihre Gefangenen, die Almosenempfänger und frommen Pilger, die Armen, vor Allem aber die Wandersleute und Reisenden (es muß damals ein sehr reger Handelsverkehr bestanden haben), die ihre Liebsten allein lassen, in Geschäften in die Fremde ziehen, und bei Beginn der Regenzeit oft vergeblich zurück erwartet werden, endlich die Buhldirnen. Die Situationen wechseln auf das Mannigfaltigste, von den zartesten elegischen Liebesklagen durch alle Phasen innigen Liebeslebens mit seinen Schmerzen und Wonnen hindurch bis zu den lüsternsten Schilderungen hin. Hier und da wird auch auf höhere Lebenskreise, besonders auf Fürsten und auf die Polygamie der Reichen, Bezug genommen. Auf das Benehmen einer jungen Schönen ihrer Mitgemahlin gegenüber wird z. B. wiederholt hingewiesen. Vorwiegend jedoch sind die lieblichen, idyllischen Züge und zarte wie launige Gemälde häuslichen Friedens und Stilllebens. So z. B. die Angaben über die Art, wie die junge Frau sich der Erziehung des jungen Bruders ihres Mannes widmen soll (hier und da erscheint sie freilich auch in einem unlauteren Verhältnisse gerade nach dieser Richtung hin) und wie sie im Uebrigen zu der Familie desselben sich zu verhalten hat, stets einzig und allein auf sein Wohl bedacht, das ihrige ganz bei Seite setzend. Auch von der Wonne der Wittwe bei ihrer Verbrennung mit dem Gatten ist einige Male die Rede. Mehrfach finden sich ganz allgemeine Beobachtungen, gute Lebensregeln u. dgl., ohne jeden erotischen Hintergrund, vor.

Hâla's „Siebenhundert" erschließen uns Indien und das Leben des indischen Volkes von einer ganz neuen Seite her und haben daher auch bei den Fachgenossen eine sehr anerkennende, ja enthusiastische Aufnahme gefunden. Letzteres besonders in den Besprechungen, die ihnen von Herm. Brunnhofer[1]) und Gustav Meyer[2]) zu Theil geworden sind. In der poetischen Form indessen, in welche Beide diese Verse bei ihrer Wiedergabe derselben gekleidet haben, erscheint mir ihr Wortlaut doch etwas gar zu kurz gekommen. Ich bin der Meinung, daß es auch für das größere Publicum unserer Gebildeten zunächst lehrreicher und daher zweckmäßiger ist, diese Sprüche in ihrem ursprünglichen Wortlaute kennen zu lernen, als die in ihnen vorliegenden Gedanken, zwar in poetische Form gekleidet, aber doch eben ihres eigentlichen Colorits und Charakters nahezu entkleidet, vorgeführt zu erhalten[3]). Ich habe daher im Folgenden hundert und

---

[1]) „Der Geist der indischen Lyrik, mit Original-Uebersetzungen aus der Hymnensammlung des Rigveda, den Spruchdichtern und Hâla's Anthologie volksthümlicher Liebeslieder". Von Dr. Hermann Brunnhofer, Kantonsbibliothekar in Aarau. Leipzig 1882.

[2]) „Indische Vierzeilen". Von Gustav Meyer, im Feuilleton der Wiener „Neuen Freien Presse", 1883, 13. und 14. Juni.

[3]) An eine Beibehaltung des Metrums des Originals ist ohnehin kaum zu denken, da dasselbe, aus zwei je in der Mitte durch eine Cäsur getheilten Zeilen bestehend, nur nach der

einige Verse daraus als ein Specimen des Ganzen in dem prosaischen Gewande meiner möglichst getreuen Uebersetzung zusammengereiht, indem ich dabei zugleich dieselbe an mehreren Stellen, auf Grund mittlerweile gewonnener neuer Hilfsmittel, berichtigt habe[1]). Bei der Auswahl habe ich mich zunächst, um einen gewissen Anhalt zu haben, an die Recension des Sâdhâraṇa angeschlossen, in welcher die Verse ihrem Inhalt nach, freilich zum Theil in ziemlich unklarer Weise, in bestimmte Gruppen geordnet sind. Dieselbe ist vermuthlich in Bengalen entstanden und ist ihre Existenz immerhin schon für die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts beglaubigt.

Voran stelle ich somit, wie dies daselbst geschieht, einige die Jahreszeiten behandelnde Verse, in denen die Naturschilderung dementsprechend ganz besonders lebendig ist.

Herbst.

186.[2]) Gegensatz.

Im Herbst wird das Wasser großer Seen innerlich kalt, äußerlich heiß, ähnlich den Herzen erzürnter Liebesleute.

562. Stille Mondnacht.

Die trunknen schwarzen Bienenschwärme, unbeweglich auf den (weißen) Lotusblättern ruhend, sehen aus wie Knoten der durch die Mondstrahlen ganz beseitigten Finsterniß.

535. Herbsttriebe und Weinlaune.

Wenn die Gurke, sich rankend, seht! sogar einen alten Ast hinansteigt, so ist das die Schuld des Herbstes (Weines), der von dem Duft der blauen Lotusblumen durchzogen ist.

624. Wehmüthige Lust.

Im Herbst trinken die Wandersleute durstig das schöne, klare, von blauem Lotus durchduftete Wasser im See, welches ihnen das Antlitz ihrer Liebsten (das schönäugige, wie blauer Lotus duftige) vergegenwärtigt.

691. Erntelust.

Wenn das Korn gut gerathen ist, singt (auch) der gemeine Mann nach Lust im Herbst, in den Nächten, wo der Mond so weiß aussieht, wie gestoßene frische Reiskörner.

Winter.

109. Reise noch nicht, es ist noch zu kalt.

Und seht! der Wanderer zur Winterszeit schlitzt das verlöschende Strohfeuer an der Thür des Tempels des elenden Dorfes, wie eine (innerlich rothe) Muschel auseinander (stöbert darin herum, es neu anzufachen).

329. Armuth.

Im Winter ist Der, dem's schlecht geht, kenntlich an seinem alten Gewande, das nach Dungfeuer riecht, von Rauch braun ist, und dessen Fäden sehr undicht sind.

Quantität, nicht nach der Silbenzahl gemessen wird. Eine jede Länge kann, vgl. den Dactylus und Spondeus im Hexameter, durch zwei Kürzen vertreten werden.

[1]) Die zu den einzelnen Versen gegebenen Ueberschriften stammen von mir her und tragen zum Theil dem Bestreben der betreffenden Scholien Rechnung, welche dem Text einen Doppelsinn unterzulegen bemüht sind.

[2]) Dies sind die Verszahlen in meiner Ausgabe.

774. Innere Gluth.

Im Winter schwindet dem Wandersmann, ob er auch vom Schnee weiß und ohne Schutzdach ist, wenn er an das Antlitz seines Weibes denkt, die Kälte ganz dahin, so daß er sogar in Schweiß geräth.

77. Reise noch nicht, es ist noch zu kalt!

In den Wäldern schützt sich der Wanderer durch Feuer, das er mit Aesten sich anmacht, in den Dörfern durch dgl. mit Gräsern. Uebernachtet er aber in der Stadt, wird er durch die gleichsam (ihre dortige Ohnmacht) bereuende Kälte heftig gequält.

Frühling.

128. Der Lenz.

Im Walde, voll vom Summen der Bienen, die vor den Lüften des Lenzmonats herbeigezogen sind, singt die Hirtin ein Lied, das von der Trennung handelt und den Sinn der Wandrer (durch Wehmuth) verstört[1]).

575. Gib dich doch auch der Wonne des Lenzes hin!

Der Bienenschwarm, wonnig entzückt durch den Blumensaft aus den Kelchen der großen Aravinda-Blumen, schwirrt summend (umher), gleichsam einen Gürtel aus schwarzen Edelsteinen für die Lenzmonatsgöttin bildend.

308. Frühlingsgewand der Erde.

Die Erde glänzt (jetzt im Frühling) mit ihren (an Farbe) den Köpfen der Papageien ähnlichen Palâça-Blumen, als ob sie bedeckt wäre von Bhikshu-Scharen, niedergefallen zur Verehrung der Füße Buddha's[2]).

332. Nur scheinbare Andacht.

Söhnchen! Vor wem neigst du wohl deine anscheinend dem Sonnengott zu Ehren gefalteten Hände? Huldigungen an die Götter pflegen nicht mit Lachen und Seitenblicken begleitet zu sein.

143. Sei getrost, der Lenz läßt ihn nicht fort!

Weine nicht, Tochter! Der frische Mangosprößling, der mit den ersten Knospen geschmückt ist, wird deinem Liebsten das Weggehen verleiden, wenn ich ihn (angeblich des guten Omens halber) auf den Becher des Abschieds(-Trunkes) hinlege[3]).

543. Will der Lenz noch immer nicht kommen?

Zwar zeigen sich (noch) keine Mangoknospen, Schwiegermutter! Es weht auch (noch) nicht der Malaya-Wind. Daß der Frühlingsmonat nahe ist, sagt mir nur meine Sehnsucht (oder: mein sehnsüchtiges Herz).

782. Frühlingspracht.

Der Liebesgott schenkt der Frühlings-Fee ein ihr gleichsam auf den Leib gegossenes, mit Ranken (Franzen) geziertes Gewand von schönen Blumen, dessen Duft sich weithin verbreitet.

Sommer.

494. Bleib hübsch daheim bei der Hitze!

Zur Mittagszeit im Sommer heulen gleichsam, weh! im Walde die durch das Auftreffen der schwer auszuhaltenden Sonnenstrahlen gequälten Bäume mittelst des lauten Schrillens der Grillen.

---

[1]) Vgl. 381, Sympathie. Heute früh, Freundin! sang Einer ein Lied, wie ich meine irgend einer Liebsten gedenkend, welches alle Wunden meines von den Pfeilen des Liebesgottes getroffenen Herzens aufriß.

[2]) Die buddhistischen Bettler tragen gelbrothe (orangefarbene) Gewänder.

[3]) Der Mangoduft gilt als besonders auf Erweckung erotischer Gefühle hinwirkend.

800. Komm nur! Bei dér Hitze stört uns Niemand.

Im Sommer schnarchen gleichsam die Häuser selbst, innerhalb deren sich die Hausgenossen still halten und deren Thür-Augen (wie im Schlaf) geschlossen bleiben, — mittelst des rasselnden Klanges der Handmühle.

49. So kehr' doch bei mir ein!

Sieh', sogar der Schatten geht bei Mittag nicht ein Bischen heraus, aus Furcht vor der Sonnenhitze, hält sich dicht an der Körperfläche. Drum, Wand'rer, warum ruhst du nicht (bei mir) aus?

Regenzeit.

567. Bitte des noch unterwegs befindlichen Wanderers.

Nur über mir, dem Eisenherzigen, donnere, o Wolke, und mit aller Macht; daß du mir nur ja nicht etwa (dadurch) die Arme, mit den herabhangenden Locken[1]), tödtest!

568. Die Freude des Bauern.

Das Reisfeld, das schmutzig von Koth ist, fortwährend Wasser in sich saugt, und wo man bis in die Knie einsinkt, macht dem Ackersmann eben solche Freude wie sein (schmutziges, milchtrinkendes, ihm auf den Knien reitendes) Söhnchen.

436. Das regnet ja Bindfaden!

Seht nur, die Wolke johlt gleichsam, weil sie mit aller Anstrengung die Erde nicht emporheben kann, die mit den unaufhörlich niederfallenden frischen Wasserströmen wie mit Seilen (an sie) gebunden ist[2]).

589. Was soll nun aus dir werden, wenn auch ich, vor Gram, sterbe!

Als sie die Wolken sich thürmen sah, blickte die Frau des (trotzdem ausbleibenden) Wanderers, alle Hoffnung auf sein Leben aufgebend, ihr Söhnchen mit weinendem Antlitz an.

584. Gewitterscene.

Mit von der Macht des scharfen Windes gepackten und durch den Anprall an die Bergspitzen zerborstenem Leibe läßt die schwarze Wolke gleichsam ihren Lebensgeist in Gestalt von Blitzen hin und her zucken.

623. Zur Regenzeit!

Die Frau des Wandersmanns schützt ihr Söhnchen zwar mit dem eignen Haupt, indem sie damit das Wasser aus der Dachtraufe auffängt, merkt aber (in ihrem Schmerz über das Fernbleiben des Gatten) nicht, daß es durch ihre Thränen naß wird.

394. Gib dir nur eben solche Mühe! sonst krigst du mich nicht!

Wie mit smaragdenen Nadeln durchbohrte Perlen trinkt der Pfau zur Regenzeit, langgestreckten Halses, die an den Grasspitzen hangenden Wassertropfen.

564. Das Wetter dauert noch lange, da kannst du nicht fort!

Die Krähen auf den Zaunhecken sehen wie gepfählt aus; sie lassen ihre (emporgerichteten) Schnäbel durch die (Regen-) Tropfen auswaschen, ihre Flügel hängen, und halten den Hals eingekrümmt (ohne sich zu rühren).

Ich lasse nunmehr einige speciell auf das Liebesleben bezügliche Verse folgen.

---

[1]) Die Hauptmasse des Haares wird, wenn der Liebste verreist, in eine einzige Flechte zusammengebunden, die vorderen Haare jedoch bleiben frei und fallen lang herab.

[2]) Ein hübsches, aus dem Leben des Zimmermanns gegriffenes Bild; es war damals die Zeit der großen Tempelbauten.

Schmeichelworte.

726. Widerspruch.

(Dein) Herz ist rein aus Nektar bestehend, deine beiden Hände stillen jedes Verlangen der Verlangenden. Wo, o Mondantlitzige(r)! sitzt (denn nun wohl jene) deine die Feinde verbrennende Gluth?

174. Unterweisung, wie man gegen die Mädchen sich zu verhalten habe.

Den schelmisch aus den Augen Blickenden, schelmisch Sprechenden, schelmisch Einherstolzirenden, schelmisch Lachenden, macht man sich lieb, o Söhnchen, durch Geschenke [1]).

235. Doppelnatur (v. Bhartrihari 1, 74. 75).

In der Trennung schlimm wie Gift, ist sie bei der Vereinigung nektarartig überaus. Wie hat doch das Geschick die Liebste gleichzeitig aus allem Beiden zusammensetzen können?

805. Sehnsüchtiges Verlangen.

Wiederholentlich hatte ich von dir gehört. Endlich bist du mir sichtbar geworden. O Holder! sprich doch etwas, laß meine Ohren Nektar trinken!

Zuneigung.

137. Zur Belohnung!

Linkes [2]) Auge! Wenn auf dein Zucken hin der Liebste heute kommen wird, dann will ich ihn gar lange, das rechte (Auge) schließend, (bloß) durch dich sehnsüchtig anschauen.

50. So habe ich ihn doch noch einmal gesehen!

O du hilfreiches Fieber, das du mir aus der Ferne den schwer zu erlangenden Mann, um (doch einmal) nach meinem Befinden zu fragen, herbeigeführt hast, nimm auch nun mein Leben fort. Du thust mir damit kein Leid.

69. Gutes Omen.

Schon bei der Handerfassung (Hochzeit) erkannten die Freundinnen das (bevorstehende Ehe-)Glück der Pârvatî, da Paçupati (ihr zu Liebe) das Schlangen-Armband [3]) weit weg schob.

85. Versteckter Vorwurf.

Auch nur aus Freundlichkeit herkommend, erfreust du, Lieber! unsre Herzen. Zu denen du aber ohne Falschheit (aus vollem Herzen) hingehst, welche Wonne ist denen!

229. Glück im Unglück.

Obschon all (mein) Eigenthum beim Dorffeuer verbrannt ist, dennoch ist (mein) Herz froh, weil er (beim Löschen desselben) beim von Hand-zu-Hand-Reichen den (Lösch-)Eimer (aus meiner Hand) nahm!

465. Das hättest du besser ausnutzen sollen!

Dadurch, daß du gleich bei seinem Anblick wieder gut wurdest, bist du, Thörichte! um viele Freuden gekommen, um Fußfall und um mit Ungestüm geraubten Kuß.

750. Demüthige Bitte.

Daß du mir lieb bist, deß bin ich sicher. Aber das weiß ich nicht, ei, bitte! lehre es mir selbst, wie ich dir lieb werde.

---

[1]) Oder: nur durch großes Tugendverdienst in früherer Geburt wird man solches Glückes als Lohn dafür theilhaftig.

[2]) Die linke Seite, speciell das Zucken des linken Auges, ist bei Frauen glückverheißend.

[3]) Vor dem es ihr graute.

743. Ich krieg's nicht fertig!

Ich wollte ihn wohl mit Stirnrunzeln anblicken, ihn ausschelten, mich von ihm abwenden, Alles thun, was Ihr sagt, Freundinnen! — wenn ich ihn nur nicht ansehen müßte!

Liebe.

81. Unbeständigkeit der Liebe.

Durch Nichtsehn (Trennung) geht die Liebe fort; durch zu viel Sehen (zu häufigem Verkehr) geht sie auch fort; auch durch das Geschwätz boshafter Leute geht sie fort; ja sie geht auch so (ohne besondere Veranlassung) fort.

124. Zweifel an der Liebe.

Es gibt, o Muhme, in der Menschenwelt keine Liebe, die frei von Falschheit wäre. Gäbe es (solche), woher käme die Trennung (wer würde sich trennen)? Wenn aber Trennung eintritt, wer kann da lieben?

236. Du solltest dich doch nicht so rar machen.

Durch das Nicht-(sich)sehen, Kind, schwindet mit der Zeit auch in zärtlicher Verbindung fest verknüpfte Liebe wie Wasser aus der hohlen Hand.

517. Wir können doch nichts dafür!

Was weinst du? Was trauerst du? Was zürnst du einem Einzelnen, Schöne! Die Liebe ist einmal bös wie Gift. Sag, wer kann ihr Einhalt thun!

Liebeszank und Schmollen.

71. Demüthige Bitte.

Gib mir so viel Liebe, als du nur irgend gewähren kannst. Nicht Jedermann ist fähig, den Schmerz verwirkter Huld zu ertragen.

215. Sei mir nur wieder gut!

Knabe! Von dir abhängig, gleichsam (dein) eigen ist mein liebes Leben. Ohne dich ist es nicht[1]). Darum bitte ich dich, den Zürnenden, um Gnade.

353. Stolz.

Du betrübst mich, glaube mir, o Holder, nicht so sehr durch deine Vergehen, wie durch deine der Wahrhaftigkeit entbehrenden höflichen Reden.

401. Damit ist's nun einmal aus!

Brennst du, o Herz? Brenne! — Kochst du? so koche! — Brichst du? Nun so brich immerhin! Sei's auch so, ich habe den Treulosen ganz aufgegeben.

152. Warnung.

Mache doch deinen Feinden nicht die Freude! Versöhne dich mit dem Liebsten, der so begierig nach deiner Huld ist. Durch fortgesetztes schweres Schmollen, Tochter, wirst du zerfallen, wie ein durch ein schweres Maß belasteter Haufen.

649. Beharrlich schmollend.

Befragt von ihm, der sich gegen sie vergangen hat, spricht das junge Weib nicht, zuckt zusammen, wenn er sie anfaßt, weint, wenn er sie küßt, bleibt sogar still, wenn er sie umschlingt.

450. C'est le ton qui fait la musique!

Muhme! Auch ganz gleich lautende Reden klingen doch sehr verschieden, die einen voll Zärtlichkeit, die andern gezwungen.

---

[1]) Hört es auf zu sein.

451. Du Falscher!

Die aus dem Herzen kommen, das sind andere Worte! Geh' ab! Was sollen diese deine bloß auf den Lippen befindlichen Reden?

277. Uebles Geschäft.

Als sie, obschon durch dein Bitten versöhnt, deine Vergehen lange nachzählte, fing die Arme zu weinen an, da die Finger ihrer beiden Hände nicht zureichten.

184. Versöhnlichkeit.

Unverständiger! Ich zürne (dir gar) nicht. Umarme mich (nur und), laß das unnöthige Besänftigen. Auch mein deinen Zorn hervorlockendes Schmollen war ganz unnöthig.

Bevorstehende Trennung von dem Geliebten.

111. Die böse Trennung.

Wer hat denn wohl (zuerst) — ich meine, seine Wünsche waren alle zerbrochen — das Wort „Verreisen" ausgesprochen? durch welches die Glieder der jungen Frau schwach werden, wie vergiftet.

46. Gebet an die Nacht.

Morgen früh geht mein Liebster, der Hartherzige, fort — so heißt es bei den Leuten. O hehre Nacht! wachse doch so, daß es gar kein „Morgen" dafür gibt.

503. Das „Morgen" erlebe ich gar nicht.

Nur heute noch denn, den einen (Tag), wehre mir, liebe Freundin, das Weinen nicht! Morgen, wenn er fort ist, und ich nicht todt bin, will ich nicht mehr weinen.

Die Getrennte.

43. Ich habe ihn gar zu lieb.

(Es heißt zwar:) Das Feuer der Trennung wird erträglich durch das Band der Hoffnung. Aber, Mutter, wenn der Liebste auch nur ein einzig Dorf von mir weg ist, so überwiegt mir das den Tod (ist schlimmer, als ob ich sterben sollte).

190. Ohne ihn ist Alles öde.

Heute eben ist er fort, und heute sind nun auch öde geworden für uns Straßenfläche, Tempel, Plätze[1]) und Herz.

222. Gram.

Beim Hinreichen der Lampe beugt die Frau des Wanderers ihren Hals zur Seite, befürchtend, daß der Thränenstrom, der bei dem Gedanken an den Liebsten hervorquillt, darauf niederfallen könnte.

336. Treue Pflege.

Als wäre sie ein Belebungs-Zauberkraut für ihren (in der Ferne weilenden Sohn), pflegt die Schwiegermutter, mit nichts Anderem sich beschäftigend, ihre Schwiegertochter, der bei dem Anblick der frischen Wolken (die seine Rückkehr als nahe bevorstehend melden) das Leben wieder in die Kehle zurückgekehrt ist.

349. Ultimum refugium.

Anders kann nicht zur Ruhe gebracht werden der immer wachsend schwere Schmerz der Trennung von dem Geliebten, — ohne (als durch) die Vertreibung durch den Tod.

296. Sie ist ganz weg nach dir!

Sie schaut aus, ohne ein Ziel zu haben, seufzt lange, lacht ins Leere, spricht unverständliche Worte — fürwahr, es muß ihr was im Herzen liegen.

---

[1]) Trotz des regen Lebens darauf erscheinen sie mir als öde, weil ich ihn nicht darauf sehen kann; catvara, Platz, auf dem vier, d. i. viele, Wege münden.

397. Ja, wenn ich nur erst zum Schlafen käme!

Glücklich die Frauen, die den Liebsten (wenn) auch (nur) im Traume sehen! Aber der Schlaf kommt ja gar nicht ohne ihn, wie kann man einen Traum sehen?

613. Hast du denn gar kein Mitleid mit ihr?

Da sie ja doch nur deinetwegen (weil du fern warst) abgemagert ist, was ist es, weshalb du sie lachend (danach) fragst? „Es ist das so im Sommer meine Art," — als sie so zu dir gesprochen, weinte sie nun heftig.

Botschaft.

486. Mach' nur, daß er recht bald kommt!

Ich bin ganz mager durch die Trennung, das Feuer der Verlassenheit ist schwer zu ertragen, das Leben schwankend. Was soll ich dir noch (an ihn) auftragen, Freundin! Du weißt selbst, was paßlich ist (ihm zu sagen).

363. Schwere Uebel.

Wie eine Krankheit ohne Arzt, — wie Wohnen bei Verwandten, wenn man arm ist, — wie der Anblick des Gedeihens des Feindes, — so schwer auszuhalten ist die Trennung von dir.

572. Liebesgruß.

Wie kann man es mit Worten sagen? und wie viel etwa läßt sich wohl im Briefe schreiben? Welchen Schmerz ich in der Trennung von dir leide, — du selbst kennst ihn ja.

727. Reise nicht.

So lange der Blick auf dir ruhen kann, so lange, o Holder, bereitest du Wonne. Dem Blick entrückt quälst du gerade so! (wie man im Traum) durch den Anblick eines Opferpriesters gequält wird[1]).

Der Getrennte.

78. Als ich sie küßte!

Ich gedenke ihres Antlitzes, wie es, umflort von den durch das Schütteln des Kopfes, als ich ihre Lippe faßte, umherfliegenden Locken, einer Lotusblume glich, die da von einem nach dem Duft herbeiflatternden (schwarzen) Bienenschwarm umwallt wird.

226. Rücksichtsvoll auch im Zorn.

Ich gedenke daran, wie sie, nachdem sie den ganzen Tag über stumm geschmollt hatte, nach gethaner Hausarbeit, trotz ihres schweren Zornschmerzes, zu meinen Füßen entschlummerte.

252. Böse Länge der Nacht.

O du mit dem Mondantlitz! du langäugige! die monderhellte lange Nacht mit ihren vier Nachtwachen wollte mir in der Trennung von dir gar nicht zu Ende gehen, als ob sie hundert Nachtwachen hätte.

Allerlei.

350. Sie hat dich uns abspänstig gemacht!

Kind! wenn du durch uns selbst, indem wir so oft deine Tugenden in Gegenwart der Buhlerin rühmten, ein schwer zu Erreichender geworden bist, wem sollen wir zürnen?

383. Ihm schmeckt vor Wehmuth kein Bissen! und du —!

Ob auch von schwerem Hunger geplagt, läßt doch der Elephant, an das Antlitz seiner geliebten Ilfin denkend, den saftigen Lotusfaserbissen an seinem Rüssel welken (schluckt ihn, in Sinnen verloren, nicht hinunter).

---

[1]) Hier treten wohl buddhistische Antipathien gegen das brahmanische Opferritual mit seinen blutigen Thieropfern zu Tage.

605. **Wir sind dir wohl nicht mehr gut genug?**

Durch den Genuß der ihm von der Herrin gegebenen Kuchen verwöhnt, will der Bursche jetzt zu allen übrigen Kuchen: „Aetsch!“ sagen!

470. **Guck-Aeugerle! Wetter, die versteht's!**

Auch andere Schönen haben in ihrem Angesicht langbewimperte, schöne, lang(gezogen)e, schwarze Augen, — aber so zu blicken verstehen sie nicht.

316. **Wenig, aber mit Liebe.**

Genieße was sich dir bietet. Im Haushalt eines armen Dorfes ist kein Salz zu finden. Und wenn auch Salz da wäre, Holder! was hülfe es, wenn kein Fett (doppelsinnig: keine Liebe) dabei ist.

204. **Der Gefühllose, Kalte!**

Ob mein Herz auch (vor Liebe) birst (überquillt), wie kann es, o Muhme, wohl bei ihm froh werden? Da ja der Schmerz (d. i. wohl: die schmerzliche Sehnsucht der Liebe) auf ihn nicht übergeht, wie das Bild (nicht) auf den Spiegel.

217. **Wahrer Freund.**

Der ist zum Freunde zu nehmen, der da im Unglück, am rechten Ort, zur rechten Zeit, nicht sich abwendet, (stetig) wie eine Figur auf der bemalten Wand.

340. **Wehmüthiger Anblick.**

Tochter, da deine Schönheit und Jugend vorüber, nicht mehr sichtbar ist, wen solltest du nicht traurig stimmen? ähnlich dem Wiedersehen des Geburtsortes, wo die alten Leute alle verschwunden sind.

102. **Treue Mutterliebe.**

So gleitet (dort auf dem Neste) das Krähweibchen mit dem Strome fort, ohne sich vor dem Herabfallen zu fürchten, einzig nur bedacht darauf, seine Brut zu schützen, die sich auf der einen Seite des Nestes befindet.

291. **Hübscher Anblick.**

Dort läuft, um den Jungen zu suchen, der aus Furcht vor dem Barbier geflohen ist, die (junge) Hausfrau, indem ihre Handspitzen damit beschäftigt sind, die ihr entgleitenden Locken und Gewänder zusammenzuhalten.

44. **Sei nicht bang!**

Die Liebste gleitet ihm (schon) wieder ins Herz hinein, wenn er (auch einmal) mit einem andern Mädchen kost! mag er nun daran die gleichen Vorzüge sehen oder nicht sehen.

243. **Was sich schickt.**

Dem Herrn steht Zärtlichkeit gut an, der Liebsten Schmollen, Nachsicht dem Starken, Reden dem Kundigen, Schweigen dem Unkundigen.

251. **Wahre Sachlage.**

Das (ist) Besitz, was man in Händen hat. Der (ist) ein Freund, der auch im Unglück sich nicht trennt. Das (ist) Schönheit, wo Tugenden. Das (ist) Wissen, wo Frömmigkeit.

142. **Jugendliebe, durch den Tod getrennt.**

Wenn von Zweien, die da in Gemeinsamkeit von Lust und Schmerz erwachsen, durch allmälig entstandene Liebe vereinigt sind, Eines stirbt, das lebt (im Andern fort)[1]: das Andere (der am Leben Bleibende) ist todt.

214. **Greif zu!**

Ein Mann, der, wenn ein Geschäft zu thun vorliegt, die guten und bösen Seiten darin zu lange überlegt, verdirbt das Geschäft durch zu langes, schwerfälliges Hinsehen.

242. **Hab' Dank dafür, daß du gleich die rechten Worte gefunden hast!**

Wahrlich! Selten ist der Mann, der im rechten Moment weiß, was zu sagen

---

[1] „Der ist nicht todt, dessen ein geliebter Mensch gedenkt.“ Mâlatimâdhava.

ist, was die Einwürfe beseitigt, — liebe Worte, welche das Herz des Andern erfreuen[1]).

13. An die mit Feuer-Anzünden beschäftigte Hausfrau.

O du in der Kochkunst Geschickte! erzürne dich nicht! Das Feuer brennt nicht, raucht nur, um (recht lange deinen) wie rothe pâṭala-Blüthen würzigen Mundeshauch zu trinken (mit dem du es anfachst).

14. Küchen-Scene.

Wenn die Hausfrau mit der vom Küchenruß beschmutzten Hand sich ins Gesicht fährt, lacht der Gatte, weil es nun ganz dem Monde (mit seinen Flecken) gleicht.

388. Ihrer Schönheit thut das keinen Eintrag.

Unverwandten Auges blicken die Wandersleute verlangend auf die vom Mehl (beim Backen?) bestäubte Tochter des Bauern, wie (die Götter dereinst) auf die aus dem Milchmeer aufsteigende Lakshmî[2]).

366. Ein Blumen-Antlitz.

Nach der wundersamen[3]) Lotosblume, ihrem Antlitz, welches keine Niederlage durch den (Vergleich mit dem) Mond kennt, (ihn noch an Glanz übertrifft)[4]), schwärmen die Bienen (Liebhaber) hin, in Scharen herbeigezogen durch den Wohlgeruch ihres würzigen Dufthauchs (Athems).

410. Urit mature!

Jetzt schon bethört sie (durch ihre Schönheit) die Jünglinge, obschon sie noch im Kindesalter sich befindet. Erwachsen, wird die Schulzentochter[5]) (viel) Unheil anrichten, wie eine Giftranke.

593. Beseligend ist ihre Nähe!

Die Schulzentochter allein trägt den Preis der Schönheit davon, denn sie hat alle Leute im Dorfe starr (nach ihr) blickend, zu Göttern[6]) gemacht.

804. Scherzhafte Warnung (v. Çringâratilaka v. 6).

Tochter! ich warne dich, 's ist Neumond! schlafe nicht im Hofe! damit nicht etwa Râhu[7]) dein Antlitz verschlingt, indem er es für den Mond hält.

573. Bezaubernd schönes Haar!

Die Maid (dort) trägt ihre duftige Haarlast wie eine Rauchsäule des Liebesfeuers, wie einen Verblendungswedel (Zauberbesen) für die Blicke der Leute, wie eine Siegesfahne der Jugend.

80. Bei der Toilette nach dem Bade.

O du, die du dort mit dem Rohrdorne die Zackengitter des Kammes reinigst, deren Zwischenräume vom Bade her mit Gelbwurz gefüllt sind, wen willst du (willst du nicht mich) beglücken?

125. Entzückend!

Wie ein Wunder, wie ein Schatz, wie ein Königreich im Himmel, wie ein Trunk Ambrosia, war es mir in dem Augenblick, wo ich sie zuerst ohne Gewandung sah.

---

[1]) Nach einer andern Lesart: Wenn er Zeit hat, Lieber! kann Jeder liebe Worte finden, die dem Herzen der Liebsten Freude bereiten. Selten ist aber der Mann . . .

[2]) Die Göttin der Schönheit, die wie Aphrodite aus dem Meere hervorgegangen ist.

[3]) Wörtlich: früher noch nicht dagewesen.

[4]) Es ist hier für Lotosblume ein Wort gebraucht, welches die Taglotus bedeutet, die also den Mond überhaupt ignorirt, und nur der Sonne zu Liebe aufblüht.

[5]) Wörtlich: die Tochter des Führers, Vorstehers des Dorfes.

[6]) Die Götter zwinkern nicht mit den Augen.

[7]) Der Dämon der Mondfinsterniß.

420. **Warum habt ihr ihn denn nicht aufgehalten?**

Habt ihr ihn denn, nach fremder Musik tanzend, übersehen, als er traurigen Herzens hinausging, da ich Unverständige seine Versöhnungsversuche abwies?

677. **Du mußt ihr das nicht zu hoch anrechnen!**

Söhnchen! das ist nun einmal die Weise der Liebe, plötzlich zu zürnen, im Augenblick wieder gut zu werden, verstellte Reden zu führen, übermäßig zu quälen.

498. **Die Beiden sind nur für einander da!**

Er sieht nur ihr Antlitz an, und sie auch ist ganz berauscht durch seinen Anblick. Alle Beide, in sich befriedigt, thun so, als wenn es auf der Erde keine andern Frauen und Männer (weiter) gebe.

516. **Die Liebe allein macht glücklich.**

Wer ein treues Lieb hat, hält sich auch im Unglück für zufriedengestellt; vom Lieb verlassen aber ist man unglücklich, und wenn man auch die (ganze) Erde gewonnen hätte.

91. **Laß ab von deiner Strenge gegen sie!**

Die da ihre Herrschaft nicht geltend machen, die Erzürnte wie ein Sklave begütigen, die allein sind den Frauen lieb — die anderen sind nur erbärmliche Herren.

39. **Zarte Rücksicht.**

Obschon ihr (eigner) Liebster da, das Fest gekommen ist, hat sie sich doch nicht geschmückt, um ihre arme Nachbarin zu stützen (zu schonen), deren Gatte (noch) verreist ist.

54. **Die Befreiung naht.**

Als die Gefangene den Klang der Bogensehne ihres Gemahls hörte, der noch härter als der Fall des Donnerkeils klingt, wurden durch sie auch die Augen ihrer Mitgefangenen getrocknet.

107. **Er wird schon kommen, mir zu helfen!**

Als die Schwiegertochter des Bauern den Sohn ihres Hausherrn (oben) am Ufer der Godâ stehen sah, begann sie hinaufzusteigen auf schwer gangbarem Pfade.

118. **Räuberbraut.**

Obschon schwer bekümmert durch den Tod ihrer Verwandten, blickt die Gefangene doch liebevoll auf den jungen Räuber, weil er ihr als ein fertiger (Held) erscheint. Wer kann Tugenden gegenüber (seinen) Unwillen festhalten?

161. **Damit es recht lange dauert.**

Wie der Wandersmann mit aufwärts (auf sie hin) gerichteten Augen, mit losen Fingern langsam trinkt, ebenso macht auch die Brunnenhüterin (in seinen Anblick verloren) den so schon dünnen Strahl (Wassers, den sie ihm in die Hand gießt), immer noch dünner.

162. **In gegenseitigen Anblick versunken.**

Der nach Almosen Wandernde blickt auf ihren herrlichen Wuchs, sie (die es ihm geben will) auf seinen Antlitzmond, dabei berauben die Krähen allen Beiden Kelle und Krug.

232. **Elegie.**

Das Rohr (das uns als Stelldichein diente) ist dahin; von den Gebüschen sind nur die Stämme übrig. Auch unsere Jugend ist vorüber. Die Liebe ist aus, mit der Wurzel ausgerissen.

239. **Dankbare Erinnerung.**

Die Wahrheit sage ich. Ich stehe hier, meinem Tode nahe, am heiligen Ufer der Tâpî. Aber noch jetzt fällt mein Blick ebenso (dankbar) auf sein Gebüsch (wie damals, wo ich darin mein Stelldichein mit dem Liebsten hatte).

Reise in den Andes von Chile und Argentinien.

Von
Paul Güßfeldt.

X.

Wir durchritten die Mündung des Cypressenthals und passirten seinen Fluß auf einer Brücke von wenigen Schritt Länge. Das Wasser hat hier eine echte Klamm gebildet und den Felsen 150 Fuß tief eingesägt. Wir hielten uns auf der linken Seite des Cachapual, und da wir aufwärts ritten, so blieb der Fluß linker Hand; sein chocoladebraunes Wasser strömte jetzt mit großer Heftigkeit, und oft ließ sich deutlich das Poltern der auf dem Grunde des Bettes fortgerollten Felstrümmer vernehmen. Die seebodenartige ebene Sohle und die unteren Theile der Thalwand zeigten kräftige Buschvegetation in Fülle, Gruppen hoher Quillai- und Pfirsichbäume. Die gegenüberliegenden Bergketten setzen in dem Thalgrunde in der Entfernung von einem Kilometer auf und steigen bis zu 1000—2000 m sichtbarer Höhe auf. Nur vereinzelt liegen auf ihnen weiße Flecken von Schnee; die höchsten Theile, welche eine prächtige Schneekette constituiren (wenigstens auf dem rechten Cachapual-Ufer), bleiben unsichtbar. Die auslaufenden Hänge werden auf beiden Seiten von mehr oder minder fein geschichteten Flußablagerungen bedeckt, die immer wieder erwähnt werden müssen, weil sie so charakteristisch für alle chilenischen Andesthäler sind. Thalab ist ein weiter Ausblick ins Niederland gestattet, thalauf legt sich ein schneeloser Felsberg quer gegen die Marschrichtung. In wechselnder Ueppigkeit zeigt die Vegetation die charakteristischen Bestandtheile der subandinen Flora; neben den noch immer häufigen Quisco-Cakteen und Cardones: den Bollén- und Litrestrauch, den schwarzbeerigen Maqui, die sehr charakteristische Colliguaya, die Chilca, den Romero, den Retamo und viele andere Halbsträucher. An einer wasserreichen Stelle treten kräftige Farne mit sehr fein zertheilten Wedeln auf (panilla), Schilfrohr und Stechapfel (carda). Die Zone dieser kräftigen „Monte"-Vegetation liegt im Cachapualthal zwischen 1100 und 1300 m.

Nach dreistündigem Marsch erreichten wir die Mündung des ersten größeren Seitenthals; es liegt auf derselben Seite wie der Cajon de los Cipreses und heißt

Cortaderal. Ob der Name mit Cortadera, dem bei uns als „Pampagras“ eingeführten schilfartigem Grase zusammenhängt, lasse ich dahingestellt. Die Untersuchung dieses Thales würde vielleicht ähnlich interessante Aufschlüsse geben, wie das Gebiet des Ada-Gletschers. Beide Thäler spielen in der Configuration die Rolle eines Zwillingspaares, und zwischen beiden muß es vergletscherte Paßübergänge geben. Ich vermuthe auch im Cortaderal einen großartigen Ursprungscircus und bedaure lebhaft, daß ich mich nicht persönlich davon überzeugen konnte. Denn sehr wahrscheinlich würde der Aufstieg durch das Cortaderal-Thal an den Fuß eines Berges führen, dessen höchsten Theil ich vom „Erstling“ aus photographirte; er überragt von jenem Punkt aus die rechte Thalwand des Ada-Gletschers, gerade da wo diese aus Steinpfeilern und Felsmauern aufgebaut erscheint, und fällt durch die sanften Neigungen seiner schuttbedeckten Kuppe besonders auf. Ich nannte ihn den „Schutthaldenberg“ und wurde durch spätere Vergleiche, namentlich mit dem Vulkan Maipo, zu der Annahme geführt, daß auch er ein vulkanischer Berg sein müsse.

Da wo das Cortaderalthal sich gegen den Cachapual öffnet, hat sich eine kleine Ebene gebildet, wo prachtvolle große Quillaïbäume Schatten spenden; sie liegt 1300 m hoch. Hier schließt sich der Blick nach abwärts, und man steht in einer von Bergen allseitig eingefaßten Landschaft. Bald nachdem das hellfarbige Gletscherwasser des Cortaderalbaches überschritten ist, gelangt man an ein zweites Seitenthal, den Cajon de la Leña. Das helle Wasser seines Flusses sticht deutlich ab gegen das braune des Cachapual, der ungleich mächtiger ist und den Seitenstrom absorbirt, ohne seine eigene Farbe zu ändern. Ueber steile Geröllablagerungen stiegen wir auf und überwanden so die Stufe, zu welcher die Einmündungsstelle gestaltet ist.

Damit verließen wir definitiv das Cachapualthal, welches hier nach links, etwa in Nordost aufsteigt, und führten eine Schwenkung nach rechts gegen Ostsüdost aus. Auf der gegenüberliegenden rechten Seite des Cachapual, wenige hundert Fuß über dem Fluß, constatirte ich eine isolirte, dreieckförmige Insel von Cipreses (Libocedren) in 1500 m Höhe. Sie scheinen auf diese eine Stelle beschränkt zu sein und treten daselbst in großer Zahl auf. Das ist merkwürdig, wenn man bedenkt, daß sie im Cypressenthal, oberhalb 1500 m aller Orten, aber niemals Bestände bildend auftreten.

In der Sohle des Cachapualthals hatten wir noch die Wärme eines reinen Sommertages empfunden; um 10 Uhr Vormittags zeigte das Thermometer in 1300 m Höhe 26,5° Celsius. Mit dem Eintritt in das Leñathal vollzog sich ein klimatischer Wechsel; ebenso begleitete ein Wechsel in der Scenerie unser Vordringen in das innere Hochgebirge. Das Thal hat keine Sohle, der Fluß ist in den Fels gerissen. Die Gebüschvegetation verkümmert; statt ihrer treten andere Formen, Kräuter mit lebhaft gefärbten Blumen auf, und nur vereinzelt fesselt ein Halbbaum den Blick. An gewissen Stellen finden sich dann freilich wieder Anklänge an den Vegetationshabitus der tiefer gelegenen Theile.

Denn die Natur erscheint nur in Büchern typisch, durch scharf gezogene Grenzen in Theile getheilt. Schauen wir sie aber an Ort und Stelle, so verschwimmen die Grenzen, und die Gesetze verbergen sich hinter bunter Mannigfaltigkeit. Das kann auch nicht anders sein; denn von den vielen Factoren, welche die schaffende

Kraft an irgend einer Stelle zusammensetzen, kennen wir immer nur einige, und was wir locales Gepräge nennen, beruht nur zu oft auf denjenigen Theilkräften, die wir nicht kennen.

Da wir den Leñabach nicht überschritten hatten, so führte unser Weg an dem linken Thalhange her, wo große Trümmer über vegetationsbedeckten Schuttfeldern zerstreut liegen. Ein Querriegel sperrt das Thal zwei Stunden oberhalb seiner Mündung ab. Einige kleine Schleierfälle unterbrechen die Starrheit der öden Felsmassen, deren keine die deutliche Schichtung verleugnet. In 1800 m Höhe, wo ein großes Feld gelbblühender Compositen die erstorbene Vegetation neu belebt, biegt das Thal nach links auf, so daß wir in ostnordöstlicher Richtung reiten mußten, um das Plateau des Querriegels zu erreichen. Er ist etwa 200 Schritt breit. Auf dem Geröll seiner Oberfläche leuchteten die blutrothen Blüthen des Sangretoro auf; die schwärzliche Farbe der felsigen, plattenreichen Thalwände gibt hier der Landschaft etwas unbeschreiblich Oedes. Zur Linken kommt eine steile Felsschlucht nieder; in ihren oberen, verbreiterten Theil ist ein Gletscher eingekeilt, wild und großartig, mit strahlenförmigen Zerreißungen: er bricht plötzlich ab mit einer 100 Fuß mächtigen Eiswand, die einer gleich steilen Felswand aufgesetzt ist. Durch die Querbarre ist die 2000 m hoch gelegene Thalsohle in ein Schutthügelland verwandelt, auf welchem der Dindillostrauch (eine Ephedra-Art) an vielen Stellen aufsprießt; das Gebüsch ist völlig verschwunden.

Der Blick öffnet sich gegen ein höher gelegenes, kesselartiges Seitenthal. Sein Ursprung zeigt drei Schneefelder; darunter breiten sich große Trümmerfelder aus, aber der abfließende Bach ist grün eingefaßt. An dem oberen Ende des Schuttriegels, bei 2222 m, sieht man auf eine langgestreckte Lagune nieder, deren braunes Wasser in die düsteren Farben der Landschaft eingestimmt ist; in ihr reinigt sich der hell abströmende Leñabach, wie Alpenströme sich in ihren Seen reinigen. Ich schätzte die Länge der Lagune auf 2 Kilometer, ihre Breite auf 200 Meter; eine abschüssige Geröllhalde trennte mich von dem Wasserspiegel. Die wüstesten Trümmerhalden ziehen sich hoch hinauf, die Vegetation ist ganz verschwunden; dazu das Schwarzgrau als Grundton der wilden Oede, nur stellenweise durch das bläuliche Weiß unerreichbarer Gletscherklüfte unterbrochen; — in der That eine Landschaft, die man melancholisch nennen müßte, wenn nicht das Großartige ihrer Gestaltung die Energie der bildenden Naturkräfte zum Ausdruck brächte.

Jenseits des oberen Lagunen-Endes — sie heißt Laguna del Yeso (Gyps) — schlugen wir das Biwak auf, am unteren Saume einer neu auftretenden Vegetationszone; in der Mitte eines Kessels, welcher durch einmündende Seitenthäler ausgeweitet ist. Höchst wahrscheinlich ist die Laguna del Yeso der winzige Rest eines vormals hier ausgebreiteten Sees. Ich nannte das Biwak das Yeso-Biwak. (2220 m.) Denn alle meine Lagerplätze erhielten Namen, von irgend einer Eigenthümlichkeit hergenommen, so daß ich dieselben jederzeit leicht identificiren konnte. Das war auch deshalb nothwendig, weil die Lage fast aller Biwaks astronomisch bestimmt wurde. An sich hat es wenig Sinn, Punkte, welche äußerlich durch Nichts markirt sind, mit astronomischer Präcision festzulegen; und das war der Fall bei meinen Biwaks. Sie dienten aber als Fixpunkte

bei der Construction der Reiseroute und zur Lagenbestimmung der trigonometrisch vermessenen Gipfel.

Natürlich mußte ich jetzt, wo die Tage dem Marsch dienten, die Nacht zu Hilfe nehmen und Sterne statt der Sonne beobachten. Wenn der Tagesmarsch anstrengend war, und die ersten Stunden im Biwak mit der geistigen Verarbeitung der im Sattel genommenen Notizen dahingegangen sind, so gehört oft ein nicht geringer Aufwand von Willenskraft dazu, den ermüdeten Körper und abgespannten Geist noch einmal zur nächtlichen Arbeit zu vermögen. Die Glieder sind steif, man fröstelt und möchte nichts lieber, als unter wärmenden Decken ausgestreckt ruhen. Statt dessen muß der Theodolit aus seiner schwerfälligen Verpackung herausgenommen, das Stativ aufgestellt, die von Ruß und Oel stets verschmierte Beobachtungslaterne in Ordnung gebracht werden. Dann erst beginnt die Arbeit, bei welcher Präcision und Gewissenhaftigkeit walten müssen, wo eine falsch genommene oder falsch notirte Ablesung der Uhr oder der fein getheilten, mit Mikroskopen abgelesenen Kreise schweres Unheil anstiften kann. Nur Routine hilft über alle Fehler, Klippen und Unterlassungssünden fort, und je weniger man nachzudenken oder zu überlegen braucht, ein um so besserer Beobachter wird man sein.

Bei der Fortsetzung des Marsches zeigte sich der Boden bald dicht mit reicher Blumenvegetation bedeckt und lieferte in 2380 m Höhe schöne Beiträge zu meinem Herbarium. Die Thalwände enthalten auf beiden Seiten mächtige Einlagerungen von Gyps, welcher die Sohle an einer Stelle in der Form einer geblichweißen Pyramide überragt. Dann zeigt sich wieder rechts und links eine gleichförmigere Formation: unten Schuttfelder von 30—40° Böschung mit Vegetation bedeckt, oben schwarze krystallinische Schiefer. Wo die Thalsohle sich verengt, steigt sie stärker an und zeigt Lawinenreste. Der Fluß hatte einen solchen durchnagt, und es ließen sich daran deutlich verschiedene Jahresschichten bemerken. Deutlich geschichteter Schnee und Firn ist eine häufige Erscheinung; am Ylimani in Bolivien habe ich sie sogar in der Zone 6300—6400 m constatirt. Enger und enger wird das Thal, nur der Bach findet noch Platz unter ausfüllenden Schneemassen. Ich ritt mit Zamorano voraus, und schließlich fiel die Halde so steil ab, zeigte so harten Boden, daß für Mensch und Pferd mit dem Gletscherbeil Stufen gemacht werden mußten. An solchen Stellen beschlich mich stets ein leises Bangen wegen der Maulthiere, welche die Instrumente trugen; in ihrer Zaum- und Halfterlosigkeit schritten sie mir viel zu unbekümmert und sorglos einher. Wir traversirten über 40 geschlagene Stufen an dem Hange her und führten Beide die Pferde am Zügel: Zamorano, weil er die Stufen machte, und ich, weil ich das Barometer nicht einem Sturz aussetzen wollte. Später folgte der Rest der Karawane; Francisco, José und Antonio passirten beritten; dennoch kam eine Last in Unordnung, und die schwerwiegende Maßstange für geodätische Basismessungen fiel hinunter auf den Lawinenschnee. Antonio holte sie unbeschädigt wieder herauf. Sie durfte sich vieler glücklich überwundener Unfälle und Stöße während ihrer nützlichen Existenz rühmen; denn Dr. Reiß hatte sie jahrelang durch die Gebirge Columbiens und Ecuadors geführt; auch dieser Sturz in Chile prallte spurlos an ihr ab, und nach wie vor repräsentirte sie 6 m Länge, ohne auch nur um

eines Millimeters Betrag falsch geworden zu sein. Sie ließ sich nach Art eines Reisefernrohrs zusammenschieben und bildete dann ein cylindrisches Rohr von 1 m Länge und 5 cm Durchmesser.

Dies geschah in 2590 m Höhe; wir hatten damit das eigentliche Hochgebirge erreicht. Zwar war die Vegetation noch nicht erstorben, aber die großen Massen von Lawinenschnee und die vergletscherten Seitenschluchten sprachen schon zu laut für die Herrschaft von Schnee und Eis, und in diese stumme Sprache mischte sich das heulende Brausen eines unerträglichen Windes. Eine Lawine, welche die Thalsohle in ihrer ganzen Breite sperrte, mußte überritten werden, und dann schlugen wir nach einem sehr kurzen Tagemarsch, Angesichts der zu überkletternden Andesmauer, das Lager in 2747 m Höhe auf. Ich habe es das Plazilla-Biwak genannt; hinter niedergestürzten Conglomeratblöcken suchten wir Schutz vor den Unbilden des Windes. Am folgenden Tage sollte das große Ereigniß der Cordillerenüberschreitung auf der Wasserscheide der beiden Weltmeere stattfinden.

Wenn ich die Photographien betrachte, die ich noch in später Nachmittagsstunde von dem Lager aus aufnahm, und welche nur eine plastische Zusammenfassung der Tagebuch-Notizen sind, so kommt von Neuem die unbeschreibliche Oede der düsteren Landschaft über mich. Was Wind und Wolken thun konnten, in das strenge Gesicht des Hochgebirges einen unheimlichen Zug zu legen, das thaten sie, und vergeblich erwartete ich den günstigen Moment, der den höchsten Kamm ganz frei legen würde. Ich hatte zuvor eine kleinere Kletterei ausgeführt und bessere Einsicht in die Configuration gewonnen. Zwei Thäler stießen am Plazilla-Biwak zusammen, getrennt durch einen Kamm, welcher in schroffer werdendem Profil zur Centralkette aufsteigt. Das Plazillathal steigt nach Nordosten zu auf und zeigt einen schneeerfüllten Thalgrund; das andere, für das der Name des Leñathals beibehalten ist, biegt rechts von jenem nach Südost auf, zeigt weniger Schnee, aber einen um so wilderen Hintergrund. Denn es endet an den Felsen der „linea“, wie Zamorano die Wasserscheide benannte.

Auf der linken Wand des letzteren Thals stieg ich mühselig auf und war erstaunt, bei einer Neigung von 30° so viel Schwierigkeit zu finden; aber der Boden war nur mit einer dünnen Schicht von Grus bedeckt, und unter diesem lag das anstehende Gestein; der Fuß fand geringen Halt. Unsere Schätzungen von der Begehbarkeit geneigter Halden gründen sich aber in der Regel auf die Voraussetzung, daß der nachgibige Boden den Fuß vor dem Gleiten schützt.

Als am Abend um 8 Uhr der Wind nachließ, konnte ich mit Ungestörtheit den eigenartigen Eindrücken des Tages nachhängen. Diese verschiedenfarbigen Conglomeratmassen; die steile, bald schwarz, bald weiß erscheinende Felsmauer der Wasserscheide; der gänzliche Mangel großer Gletscher; die Häufigkeit vereister Klüfte und abgebrochener Gletscherstufen; die lappenförmig ausgebreiteten Schneefelder, zwischen denen große Flächen grau dalagen, weil der Schnee abgerutscht war; dazu die isolirt blühenden Geröllpflanzen, die niedergestürzten Felsblöcke, die Lawinenreste, die umherliegenden Gerippe verendeten Viehes, das periodisch wiederkehrende Heulen des Windes und die Wolkenfetzen am Himmel — wahrlich, es

war eine eigene Welt, eine Welt, die für Menschen nicht geschaffen schien. Und in diese Welt sollten wir folgenden Tages noch tiefer eindringen.

Bereits um 4 Uhr Morgens wurden die Thiere eingefangen, und um 6 Uhr brach die Karawane auf. Zamorano allein kannte den Uebergang, und ich war äußerst gespannt auf die Entwicklung der Dinge. Denn was ich von dem Andes-Rückgrat hatte sehen können, glich einer Mauer und war weder für Menschen, geschweige denn für eine Truppe beladener Thiere passirbar. Wir zogen in dem Leñathal auf und änderten die Marschrichtung des vorangegangenen Tages aus Nordost in Südost. Rechter Hand zogen sich röthliche Halden auf, spärliches Gras trat hier und da auf, und in 3000 m Höhe flogen Rebhühner auf, Perdizes de la Cordillera genannt, — für jene Gegenden höchst charakteristisch und gar nicht selten anzutreffen.

Das Thal bildet anfänglich eine ziemlich schmale Terrainfalte und öffnet sich bei 3200 m Höhe nach oben gegen einen weiten Gebirgskessel, dessen Ausfluß sie ist. In diesem wird der Andes-Kamm sichtbar, und der „atravieso“ d. h. der Paß erscheint als eine sattelförmige Einsenkung in der Profillinie des Kessels. Nun wird Alles weit und erhaben, und in die Formen des Gebirges kommt eine Mannigfaltigkeit, welche dem Blick aus der Tiefe des Plazilla-Biwaks nicht beschieden war. Nun darf das Auge nach allen Richtungen schweifen und findet immer wieder etwas Neues. Rückwärts schauend sieht man im Mittelgrund die wilde Kette des Plazilla-Thals; als ihre Fortsetzung erscheinen die weißen Felsen des Yeso-Kammes, deutlich abgehoben gegen Schnee und Fels, weniger schön als eigenthümlich. Den hohen Plazillabergen gegenüber liegen die geschichteten Conglomeratriffe und die abschüssigen braunrothen Halden des linken Leña-Gehänges. In nordwestlicher Richtung schließt sich der Hintergrund am großartigsten: durch eine 5000 m hohe Schneekette, welche die Plazillaberge überragt, und wo der Ursprung des Cachapual zu suchen ist. Damit verglichen erschien allerdings derjenige Theil des Leñakessels sanft, in welchem wir aufstiegen. Aber neben den Schneekuppen, welche den Sattel einfassen, erheben sich links die schwarzen Felsnadeln des Andes-Kammes und stürzen in einer schwarzen Mauer ab, in welche ein zweites, weißes Gebirge aus Gyps eingelassen ist. Der rechter Hand gelegene Theil des Kessels zeigt große Firnfelder und Felspartien in orgelförmigem Aufbau.

Mochte nun der Weg relativ sanft erscheinen, in Wirklichkeit machte er uns viel zu schaffen, und die Thiere kamen nur langsam von der Stelle. Die Eile, mit der in der Morgendämmerung der Aufbruch betrieben wurde, hatte zur Folge gehabt, daß die Packung der Mulas oft in Unordnung gerieth, und immer wieder waren Pausen nöthig, damit die Lasten neu geschnürt werden konnten. Die Leute hatten kaum minder harte Arbeit, als die Thiere. Dabei wurde der Haldenanstieg immer steiler, blies der Wind immer heftiger, wurden die Schneefelder häufiger. Wo der Boden schneefrei war, glich er den sogenannten Serirflächen der nordafrikanischen Wüsten, d. h. er zeigte sich gleichmäßig mit kleinen viereckigen Bruchstücken bedeckt, an vielen Stellen so, als ob eine leichte Walze über ihn hingegangen sei. Hier hatten die Thiere nur mit der Steilheit des Anstiegs zu kämpfen. Wo aber Schnee lag, wurde die Sache viel schlimmer,

weil kein Feld eine geglättete Oberfläche zeigte, sondern tiefe Löcher und Furchen dem Fortkommen der Pferde und Mulas wehrten; diese mußten, je höher sie stiegen, um so häufiger anhalten und verschnaufen. Die Thiere erscheinen weit empfindlicher gegen die dünner werdende Luft, als der Mensch; wenigstens für die erste Uebergangszeit. Denn sie machen, je steiler der Weg ist, um so heftigere Bewegungen und gehen des Vortheils verlustig, den sich der Mensch durch verlangsamte Bewegung verschaffen kann.

Unter solchen Verhältnissen wird das Reiten unangenehm. Man fühlt sich im Sattel bald auf- und niedergestoßen, bald hin- und hergerissen; und außerdem kann sich der Nord-Europäer doch auch eines gewissen Mitleids nicht erwehren, das ihn unbehaglich stimmt, so lange er im Sattel sitzt. Unsere religiösen Anschauungen gestatten es uns nicht, die harte Behandlung eines Thieres durch die Worte zu begründen: no es Cristiano, es ist kein Christ. Ich stieg also zu Fuß auf und ließ die Karawane bald so weit hinter mir zurück, daß sie meinen Blicken entschwand. Die Vegetation hatte bei 3500 m aufgehört, aber in 4000 m sproßte zwischen dem Geröll noch eine Nassovia auf. Das Terrain blieb ganz unverändert: keine Gletscher, kein anstehendes Gestein; nur Geröllboden, bedeckt mit Schneelappen. Der Wind schien von allen Seiten hervorzubrechen; denn er wehte aus Nordnordwest von Chile her, fing sich in dem Kessel, prallte ab und fuhr dann heulend über die Schneide des Atravieso fort. Gegen 11 Uhr betrat mein Fuß zum ersten Mal die Kammlinie, und weil ich weit und breit kein lebendes Wesen sah, so vertiefte Einsamkeit den Eindruck der Landschaft.

Ich stand auf der Grenze von Chile und Argentinien, auf hoher Warte, inmitten des Unbekannten, wo mein Wort im Sturm verhallte. Der Vorhang, den die Andesmauer errichtet hatte, war gefallen, und ein fremdes, märchenartiges Land, das kein Reisender beschrieben hatte, dehnte sich mir zu Füßen aus. Weite Schneegefilde, gegen den Paß eingebuchtet und nach unten zu in vergletscherte Gehänge übergehend, trennten mich von einem weiten Thalboden, und wo sie ausliefen, leuchteten hellblaue Lagunen aus einem Kranze von Eis auf. Wohl ließ sich die Richtung des Thals bestimmen und erkennen, daß dasselbe wie ein breites Band die Hauptkette der Andes umsäumt, aber in welchem Sinne es steigt, in welchem es fällt, das vermochte ich nicht anzugeben: so horizontal verlaufend erschien sein Boden aus der Höhe meines Standpunktes. Nach links zu, in südöstlicher Richtung schien es sich stundenlang fortzusetzen, nach rechts zu verlor es sich für das Auge in dem perspectivisch zusammengedrängten Bilde des Gebirgslandes. Was jenseits des Thales, mir gerade gegenüber, sichtbar war, trug einen ganz besonderen Stempel. Fremdartige Färbungen und fremdartige Formen lösten hier die Eindrücke der chilenischen Landschaft ab, ohne daß ich sogleich den inneren Grund erkannte. Erst nach dem Abstieg lehrten schwarze Laven, daß diese ganze Region das Product vulcanischer Thätigkeit sei, und daß das Centrum derselben jener hohe, farbenreiche, vergletscherte Kegel sei, der in 5—6stündiger Entfernung, wie aus einer Ebene isolirt aufragte. Ich nenne ihn den Cerro Overo. Wie unendlich verschieden davon war das Bild auf der chilenischen Seite, wo zwar auch in einer Richtung, nämlich nach Westen, das Land offen dalag, wo aber andrerseits die hohen

Schneeketten des Cachapual-Ursprungs im Norden an die Gebirgstöcke der Alpen erinnern konnten!

Der Atravieso de la Leña, so will ich den Paß nennen, ist ein echter Sattel. Der Kamm, auf welchem ich stand, ist sanft geschwungen, verläuft in seinem tiefsten Theil fast horizontal, bildet aber kein Plateau. Der chilenische und der argentinische Hang der Cordillere durchsetzen sich hier in einer Linie; sie hat eine Nordost—Südwest-Richtung, und der Sattel wird von zwei Schneeköpfen eingefaßt, welche die nächst gelegenen Theile des Hauptkammes selbstredend verdecken. In der Richtung nach Argentinien werden aber jenseits des rechts gelegenen Schneekopfes nach Süden zu Ketten sichtbar, welche wie Eine erscheinen und einen Gesichtswinkel von 50° ausfüllen. Zu der chilenischen Seite dieses Systems gehören auch die Berge des Ursprungs von Cortaderal und Cipreses.

Es war keine Kleinigkeit, in dem wüthenden Sturm das Quecksilberbarometer aufzustellen, zu ajüstiren und abzulesen. Die dünnen Messingstäbe des Stativs boten dem Wind zum Glück nur geringen Widerstand, und die Spitzen konnten in den Schnee eingestoßen werden. Die Schwierigkeit lag in der Einstellung; diese beruht darauf, daß eine feine Elfenbeinspitze mit der Oberfläche des im Gefäß befindlichen Quecksilbers zur Berührung gebracht wird. Dann erst kann die Ablesung erfolgen; und beide Operationen werden nicht nur durch das Zittern des Quecksilberspiegels, durch die unstete Pendelbewegung des Barometers erschwert, sondern auch durch das Thränen des vom Wind gereizten Auges, durch das Starrwerden der ungeschützten Hände bei der Berührung mit den kalten Metalltheilen des Instrumentes. Am besten arbeitet man schnell und unverzagt darauf los und sucht die Genauigkeit dadurch zu erreichen, daß man in rascher Folge eine große Zahl von Einstellungen macht und das Mittel nimmt, — nicht dadurch, daß man bei einer Einzelablesung Zeit und Mühe verschwendet, um eine Genauigkeit zu erzielen, welche durch die Umstände ausgeschlossen ist. So machte ich schnell 8 Einstellungen und Ablesungen hinter einander, deren Extreme um $^{3}/_{10}$ mm von einander abwichen, erhielt einen Barometerstand von 469,7 mm und berechnete daraus später die Höhe des Uebergangs zu 4107 m.

Bereits über eine Stunde hatte ich hier oben verweilt, aber noch immer ließ sich nichts von der zurückgebliebenen Karawane sehen; ich eilte also noch einmal nach Chile hinunter, gerade dem brausenden Wind entgegen, der mich umzuwerfen drohte. Vierhundert Fuß tiefer traf ich José mit einigen losen Pferden und ließ die ganze Truppe, die in weiten Zwischenräumen aufkletterte, herankommen. Alle diese lebendigen Wesen hatten harte Arbeit, jedes hatte für sich einen Kampf zu kämpfen; ein freundliches Wort der Ermunterung verfehlte seine gute Wirkung nicht, und die erneute Vereinigung gab neue Kraft. Das Fortkommen war aber ein so langsames, daß ich zum zweiten Mal allein voraneilte, um möglichst viel Zeit für den Aufenthalt in der Höhe und für die Notirungen an so wichtiger Stelle zu gewinnen. Als ich mit Allem fertig war, verkündete lautes Freudengeschrei, daß die Karawane hinter einer kleinen Hebung der Sattellinie den Uebergang glücklich bewerkstelligte. Sie passirte ohne Aufenthalt, und fünf Minuten später verließ auch ich den Atravieso de la Leña und stieg nach Argentinien hinunter.

Die Schneeverhältnisse zeigten sich grundverschieden auf den beiden Seiten des Gebirges. Während der Aufstieg über den pacifischen Hang den Schnee nur in lappenförmiger Anordnung darbot, erglänzte jenseits der Wasserscheide die atlantische Seite in dem reinen Weiß einer gleichmäßig und weit ausgebreiteten Decke ewigen Schnees und Eises. Zum Theil mag dies durch die Verschiedenheit der Sonnenexposition erklärt werden, zum andern Theil durch die Windverhältnisse. Der Abstieg nach Chile verläuft in einem weiten Kessel; der Abstieg nach Argentinien auf der Flanke einer Kette, welche einer Hochebene aufgesetzt scheint. An der Stelle, wo die Karawane passirte, zog sich, gleichsam von Chile her übergreifend, eine braungraue Zunge freigelegten Schuttbodens durch den Schnee hin, und so bot der Abstieg gerade in seinem höchsten Theil die geringsten Schwierigkeiten. In der von Thauwasser erweichten Erde sanken die Hufe der Thiere mäßig ein und fanden trotz des steilen Abfalls genügenden Halt. Eine breite Zickzackspur war darauf eingegraben, und die Karawane hatte den Schnee bereits erreicht, als ich den ersten Schritt von der Wasserscheide nach Argentinien zu that. Dies war gegen halb Zwei Uhr Nachmittags.

Inmitten der erdigen Spuren stieß ich auf die bereits einmal erwähnte Meßstange, welche Dr. Reiß mir mitgegeben hatte; Keiner der Leute hatte bemerkt, daß sie verloren gegangen war, und da ich die Truppe schnell zu erreichen hoffte, so fügte ich die kostbare Last zu der anderen, welche ich bereits trug. Ueber der einen Schulter hing das Barometer, über der andern eine Ledertasche mit kleinen Instrumenten, die rechte Hand hielt das Gletscherbeil, die linke jene aufgelesene Stange. So stieg ich ab und hatte die Schneefelder kaum betreten, als ich laut und aufgeregt rufen hörte und sah, wie mein bestes Maulthier zu Fall kam, kurze Zeit lang mit dem steilen Schneehang kämpfte, dann ins Rollen gerieth und zur Tiefe niederging. Abwechselnd sah ich den dunklen Rücken der Mula, den rothen Kasten des Theodoliten, den weißen Bauch des verloren gehenden Thieres und den gelben Instrumenten-Koffer über der blendenden Fläche des Hanges auftauchen und wieder darunter verschwinden. Ich war ganz starr, schlug ein Kreuz und dachte: Es hat nicht sollen sein! Unmittelbar darauf wurde an einer andern Stelle des Weges ein zweites Maulthier von demselben Geschick ereilt und gerieth gleichfalls ins Rollen. Beladen wie ich war, konnte ich der ersten Mula nicht einmal nachspringen, was mir ohne die Rücksicht auf das Quecksilberbarometer ein Leichtes gewesen wäre. Mehrere hundert Fuß tiefer, auf einer ebenen Stufe des Hanges, blieb das Thier in sehr tiefem Schnee stecken, während gleichzeitig die Lastriemen gesprungen waren, und Theodolit und Koffer halb vergraben zu Seiten der befreiten, keuchenden Mula zu liegen kamen. Durch das gleichzeitige Rutschen zweier Thiere, durch die Befürchtung, daß den Rest dasselbe Schicksal erreichen könnte, war die Aufmerksamkeit der Leute getheilt, und Keiner wußte, wo und wie er helfend eingreifen sollte. Es war ein wirres Durcheinander, ein lautes Schreien, ein ängstliches Hin- und Herirren; die Karawane schien in Auflösung begriffen, und weit umher standen die erschreckten Thiere mit verschobenen Lasten. Für unser Leben fürchtete ich freilich nicht, aber mit dem Untergang der Instrumente und photographischen Platten erlitt der wissenschaftliche Zweck meiner Reise einen tödtlichen Schlag. Ich suchte die

Leute gar nicht erst zu erreichen, rief nur nach Zamorano und stieg direct hinab zu der Stelle, wo das Maulthier und die Schätze lagen. Meine natürliche Empfindung war, Kasten und Koffer sogleich zu öffnen und der peinlichen Ungewißheit über die Wirkung des Geschehenen ein Ende zu machen; aber das verboten der tiefe Schnee und die Eile, zu der das möglichst schnelle Entrinnen aus der gefahrvollen Situation zwang.

Das Schneefeld fiel unter uns noch einmal steil ab, so daß das Maulthier zum zweiten Male zu Fall kommen konnte. Wir beluden es daher nicht, sondern befreiten es nur aus dem Schnee; es hatte sich auf der weichen durchrollten Bahn nicht beschädigt. Dann rückten wir den Kasten und den Koffer aneinander, verbanden sie durch Lederriemen (Lassoriemen), Zamorano spannte sich davor, ich faßte das hintere Ende des Lasso und blieb als dirigirender Hemmschuh hinter der Last: und so schleiften wir sie über die abschüssigen Gefilde zu dem Niveau von 3670 m, wo das Gefälle sanfter wurde. Nach dem erlittenen Schreck noch die harte Arbeit zu leisten, und darüber in keinem Augenblick die Rücksicht auf das gebrechliche Barometer zu vergessen, dabei die nagende Sorge um den Zustand der Instrumente — das constituirte eine von den Situationen, welche die nervöse Erschöpfung nach beendeter Reise vorbereiten. Ich ließ Zamorano bei der Mula und den geschleiften Gepäckstücken zurück und ging allein weiter: denn bis das Packen beginnen konnte, mußte viel Zeit verfließen.

Aufblickend sah ich die Karawane gruppenweis in verschiedenen Höhen auf dem steilen Schneefeld halten. Noch schien Alles außer Rand und Band; das zweite Maulthier, welches gestürzt war, mußte gleichfalls neu beladen werden; auch alle übrigen Packungen waren neu zu schnüren; dann aber stellte sich allmählich Ordnung ein. Bei 3530 m erreichte ich die ebene Fläche und flüchtete mich auf eine Schuttinsel, wo auch das Auge sich von der sehr starken Blendung des Schnees erholen konnte. Hier ruhte ich aus, verzeichnete die Erlebnisse der letzten Stunde und erfreute mich an dem bereits gestatteten Ueberblick der weißen Andeskette und an den deutlich erkennbaren Spuren unseres Marsches. Zeitenweise war die Luft ganz ruhig; dann aber kamen heftige, widerwärtige Windstöße. Der Himmel erschien nicht schwarzblau, sondern zeigte ein schönes Azur. In der Marschrichtung fesselte der Cerro Overo den Blick, besonders durch die feuerrothen Stellen seines 4740 m hohen isolirten Kegels. Gegen 3 Uhr sah ich die ganze Karawane auf mich loskommen, — ein eigenthümlicher Anblick, diese lange Reihe von dunklen Thieren auf der weißen abfallenden Schneefläche des Andeskammes; in unsern Alpen sind wir jetzt nicht mehr daran gewöhnt.

Als wir zum ersten Mal seit vielen eindrucksvollen und erlebnißreichen Stunden wieder sämmtlich vereinigt waren, bestieg ich meinen Rappen und ließ mich über den ebenen Schnee nach Südosten tragen. Wir entfernten uns in halbschräger Linie von der Haupt-Kette, und größere und größere Theile wurden von ihr sichtbar. Das 3400 m hoch gelegene Vorland ist mit dünenartigen Erhebungen besetzt, die oft ringförmig geschlossen sind und dem schmelzenden Schnee zu lagunenartigen Bildungen Anlaß geben; in der Mitte schwimmt oft ein Teller schneebedeckten Eises. Dazwischen zeigt der Boden eine orangegelbe Farbe, die

unter dem Huf in dem schwarzen, schmierigen Untergrund verschwindet. Spuren von grüner Vegetation zeigten sich, und ein Volk von 7 Enten brachte uns den ersten Gruß der Fauna auf argentinischem Boden dar.

Ein Feld schwarzer Lava nahm uns auf, und hier machten wir Halt. Die erschöpften Thiere mußten sich mit den dürftigen Gaben des vulcanischen Hochthals begnügen, während wir auf der erstarrten Fläche des einst feuerflüssigen Gesteins in 3440 m Höhe einer bitterkalten Nacht entgegensahen. Denn wir fanden weit und breit nichts Brennbares, und kein Biwakfeuer lohnte uns für den Sturm und die Mühsal des Tages. Doch was war mir das an jenem unvergeßlichen Abend? Denn als ich den Theodoliten aus seiner schweren Kiste und den einhüllenden Wergkissen herausnahm und auf das unzerbrochene Stativ stellte, fand sich, daß er völlig intact geblieben war, daß nicht ein Schräubchen seinen Dienst versagte. Auch die Camera war unversehrt geblieben, und sogleich, im Anblick des sinkenden Tagesgestirns, nahm ich zwei Bilder der heut überschrittenen Kette auf und richtete dann Alles her für die nächtliche Beobachtung mit dem Theodoliten.

So endete der eindrucksvolle, inhaltschwere Tag erst in seiner letzten Stunde für mich. Bis auf das Mark durchkältet wie ich war, konnte ich mich auch unter den Decken nicht mehr erwärmen; halb vor Frost, halb vor Freude über die geretteten Instrumente blieb ich träumend liegen und fand den erhofften Schlaf nicht. Nun hatte ich eine große Karawane von 17 Thieren glücklich über einen hohen Andespaß gebracht; nun war ich zum ersten Mal, wenn auch auf rauhem Lager, in Argentinien gebettet; nun waren die gebrechlichen Hilfsmittel meiner Arbeiten wieder in Sicherheit, und mit gegründeter Aussicht auf Erfolg durfte ich dem Erwachen des neuen Tages entgegensehen.

Wie abhängig sind wir doch vom Glück! Der Fehltritt eines Pferdes, ein einziger Stein auf der Bahn des rollenden Maulthieres können uns um den Lohn unserer Mühe bringen, unsere wichtigsten Arbeiten können unmöglich werden. Wir Reisenden sehen hinter die Coulissen von Glück und Unglück, aber die Welt beurtheilt unsere Leistungen auf der Schaubühne des Erfolges.

XI.

Ein strahlender Tag folgte der ersten Nacht, die wir auf argentinischem Boden verbrachten. Ich nannte das Biwak das Lagunenbiwak, weil gerade das letzte Stück des durchschnittenen Terrains, gegen welches der Cordillerenabstieg auslief, diesen Namen durch das Fremdartige und Charakteristische seiner Bildung nahelegte. In der That sah ich auch später Aehnliches nicht wieder: einen weit ausgebreiteten Boden, besetzt mit vielen ringförmigen Dünen aus vulkanischem feinen Schutt, jeder Ring einem kleinen Krater gleichend, und erfüllt mit Schmelzwasserlagunen, schwimmenden Eisblöcken oder schneebedeckten Scheiben wasserdurchtränkten Firns. Seitdem die Andesmauer mich von Chile trennte, kam die Empfindung, weitab von menschlichen Wohnstätten, inmitten des Unbekannten zu stehen, sehr lebhaft und freudig in mir zur Geltung. Alles selbst machen zu müssen, weder durch Karten, noch Bücher, noch mündliche Angaben unterstützt, nur angewiesen auf selbstbeschaffte zuverlässige Hilfsmittel und eine kleine Schar eben so zuver-

lässiger Begleiter: das war wissenschaftliche Exploration in ihrer echtesten Form und streifte Handlungen wie Gedanken mit dem leichten Hauch des Märchenhaften.

In der Lagunenebene schieden sich Schwarz und Weiß; schwarz erschien die Lava zu unsern Füßen und der mauerartige Hintergrund, den sie bildet; weiß dagegen die Kette der Andes. Aus den Halden vulcanischen Schutts, welche das Lavagebirge bedecken, stehen Gruppen fester Lavafelsen hervor, vergleichbar isolirten Gruppen von Tannengebüsch auf Bergeshang. In wirkungsvollem Gegensatz dazu erhebt sich auf der andern Seite das weiße Schneegehänge, von mannigfachen Eiszerreißungen durchsetzt, und trägt die Wasserscheide. So weit das Auge reicht, läßt sich daselbst nur ein einziger Weg verzeichnen, den eine Karawane nehmen kann, und dort waren die Spuren des gestrigen Marsches, noch auf große Ferne erkennbar, eingedrückt. Was rechts und links davon liegt, ist entweder durch Firnbrüche gekennzeichnet, oder weist so steile Schneefelder auf, daß von einer Passage mit Thieren nicht die Rede sein kann. Die weiße Kette erinnert in etwas an die Jungfraukette vom Aletschgletscher aus, nur daß dem andinen Gebilde, trotz der Schneemassen und Firnaufbrüche, der große Basisgletscher fehlt; und eben das Fehlen dieses für die Alpen charakteristischen Zuges wird für die Andes nun selbst ein Charakteristicum.

Der Verlauf der Kammlinie war von dem Biwak aus viel besser zu erkennen, als von dem Atravieso aus. Sie zeigt sich als eine ziemlich regelmäßig und flach verlaufende Wellenlinie; und nur dasjenige Wellenthal, welches den Paß enthält, ist unregelmäßig gebildet, d. h. von zwei Bergen ungleicher Höhe eingefaßt. Der auf der Nordseite gelegene ist der höhere; er überragt den Leña-Paß um ebensoviel, als die Thalebene von letzterem überragt wird, d. h. um circa 666 m; deshalb muß seine Erhebung auf 4770 m geschätzt werden. Ich hatte, um das Bild der Atraviesokette zu erhalten, nacheinander zwei Platten exponirt, welche so aneinander schlossen, daß der rechte Rand der einen sich mit dem linken der andern deckte. Wenigstens glaubte ich, das gethan zu haben; in Wirklichkeit war aber die eine Platte gar nicht, die andere zwei Mal exponirt worden. Dieser Fehler brachte ein merkwürdiges Resultat hervor. Die zweimal exponirte Platte zeigte zwei deutlich übereinander gelagerte Bilder, die nur auseinandergezeichnet zu werden brauchten, um das für zwei Platten bestimmte Stück der Kette darzustellen; nur wo zwei Felspartien übereinanderfallen, zeigt das positive Bild kräftigere Schatten.

Die Lavamauern in der Umgebung des Lagunenbiwaks verhinderten zum Theil die gründliche Orientirung. So viel aber stand fest, daß unser Boden der breiten Ursprungsmulde eines nach Süden zu sanft geneigten Thals angehörte, und daß letzteres sich fast eben so unmerklich zu einer nah gelegenen Wasserscheide aufzieht, wie das Hochthal des Engadin zum Malojapaß. Ein kurzer Ritt in nordnordöstlicher Richtung brachte uns auf einen breiten Rücken vulcanischen Gesteins. Hier traten wir in eine andere Mulde ein, für welche Zamorano den Namen cajon ancho, d. h. breites Thal, angab. Nun erkannte ich, weshalb der Blick von der Höhe der Cordillere über das Steigen und Fallen des weithin erstreckten Thals im Zweifel ließ. Ich hatte als ein einziges Thal angesprochen, was sich in Wirklichkeit zu zwei entgegengesetzt gerichteten Ursprungsthälern auf-

löste; den trennenden Rücken hatte die Entfernung in die Thalsohle eingeebnet. Der Cajon ancho umsäumt den Andeswall, der auch hier — bei 3500 m Höhe — wie aus einer Ebene aufragt. Dann verschwindet der Boden plötzlich im Grunde einer Enge; welche dadurch entsteht, daß sich ein Querriegel gegen die Hauptcordillere zu vorschiebt. Höchst wahrscheinlich findet an jener Stelle ein Terrassensprung statt, der es nicht rathsam erscheinen ließ, das Thal nach abwärts zu verfolgen. Im Verlauf der Reise erkannte ich, daß wir hier oben in dem Quellgebiet des Rio Diamante standen, und daß das Schmelzwasser des Cajon ancho zur Hauptquelle dieses Stromes wird. Freilich gibt es noch andere Quellen; von der schönsten, der Laguna del Diamante, wird noch die Rede sein.

Wir zogen mehrere Stunden über den majestätisch eingerahmten Boden des Cajon ancho hin, in der Absicht, den Querriegel zu übersteigen und ein anderes Thal zu erreichen. Die Eindrücke wurden mächtig und packend, und in dem Maße, wie wir uns von der Hauptkette entfernten, gewann die Landschaft an Vielgestaltigkeit der Gebirgsglieder, an Eigenart und Größe. Andere Continente drücken ihren Hochgebirgen einen andern Stempel auf, erheben und erfreuen in anderer Weise; was ich hier sah, das war echt südamerikanisch, echt andin. Eine ganze Reihe verschiedener Bergtypen war durch die hohe Andeskette in Eins zusammengefaßt: Weit im Süden sind die Cypressen- und Cortaderalberge sichtbar, noch am meisten an schöne Alpengipfel erinnernd; es folgt die weiße Kette des Atravieso, die mit ihren sanften Schneekuppen das vulcanische Lagunengebiet beherrscht; dann noch weiter rechts gelegen, noch höher in die Lüfte ragend: schwarze und hellleuchtende Felsnadeln, die unersteiglichen Zinnen der zum Diamante abfallenden Mauer. Gegenüber: der farbenspielende, gletscherbedeckte, vulcanische Berg Overo, graue Schuttfelder, compacte Massen schwarzglänzender Lava. Keine Spur von Vegetation, kein Zeichen organischen Lebens, aber ein Glanz, eine Verklärtheit, und so absonderliche Schneegestalten auf dem weiten Boden, an den flachen Hängen, daß mir wurde, als ritte ich durch verzaubertes Land.

Denn hier, in dem Cajon ancho, war es, wo ich zum ersten Mal jene wundersam geformten Schneefelder sah, welche unter einem besonderen Namen in die Wissenschaft eingeführt zu werden verdienen. Ich bezeichnete sie anfänglich als „Kerzenfelder“, bis mir Zamorano das bessere Wort nieve de los Penitentes, oder nieve penitente, „Büßerschnee“, an die Hand gab. Von dem eigenthümlichen Eindruck, den diese Felder auf den Beschauer machen, ist es kaum möglich, eine Vorstellung zu geben; wohl aber von der Art ihres Entstehens. Letzteres führe ich auf zwei Einwirkungen zurück: des Windes und der Sonne. Zunächst furchen constant wehende, meridionale Winde die Oberfläche des Schnees, ähnlich, aber in größeren Dimensionen, wie Dünensand gerippt wird; es entstehen Erhöhungen und Vertiefungen, Leisten und Furchen, welche von West nach Ost laufen; auf sie wirkt die Sonne ein mit der ganzen Stärke, die ein hoher Stand, die geringe Absorptionsfähigkeit der dünnen Höhenluft, die Wolkenlosigkeit der Atmosphäre bedingen. Wie der Meißel den Block bearbeitet, so bearbeitet Sonnenstrahlung die vergletschernden Schneeleisten, und es entstehen durch Wegthauen ausgezackte Figuren, deren bizarre Formen jede menschliche Phantasie in den Schatten stellen. Ein Höllen-Breughel hätte sich hier Motive

holen können. Man glaubt alle nur denkbaren Formen gesehen zu haben, und dann erscheinen plötzlich ganz neue, welche unsere Verwunderung nie zur Ruhe kommen lassen. Figur reiht sich an Figur, jede hoch und starr aufgerichtet, eine jede von ihrem Nachbarn verschieden, und alle scheinen, versteinerten Sündern gleich, auf ein erlösendes Zauberwort zu harren. Den phantastischen Unregelmäßigkeiten dieser tausendfältigen Figuren dient die regelmäßige Anordnung zu geradlinigen, parallelen Reihen als Folie, als der Ausdruck, daß ein gemeinsames Gesetz sie alle binde. Man muß diese Kerzenfelder Nachts im bleichen Mondeslicht gesehen haben, wenn die Seele zum Außerirdischen neigt! besonders solche Felder, bei welchen der Schnee in den Furchen und zwischen den Figuren ganz weggeschmolzen ist, so daß letztere nun isolirt und weiß aus dem schwarzen, vulcanischen Boden aufragen.

Der Cajon ancho ist weit und breit mit nieve penitente bedeckt, und man sieht an keinem Punkt ungefurchten Schnee; nur ist die Ausbildung zu Figuren an den verschiedenen Stellen verschieden weit vorgeschritten. Für die Karawane boten die Kerzenfelder eine große Erschwerung, — ganz abgesehen davon, daß wir Tags zuvor die Andes überklettert hatten, und daß den Thieren während der kalten Nacht nur eine sehr spärliche Weide zu Theil geworden war. Ich ritt mein stärkstes Pferd, aber mich jammerte des Rappen. Schlimmer noch waren die Maulthiere daran, deren Lasten sich oft zwischen den Furchenwänden verschoben; auch stürzten sie wohl zuweilen in Schneelöcher, wollten oder konnten nicht wieder aufstehen, mußten abgeladen und wieder neu bepackt werden. Das gab viel Aufenthalt, der mir indeß stets willkommen war. Meine braven Chilenen mußten dann allerdings hart arbeiten, ich aber konnte mich nach allen Seiten in die unvergleichliche Landschaft vertiefen.

Mein einziger Kummer blieb, daß ich nicht das ganze Panorama mit der Camera aufnehmen konnte; aber das war unmöglich, weil sämmtliche Platten in den Cassetten bereits exponirt waren, und die Nacht abgewartet werden mußte, damit neue Platten eingelegt werden konnten. Solche Enttäuschungen muß der Explorationsreisende hinnehmen; wenn er am Morgen wissen könnte, welche Bilder der Tag an seinem Auge vorüberführen wird, so würde er eben nicht dem Unbekannten zueilen. Er disponirt täglich über eine beschränkte Anzahl von Platten; soll er nun deshalb die Aufnahme eines interessanten Stückes Landschaft unterlassen, weil die noch zurückzulegende Strecke des Tagesmarsches ihm möglicher Weise schönere Bilder zeigt? Er greift auf gut Glück zu. Bei späteren Expeditionen habe ich mich freilich von dieser Beschränkung unabhängig gemacht, und war im Stande, auch bei Tage den Wechsel der Platten vorzunehmen.

Wo der Boden von Schnee frei war, erwies er sich meist tief und schmierig, ähnlich dem Boden unserer Felder, denen die Märzsonne den letzten Winterschnee nimmt. Es gab aber auch Strecken, die eine natürliche Pflasterung zeigten. Der Niederblick auf den dunkeln Boden wurde dem schneegeblendeten Auge jedesmal eine Erholung.

Wir näherten uns dem Cerro Overo, der besser und besser sichtbar wurde, nachdem er anfänglich durch seine eigenen Lavamassen dem Blick entzogen geblieben

war. Dieser vulcanische Kegel steigt aus dem rechten Gehänge des Cajon ancho auf, etwa gegenüber der Stelle, wo dieses kesselförmige Thal seine Einschnürung und seinen Ausfluß hat. Wir suchten, soweit es möglich war, die braunen Bänder zwischen zwei Schneefeldern des flach ansteigenden rechten Hanges zu verfolgen und hielten uns auf der Durchschnittshöhe von 3600—3650 m. Was neben der pyramidalen Form und dem Farbenspiel des Cerro Overo am meisten fesselte, das war ein großer Firnbruch in der Mitte seiner Südwestflanke. Als wir noch näher kamen, that sich in dem schwärzlichen Schutt der Basis eine Kluft auf, durch welche ein großer, zwar steil geneigter, aber doch vornehm aussehender Gletscher tritt. Er windet sich, als natürliche Fortsetzung des Firnbruchs, in einer Vierteldrehung schneckenförmig um den Berg nach unten, so daß der mittlere Theil unsichtbar bleibt. Ein Vulcangletscher hat immer etwas besonders Eindrucksvolles wegen des Gegensatzes zwischen dem eisigen Strom und seinem einst feuerflüssigen Bett; und auch die schwarzen, rothen und gelben Farben des Gesteins zeugen von alter Gluth und treten dadurch doppelt in Gegensatz zu den bläulichweißen Reflexen des eingeschalteten Gletschers.

Nachdem ich schon so viele merkwürdige Eindrücke in dem kurzen Laufe eines Tages erhalten hatte, staunte ich auch die neue Erscheinung wie ein neues Wunder an. Die Oberfläche ließ nirgendwo zusammenhängende Eisflächen erkennen, sondern zeigte sich kerzenförmig aufgespalten, nach Art des Nieve penitente. Ich fürchtete einen großen Gletscherbach: wir hatten aber kein strömendes Wasser zu durchreiten, und ich nahm an, daß dasselbe, in viele Rinnsale vertheilt, von dem porösen Thalboden und seiner Schneedecke aufgesaugt werde. Erst später, nachdem ich den Maipo und den Aconcagua besucht hatte, stieg mir der Zweifel auf, ob dieser rückhaltlos bewunderte, prachtvolle Overo-Gletscher auch wohl wirklich ein Gletscher wäre und nicht vielmehr ein stromartig gewundenes Band von Nieve penitente? Das führte ganz allgemein zu einer Frage, die in diesen Aufzeichnungen füglich nicht behandelt werden kann; zu der Frage: wann ist eine Eismasse noch als Gletscher zu betrachten, wann nicht mehr? Es gibt hier Grenzbildungen auf unorganischem Gebiet, und die Classification kann in ähnliche Schwankungen gerathen, wie bei gewissen Organismen, die bald dem Thier-, bald dem Pflanzenreich zugerechnet werden.

Endlich verließen wir den Kessel des Cajon ancho und betraten den 3638 m hohen, flachen Rücken seiner Wasserscheide gegen das Thal des Rio negro. Eine Anzahl hausartiger Conglomeratblöcke, tuffartige Bildungen, liegen auf der kahlen Fläche und wurden von Zamorano mit dem Namen la iglesia, die Kirche, belegt — eine beliebte Bezeichnung für alle ähnlichen Vorkommnisse. Die Oberläufe des „schwarzen“ und des Diamantflusses werden durch einen Grat getrennt, welcher aus Ostnordost zum Iglesia-Paß niedergeht, und dessen Schneegipfel für viele Stunden der Augenpunkt des Marsches blieb. Denn andere hervorragende Gipfel wies die linke Thalwand des Rio negro nicht auf.

Wir nahmen nun Abschied von der Berglandschaft des Cajon ancho, einer Landschaft so schön, so großartig und mir so vertraut, daß ich noch heute nicht glauben mag, ich solle sie nie wiedersehen! Ein anderes Gebiet nahm uns auf,

in dem die Natur mehr Milde walten ließ, wo die organische Schöpfung einen lebensfrischen Zug in das starre Bild von Stein brachte.

Die höchste Stufe des Rio negro-Thals zeigte allerdings noch nichts davon. Wir ritten zwischen schwarzen Lavablöcken hin, und je beschränkter die Aussicht wurde, um so steriler erschien der Boden. Seit dem Verlassen des Lagunenbiwaks hatte uns an keiner Stelle der Anblick auch nur des bescheidensten Pflänzchens erfreut. Erst als wir wiederum zu dem Niveau von 3440 m hinab gestiegen waren, leuchteten gelbe, vierzackige Blüthensternchen an der vulcanischen Oberfläche auf, und bald folgten ihnen vereinzelt stehende Grasbüschel. Beide Thalgehänge zeigten helle Farben, aber während die linke Seite dem Auge des Laien einen vulcanischen Ursprung nicht verrieth, ließ die rechte Seite darüber nicht im Zweifel. Diese ist dem Overo zugewandt, mit welchem sie in genetischem Zusammenhang steht, gerade so wie auch der heutige Boden des Thals als ein Lavastrom jenes erloschenen Vulcans aufgefaßt werden muß. Die Eruptivmassen des Overo sind sowohl gegen den Cajon ancho, wie gegen das Thal des Rio negro geflossen und bedecken eine Fläche von vielen Quadratmeilen.

Zu beiden Seiten des Weges, besonders rechter Hand, zeigten sich die kahlen Halden mit sauberen, schmalen Pfaden überzogen; diese sind an einzelnen Stellen so häufig und mit solcher Regelmäßigkeit angelegt, daß sie ein Netzwerk bilden. In den Hochalpen würde die Erscheinung auf Gemsen, in der arabischen Wüste auf Steinböcke deuten; hier, in den argentinischen Andes, zeugt sie von der Thätigkeit eines anderen Gebirgsthieres, des Guanaco. Dieses ist dem Lama (Llama) aufs engste verwandt, doch ein wenig kleiner, flüchtiger und den Bergen besser angepaßt. Das Lama ist, wenn auch nicht gerade ein Hausthier, so immerhin ein domesticirtes Thier; nirgendwo scheint es besser zu gedeihen, als auf den weiten bolivianischen Hochplateaus, wo es in Heerden von vielen hunderten zusammenlebt und als Lastthier verwandt wird. Nicht so das Guanaco, welches an Freiheitsdrang der Gemse kaum nachsteht.

Da, wo die Gräser zum ersten Mal gesellig auftraten und ein grüner Wiesenfleck die öde Thalsohle schmückte, sahen wir auch die ersten Guanacos. Als sie unserer gewahr wurden, äugten sie uns neugierig und furchtlos an, ohne zu fliehen. Ein Fehlschuß Zamorano's schien ihren Antheil an diesem harmlosen, jagdentbrannten Schützen noch zu erhöhen, und erst bei dem zweiten Fehlschuß sprangen sie davon, während wir unsern Weg fortsetzten. Wir ritten abwärts, bis zu dem Niveau von 3024 m, und durchmaßen eine Zone, in welcher die Vegetation sich kraftvoll und kraftvoller gestaltete; schließlich standen wir in schönen Weidegründen. Der Wasserreichthum des jungen Rio negro war hier bereits so beträchtlich, daß wir nach einer Furt suchen mußten; und nachdem wir sie passirt hatten, wurde das Lager auf dem rechten Ufer aufgeschlagen, wo große Trümmerblöcke Schutz gewährten. An dem größten derselben baute ich mir ein kleines, vorübergehendes Heim und nannte es das Biwak des Guanacosteins.

Ein Vorfall, welcher leicht sehr schlimme Folge hätte haben können, hielt mich fast zwei Tage lang an dieser Stelle fest und wurde für meine Arbeiten von besonderem Werth. Es ereignete sich nämlich noch selbigen Tages, daß sämmt-

liche Thiere auf und davon liefen. Mulas und Pferde waren abgeladen und abgesattelt und erfreuten sich zum ersten Male wieder kräftigerer Weide. Die Leute ordneten das Gepäck und suchten nach Feuerungsmaterial; ich selbst machte einen Spaziergang, Steine zu klopfen, die Pflanzenwelt zu betrachten und Guanacos zu beobachten — als ich aus der Ferne die sämmtlichen siebenzehn Thiere in langer Reihe durch den Fluß gehen sah und in der Richtung forteilen, aus der wir gekommen waren. Bald darauf hörte ich Zamorano's Rufe, der sich bemühte, die tropa (so nennt man kurzweg die Gesammtheit der zu derselben Karawane gehörigen Thiere) zum Stillstand zu bringen. Vergeblich! Hin zogen sie und verschwanden hinter Lavablöcken. Noch war mir die Bedeutung des Vorgangs nicht ganz klar; denn schließlich verstand ich doch die Maulthiersprache Zamorano's nicht hinreichend, um wissen zu können, was er von seinen vierbeinigen Schützlingen verlangte. Es hätte sich ja auch um ein Dirigiren nach einem besseren Weideplatz handeln können; und erst als ich die trostlosen, zerknirschten Gesichter meiner Begleiter sah, ahnte ich, was ihre Rede bestätigte: nämlich daß hin — hin sei, und daß wir nunmehr, inmitten der Cordillere, mit Sack und Pack, ohne Thiere dasäßen.

Wenn man einen Unfall nicht tragisch nimmt, so pflegt man ihn komisch aufzufassen; und dazu neigte ich diesmal. Die Unvernunft der Thiere kam mir dadurch so spaßhaft vor, daß ihre Furcht vor den vielen Guanacos die Flucht veranlaßt haben sollte. Nun liefen sie zurück, gegen den Iglesia-Paß zu den Schneefeldern des Cajon ancho. Zamorano fürchtete, sie möchten die Cordillere auf den alten Spuren überschreiten und nach Chile eilen. Das nahm der Sache allerdings erheblich von ihrer Komik. Im Augenblick war nichts zu machen; so lange die Tropa in der Bewegung blieb, war sie nicht einzuholen, und daß sie die ganze Nacht laufen würde, das wußten die kundigen Chilenen. Der Abend hatte bereits eingesetzt, und es wurde beschlossen, daß mit dem Grauen des neuen Morgens drei Leute — Zamorano, Antonio und Francisco — den Spuren der siebenzehn Ungetreuen folgen sollten, und daß José zu meinem persönlichen Dienst im Lager bliebe.

So verabschiedeten sich denn die Drei um fünf Uhr in der Frühe und mußten ihre Wanderung thalauf damit beginnen, daß sie das kalte Wasser des Stromes durchwateten, um dann — bis zu den Hüften naß — ins unbestimmte Weite zu marschiren. Mir aber blieb ein Tag beschaulicher Ruhe, den ich redlich ausnutzte. Vormittags und Nachmittags wurden mit dem Theodoliten Zeitbestimmungen gemacht, zur Herleitung der geographischen Länge; des Mittags wurde die Breite ermittelt und die trigonometrische Messung des Cerro Overo vorbereitet; dazwischen schoß ich ein Guanaco, war dann José beim Abhäuten und Ausnehmen behilflich, studirte die Physiognomie der neuen Landschaft, entwarf Angesichts derselben eine Schilderung davon und construirte schließlich mit großer Mühsal aus meinen Reisedecken, Kasten und Gletscherbeilen ein lichtdichtes Zelt, in welchem ich Abends unter schmerzhaften Körperverkrümmungen das Wechseln und Verpacken der photographischen Platten vornahm. Nichts störte diesen Frieden, als die großen Fliegen (tábanos), deren Zudringlichkeit und schmerzhafte Stiche jede gesammelte Thätigkeit unmöglich machten;

sie erschienen einige Stunden nach Sonnenaufgang und verschwanden mit Sonnenuntergang.

Daß der erste Schuß, den ich in Amerika abfeuerte, ein großes männliches Guanaco zur Strecke brachte, war mir des Wildprets wegen lieb; auch wohl wegen des Ansehens bei den Leuten, die sich sämmtlich als ungeschickte Schützen entpuppt hatten. Es war meine Absicht gewesen, auf dieser Reise eine Büchse überhaupt nicht zur Hand zu nehmen; denn die Jagdpassion zieht den Reisenden von der ruhigen, auf das Allgemeine gerichteten Beobachtung ab, gefährdet das Innehalten der geeignetsten Observationsstunden und stört jene Continuität des Sinnens und Betrachtens, welche dem Reisenden gute Gedanken wie reife Früchte in den Schoß wirft. Wie recht ich hierin hatte, sah ich am folgenden Tage, wo ein Fehlschuß die Passion entfesselte und das Terrain mich nur noch in so weit interessirte, als sich Guanacos darauf befanden. Deshalb resolvirte ich mich kurz und schoß nur, wenn die Noth es erheischte.

Man hätte glauben können, inmitten eines Wildparks zu sein: so viele Guanacos zeigten sich, rudelweis und einzeln, in der Nähe des Biwaks. Neugier scheint der hervorstechende Zug ihres Charakters zu sein; Neugier und neugieriges Anäugen, wenigstens hier oben, in den zurückgeschobenen Theilen der argentinischen Andes, wo die Unbekanntschaft mit dem Menschen noch keine Furcht erzeugt hat. Sehr eigenthümlich ist der Ruf des Guanaco. Als ich ihn zum ersten Mal vernahm, sah ich unwillkürlich nach oben in der Erwartung, irgend einen neuen Vogel zu Gesicht zu bekommen; denn der Ruf ist ein Mittelding zwischen dem Schnattern einer Ente, dem Quaken eines Frosches und dem Bellen eines geängstigten Affen. Morgens und Abends ließen sie sich in besonders großer Zahl sehen. Wenn sie ruhig dastehen, mit aufrechter Haltung des nach vorn ausgebogenen Halses und mit gespitzten Gehören, so sehen sie hübsch aus und doch sonderbar dabei; auch sind ihre Bewegungen nicht ungraziös. Nur wird im Galopp der lange Hals nicht selten nach vorn vorgestreckt, was nicht gerade ein schönes Bild liefert.

An Geschwindigkeit sind die Guanacos einem guten Pferde gleich oder überlegen. Die Jagd, welche vom Sattel aus mit dem Lasso oder Wurfkugeln betrieben wird, beruht mehr darauf, daß man ihnen den Weg abschneidet, als daß man sie durch directe Verfolgung ereilt. Die Farbe der Thiere ist bräunlich und sehr constant, ganz im Gegensatz zu der Farbe der Lamas, deren Wolle mindestens ebenso viele Farbenvarietäten darbietet wie das Haar der Pferde; davon habe ich mich später in Bolivien überzeugen können. Die Guanacofelle zeichnen sich durch Dichtigkeit und Stärke der nicht groben Wolle aus. Letztere ist sehr geschätzt und findet sowohl in Argentinien wie in Chile Verwendung. Im Besonderen dienen ihre Gewebe zur Herstellung der sogenannten ponchos, jener Umhänge, deren man sich im ganzen spanischen Amerika mit großer Vorliebe bedient. An Einfachheit der Construction lassen sie nichts zu wünschen übrig: ein rechteckiges Stück Tuch, in der Mitte ein Schlitz, parallel der kurzen Seite, — das ist Alles und heißt poncho.

Daß Argentinien eine reichere Thierwelt darbieten würde, als Chile, ließ sich schon in dieser höchsten Zone des Weidegebiets vermuthen. Ich sah einen

grauen Fuchs in nächster Nähe an mir vorüberlaufen, als ich gerade an dem Theodoliten beschäftigt war, um eine Basis zu messen; ferner sah ich Enten, Andes-Rebhühner und kleine gelbe Vögel, welche an Canarienvögel erinnerten und auch als canarios von meinen Leuten bezeichnet wurden. Bei einer zweiten Reise würde ich vielleicht eine Schrotflinte mitnehmen, die wegen Vereinfachung des Gepäcks in Santiago zurückgeblieben war; denn Enten und Rebhühner wären eine willkommene Gabe für die Küche des stets hungrigen Reisenden gewesen. Ich führte aber nur eine englische Winchester Repetir-Büchse, die beste Waffe, welche ein Reisender bei sich führen kann; sie trägt sehr weit, hat eine rasante Flugbahn und verlangt durchaus keine zarte Behandlung; für kleine Jagd ist sie freilich nicht geeignet.

Das charakteristische Wachsthum vieler hochandiner Pflanzen konnte in der Nähe des Guanacostein-Biwaks sehr deutlich beobachtet werden; das Charakteristische besteht in der Geselligkeit des Auftretens und in der Anordnung der Individuen zu halbkugeligen Polstern. Dieses Hilfsmittels, den Pflanzen durch gegenseitig gewährten Schutz, inmitten rauher Lebensbedingungen, die Existenz zu sichern, bedient sich die Natur häufig; auch unsere Alpen zeigen Beispiele. Zwei Arten von Gräsern, deren eines torfbildend, bauen sich zu Halbkugeln dadurch auf, daß auf absterbenden Individuen neue aufsprossen. Die Thalsohle erhält dadurch Aehnlichkeit mit einer sogenannten Grabhügelformation, wie solche entsteht, wenn ein Geröllboden mit einer Humusdecke und Rasenschicht bekleidet wird. Neben den polsterbildenden Gräsern treten auch andere Pflanzenarten (z. B. eine Verbena) so compact, dichtgedrängt und kurzgliedrig auf, daß man ein Polster von gepreßtem Leder vor sich zu sehn glaubt.

Gesträuch gelangt in dieser Höhe von 3000 m nur zu verkrüppelter Entwicklung, und zwar in Form jener dornigen Papilionacee (Adesmia), die zwar kurz am Boden bleibt, deren knorrige Strünke aber leidliches Brennholz liefern. Nach der feuerlosen Nacht im Lagunenbiwak erschien diese Adesmia als unsere größte Wohlthäterin. Was wäre der Andesreisende ohne sie!

Obwohl das Guanacostein-Biwak in der Sohle des Thales lag, so steigerte sich doch die Heftigkeit des Nordnordwest-Windes am Nachmittag so sehr, daß die instrumentalen Arbeiten abgebrochen werden mußten, und daß ich vorzog, auf dem Boden, statt in dem Feldbett, zu schlafen. Erst gegen Morgen pflegte der Wind einzulullen und setzte dann gegen acht Uhr von Neuem ein. Diese frühen Morgenstunden waren entzückend, und der Gebrauch der Instrumente in dem Medium der unbewegten Luft ward für den windgeplagten Reisenden zu einer Quelle wahren Vergnügens.

In diesem Biwak beobachtete ich das Phänomen großer elektrischer Spannung in der Atmosphäre mit ganz besonderer Deutlichkeit. Als ich mich Nachts zur Ruhe begeben wollte und eine große Segeltuchleinwand, die auf den wollenen Decken lag, wegzog, knatterte eine ganze Batterie großer elektrischer Funken los; mit jedem Strich der Hand ließ sich neuer Funkenregen ziehn und ein röthlichvioletter Lichtglanz erzeugen. Ueber mir den prachtvollen Sternenhimmel, unterhielt ich mich lange Zeit damit, den außerirdischen Lichtpunkten das elektrische Funkenspiel entgegenzusetzen.

Ich durfte wenigstens ohne Sorge der Ruhe pflegen; denn noch vor dem Eintritt der Nacht waren die drei Leute, welche zu Fuß in der Frühe hatten ausziehen müssen, beritten zurückgekehrt, und von den zehn Pferden und sieben Maulthieren war keines verloren gegangen noch beschädigt. Aber bis zu dem Lagunenbiwak hatte die Verfolgung ausgedehnt werden müssen; dort wurden sämmtliche siebzehn Thiere auf dem einzigen vorhandenen Weidefleck gefunden; und wer weiß, ob sie ohne diese Lockung ihren Weg nicht bis nach Chile würden fortgesetzt haben! Die Freude war groß, daß wir selb Zweiundzwanzig nun wieder vollständig vereinigt waren, — wenigstens bei fünfen von uns; die siebzehn Eingefangenen mochten anders denken. In der Regel schützt man sich gegen das Weglaufen der Thiere dadurch, daß ein oder zwei Stuten, welche sich des besonderen Vertrauens der „Tropa" erfreuen, in der Nähe des Biwaks lang angebunden werden; sie können dann noch bequem weiden und doch nicht fortlaufen. Der in Freiheit gelassene Rest der Thiere entfernt sich selten weit und wird leicht zusammengetrieben, wenn es nöthig ist. Zu diesem Zweck werden die festgebundenen Pferde gesattelt und dann die losen Thiere mit dem Lasso eingefangen. Es freute mich nun doppelt, ein Guanaco erlegt zu haben, weil das der beste Lohn für die ausgehungerten, ermatteten Leute war. Aber in der Frühe des folgenden Morgens war der alte Zamorano schon wieder bei der Hand und half mir bei der langwierigen und delicaten Arbeit einer Basismessung, welche nöthig war, damit die Höhe des bisher unbekannten Cerro Overo ermittelt werden konnte. Mitten in der Arbeit überfiel uns der böse Wind; erst Nachmittags wurde ich mit Allem fertig.

Auch die Elemente des Erdmagnetismus wurden bestimmt, sind aber höchstwahrscheinlich durch die magnetische Beschaffenheit des vulcanischen Gesteins beeinflußt.

XII.

Es war meine Absicht, von hier aus das Thal des Rio negro bis zu seiner Einmündung in den Rio Diamante zu verfolgen und in dem Regime des letzteren Flusses zu den großen Pampas niederzusteigen. Was den Weg interessant machte, war der Wechsel der Landschaftsbilder, wodurch bewirkt wurde, daß kein Reisetag dem andern glich. Nur Gebirgsreisen bieten eine solche Gedrängtheit der Mannigfaltigkeiten dar. Bei anderen Reisen behält die durchmessene Gegend oft für Wochen denselben Charakter bei, und das Extrem bilden Seefahrten. Mit den Bildern, welche der Abstieg vom Atravieso de la Leña bis zur Pampa kennen lehrte, hätte sich ein sechsfach längerer Weg noch mannigfaltig ausstatten lassen. Hatte die Schneeregion Argentiniens durch das Auftreten des nieve penitente ein besonderes Gepräge erhalten, so erschien die Vegetationszone zwischen 3000 m und 1400 m Höhe gleichfalls verschieden von der entsprechenden chilenischen. Es ist dies weniger zurückzuführen auf den verschiedenen Habitus der argentinischen Andespflanzen, als vielmehr auf ihre gesellige Gruppirung; im Besonderen gilt das für die Gräser, welche hier natürliche Weidegründe bilden und dadurch dem Thal des Rio negro streckenweise einen pastoralen Charakter geben. Nicht so scharf ins Auge springend wie die klimatischen und vegetativen Unterschiede des nördlichen und südlichen Abfalls der Alpen erscheinen die Gegen-

sätze zwischen der chilenischen und argentinischen, zwischen der westlichen und östlichen Seite der Andes und sind eben deshalb schwerer zu skizziren: aber sie bestehen und sind auch zu erwarten. Denn es wäre doch überraschend, wenn ein Gebirgsland, dem nur der schmale Küstenstrich Chile's vorgelagert ist, sich im Bau, in Flora, Fauna und Klima ebenso verhielte, wie ein Gebirgsland, das sich gegen unabsehbare Pampas öffnet und das von dem tributempfangenden Meer um die Breite eines Continents getrennt ist.

Das Durchreiten des Rio negro-Thals war bequem und gefahrlos. Nur traten die Thiere häufig tief durch den Boden, gerade da, wo der vulcanische Detritus glatt ausgebreitet dalag und die geringsten Schwierigkeiten bot. Derartigen Tücken des scheinbar harmlosen Terrains bin ich mehrfach in Argentinien, später auch in Bolivien begegnet, und es liegt hier höchst wahrscheinlich die unterminirende Thätigkeit von Mäusen vor. Diese Thiere kommen in großer Menge vor; ich hörte ihr Nagen zuweilen Nachts in der Nähe meines Lagers.

Wir ritten unter dem Guanacoschneeberg her, der von links her einen steilen, in der Höhe abbrechenden Gletscher gegen das Thal sendet. Der allgemeine Charakter der linken Thalwand war der oft gesehene: Halden, hervortretende horizontale Leisten unverwitterten Gesteins, darüber mauerartiger Fels, nicht selten mit nadelförmig ausgefransten Rändern. Auf der rechten Seite standen Lavawände über den Halden vulcanischen Schutts. In weiter Ferne, gegen Ostnordost, erschien das Thal durch eine röthlich schimmernde Kette abgeschlossen, welche sich senkrecht gegen die Thal- und Marschrichtung legte und bereits den linken Uferbergen des Rio Diamante-Thals angehörte. Der Boden, welcher nicht frei von sumpfigen Stellen war, zeigte gerade dort grabhügelförmige Wiesen, während die trockenen Theile der Thalsohle mit Adesmiengesträuch von höher und höher werdendem Wuchs bestanden waren; sie machten einen sonderbaren Eindruck sowohl durch den flammenartigen Habitus ihrer Zweige wie durch deren safrangelbe Rinde. Guanacos ließen sich bald hier bald da sehen, so daß sie den Blick kaum noch fesselten; im Uebrigen erinnerten die netzförmig angelegten Pfade, die kreisförmigen Ansammlungen der Losung, häufig angetroffene Gerippe fast an jeder Stelle an die Existenz dieser Thiere. Große, ungraziöse Eidechsen von grauer und gelber Farbe, mit langsamen Bewegungen, zeigten sich häufig und waren mir neu. Am Wege lagen die gebleichten Knochen eines Maulthierbeins, mit einem verrosteten Eisen am Huf.

Wir hielten am Rande einer großen Wiese, welche die ganze Breite der Thalsohle einnimmt, und schlugen auf dem trockenen Boden vulcanischen Sandes, umgeben von Adesmien, das Lager des „Wiesenbiwaks" in 2626 m Höhe auf. Die grüne Fläche, die ruhige Luft, die höhere Temperatur brachten eine stimmungsvolle Wirkung hervor. Man kann für ein bestimmtes Gebiet (wie beispielsweise das Hochgebirge) eine reine und ungekünstelte Begeisterung empfinden; wenn dasselbe die für uns nothwendigen Lebensbedingungen nicht mehr gewährt, so wird bei der Rückkehr zu günstigeren Gebieten der instinctive Selbsterhaltungstrieb ein gewisses Wohlbehagen in uns erzeugen. Wir hatten eine klimatische Grenze überschritten; Abends um 6 Uhr zeigte das Thermometer 17° C., zwölf Stunden später 4°. Nach Sonnenaufgang machten sich viele kleine Mosquitos

lästig, eine Plage, der ich später nicht mehr begegnet bin. Vielleicht war ihre Anwesenheit an die Nähe der großen Wiese gebunden; denn Feuchtigkeit und Vegetation scheinen die natürlichen Lebensbedingungen für die winzigen Blutsauger zu sein, zum erhöhten Verdruß des Reisenden, der nicht einsieht, warum gerade er den Tummelplatz darbieten soll für die unnatürlichen Leidenschaften der auf Pflanzenkost angewiesenen kleinen Verbrecher.

Um zur Mündung des Rio negro in den Rio Diamante zu gelangen, hatten wir durch die Höhenzone 2600—2000 m abzusteigen, durch eine Zone, die besonders für den Botaniker Interesse bot, weil die Physiognomie der Pflanzenwelt sich rasch ändert; denn einmal traten neue Arten in rascher Folge auf, und andererseits änderten einige der vorhandenen ihren Habitus, krochen nicht länger verkrüppelt am Boden hin, sondern erhoben sich frei und unverkümmert als kräftiges Gesträuch. Zunächst herrschten noch die halbkugeligen Rasen vor. Der Thalgrund zeigte einige Terrassenstufen, über deren weichen Boden die Thiere ohne Schwierigkeit passirten. Die Thalwand, in ihrem sichtbaren Theil etwa 1500 m über den Rio negro aufsteigend, zeigte Lager von Schnee, die sich vermuthlich zu größeren Höhen in weiteren Feldern aufzogen. Ein plötzlicher Wechsel der Formation aus krystallinischen Schiefern in rothen Sandstein änderte die Landschaft des linken Thalgehänges sehr wesentlich, während rechts die vulcanischen Bildungen sich fortsetzten, scheinbar ohne Aenderungen zu erleiden. Der rothe Sandstein zeigte in den unteren Lagen deutlich erkennbare, um 40° gegen Osten aufgerichtete Schichten; die Profillinie mehrere Kuppen in 1000 bis 1500 m relativer Höhe. Die Hänge bekleideten sich mit Gebüsch, auch der Chacaï des Leña- und Cypressenthals trat auf, die Adesmien bildeten Bestände, gelbe Compositen mit violettgrauen Stengeln und Blättern erschienen in Menge; ebenso wenig fehlten die ungestielten, dichte Decken bildenden Kräuter; „zu scheußlichen Klumpen geballt" durchbrach ein stacheliger Kugelcactus den Boden, aber weder Quisco-Cacteen noch Bromeliaceen ließen sich constatiren. Dafür trat, stellenweise in großer Menge, das mannshohe Pampagras, die Cortadera, auf, ausgezeichnet durch schilfartige Blätter und seidenglänzende Blüthenrispen. In der wachsenden Zahl der blühenden Kräuter und Sträucher leuchteten Gelb und Weiß am häufigsten als Farben der Blumenkelche auf, viel seltener Roth (in einigen Kugelcactus), Blau fast gar nicht.

Nach dem Durchreiten des zehn Schritt breiten, eisengrauen Rio negro traten wir auf die linke Seite über und hatten zum ersten Mal rothen Sandstein unter den Füßen. Die Halden waren hier weithin mit maschenartig angeordneter Vegetation bestanden, in der ein neu auftretender Strauch, eine dornige Papilionacee mit myrtenartigen Blättern, die Hauptrolle spielt. Dort lag ein zerrissenes Guanaco, daneben eine Feder, von der meine Leute behaupteten, daß sie einem Condor entfallen sei. Ich möchte es selbst glauben, obwohl ich auf meinen Reisen nur einen einzigen Condor gesehen habe; dieser lebte als Rentner in den Bädern von Cauquenes und war leider so zahm, daß ich ihn einmal aus meinem Zimmer jagen und oft von dem im Freien aufgestellten Stativ des Theodoliten vertreiben mußte; lieber den wildesten Condor, als dieses civilisirte, unheilstiftende Thier. Daß der Condorgeier in den von mir betretenen Theilen der

Andes (auch in der Aconcagua-Gruppe) sehr selten ist, muß ich behaupten; dagegen ist eine andere Art von Raubvögeln, welche schlechtweg Geier, spanisch Buitres, genannt werden, sehr häufig.

Im Osten lagerten sich prachtvolle Haufenwolken, ein Anblick, den Argentinien oft gewährte; der Wind stand uns entgegen, einem Wüstenwinde ähnlich. Ich fühlte die Trockenheit der Luft in einem unerträglichen Maße, und die Nägel meiner Finger wurden brüchig.

Wir näherten uns der Vereinigung der beiden Thäler, und von der linken Wand des Rio negro sah ich bereits auf die breite Sohle des Diamante. Eine merkwürdig anzuschauende Gegend bereitete sich vor, als deren Mittelpunkt ein weiter, ringsum geschlossener Thalkessel anzusehen ist. Innerhalb der letzten Wegstunde zeigte die vulcanische rechte Seite des Rio negro den überraschenden Anblick einer mächtigen Basalteinlagerung. Die vulcanische Wand ward hier bereits niedriger; der hell angewitterte höchste Theil ruhte auf einer Bank schwärzlichen Gesteins, dessen Oberfläche nichts anderes zeigte, als gruppenweis zusammengehörige, prächtige Säulen von Basalt. Die auslaufende Thalwand bildete dort einen Sporn und fiel auf der hinteren Seite gegen ein Seitenthal ab; die Schichten durchsetzten den Sporn, so daß beide Wände denselben Anblick gewährten. Wir passirten die tiefe Gesteinsrinne des Rio negro nicht ohne Schwierigkeit und erreichten die Kammlinie des Sporns, über den die Karawane, in langer Reihe auseinandergezogen, auf schmalem Felspfad dahinzog. Wir stiegen dann zu dem breiten Boden des Diamante nieder, wo Weidegründe eine grüne Decke bildeten und inselartig mit schwarzen, porösen, schlackenartigen Trümmern bedeckt waren. Thalauf ließen sich mehrere Terrassenstufen erkennen; in weiter Ferne, gegen Nordwest, zeigten sich einige wenige Spitzen der hohen Andes; im Mittelgrunde bildete ein in sehr schöner Linie hingezogener Thalkopf den oberen Thalschluß. Ihn umströmen zwei Flüsse, der eine aus Nordwest kommende ist derselbe Diamante, dessen Quelle im Cajon ancho liegt; der andere das Abflußwasser einer 3300 m hoch gelegenen Lagune (laguna del Diamante), die ich auf dem weiten Umweg über die Pampas erreichte. Die vereinigten Bergströme haben sich in dem vulcanischen Gestein des breiten Diamantebodens einen steinernen Canal gegraben, durch dessen Serpentinen die röthlich braunen Fluthen rasch dahinstürzen. Zu beiden Seiten ragten Wände auf, zum Theil von prachtvollen Basaltsäulen gebildet, zum Theil von rothen Porphyren oder Sandsteinen. Alles, was von Basalt sichtbar war, machte den Eindruck, als wären es Fragmente einer und derselben gewaltigen Basaltdecke. Basalt war es auch, unter welchem her der Diamante den um und um geschlossenen grünen vulcanischen Kessel durchbrach, um dann in einer für Menschen unpassirbaren Felsschlucht zu verschwinden. Gegen dieses Ende ohne Ausgang trieb die wilde Jagd, welche meine berittenen Leute gegen Guanacos eingeleitet hatten. Das war ihr Element; den Lasso wußten sie besser zu handhaben als die Büchse und waren so glücklich zwei Thiere zu fangen; in voller Flucht stürzte die aufgescheuchte Heerde dicht an mir vorüber, — ein prachtvoller Anblick.

Der Gesammteindruck der Landschaft ist mir unvergeßlich geblieben; ich be-

zeichnete sie in meinem Tagebuche als eine heroische, wegen des Ernsten und Gehaltenen, wegen der Einfachheit und Schönheit der Berglinien; ich mußte an Claude Lorrain denken. Dieser Scenerie fehlte nichts als ein Tempel und einige allegorische Figuren, um ein in die Wirklichkeit übertragenes Bild des Meisters zu geben, eines Meisters, der uns lehrte, daß die Natur am dauerndsten fesselt, wo sie in den einfachsten Linien auftritt. Dazu trat noch die schöne Wirkung der Wolkenschatten, aus denen sich freilich nichts Gutes für uns ankündigte. Am Abend war im Osten starkes Wetterleuchten wahrnehmbar, schwarze Wolken zogen auf, und nur mit Mühe erhielt ich eine Breitenbestimmung mit dem Aldebaran und eine Zeitbestimmung mit dem Saturn.

Ein heftiger Wind wehte in Stößen während der Nacht. Am folgenden Morgen war der Himmel dick bezogen und regendrohend; bald nach sechs Uhr leuchtete ein Regenbogen auf; um sieben Uhr früh exponirte ich bei beginnendem Regen eine Platte, um das Bild einer der vielen säulengespaltenen Basaltwände zu erhalten; dann setzte der Regen stärker ein, und, weil uns ja doch jeder Schutz gegen ihn fehlte, so gab ich den Befehl zum Aufbruch. So zogen wir denn hinaus in die unwirthliche Weite; aber noch bis zum letzten Augenblick fand ich Gefallen an der heroischen Landschaft, so vornehm, so ruhig lag sie da, trotz ihrer contrastirenden Farben, trotz ihrer Entstehung aus wilden vulcanischen Umwälzungen.

XIII.

Zum zweiten Mal verließen wir das Hauptthal und stiegen zu den Höhen des rechten Thalhanges auf. Wir gelangten in schnellem Anstieg aus 1968 m zu einem Paß von 2886 m und umgingen so die Durchbruchsschlucht des Diamantekessels. Der Aufstieg führte in eine Kalksteinformation, wodurch natürlich ein ganz neuer Zug in die Landschaft kam. Der Regen rieselte unaufhörlich nieder, Thiere und Menschen fühlten sich unbehaglich; ich fürchtete besonders den Verlust der schönen, unzureichend geschützten Pflanzencollection. Die nassen Zügel und das nasse Futteral des Barometers wurden zu einer sehr unerwünschten Kältequelle; zu Fuß zu wandern verbot der Wunsch, wenigstens den Sattel und die aufgelegten Decken vor Nässe zu schützen. Auf der Höhe liegt ein Kalkbodenplateau, welches von zwei vulcanischen Köpfen durchbrochen wird. Der linker Hand gelegene Kopf mußte gegen den Durchbruch des Diamante abstürzen. Die Vegetation war hier kümmerlich; Krüppel-Adesmien, spitzige Gräser und hart über dem steinigen Boden die kleinen Gelbsternblüthen, dann gelbe Compositen und Kräuter mit violetter Schmetterlingsblüthe. Von der Hochebene aus war ein Rückblick auf die wolkenbedeckte Hauptcordillere gestattet, desgleichen auf die Serpentinen des Diamante und die basaltdurchwachsene Mündungsöffnung des seitlichen Rio negro. Ich konnte ahnen, daß in der entgegengesetzten Richtung die große Pampa liege und Nebel allein den freien Ueberblick verschleierten. Das linke Thalgehänge des Diamante, sowohl oberhalb wie unterhalb seines Durchbruchs, zeigte frischen Schnee. Die vegetationsbedeckten Theile sahen schwarzgrün, die nackten roth aus. Vereinzelt ließen sich Guanacos blicken; sonst nichts; und auf dem Boden lagen Schädel jener Thiere. Kälter blies der Wind, während in dem Regen eine kurze Unterbrechung eintrat und

das Rollen des Donners unser Ohr traf. Dann setzte der eisigkalte Regen mit neuer Stärke ein, während wir hoch oben längs des rechten Thalhanges an steiler Böschung hinritten; später erreichten wir über eine Einsattelung ein rechtes Seitenthal und ritten in ihm entlang. Sehr bald zeigte sich mannshohes Adesmien-Gesträuch, ein wiesenbekleideter Thalboden und einige Stück Rindvieh.

Inmitten dieser Scenerie hielten wir an und schlugen in 2515 m Höhe das „Regenbiwak" auf. Zunächst interessirte uns einzig und allein die Frage, ob es möglich sein würde, bei dem strömenden Regen mit dem nassen Material ein Feuer zu entzünden. Mit gespanntester Aufmerksamkeit folgten wir dem Glimmen einiger trockner Grashalme und dem ersten Aufschlagen der Flamme; und als die Geschicklichkeit meiner Chilenen von Erfolg gekrönt war, entwickelte sich daraus ein Feuer, wie es mächtiger in der Cordillere nie gebrannt hat. Dieses umstanden wir, behangen mit den rauchenden Ponchos. Dann packte ich meine Pflanzenpackete aus und ließ sie gleichfalls am Feuer trocknen; der unglückliche Tag hat ihnen gar nichts geschadet. Der große Pflanzenkenner Prof. Dr. Ascherson, der meine Collection später in Europa bestimmt hat [1]), erklärte dieselbe für tadellos erhalten; sie ist dem Kgl. botanischen Museum zu Berlin einverleibt worden.

Gegen sechs Uhr Abends hörte der Regen endlich auf, während die Sonne sich schwach zeigte und ein sturmartiger Wind einsetzte; der trocknete alles gründlich auf. Vor Sonnenuntergang machte ich noch einen Recognoscirungsausflug zu den nackten Felsen des linken Thalhanges, wurde von dunkler Nacht überrascht, verlor mich im Gestrüpp und stand versprengt da. Mit Mühe und Noth erreichte ich die ängstlich gewordenen Leute und verfiel, Angesichts des drohenden Himmels, nach der Pein und den Mühen des Tages in einen tiefen, erquickenden Schlaf.

Für das Auge des Geologen mochte es leicht sein, zu erkennen, nach welchem Gesetz die Cordillere sich um uns her aufbaute; ich konnte nur aussagen, daß das „Regenbiwak" in der Grenzzone zweier Regionen lag, einer sedimentären und einer vulcanischen. Ob das vulcanische Gebirge schon vorhanden war, als das Kalkmeer seine festen Bestandtheile ablagerte, oder ob glühende Massen das fertige Kalkgebirge durchbrachen, dieses zu entscheiden würde selbst einem Fachmann mehr Zeit kosten, als mir zu Gebote stand. In ihrer heutigen Gestalt zeigen die Kuppen und Gehänge ein buntes Durcheinander von anstehendem Gestein jenes doppelten Ursprungs. Zwischen horizontal und auch schief geschichteten Kuppen von grauweißem Kalkstein liegen vulcanische Rücken aus rothem und schwarzem Gestein; in der rechten Thalwand ist dem geschichteten Kalk säulenförmig abgesondertes, vulcanisches Gestein eingelagert. Auf der Thalsohle fand ich nur kleine vulcanische Trümmer, nicht ein einziges Stück Sedimentgestein, während die linke Thalwand ganz aus letzterem besteht. Weil das „Regenbiwak" an dem Zusammenfluß zweier Thäler lag (durch eines waren wir abgestiegen), die bis zu ihrem Ursprung verfolgt werden konnten, so war ein umfassender Einblick in das scheinbar so regellos gestaltete Gebirge gegeben. Mir kommt es hier nur darauf an, eine Vorstellung seiner bunten Physiognomie

[1]) Sitzungsberichte der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften XXXVIII, S. 923—927.

zu geben; nicht mit Kenntnissen zu prunken, welche ich nicht besitze und als Nicht-Geologe auch nicht besitzen kann. Wohl aber darf ich auf den topographischen Zusammenhang hinweisen, in welchem dieses Grenzgebiet mit dem vulcanischen Rayon des Cerro Overo steht. Ich glaube, daß letzterer für das Gebiet der rechten Rio Diamante-Seite eine ähnliche Rolle spielt, wie der jetzt erloschene Vulcan Maipo für das linksufrige Gebirge desselben Flusses, und daß der Durchbruch des Rio Diamante durch den Kessel der „heroischen Landschaft" der Contactpunkt beider Regionen ist.

Der Rio Diamante bildet die Axe des von mir durchreisten argentinischen Terrains, und es handelte sich darum, sie an passender Stelle zu schneiden. In dem Regenbiwak befanden wir uns noch auf der rechten Seite und erreichten das Hauptthal nach halbtägigem Marsch.

Nichts erfreute an jenem Tage so sehr, als die ersten Strahlen der wärmenden Sonne; denn der Regen des vorangegangenen Tages hatte uns eine größere Pein verursacht, als man von einem Regentage erwarten sollte. Den Sturm und die Kälte der hohen Andesgipfel ertrug ich ohne Murren, darauf war ich eingerichtet. In Ecuador, wo der Andesreisende oft wochenlang vom Regen geplagt wird, hätte ich mich auch auf diesen eingerichtet; hier in dem centralen chileno-argentinischen Gebirge erschien es mir als eine unberechtigte Einmischung in meine Pläne.

Wir traten bald in eine Thalerweiterung ein, von der aus zum ersten Mal, in 6—8stündiger Entfernung, der Cerro Diamante sichtbar wurde; er ist ein isolirter erloschener Vulcan und gehört dem Hügelland an, welches der Cordillere vorgelagert ist. Er erinnerte mich an den Vesuv, nur ist er mächtiger, aber auch schneelos; an den Vesuv erinnern freilich die meisten Vulcane — wie ich vielleicht überflüssiger Weise bemerke —; sonst wären sie eben keine Vulcane. Wir befanden uns in 2400 m Höhe, als über den weiten grünen Boden fünfzehn Pferde dahingaloppirten und bald darauf ein einzelner Reiter, ein echter argentinischer Gaucho, einhergesprengt kam. Der erste Mensch, und noch dazu der einzige weit und breit! Er machte mir Eindruck, und ich erwartete, daß auch auf der anderen Seite durch uns, die wir ja fünffach überlegen waren, ein ähnlicher Effect würde hervorgebracht werden. Doch nein! Der einsame Reiter zeigte weder Furcht noch Freude, sondern galoppirte schnurstracks weiter hinter seinen fünfzehn Pferden her. Sehr bald gelangten wir an eine elende Hütte, aufgebaut aus Strauchgeäst und Fellen: des Reiters Wohnstätte. Hier hielten wir an und sahen bald den Gaucho zurückkehren und auf uns zu reiten. Es fand eine Begrüßung zu Pferde statt, bei der große Ruhe und viel natürlicher Anstand waltete; — und wenn ich jetzt von Europa aus an diese Scene zurückdenke, so wird es mir zweifelhaft, ob Einsamkeit und Wildniß oder Geselligkeit und Civilisirtheit einem würdevollen äußeren Auftreten günstiger sind. Alle Gauchos, die ich später sah, hatten den Typus unseres neuen Freundes. Worin der sehr in die Augen springende Unterschied gegen die chilenischen Huasos liegt, könnte nur durch Abbildungen klar gemacht werden. Ich fand in der Physiognomie der Gauchos eine größere Einheitlichkeit als in derjenigen der Huasos; bei jenen ist der Typus durch ein einziges Bild zum Ausdruck zu bringen, nicht so bei den

Huasos, den Landbewohnern Chile's. Aeußerlich sind die Unterschiede durch verschiedene Tracht unterstützt, wozu auch die Tracht des Pferdes, d. h. seine Zäumung, gerechnet werden muß. Ein Gaucho zu Pferde macht gleichzeitig einen verwilderten und einen eleganten Eindruck: ein Vollbart umrahmt die rauhen, ausdrucksvollen Züge, und die gefällige Haltung im Sattel bekundet das Reiterleben des Hirten.

Auf dem Abschnitt, der sich von hier bis zur Pampa hinzieht, verliert das Gebirge den Charakter der Großartigkeit; dafür erfreut das grünende Pflanzenkleid und die kräftiger gestalteten Sträucher. In der Marschrichtung zeigten sich monotone Rücken von Sandstein, verschiedenen breiten Thälern des Vorgebirges angehörig, auf dem Wege selbst lagen vulcanische Trümmer; links davon erhob sich ein vulcanischer Berg, der während des ganzen Tagemarsches sichtbar blieb. In 1900 m Höhe traf ich eine kreisrunde Lagune, von Binsen und andern Gräsern in Fülle umstanden. Ein Schwefelwasserstoff-Geruch machte sich in ihrer Nähe bemerkbar, und beim Erreichen des horizontalen Uferrandes sah ich, daß flüssiges Pech den Grund ausfüllte, welchen das klare Wasser einen Fuß hoch bedeckte; die flüssige Masse ließ sich in braune Fäden ausziehen.

Unser neu entdeckter Gaucho begleitete uns auf einem sehr hübschen Pferde, gefolgt von einer langen Reihe großer Hunde, die alle mehr oder weniger verwundet waren und zum Theil lahmten. Gemeinsam gelangten wir zu einer zweiten Behausung des argentinischen Hirten. Von den Pfählen der Einzäunung starrten vier aufgespießte Pumaköpfe auf uns nieder, daneben waren die Pranken befestigt. Auf dem Boden, zwischen Pflöcken ausgespannt, breiteten sich einige Felle der jüngst erlegten Silberlöwen aus; das Ganze bot einen eigenthümlichen Anblick dar, zu dem der Verwesungsgeruch und die unappetitlichen Wunden der verhungerten Hunde paßten. Jetzt erst erfuhr ich, daß der ruhige Gaucho ein Jäger sei, der die Pumalöwen mit Hunden und Lasso, ohne Pulver und Blei jage. Daß er großen Erfolg hatte, bewiesen die aufgespießten Schädel; daß der Erfolg aber theuer erkauft wurde, bewiesen die übel zugerichteten und übelriechenden Doggen. Ein sehr großes Pumafell war für 10 Mark feil; desgleichen kauften wir dem jagenden Eremiten einige gefangene „quilquinchos" d. h. Gürtelthiere ab, deren genauere Bekanntschaft ich bei der Abendmahlzeit machte.

Der wenigstündige Weg, den wir bis zum Wiedereintritt in das Hauptthal zurückzulegen hatten, führte durch eine Formation von Sandstein-Conglomeraten. Besonders die rechte Thalwand wurde grotesk durch castellartige und amphitheatralische Felsgebilde; von nistenden Vögeln, welche in den Höhlungen ausgewitterter Rollsteine natürliche Nester gefunden hatten, erschienen Theile der Felswand wie weiß getüncht, so daß ich zuweilen den Eindruck hatte, als ritten wir auf ein Haus los, in welchem Wäsche zum Trocknen ausgehängt sei. Das durchrittene Seitenthal mündete in einem spitzen Winkel gegen den Diamante aus, dessen Thal in NNW einen Hintergrund mit einem Schneeberg zeigte. Ein freigelegtes Profil des gegenüberliegenden linken Diamante-Ufers ließ deutlich erkennen, daß dem Sandstein-Conglomerat eine vulcanische Decke aufgelagert ist.

Die Landschaft änderte sich nun vollkommen. Dieses letzte Stück des Ge-

birgslaufes war weder großartig, noch schön, allenfalls eigenthümlich, oder — wo der Sandstein ausgewaschene Schluchten und Wände darbot — grotesk. Das Thalbecken zeigte eine regelmäßige Anordnung, als ob es in eine Hochebene eingelassen sei; die Böschung auf beiden Seiten war durch eine resp. zwei horizontale Ebenen oder horizontale Bänder gegliedert. Auf der ebenen Terrasse des Hanges führte unser Weg zwischen weit gestellten, niedrigen Dornsträuchern hin und machte das Reiten sehr bequem. Ihr besonderes Gepräge erhielt die Landschaft dadurch, daß der Diamante in einem „Cañon“ fließt, dessen senkrechte Wände 30—40 m tief in das Wasser fallen und aus röthlich-grauem Sandstein bestehen.

Wir betraten das Diamantethal in 1820 m Höhe, befanden uns also nur hundert Meter niedriger, als zwei Tage zuvor in dem Basaltbiwak. Der Rückblick auf die Hauptkette war allein klar, sonst zeigten sich viel Wolken. Züge von Ameisen, welche den schmalen Pfad kreuzten, fielen mir auf; ihr Auftreten ist ein plötzliches und massenhaftes. Auf einer weißen Stelle des Bodens ließ sich die 2½ Schritt breite Spur des amerikanischen Strauß constatiren, daneben lag sogar eine Straußenfeder. In den eingerissenen Seitenschluchten (quebradas) zeigte sich eine mannigfaltigere Vegetation, besonders viel Cortadera (Pampagras). Der Charakter der Pflanzenwelt war einheitlich, aber nicht gerade ansprechend: Kleinblättrigkeit, Hang zur Dornenbildung, Beschränkung des verholzten Gesträuchs auf 4 Fuß Höhe, wenig Gras, sehr häufiges Auftreten der rothbeerigen, blattlosen Salupe, nirgendwo Dickicht, stets geräumiges Wachsthum — das mag die Vegetation kennzeichnen. Zu bemerken ist ferner, daß die chilenischen Charakterpflanzen: die Quisco-Cacteen, die Cardones (ananasartig) und die Espino-Akazien (auch in geringerer Höhe) fehlen; wohl aber, daß die erste und die letztgenannten Pflanzen durch andere, minder schöne Arten derselben Gattung ersetzt sind. Die Böschung zeigte sich — abwärts von dem 1600-Meter-Niveau — mit 4—6 Fuß hohen unverzweigten Säulencactus bestanden, die wie Monolithe aufgesetzt schienen und einen unschönen Eindruck machten.

Auf der unteren Terrassenebene, hart am Rande des Diamante-Cañon in 1540 m Höhe, trafen wir auf einige niedrige, verlassene Hütten, deren Inneres und nächste Umgebung durch Knochenreste, alte Felle und Unrath abstießen. Die Wände waren aus eingesteckten Strauchreisern und aus der Salupe-Ginster, das Dach aus Cortaderagras hergestellt. Wir biwakirten nur deshalb in ihrer Nähe, weil hier ein Abstieg zum Fluß möglich war, und die Thiere auf dem Schwemmland einer Uferkrümmung Weide fanden. Dies war der südlichste Punkt, den ich auf meiner Landreise erreichte. Trotz des wolkenreichen Nachthimmels erhielt ich die nothwendigen Beobachtungen und berechnete daraus: Ranchito-Biwak: 34° 42′ S. Br.; 69° 27′ W. L. Gr. (1540 m). Ranchito heißt sowohl in Chile wie in Argentinien: Hütte oder Behausung; es ist das Diminutiv von rancho. Während der Nacht, der ein klarer Morgen folgte, fiel Thau; am Morgen erschien mir die Thaubildung sogar excessiv und um so bemerkenswerther, als bisher nie ein einziger Tropfen Thau auf unsere Andesbiwaks gefallen war. Der Rio Diamante zeigte an seinem Ufer einen auffallend breiten Streifen bloß-

gelegten, durchnäßten Terrains: eine Ebbe- und Fluth-Erscheinung, offenbar herrührend von dem Unterschiede, welchen Tag und Nacht für die Schneeschmelze bedingen.

In dem Ranchito-Biwak erhielten meine culinarischen Kenntnisse einen beträchtlichen Zuwachs dadurch, daß mein Diener Antonio mir ein gebratenes Gürtelthier mit Panzer und seinen vier über den Rand des Tellers hängenden Pfoten servirte; dieses gebratene Armadillo war der Trumpf, den Antonio's Kochkunst gegen mich ausspielte. Ich hatte aber große Mühe, das Thier zu tranchiren, und was ich davon aß, galt weniger der Eßlust als der Belehrung. Das Fleisch erinnert an Schweinefleisch, nur erschien es mir noch fetter. Zwar konnte ich meinen Widerwillen gegen die dargebotene Speise nicht überwinden, begriff aber völlig, daß Armadillobraten für meine Leute ein großer Leckerbissen war. Nachdem ich mich an dem Studium des bewunderungswürdig gebauten Panzers erfreut, 24 Gürtel, jeden zu 40 Panzerplättchen gezählt, auch die dreieckförmige, mehr unregelmäßige Bepanzerung des Kopfes betrachtet hatte, griff ich zu einem Stück am Spieße gebratenen Guanacos. Das verstand jeder meiner Leute in unübertrefflicher Vollkommenheit herzustellen. Sie waren alle leidliche Köche und wußten der täglich wiederkehrenden Suppe stets durch irgend ein gepflücktes Kraut das Einerlei des Alltäglichen zu nehmen. Aber die größten Triumphe wurden mit den zugespitzten Stecken gefeiert, welche als Bratspieße dienten. Noch heute bilde ich mir ein, nie saftigeren Braten gegessen zu haben, als in meinen Andesbiwaks. Die Elemente der Kochkunst gehören nur in dem civilisirten Europa nicht zur allgemeinen Bildung; wo der innige Contact mit der Natur noch nicht durch Arbeitstheilung, Bücher und Maschinen aufgehoben ist, versteht ein Jeder das Rohmaterial durch Wasser und Feuer eßbar zu machen. Daher bietet bei Reisen außerhalb Europa's kaum etwas anderes so geringe Schwierigkeiten, als die Beschaffung eines Kochs.

Vom Ranchito-Biwak aus schickten wir uns zu einem schweren Ritt an. Denn es handelte sich jetzt darum, eine Furt im Diamantebett ausfindig zu machen und durch die strömenden Wasser hindurchzureiten. Wir hielten uns zunächst auf der untersten Terrasse, welche als 50 Fuß mächtige Alluvialbank dem Sandstein aufgelagert ist. Durch die enge Schlucht des Cañon wälzten sich rauschend und unheimlich die röthlichbraunen Fluthen des Diamante, eines Flusses, der schon deshalb mächtig sein muß, weil er einen weithin erstreckten Abschnitt der Argentinischen Andes entwässert. Die Terrassenbänke der beiden Ufer hatten hier etwa die Breite einer halben Stunde; ihr gleichmäßiger Kiesboden trug unverändert dieselbe zerstreute Vegetation von Dornsträuchern, die zwar zähe und widerstandsfähig aussahen, deren graugrünes Laub aber ebenso wenig wie die ungeselligen Gräser Lebensfreudigkeit zum Ausdruck brachte. Diese Flora glich einer Ansiedelung von Menschen, welche alle unter strenger Arbeit, im Wehen der Lebensstürme groß geworden, die alle auf mehr Arbeit, auf mehr Unbilden eingerichtet sind, in deren Zügen aber die Freude nicht wohnt. Wie die Flora, so war die Landschaftsform, vorwärts und rückwärts gleich einförmig, durch horizontale Linien gegen den Himmel abgesetzt. Kleine,

muldenförmige Seitenthälchen, alle sehr sanften Charakters, öffneten sich hier und da gegen den Terrassenboden des Diamante.

Wir sahen fast unausgesetzt auf den Fluß nieder, welcher tief unten zu unserer Linken in seinem Cañon dahinbrauste. In der Höhe von 1470 m, etwa eine Stunde oberhalb des Austritts in die Pampa, begann das Suchen nach einem passenden Flußübergang. Die senkrechten Wände des Cañon gingen hier streckenweise in sanftere Hänge über, und wo Biegungen statthatten, verbreiterte sich der Fluß zuweilen auf das Vierfache und verlor entsprechend an Tiefe. Untiefen und Bänke pflegten dann das Flußbett zu durchsetzen. Francisco, der die Maulthiere der Karawane unter sich hatte, probirte einen Uebergang dadurch, daß er von oben Steine auf die Wasserfläche warf und den beim Einschlagen erzeugten Ton beobachtete. Er plaidirte mit allem Nachdruck für eine auf diese Weise ermittelte Furt, aber Zamorano wollte nichts davon wissen, und seiner Weisheit beugte sich ein Jeder. Natürlich kamen wir langsam von der Stelle, und erst um ½11 Uhr war der Punkt erreicht, wo der Uebergang bewerkstelligt werden sollte; er lag 1428 m hoch.

Vielleicht würde ich den bevorstehenden Ritt durchs Wasser leichteren Muthes betrachtet haben, wenn nicht meine vier Chilenen im Anblick der breiten, gekräuselten, unheimlich murmelnden Fläche so überaus ernste Gesichter gemacht hätten; während doch sonst Alles, was auf dem Rücken der Pferde abgemacht werden konnte, ihren Gleichmuth eher befestigte als störte. Zamorano fragte mich besorgt, ob ich auch „meines Kopfes ganz sicher“ sei, und hatte doch schon viele Flüsse mit mir durchritten; im Cypressenthal trug ich bei solchen Gelegenheiten wohl selbst den Theodoliten auf dem Rücken. Freilich lag hier eine zehnmal breitere Wasserfläche von mehreren hundert Schritten vor uns. Zamorano ritt allein ins Wasser, sein zweites Pferd am Lasso mitnehmend. Er suchte mit Vorsicht die Furt, bald flacher bald tiefer ins Wasser tauchend, muthig vorwärts reitend, bis er nach langen Minuten das linke Ufer erreichte. Hier ließ er sein Handpferd zurück und ritt zum zweiten Male durch die Fluth, um mir bei dem Uebergang zur Seite zu sein und den rechten Weg zu zeigen.

Ich ritt nun ohne Säumen selbst ins Wasser, mit der linken Hand das Barometer haltend, mit der rechten den Zügel. Auf der einen Seite (der unteren) hielt sich Zamorano, um eine Kopfeslänge voran, auf der anderen José, um ebenso viel zurück. In das betäubende Rauschen des Wassers mischte sich das laute, immer unverständlicher werdende Rufen der Leute, unter dem Bauch der Pferde hin schoß das Wasser; dann schien es still zu stehen, das Pferd selbst nicht mehr vom Fleck zu kommen; allmählich fühlte ich mich mitsammt dem Pferde stromaufwärts gerissen; erst langsam, dann schneller und schneller, schließlich mit der Geschwindigkeit der Fluthen, aber immer diesen entgegen. Dies war das täuschende Spiel, das ich absichtlich über mich ergehen ließ, indem ich auf den Hals des Pferdes und das ziehende Wasser sah; und gerade das war es, was die Leute meinetwegen so besorgt gemacht hatte, was dieselben erfahrungsgemäß als eine Gefahr kennen gelernt hatten; es war der Anfang jenes Schwindels, der den schwachköpfigen Reiter seiner Sinne und seines Gleichgewichts beraubt. Die täuschende Erscheinung floh, sobald ich die Augen von dem feindlichen Wasser

hinweg zum Himmel erhob, oder noch besser, als ich einen Punkt des erstrebten Ufers fixirte. Was aber nicht floh, das war die stille Sorge, das Pferd möchte einen Fehltritt thun und von den Fluthen mit fortgenommen werden. Die Minuten werden mir unvergeßlich bleiben, als ich gleichweit von beiden Ufern, deren Entfernung übertrieben weit erschien, mit hochgezogenen Knieen und hochgenommenem Barometer auf dem wacker kämpfenden Braunen, flankirt von zwei wackeren Getreuen, dasaß, als das freundlich winkende Ufer näher und näher rückte, das laute Brausen verstummte, und die Hufe des Rosses den trocknen Boden faßten.

Als Reisender hatte ich meine Sache gut gemacht, weil ich in einer ungewohnten kritischen Situation meiner Beobachtungspflicht eingedenk geblieben war und mir Rechenschaft von allen inneren und äußeren Vorgängen geben konnte; als Reiter hatte ich es darin versehen, daß ich das Pferd ein wenig zu fest hielt. Denn dem Instinct des pfadfühlenden Pferdes gehört die Initiative, nicht dem Reiter, welchem die Bodenbeschaffenheit des Flußbettes verborgen bleibt. Das Pferd muß die Freiheit haben, einen langen Hals machen zu können; es darf nur eine ganz leise Anlehnung an den Zügel finden, gerade so viel, daß im Falle eines Fehltritts ein Anzug des Reiters wirksam wird.

Nun stand die Karawane getheilt; auf dem linken Ufer des Diamante ich selbst mit Zamorano, José und vier Pferden; auf dem rechten Antonio und Francisco mit sechs Pferden und sieben beladenen Maulthieren. Die zurückgebliebenen Leute hatten natürlich eine viel schwierigere Aufgabe, aber sie waren ihr gewachsen. Antonio ritt voran, die losen Thiere wurden mit Steinwürfen und Zurufen in den Fluß getrieben, und Francisco, der sich hier, wie auch später, als ein besonders unerschrockener und geschickter Mann zeigte, schloß den langen Zug. So schwebte denn meine kostbare Habe, die Journale, die Instrumente und photographischen Platten, über dem Wasser, und ich machte im Geist einen zweiten, unvergleichlich schwereren Uebergang durch. Als die Truppe sich dem letzten Stück näherte, das besonders tief und reißend war, wurde ich abergläubisch, glaubte, daß mein Blick die Mulas zu Schaden bringen könnte, und wandte mich ab bis zu dem gepriesenen Augenblicke, wo wir Alle wieder vereinigt waren und nur meine Würde mich abhielt, das Theodolitenmaulthier zu umarmen.

Sehr bald sollte ich Dinge erleben, die in der allgemeinen Schätzung wohl für gefährlicher gelten, aber nie habe ich eine ähnliche Nervenspannung und Abspannung durchgemacht, wie bei diesem Karawanenritt durch den Rio Diamante. Der Fluß hätte nur wenig mehr Wasser zu haben brauchen, und wir wären nicht durchgekommen, wenigstens nicht mit den bepackten Maulthieren. Die Lasten streiften gerade noch die Wasserfläche. Hätte die Tiefe des Flusses ein Schwimmen nothwendig gemacht, so hätte seine starke Strömung den Erfolg ziemlich sicher vereitelt. Reiter und Roß allein kommen wohl noch durch, wo eine Karawane stecken bleibt oder zu Schaden kommt. Charles Darwin bemerkt einmal, das beste Mittel, einen tiefen und breiten Fluß zu passiren, bestehe darin, daß man das Pferd ohne Reiter schwimmen lasse; letzterer aber, mit einer Hand die Mähne am Widerrist packend, nebenher schwimme.

Wir stiegen sogleich durch eine der charakteristischen Seitenmulden auf und ver-

ließen das Diamantethal. In dem heißen Sande, der den Boden hier bedeckte, gab ich dem durchnäßten Schuhzeug ein willkommenes Trockenbad. Wir hatten noch einen weiten Weg vor uns, der zunächst durch ein schluchtdurchzogenes Hügelland, dann in die eigentliche Pampa führte. Die Reiseroute machte hier eine Schwenkung nach links, nach Nordnordost.

Ich war weit hinter meinen Leuten zurückgeblieben und sprengte über die Hochebene, als ich eine Karawane auf mich zukommen sah: — argentinische Reiter, die mit einigen beladenen Thieren im Schritt einherzogen. Sie sahen mich mißtrauisch an, und ich sagte ihnen höflich guten Tag, was sie ebenso erwiderten; aber Keiner von uns hielt sein Pferd an, und ohne meinen Gruß wären wir stumm in dieser unbewohnten Einöde an einander vorübergegangen. Es waren Händler, die längs der Andeskette ein Hausirergeschäft betrieben.

Britannien.

Von

Theodor Mommsen[1].

Siebenundneunzig Jahre waren vergangen, seitdem römische Truppen das große Inselland im nordwestlichen Ocean betreten und unterworfen und wiederum verlassen hatten, bevor die römische Regierung sich entschloß, die Fahrt zu wiederholen und Britannien bleibend zu besetzen. Allerdings war Caesar's britannische Expedition nicht bloß, wie seine Züge gegen die Germanen, ein defensiver Vorstoß gewesen. So weit sein Arm reichte, hatte er die einzelnen Völkerschaften reichsunterthänig gemacht und ihre Jahresabgabe an das Reich hier wie in Gallien geordnet. Auch die führende Völkerschaft, welche durch ihre bevorzugte Stellung fest an Rom geknüpft und somit der Stützpunkt der römischen Herrschaft werden sollte, war gefunden: die Trinovanten (Essex) sollten auf der keltischen Insel dieselbe mehr vortheilhafte als ehrenvolle Rolle übernehmen wie auf dem gallischen Continent die Haeduer und die Remer. Die blutige Fehde zwischen dem Fürsten Cassivellaunus und dem Fürstenhaus von Camalodunum (Colchester) hatte unmittelbar die römische Invasion herbeigeführt; dieses wieder einzusetzen, war Caesar gelandet, und der Zweck ward für den Augenblick erreicht. Ohne Zweifel hat Caesar sich nie darüber getäuscht, daß jene Tribute ebenso wie diese Schutzherrschaft zunächst nur Worte waren; aber diese Worte waren ein Programm, das die bleibende Besetzung der Insel durch römische Truppen herbeiführen mußte und herbeiführen sollte.

Caesar selbst kam nicht dazu, die Verhältnisse der unterworfenen Insel bleibend zu ordnen; und für seine Nachfolger war Britannien eine Verlegenheit. Die reichsunterthänig gewordenen Briten entrichteten den schuldigen Tribut gewiß nicht lange, vielleicht überhaupt niemals; das Protectorat über die Dynastie von

---

[1]) Wir sind, Dank der Freundlichkeit des Herrn Verfassers, in den Stand gesetzt, obiges Kapitel aus dem unter der Presse befindlichen und demnächst in der Weidmann'schen Buchhandlung, Berlin, erscheinenden fünften Bande der „Römischen Geschichte“ hier mitzutheilen.

Die Red. der „Deutschen Rundschau“.

Camalodunum wird noch weniger respectirt worden sein und hatte lediglich zur Folge, daß Fürsten und Prinzen dieses Hauses wieder und wieder in Rom erschienen und die Intervention der römischen Regierung gegen Nachbaren und Rivalen anriefen — so kam König Dubnovellaunus, wahrscheinlich der Nachfolger des von Caesar bestätigten Trinovantenfürsten, als Flüchtling nach Rom zu Kaiser Augustus, so später einer der Prinzen desselben Hauses zu Kaiser Gaius[1]).

In der That war die Expedition nach Britannien ein nothwendiger Theil der caesarischen Erbschaft; es hatte auch schon während der Zweiherrschaft Caesar der Sohn zu einer solchen einen Anlauf genommen und nur davon abgesehen wegen der dringenderen Nothwendigkeit, in Illyricum Ruhe zu schaffen, oder auch wegen des gespannten Verhältnisses zu Antonius, das zunächst den Parthern sowohl wie den Britannern zu Statten kam. Die höfischen Poeten aus Augustus' früheren Jahren haben die britannische Eroberung vielfach anticipirend gefeiert; das Programm Caesars also nahm der Nachfolger an und auf. Als dann die Monarchie feststand, erwartete ganz Rom, daß der Beendigung des Bürgerkrieges die britannische Expedition auf dem Fuße folgen werde; die Klagen der Poeten über den schrecklichen Hader, ohne welchen längst die Britannier im Siegeszug zum Capitol geführt worden wären, verwandelten sich in die stolze Hoffnung auf die neu zum Reich hinzutretende Provinz Britannien. Die Expedition wurde auch zu wiederholten Malen angekündigt (727. 728); dennoch stand Augustus, ohne das Unternehmen förmlich fallen zu lassen, bald von der Durchführung ab, und Tiberius hielt seiner Maxime getreu auch in dieser Frage an dem System des Vaters fest. Die nichtigen Gedanken des letzten julischen Kaisers schweiften wohl auch über den Ocean hinüber; aber ernste Dinge vermochte er nicht einmal zu planen. Erst die Regierung des Claudius nahm den Plan des Dictators wieder auf und führte ihn durch.

Welche Motive nach der einen wie nach der andern Seite hin bestimmend waren, läßt sich theilweise wenigstens erkennen. Augustus selbst hat geltend gemacht, daß die Besetzung der Insel militärisch nicht nöthig sei, da ihre Bewohner nicht im Stande seien die Römer auf dem Continent zu belästigen, und für die Finanzen nicht vortheilhaft; was aus Britannien zu ziehen sei, fließe in Form des Einfuhr- und Ausfuhrzolles der gallischen Häfen in die Kasse des

---

[1]) Allem Anschein nach sind die politischen Relationen zwischen Rom und Britannien in der Zeit vor der Eroberung wesentlich auf das von Caesar wiederhergestellte und garantirte (b. G. 5, 22) Fürstenthum der Trinovanten zu beziehen. Daß König Dubnovellaunus, der nebst einem andern ganz unbekannten Britannerfürsten bei Augustus Schutz suchte, hauptsächlich in Essex herrschte, zeigen seine Münzen (mein mon. Ancyr. 2. Ausg. p. 138 fg.). Die britannischen Fürsten, die den Augustus beschickten und seine Oberherrschaft anerkannten (denn so scheint Strabon 4, 5, 3 p. 200 gefaßt werden zu müssen; vgl. Tacitus ann. 2, 24), haben wir auch zunächst dort zu suchen. Cunobelinus, nach den Münzen der Sohn des Königs Tasciovanus, von dem die Geschichte schweigt, gestorben, wie es scheint bejahrt, zwischen 40 und 43, im Regiment also wahrscheinlich dem späteren des Augustus und denen des Tiberius und Gaius parallel gehend, residirte in Camalodunum (Dio 60, 21); um ihn und um seine Söhne dreht sich die Vorgeschichte der Invasion. Wohin Bericus, der zum Claudius kam (Dio 60, 19), gehört, wissen wir nicht, und es mögen auch andere britische Dynasten dem Beispiel derer von Colchester gefolgt sein; aber an der Spitze stehen diese.

Reiches; als Besatzung werde wenigstens eine Legion und etwas Reiterei erforderlich sein und nach Abzug der Kosten derselben von den Tributen der Insel nicht viel übrig bleiben. Dies alles war unbestreitbar richtig, ja noch keineswegs genug; die Erfahrung erwies später, daß eine Legion bei Weitem nicht ausreichte, um die Insel zu halten. Hinzuzunehmen ist, was die Regierung zu sagen allerdings keine Veranlassung hatte, daß bei der Schwäche des römischen Heeres, wie sie durch die innere Politik August's einmal herbeigeführt war, es sehr bedenklich erscheinen mußte einen erheblichen Bruchtheil desselben ein für allemal auf eine ferne Insel des Nordmeers zu bannen. Man hatte vermuthlich nur die Wahl von Britannien abzusehen oder deswegen das Heer zu vermehren; und bei Augustus hat die Rücksicht auf die innere Politik stets die auf die äußere überwogen.

Aber dennoch muß die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Unterwerfung Britanniens bei den römischen Staatsmännern vorgewogen haben. Caesar's Verhalten würde unbegreiflich sein, wenn man sie nicht bei ihm voraussetzt. Augustus hat das von Caesar gesteckte Ziel trotz seiner Unbequemlichkeit zuerst förmlich anerkannt und niemals förmlich verleugnet. Gerade die weitsichtigsten und folgerichtigsten Regierungen, die des Claudius, des Nero, des Domitian haben zu der Eroberung Britanniens den Grund gelegt oder sie erweitert; und sie ist, nachdem sie erfolgt war, nie betrachtet worden wie etwa die traianische von Dacien und Mesopotamien. Wenn die sonst so gut wie unverbrüchlich festgehaltene Regierungsmaxime, daß das römische Reich seine Grenzen nur zu erfüllen, nicht aber auszudehnen habe, allein in Betreff Britanniens dauernd bei Seite gesetzt worden ist, so liegt die Ursache darin, daß die Kelten so, wie Roms Interesse es erheischte, auf dem Continent allein nicht unterworfen werden konnten. Diese Nation war allem Anschein nach durch den schmalen Meeresarm, der England und Frankreich trennt, mehr verbunden als geschieden; dieselben Völkernamen begegnen hüben und drüben; die Grenzen der einzelnen Staaten griffen öfter über den Kanal hinüber; der Hauptsitz des hier mehr wie irgendwo sonst das ganze Volksthum durchdringenden Priesterthums waren von je her die Inseln der Nordsee. Den römischen Legionen das Festland Galliens zu entreißen vermochten diese Insulaner freilich nicht; aber wenn der Eroberer Galliens selbst und weiter die römische Regierung in Gallien andere Zwecke verfolgte als in Syrien und Aegypten, wenn die Kelten der italischen Nation angegliedert werden sollten, so war diese Aufgabe wohl unausführbar, so lange das unterworfene und das freie Keltengebiet über das Meer hin sich berührten und der Römerfeind wie der römische Deserteur in Britannien eine Freistatt fand. Zunächst genügte dafür schon die Unterwerfung der Südküste, obwohl die Wirkung natürlich sich steigerte, je weiter das freie Keltengebiet zurückgeschoben ward. Claudius besondere Rücksicht auf seine gallische Heimath und seine Kenntniß gallischer Verhältnisse mag auch hierbei mit im Spiel gewesen sein. Den Anlaß zum Kriege gab, daß eben dasjenige Fürstenthum, welches von Rom in einer gewissen Abhängigkeit stand, unter der Führung seines Königs Cunobelinus — es ist dies Shakespeare's Cymbeline — seine Herrschaft weit ausbreitete und sich von der römischen Schutzherrschaft emancipirte. Einer der Söhne desselben, Adminius,

der gegen den Vater sich aufgelehnt hatte, kam schutzbegehrend zum Kaiser Gaius, und darüber, daß dessen Nachfolger sich weigerte dem britischen Herrscher diese seine Unterthanen auszuliefern, entspann sich der Krieg zunächst gegen den Vater und die Brüder dieses Adminius. Der eigentliche Grund desselben freilich war der unerläßliche Abschluß der Unterwerfung einer bisher nur halb besiegten eng zusammenhaltenden Nation.

Daß die Besetzung Britanniens nicht erfolgen könne ohne gleichzeitige Vermehrung des stehenden Heeres, war auch die Ansicht derjenigen Staatsmänner, die sie veranlaßten; es wurden drei der Rhein-, eine der Donaulegionen dazu bestimmt, gleichzeitig aber zwei neu errichtete Legionen den germanischen Heeren zugetheilt. Zum Führer dieser Expedition und zugleich zum ersten Statthalter der Provinz wurde ein tüchtiger Soldat, Aulus Plautius ausersehen; sie ging im J. 43 nach der Insel ab. Die Soldaten zeigten sich schwierig, wohl mehr wegen der Verbannung auf die ferne Insel als aus Furcht vor dem Feinde. Einer der leitenden Männer, vielleicht die Seele des Unternehmens, der kaiserliche Cabinetssecretär Narcissus wollte ihnen Muth einsprechen — sie ließen den Sklaven vor höhnendem Zuruf nicht zu Worte kommen, aber thaten wie er wollte und schifften sich ein.

Besondere Schwierigkeit hatte die Besetzung der Insel nicht. Die Eingeborenen standen politisch wie militärisch auf derselben niedrigen Entwicklungsstufe, welche Caesar auf der Insel vorgefunden hatte. Könige oder Königinnen regierten in den einzelnen Gauen, die kein äußeres Band zusammenschloß und die in ewiger Fehde mit einander lagen. Die Mannschaften waren wohl von ausdauernder Körperkraft und von todesverachtender Tapferkeit und namentlich tüchtige Reiter. Aber der homerische Streitwagen, der hier noch eine Wirklichkeit war und auf dem die Fürsten des Landes selber die Zügel führten, hielt den geschlossenen römischen Reiterschwadronen ebenso wenig Stand wie der Infanterist ohne Panzer und Helm, nur durch den kleinen Schild vertheidigt, mit seinem kurzen Wurfspieß und seinem breiten Schwert im Nahkampf dem kurzen römischen Messer gewachsen war oder gar dem schweren Pilum des Legionars und dem Schleuderblei und dem Pfeil der leichten römischen Truppen. Der Heermasse von etwa 40 000 wohlgeschulten Soldaten hatten die Eingebornen überall keine entsprechende Abwehr entgegen zu stellen. Die Ausschiffung traf nicht einmal auf Widerstand; die Briten hatten Kunde von der schwierigen Stimmung der Truppen und die Landung nicht mehr erwartet. König Cunobelinus war kurz vorher gestorben; die Gegenwehr führten seine beiden Söhne Caratacus und Togodumnus. Der Marsch des Invasionsheeres ward sofort auf Camalodunum gerichtet und in raschem Siegeslauf gelangte es bis an die Themse; hier wurde Halt gemacht, vielleicht hauptsächlich um dem Kaiser die Gelegenheit zu geben, den leichten Lorbeer persönlich zu pflücken. Sobald er eintraf, ward der Fluß überschritten, das britische Aufgebot geschlagen, wobei Togodumnus den Tod fand, Camalodunum selber genommen. Wohl setzte der Bruder Caratacus den Widerstand hartnäckig fort und gewann sich siegend oder geschlagen einen stolzen Namen bei Freund und Feind; aber das Vorschreiten der Römer war dennoch unaufhaltsam. Ein Fürst nach dem andern ward geschlagen und abgesetzt — elf britische Könige nennt der

Ehrenbogen des Claudius als von ihm besiegt; und was den römischen Waffen nicht erlag, das ergab sich den römischen Spenden. Zahlreiche vornehme Männer nahmen die Besitzungen an, die auf Kosten ihrer Landsleute der Kaiser ihnen verlieh; auch manche Könige fügten sich in die bescheidene Lehnstellung, wie denn der der Regner (Chichester) Cogidumnus und der der Icener (Norfolk) Prasutagus eine Reihe von Jahren als Lehnfürsten die Herrschaft geführt haben. Aber in den meisten Districten der bis dahin durchgängig monarchisch regierten Insel führten die Eroberer ihre Gemeindeverfassung ein und gaben was noch zu verwalten blieb den örtlichen Vornehmen in die Hand; was denn freilich schlimme Parteiungen und innere Zerwürfnisse im Gefolge hatte. Noch unter dem ersten Statthalter scheint das gesammte Flachland bis etwa zum Humber hinauf in römische Gewalt gekommen zu sein; die Icener zum Beispiel haben bereits ihm sich ergeben. Aber nicht bloß mit dem Schwert bahnten die Römer sich den Weg. Unmittelbar nach der Einnahme wurden nach Camalodunum Veteranen geführt und die erste Stadt römischer Ordnung und römischen Bürgerrechts, die „claudische Siegescolonie“ in Britanien gegründet, bestimmt zur Landeshauptstadt. Unmittelbar nachher begann auch die Ausbeutung der britannischen Bergwerke, namentlich der ergiebigen Bleigruben; es gibt britannische Bleibarren aus dem sechsten Jahre nach der Invasion. Offenbar hat in gleicher Schleunigkeit der Strom römischer Kaufleute und Industrieller sich über das neu erschlossene Gebiet ergossen; wenn Camalodunum römische Colonisten empfing, so bildeten anderswo im Süden der Insel, namentlich an den warmen Quellen der Sulis (Bath), in Verulamium (St. Albans nordwestlich von London) und vor allem in dem natürlichen Emporium des Großverkehrs, in Londinium an der Themsemündung bloß in Folge des freien Verkehrs und der Einwanderung sich römische Ortschaften, die bald auch formell städtische Organisation erhielten. Die vordringende Fremdherrschaft machte nicht bloß in den neuen Abgaben und Aushebungen, sondern vielleicht mehr noch in Handel und Gewerbe überall sich geltend. Als Plautius nach vierjähriger Verwaltung abberufen ward, zog er, der letzte Private, der zu solcher Ehre gelangt ist, triumphirend in Rom ein und Ehren und Orden strömten herab auf die Officiere und Soldaten der siegreichen Legionen; dem Kaiser wurden in Rom und danach in anderen Städten Triumphbogen errichtet wegen des „ohne irgend welche Verluste“ errungenen Sieges; der kurz vor der Invasion geborene Kronprinz erhielt anstatt des großväterlichen den Namen Britannicus. Man wird hierin die unmilitärische, der Siege mit Verlust entwöhnte Zeit und die der politischen Altersschwäche angemessene Ueberschwenglichkeit erkennen dürfen; aber wenn die Invasion Britanniens vom militärischen Standpunkte aus nicht viel bedeuten will, so muß doch den leitenden Männern das Zeugniß gegeben werden, daß sie das Werk in energischer und folgerichtiger Weise angriffen und die peinliche und gefahrvolle Zeit des Uebergangs von der Unabhängigkeit zur Fremdherrschaft in Britannien eine ungewöhnlich kurze war.

Nach dem ersten raschen Erfolg freilich entwickelten auch hier sich die Schwierigkeiten und selbst die Gefahren, welche die Besetzung der Insel nicht bloß den Eroberten brachte, sondern auch den Eroberern.

Des Flachlandes war man Herr, aber nicht der Berge noch des Meeres.

Vor allem der Westen machte den Römern zu schaffen. Zwar im äußersten Südwest, im heutigen Cornwall, hielt sich das alte Volksthum wohl mehr, weil die Eroberer sich um diese entlegene Ecke wenig kümmerten, als weil es geradezu sich gegen sie auflehnte. Aber die Siluren im Süden des heutigen Wales und ihre nördlichen Nachbaren, die Ordoviker, trotzten beharrlich den römischen Waffen; die den letzteren anliegende Insel Mona (Anglesey) war der rechte Herd der nationalen und religiösen Gegenwehr. Nicht die Bodenverhältnisse allein hemmten das Vordringen der Römer; was Britannien für Gallien gewesen, das war jetzt für Britannien und insbesondere für diese Westküste die große Insel Ivernia; die Freiheit drüben ließ die Fremdherrschaft hüben nicht feste Wurzel fassen. Deutlich erkennt man an der Anlegung der Legionslager, daß die Invasion hier zum Stehen kam. Unter Plautius Nachfolger wurde das Lager für die vierzehnte Legion am Einfluß des Tern in den Severn bei Viroconium (Wroxeter unweit Shrewsbury) angelegt, vermuthlich um dieselbe Zeit südlich davon das von Isca (Caerleon = castra legionis) für die zweite, nördlich das von Deva (Chester = castra) für die zwanzigste; diese drei Lager schlossen das wallische Gebiet ab gegen Süden, Norden und Westen und schützten also das befriedete Land gegen das frei gebliebene Gebirge. Dorthin warf sich, nachdem seine Heimath römisch geworden war, der letzte Fürst von Camalodunum, Caratacus. Er wurde von dem Nachfolger des Plautius, Publius Ostorius Scapula, im Ordovikergebiet geschlagen und bald darauf von den geschreckten Briganten, zu denen er geflüchtet war, den Römern ausgeliefert (51) und mit all den Seinen nach Italien geführt. Verwundert fragte er, als er die stolze Stadt sah, wie es die Herren solcher Paläste nach den armen Hütten seiner Heimath verlangen könnte. Aber damit war der Westen keineswegs bezwungen; die Siluren vor allem verharrten in hartnäckiger Gegenwehr, und daß der römische Feldherr ankündigte, sie bis auf den letzten Mann ausrotten zu wollen, trug auch nicht dazu bei sie fügsamer zu machen. Der unternehmende Statthalter Gaius Suetonius Paullinus versuchte einige Jahre später (61) den Hauptsitz des Widerstandes, die Insel Mona in römische Gewalt zu bringen und trotz der wüthenden Gegenwehr, welche ihn hier empfing und in der die Priester und die Weiber vorangingen, fielen die heiligen Bäume, unter denen mancher römische Gefangene geblutet hatte, unter den Aexten der Legionare. Aber aus der Besetzung dieses letzten Asyls der keltischen Priesterschaft entwickelte sich eine gefährliche Krisis in dem unterworfenen Gebiete selbst und die Eroberung Mona's zu vollenden war dem Statthalter nicht beschieden.

Auch in Britannien hatte die Fremdherrschaft die Probe der nationalen Insurrection zu bestehen. Was Mithradates in Kleinasien, Vercingetorix bei den Kelten des Continents, Civilis bei den unterworfenen Germanen unternahmen, das versuchte bei den Inselkelten eine Frau, die Gattin eines jener von Rom bestätigten Vasallenfürsten, die Königin der Icener Boudicca. Ihr verstorbener Gatte hatte, um seiner Frau und seiner Töchter Zukunft zu sichern, seine Herrschaft dem Kaiser Nero vermacht, sein Vermögen zwischen ihm und den Seinigen getheilt. Der Kaiser nahm die Erbschaft an, aber was ihm nicht zufallen sollte, dazu; die fürstlichen Vettern wurden in Ketten gelegt, die Wittwe geschlagen,

die Töchter in schändlicherer Weise mißhandelt. Dazu kam andere Unbill des späteren neronischen Regiments. Die in Camalodunum angesiedelten Veteranen jagten die früheren Besitzer von Haus und Hof, wie es ihnen beliebte, ohne daß die Behörden dagegen einschritten. Die vom Kaiser Claudius verliehenen Geschenke wurden als widerrufliche Gaben eingezogen. Römische Minister, die zugleich Geldgeschäfte machten, trieben auf diesem Wege die britannischen Gemeinden eine nach der anderen zum Bankerott. Der Moment war günstig. Der mehr tapfere als vorsichtige Statthalter Paullinus befand sich, wie gesagt wurde, mit dem Kern der römischen Armee auf der entlegenen Insel Mona, und dieser Angriff auf den heiligsten Sitz der nationalen Religion erbitterte ebenso die Gemüther wie er dem Aufstande den Weg ebnete. Der alte gewaltige Keltenglaube, der den Römern so viel zu schaffen gemacht, loderte noch einmal, zum letzten Mal, in mächtiger Flamme empor. Die geschwächten und weitgetrennten Legionslager im Westen und im Norden gewährten dem ganzen Südosten der Insel mit seinen aufblühenden römischen Städten keinen Schutz. Vor allem die Hauptstadt Camalodunum war völlig wehrlos, eine Besatzung nicht vorhanden, die Mauern nicht vollendet, wohl aber der Tempel ihres kaiserlichen Stifters, des neuen Gottes Claudius. Der Westen der Insel, wahrscheinlich niedergehalten durch die dort stehenden Legionen, scheint sich bei der Schilderhebung nicht betheiligt zu haben und ebenso wenig der nicht botmäßige Norden; aber, wie das bei keltischen Aufständen öfter vorgekommen ist, es erhob sich im Jahre 61 auf die vereinbarte Losung das ganze übrige unterworfene Gebiet auf einen Schlag gegen die Fremden, voran die aus ihrer Hauptstadt vertriebenen Trinovanten. Der zweite Befehlshaber, der zur Zeit den Statthalter vertrat, der Procurator Decianus Catus, hatte im letzten Augenblick, was er von Soldaten hatte, dieser zum Schutz gesandt: es waren 200 Mann. Sie wehrten sich mit den Veteranen und den sonstigen waffenfähigen Römern zwei Tage im Tempel: dann wurden sie überwältigt und was in der Stadt römisch war, umgebracht bis auf den letzten. Das gleiche Schicksal erfuhr das Hauptemporium des römischen Handels Londinium und eine dritte aufblühende römische Stadt Verulamium, nicht minder die auf der Insel zerstreuten Ausländer — es war eine nationale Vesper gleich jener mithradatischen — und die Zahl der Opfer — angeblich 70,000 — nicht geringer. Der Procurator gab die Sache Roms verloren und flüchtete nach dem Continent. Auch die römische Armee ward in die Katastrophe verwickelt. Eine Anzahl zerstreuter Detachements und Besatzungen erlag den Angriffen der Insurgenten. Quintus Petillius Cerialis, der im Lager von Lindum den Befehl führte, marschirte auf Camalodunum mit der neunten Legion; zur Rettung kam er zu spät und verlor, von ungeheurer Uebermacht angegriffen, in der Feldschlacht sein gesammtes Fußvolk; das Lager erstürmten die Briganten. Es fehlte nicht viel, daß den obersten Feldherrn das gleiche Schicksal erreichte. Eilig zurückkehrend von der Insel Mona rief er die bei Isca stehende zweite Legion heran; aber sie gehorchte dem Befehle nicht und mit nur etwa 10,000 Mann mußte Paullinus den ungleichen Kampf gegen das zahllose und siegreiche Insurgentenheer aufnehmen. Wenn je der S[illegible]
Fehler der Führung gut gemacht hat, so war es an dem Tage, [illegible]

Haufen, hauptsächlich die seitdem gefeierte 14. Legion, wohl zu seiner eigenen Ueberraschung den vollen Sieg erfocht und die römische Herrschaft in Britannien abermals festigte; viel fehlte nicht, daß Paullinus Name neben dem des Varus genannt worden wäre. Aber der Erfolg entscheidet, und hier blieb er den Römern[1]). Der schuldige Commandant der ausgebliebenen Legion kam dem Kriegsgericht zuvor und stürzte sich in sein Schwert. Die Königin Boudicca trank den Giftbecher. Der übrigens tapfere Feldherr wurde zwar nicht in Untersuchung gezogen, wie Anfangs die Absicht der Regierung zu sein schien, aber bald unter einem schicklichen Vorwand abgerufen.

Die Unterwerfung der westlichen Theile der Insel wurde von Paullinus' Nachfolgern nicht sogleich fortgesetzt. Erst der tüchtige Feldherr Sextus Julius Frontinus unter Vespasian zwang die Siluren zur Anerkennung der römischen Herrschaft; sein Nachfolger Gnaeus Julius Agricola führte nach harten Kämpfen mit den Ordovikern das aus, was Paullinus nicht erreicht hatte, und besetzte im Jahre 78 die Insel Mona. Nachher ist von activem Widerstand in diesen Gegenden nicht die Rede; das Lager von Viroconium konnte, wahrscheinlich um diese Zeit, aufgehoben, die dadurch frei gewordene Legion im nördlichen Britannien verwendet werden. Aber die anderen beiden Legionslager von Isca und von Deva sind noch bis in die diocletianische Zeit an Ort und Stelle geblieben und erst in dem späteren Besatzungsstand verschwunden. Wenn dabei auch politische Rücksichten mitgewirkt haben mögen, so ist doch der Widerstand des Westens wahrscheinlich, vielleicht gestützt auf Verbindungen mit Ivernia, auch später noch fortgeführt worden. Dafür spricht ferner das völlige Fehlen römischer Spuren in dem inneren Wales und das daselbst bis auf den heutigen Tag sich behauptende keltische Volksthum.

Im Norden bildete den Mittelpunkt der römischen Stellung östlich von Viroconium das Lager der neunten spanischen Legion in Lindum (Lincoln). Zunächst mit diesem berührte sich in Nordengland das mächtigste Fürstenthum der Insel, das der Briganten (Yorkshire); es hatte sich nicht eigentlich unterworfen, aber die Königin Cartimandus suchte doch mit den Eroberern Frieden

---

[1]) Eine schlechtere Relation als die des Tacitus über diesen Krieg. 14, 31—39 ist selbst bei diesem unmilitärischsten aller Schriftsteller kaum aufzufinden. Wo die Truppen standen und wo die Schlachten geliefert wurden, hören wir nicht, dafür aber von Zeichen und Wundern genug und leere Worte nur zu viel. Die wichtigen Thatsachen, die im Leben des Agricola 31 erwähnt werden, fehlen im Hauptbericht, insonderheit die Erstürmung des Lagers. Daß Paullinus von Mona kommend nicht bedacht ist die Römer im Südosten zu retten, sondern seine Truppen zu vereinigen, begreift sich, aber nicht, warum er, wenn er Londinium aufopfern wollte, deswegen dahin marschirt. Ist er wirklich dorthin gekommen, so kann er nur mit einer persönlichen Bedeckung ohne das Corps, das er auf Mona bei sich gehabt, dort erschienen sein; was freilich auch keinen Sinn hat. Das Gros der römischen Truppen, sowohl der von Mona zurückgeführten wie der sonst noch vorhandenen, kann nach Aufreibung der neunten Legion nur auf der Linie Deva—Viroconium—Isca gestanden haben; Paullinus schlug die Schlacht mit den beiden in den beiden ersten dieser Lager stehenden Legionen, der 14. und der (unvollständigen) 20. Daß Paullinus schlug, weil er schlagen mußte, sagt Dio 62, 1—12, und wenngleich dessen Erzählung sonst auch
werden kann, um die des Tacitus zu bessern, so scheint dies durch die Sachlage

zu halten und erwies sich ihnen gefügig. Die Partei der Römerfeinde hatte hier im Jahre 50 loszuschlagen versucht, aber der Versuch war rasch unterdrückt worden. Caratacus, im Westen geschlagen, hatte gehofft seinen Widerstand im Norden fortsetzen zu können, aber die Königin lieferte ihn, wie schon gesagt ward, den Römern aus. Diese inneren Zwistigkeiten und häuslichen Händel müssen dann in dem Aufstand gegen Paullinus, bei dem wir die Briganten in einer führenden Stellung fanden und der eben die Legion des Nordens mit seiner ganzen Schwere traf, mit im Spiel gewesen sein. Indeß war die römische Partei der Briganten einflußreich genug, um nach Niederwerfung des Aufstandes die Wiederherstellung des Regiments der Cartimandus zu erlangen. Aber einige Jahre nachher bewirkte die Patriotenpartei daselbst, getragen durch die Losung des Abfalles von Rom, welche während des Bürgerkrieges nach Nero's Katastrophe den ganzen Westen erfüllte, eine neue Schilderhebung der Briganten gegen die Fremdherrschaft, an deren Spitze Cartimandus früherer von ihr beseitigter und beleidigter Gemahl, der kriegserfahrene Venutius stand; erst nach längeren Kämpfen bezwang Petillius Cerialis das mächtige Volk, derselbe, der unter Paullinus nicht glücklich gegen eben diese Briten gefochten hatte, jetzt einer der namhaftesten Feldherren Vespasian's und der erste von ihm ernannte Statthalter der Insel. Der allmälig nachlassende Widerstand des Westens machte es möglich, die eine der drei bisher dort stationirten Legionen mit der in Lindum stehenden zu vereinigen und das Lager selbst von Lindum nach dem Hauptort der Briganten Eburacum (York) vorzuschieben. Indeß so lange der Westen ernstliche Gegenwehr leistete, geschah im Norden nichts weiter für die Ausdehnung der römischen Grenze; am caledonischen Walde, sagt ein Schriftsteller vespasianischer Zeit, stocken seit dreißig Jahren die römischen Waffen. Erst Agricola griff, nachdem er im Westen fertig war, die Unterwerfung auch des Nordens energisch an. Er schuf vor Allem sich eine Flotte, ohne welche die Verpflegung der Truppen in diesen wenige Hilfsmittel darbietenden Gebirgen unmöglich gewesen sein würde. Gestützt auf diese gelangte er unter Titus (J. 80) bis an die Tava-Bucht (Frith of Tay) in die Gegend von Perth und Dundee und wandte die drei folgenden Feldzüge daran', die weiten Landstriche zwischen dieser Bucht und der bisherigen römischen Grenze an beiden Meeren genau zu erkunden, den örtlichen Widerstand überall zu brechen und an den geeigneten Stellen Verschanzungen anzulegen, wobei namentlich die natürliche Vertheidigungslinie, welche durch die beiden tief einschneidenden Buchten Clota (Frith of Clyde) bei Glasgow und Bodotria (Frith of Forth) bei Edinburgh gebildet wird, zum Rückhalt ausersehen ward. Dieser Vorstoß rief das gesammte Hochland unter die Waffen; aber die gewaltige Schlacht, welche die vereinigten caledonischen Stämme den Legionen zwischen den beiden Buchten Forth und Tay an den graupischen Bergen lieferten, endigte mit dem Siege Agricola's. Nach seiner Ansicht mußte die Unterwerfung der Insel, einmal begonnen, auch vollendet, ja auch auf Ivernia ausgedehnt werden; und es ließ sich dafür mit Rücksicht auf das römische Britannien geltend machen, was mit Rücksicht auf Gallien die Besetzung der Insel herbeigeführt hatte; hinzu kam, daß bei energischer Durchführung der Besetzung des

gesammten Inselcomplexes der Aufwand an Menschen und Geld für die Zukunft wahrscheinlich sich verringert haben würde.

Die römische Regierung folgte diesen Rathschlägen nicht. Wie weit bei der Rückberufung des siegreichen Feldherrn im J. 85, der übrigens länger, als sonst der Fall zu sein pflegte, im Amte geblieben war, persönliche und gehässige Motive mitgewirkt haben, muß dahingestellt bleiben; das Zusammentreffen der letzten Siege des Generals in Schottland und der ersten Niederlagen des Kaisers im Donauland war allerdings in hohem Grade peinlich. Aber für das Einstellen der Operationen in Britannien und für die wie es scheint damals erfolgte Abberufung einer der vier Legionen, mit denen Agricola seine Feldzüge ausgeführt hatte, nach Pannonien, gibt die damalige militärische Lage des Staates, die Ausdehnung der römischen Herrschaft auf dem rechten Rheinufer in Obergermanien und der Ausbruch der gefährlichen Kriege in Pannonien, eine völlig hinreichende Erklärung. Das freilich ist damit nicht erklärt, warum hiermit dem Vordringen gegen Norden überhaupt ein Ziel gesetzt und Nordschottland sowohl wie Irland sich selber überlassen wurden. Daß seitdem die Regierung, nicht wegen Zufälligkeiten der augenblicklichen Lage, sondern ein für allemal von der Vorschiebung der Reichsgrenze absah und daran bei allem Wechsel der Persönlichkeiten festhielt, lehrt die gesammte spätere Geschichte der Insel und lehren insbesondere die gleich zu erwähnenden mühsamen und kostspieligen Wallbauten. Ob sie im rechten Interesse des Staates auf die Vollendung der Eroberung verzichtet hat, ist eine andere Frage. Daß die Reichsfinanzen bei dieser Erweiterung der Grenzen nur einbüßen würden, wurde auch jetzt ebenso geltend gemacht wie früher gegen die Besetzung der Insel selbst, konnte aber freilich nicht entscheiden. Militärisch durchführbar war die Besetzung so, wie Agricola sie gedacht hatte, ohne Zweifel ohne wesentliche Schwierigkeit. Aber ins Gewicht mochte die Erwägung fallen, daß die Romanisirung der noch freien Gebiete große Schwierigkeit bereitet haben würde wegen der Stammesverschiedenheit. Die Kelten im eigentlichen England gehörten durchaus zu denen des Festlandes; Volksname, Glaube, Sprache waren beiden gemeinsam. Wenn die keltische Nationalität des Continents einen Rückhalt an der Insel gefunden hatte, so griff umgekehrt die Romanisirung Galliens nothwendig auch nach England hinüber, und diesem vornehmlich verdankte es Rom, daß in so überraschender Schnelligkeit Britannien sich gleichfalls romanisirte. Aber die Bewohner Irlands und Schottlands gehörten einem anderen Stamme an und redeten eine andere Sprache; ihr Gadhelisch verstand der Brite wahrscheinlich so wenig wie der Germane die Sprache der Scandinaven. Als Barbaren wildester Art werden die Caledonier — mit den Ivernern haben die Römer sich kaum berührt — durchaus geschildert. Andererseits waltete der Eichenpriester (Derwydd, D r u i d a) seines Amtes an der Rhone wie in Anglesey, aber nicht auf der Insel des Westens noch in den Bergen des Nordens. Wenn die Römer den Krieg hauptsächlich geführt hatten, um das Druidengebiet ganz in ihre Gewalt zu bringen, so war dieses Ziel einigermaßen erreicht. Ohne Frage hätten in anderer Zeit alle diese Erwägungen die Römer nicht vermocht, auf die so nahe gerückte Seegrenze im Norden zu verzichten, und wenigstens Caledonien wäre besetzt worden. Aber weitere Landschaften mit römischem Wesen zu durch-

dringen vermochte das damalige Rom nicht mehr; die zeugende Kraft und der vorschreitende Volksgeist waren aus ihm entwichen. Wenigstens diejenige Eroberung, die nicht durch Verordnungen und Märsche erzwungen werden kann, wäre, wenn man sie versucht hätte, schwerlich gelungen.

Es kam also darauf an, die Nordgrenze für die Vertheidigung in geeigneter Weise einzurichten, und darum dreht sich fortan hier die militärische Arbeit. Der militärische Mittelpunkt blieb Eburacum. Das weite von Agricola besetzte Gebiet wurde festgehalten und mit Castellen belegt, die als vorgeschobene Posten für das zurückliegende Hauptquartier dienten; wahrscheinlich ist der größte Theil der nicht legionaren Truppen zu diesem Zweck verwendet worden. Später folgte die Anlage zusammenhängender Befestigungslinien. Die erste der Art rührt von Hadrian her und ist auch insofern merkwürdig, als sie in gewissem Sinn bis auf den heutigen Tag noch besteht und vollständiger bekannt ist als irgend eine andere der großen militärischen Bauten der Römer. Es ist genau genommen eine von Meer zu Meer in der Länge von etwa 16 deutschen Meilen westlich an den Solway Frith, östlich an die Mündung der Tyne führende, nach beiden Seiten hin festungsmäßig geschützte Heerstraße. Die Vertheidigung bildet nördlich eine gewaltige, ursprünglich mindestens 16 Fuß hohe und 8 Fuß dicke, an beiden Außenseiten aus Quadersteinen erbaute, dazwischen mit Bruchsteinen und Mörtel ausgefüllte Mauer, vor welcher ein nicht minder imponirender 9 Fuß tiefer, oben bis 34 Fuß und mehr breiter Graben sich hinzieht. Gegen Süden ist die Straße geschützt durch zwei parallele, noch jetzt 6—7 Fuß hohe Erddämme, zwischen denen ein 7 Fuß tiefer Graben mit einem nach Süden aufgehöhten Rande sich hinzieht, so daß die Anlage von Damm zu Damm eine Gesammtbreite von 24 Fuß hat. Zwischen der Steinmauer und den Erddämmen auf der Straße selbst liegen die Lagerplätze und Wachthäuser, nämlich in der Entfernung einer kleinen Meile von einander die Cohortenlager, angelegt als selbständig wehrfähige Castelle mit Thoröffnungen nach allen vier Seiten; zwischen je zweien derselben eine kleinere Anlage ähnlicher Art mit Ausfallsthoren nach Norden und Süden; zwischen je zweien von diesen vier kleinere Wachthäuser in Rufweite von einander. Diese Anlage von großartiger Solidität, welche als Besatzung 10—12,000 Mann erfordert haben muß, bildete seitdem das Fundament der militärischen Operationen im nördlichen England. Eigentlicher Grenzwall war sie nicht; vielmehr haben nicht bloß die schon seit Agricola's Zeit weit darüber hinaus vorgeschobenen Posten daneben fortbestanden, sondern es ist späterhin, zuerst unter Pius, dann in umfassenderer Weise unter Severus gleichsam als Vorposten für den Hadrianswall[1]) die schon von Agricola

[1]) Die Meinung, daß der nördliche Wall an die Stelle des südlichen getreten sei, ist ebenso verbreitet wie unhaltbar; die Cohortenlager am Hadrianswall, wie sie uns die Inschriften des zweiten Jahrhunderts zeigen, bestanden im Wesentlichen unverändert noch am Ende des dritten (denn dieser Epoche gehört der betreffende Abschnitt der Notitia an). Beide Anlagen haben neben einander bestanden, seit die jüngere hinzugetreten war; auch zeigt die Masse der Denkmäler am Severuswall mit Evidenz, daß er bis zum Ende der römischen Herrschaft in Britannien besetzt geblieben ist. — Der Bau des Severus kann nur auf die nördliche Anlage bezogen werden. Einmal war die Anlage des Hadrian von der Art, daß eine etwaige Wiederherstellung unmöglich,

mit einer Postenreihe besetzte, um die Hälfte kürzere Linie vom Frith of Clyde zum Frith of Forth in ähnlicher, aber schwächerer Weise befestigt worden. Der Anlage nach war diese Linie von der hadrianischen nur insofern verschieden, als sie sich auf einen ansehnlichen Erdwall mit Graben davor und Straße dahinter beschränkte, nach Süden also nicht zur Vertheidigung eingerichtet war; im Uebrigen schloß auch sie eine Anzahl kleinerer Lager in sich. An dieser Linie endigten die römischen Reichsstraßen, und obwohl auch jenseit dieser noch römische Posten standen — der nördlichste Punkt, auf dem der Grabstein eines römischen Soldaten sich gefunden hat, ist Ardoch zwischen Stirling und Perth —, kann die Grenze der Züge Agricola's, der Frith of Tay, auch später noch als die Grenze des römischen Reiches angesehen werden.

Weniger als von diesen imponirenden Vertheidigungsanlagen wissen wir von der Anwendung, die sie gefunden haben und überhaupt den späteren Ereignissen auf diesem fernen Kriegsschauplatze. Unter Hadrian ist eine schwere Katastrophe hier eingetreten, allem Anschein nach ein Ueberfall des Lagers von Eburacum und die Vernichtung der dort stehenden Legion, derselben neunten, die im Boudiccakriege so unglücklich gefochten hatte. Wahrscheinlich ist diese nicht durch feindlichen Einfall herbeigeführt, sondern durch den Abfall der nördlichen als reichsunterthänig geltenden Völkerschaften, insbesondere der Briganten. Damit wird in Verbindung zu bringen sein, daß der Hadrianswall ebenso gegen Süden wie gegen Norden Front macht; offenbar war er auch dazu bestimmt, das nur oberflächlich unterworfene Nordengland niederzuhalten. Auch unter Hadrian's Nachfolger Pius haben hier Kämpfe stattgefunden, an denen die Briganten wieder betheiligt waren; doch läßt sich Genaueres nicht erkennen. Der erste ernstliche Angriff auf diese Reichsgrenze und die erste nachweisliche Ueberschreitung der Mauer — ohne Zweifel derjenigen des Pius — erfolgte unter Marcus und weiter unter Commodus; wie denn auch Commodus der erste Kaiser ist, der den Siegesbeinamen des Britannikers angenommen hat, nachdem der tüchtige General Ulpius Marcellus die Barbaren zu Paaren getrieben hatte. Aber das Sinken der römischen Macht tritt seitdem hier ebenso hervor wie an der Donau und am Euphrat. In den unruhigen Anfangsjahren des Severus hatten die Caledonier ihre Zusage, sich nicht mit den römischen Unterthanen einzulassen,

---

wie dies von der severischen gesagt wird, als Neubau aufgefaßt werden konnte; aber die Anlage des Pius war ein bloßer Erddamm (murus cespiticius vita c. 5) und unterliegt hier die gleiche Annahme minderem Bedenken. Zweitens paßt die Länge des Severuswalles von 32 Milien (Victor epit. 20; die unmögliche Zahl 132 ist ein Schreibfehler unserer Handschriften des Eutropius 8, 19 — wo Paulus das Richtige bewahrt hat —, der dann von Hieronymus J. Abr. 2221, Orosius 7, 17, 7 und Cassiodor zum J. 207 übernommen worden ist) nicht auf den Hadrianswall von 80 Milien; aber die Anlage des Pius, die nach den inschriftlichen Erhebungen etwa 40 Milien lang war, kann wohl gemeint sein, da die Endpunkte der severischen Anlage an den beiden Meeren recht wohl andere und näher gelegene gewesen sein können. Wenn endlich nach Dio 76, 12 von der Mauer, welche die Insel in zwei Theile theilt, nördlich die Caledonier, südlich die Maeaten wohnen, so sind zwar die Wohnsitze der letzteren sonst nicht bekannt (vgl. 75, 5), können aber unmöglich, auch nach der Schilderung, die Dio von ihrer Gegend macht, südlich vom Hadrianswall angesetzt und die der Caledonier bis an diesen erstreckt werden. Also ist hier die Linie Glasgow-Edinburgh gemeint.

gebrochen, und auf sie gestützt ihre südlichen Nachbarn, die Maeaten, den römischen Statthalter Lupus genöthigt, gefangene Römer mit großen Summen zu lösen. Dafür traf sie Severus schwerer Arm nicht lange vor seinem Tode; er drang in ihr eigenes Gebiet ein und zwang sie zur Abtretung beträchtlicher Strecken, aus welchen freilich, nachdem der alte Kaiser im Jahre 211 im Lager von Eburacum gestorben war, seine Söhne die Besatzungen sofort freiwillig zurückzogen, um der lästigen Vertheidigung überhoben zu sein. — Aus dem dritten Jahrhundert wird von den Schicksalen der Insel kaum etwas gemeldet. Da keiner der Kaiser bis auf Diocletian und seine Collegen den Siegernamen von der Insel geführt hat, mögen ernstere Kämpfe hier nicht stattgefunden haben, und wenn auch in dem Landstrich zwischen den Wällen des Pius und des Hadrianus das römische Wesen wohl nie festen Fuß gefaßt hat, scheint doch wenigstens der Hadrianswall, was er sollte, auch damals geleistet und hinter ihm die fremdländische Civilisation gesichert sich entwickelt zu haben. In der Zeit Diocletian's finden wir den Bezirk zwischen beiden Wällen geräumt, aber den Hadrianswall nach wie vor besetzt und das übrige römische Heer zwischen ihm und dem Hauptquartier Eburacum cantonnirend zur Abwehr der seitdem oft erwähnten Raubzüge der Caledonier, oder wie sie jetzt gewöhnlich heißen, der Tättowirten (picti) und der von Ivernia her einströmenden Scoten. — Eine ständige Flotte haben die Römer in Britannien gehabt; aber wie das Seewesen immer die schwache Seite der römischen Wehrordnung geblieben ist, war auch die britische Flotte nur unter Agricola vorübergehend von Bedeutung.

Wenn, wie dies wahrscheinlich ist, die Regierung darauf gerechnet hatte nach erfolgter Besetzung der Insel den größten Theil der dorthin gesandten Truppen zurücknehmen zu können, so erfüllte diese Hoffnung sich nicht: nur eine der entsendeten vier Legionen ist, wie wir sahen, unter Domitian abgerufen worden; die drei anderen müssen unentbehrlich gewesen sein, denn es ist nie der Versuch gemacht worden sie zu verlegen. Dazu kamen die Auxilien, die zu dem wenig einladenden Dienst auf der abgelegenen Nordseeinsel dem Anschein nach im Verhältniß stärker als die Bürgertruppen herangezogen wurden. In der Schlacht am graupischen Berge im J. 84 fochten außer den vier Legionen 8000 zu Fuß und 3000 zu Pferde von den Hilfssoldaten. Für die Zeit von Traian und Hadrian, wo von diesen in Britannien 6 Alen und 21 Cohorten, zusammen etwa 15,000 Mann standen, wird man das gesammte britannische Heer auf etwa 30,000 Mann anzuschlagen haben. Britannien war von Haus aus ein Commandobezirk ersten Ranges, den beiden rheinischen und dem syrischen vielleicht im Rang, aber nicht an Bedeutung nachstehend, gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts wahrscheinlich die angesehenste aller Statthalterschaften. Es lag nur an der weiten Entfernung, daß die britannischen Legionen in der Corpsparteiung der früheren Kaiserzeit in zweiter Reihe erscheinen; bei dem Corpskrieg nach dem Erlöschen des antoninischen Hauses fochten sie in der ersten. Darum aber war es auch eine der Consequenzen des Sieges des Severus, daß die Statthalterschaft getheilt ward. Seitdem standen die beiden Legionen von Isca und Deva unter dem Legaten der oberen, die eine von Eburacum und die Truppen an den Wällen, also die Hauptmasse der Auxilien, unter dem der unteren

Provinz. Wahrscheinlich ist die Verlegung der ganzen Besatzung nach dem Norden, die, wie oben bemerkt ward, nach bloß militärischen Rücksichten wohl zweckmäßig gewesen sein würde, mit deswegen unterblieben, weil sie einem Statthalter drei Legionen in die Hand gegeben hätte.

Daß finanziell die Provinz mehr kostete, als sie eintrug, kann hiernach nicht verwundern. Für die Wehrkraft des Reiches dagegen kam Britannien erheblich in Betracht; das Compensationsverhältniß von Besteuerung und Aushebung wird auch für die Insel in Anwendung gekommen sein und die britischen Truppen galten neben den illyrischen für die besten der Armee. Gleich anfänglich sind dort sieben Cohorten aus den Eingeborenen aufgestellt und diese weiter bis auf Hadrian stetig vermehrt worden; nachdem dieser das System aufgebracht hatte, die Truppen möglichst aus ihren Garnisonbezirken zu recrutiren, scheint Britannien dies für seine starke Besatzung wenigstens zum großen Theil geleistet zu haben. Es war ein ernster und tapferer Sinn in den Leuten; sie trugen die Steuern und die Aushebung willig, nicht aber Hoffahrt und Brutalität der Beamten.

Für die innere Ordnung Britanniens bot als Grundlage sich die dort zur Zeit der Eroberung bestehende Gauverfassung, welche, wie schon bemerkt ward, von derjenigen der Kelten des Continents sich nur darin wesentlich entfernte, daß die einzelnen Völkerschaften der Insel, es scheint sämmtlich, unter Fürsten standen. Aber diese Ordnung scheint nicht beibehalten und der Gau (civitas) in Britannien wie in Spanien ein geographischer Begriff geworden zu sein; wenigstens ist es kaum anders zu erklären, daß die britannischen Völkerschaften genau genommen verschwinden, so wie sie unter römische Herrschaft gerathen, und von den einzelnen Gauen nach ihrer Unterwerfung so gut wie gar nicht die Rede ist. Wahrscheinlich sind die einzelnen Fürstenthümer, wie sie unterworfen und eingezogen wurden, in kleinere Gemeinden zerschlagen worden; es ward dies dadurch erleichtert, daß auf der Insel sich nicht, wie auf dem Continent, eine ohne monarchische Spitze geordnete Gauverfassung vorfand. Damit hängt auch wohl zusammen, daß, während die gallischen Gaue eine gemeinsame Hauptstadt und in dieser eine politische und religiöse Gesammtvertretung besessen haben, von Britannien nichts Aehnliches gemeldet wird. Gefehlt hat der Provinz ein Concilium und ein gemeinsamer Kaisercultus nicht; aber wäre der Altar des Claudius in Camalodunum auch nur annähernd gewesen, was der des Augustus in Lugudunum, so würde davon wohl etwas verlauten. Die freie und große politische Gestaltung, welche dem gallischen Lande von Caesar gewährt und von seinem Sohne bestätigt worden war, paßt in den Rahmen der späteren Kaiserpolitik nicht mehr. — Von der mit der Invasion ziemlich gleichzeitigen Gründung der Colonie Camalodunum war schon die Rede, wie es auch bereits hervorgehoben wurde, daß die italische Stadtverfassung früh in einer Reihe britannischer Ortschaften eingeführt worden ist. Auch hierin ist Britannien mehr nach dem Muster Spaniens als nach dem des keltischen Continents behandelt worden.

Die inneren Zustände Britanniens müssen, trotz der allgemeinen Gebrechen des Reichsregiments, wenigstens im Vergleich mit anderen Gebieten nicht ungünstige gewesen sein. Kannte man im Norden nur Jagd und Weide und waren

hier die Einwohner wie die Anwohner zu Fehde und Raub jederzeit bei der Hand, so entwickelte sich der Süden in dem ungestörten Friedensstand vor allem durch Ackerbau, daneben durch Viehzucht und Bergwerksbetrieb zu mäßiger Wohlfahrt: die gallischen Redner der diocletianischen Zeit preisen den Reichthum der fruchtbaren Insel und oft genug haben die Rheinlegionen ihr Getreide aus Britannien empfangen. — Das Straßennetz der Insel, das ungemein entwickelt ist und für das namentlich Hadrian in Verbindung mit seinem Wallbau viel gethan hat, hat natürlich zunächst militärischen Zwecken gedient; aber neben, ja vor den Legionslagern nimmt Londinium darin einen Platz ein, welcher seine leitende Stellung im Verkehr deutlich vor Augen bringt. Nur in Wales gab es Reichsstraßen allein in der nächsten Nähe der römischen Lager, von Isca nach Nidum (Neath) und von Deva zur Ueberfahrt nach Mona. — Zu der Romanisirung verhielt sich das römische Britannien ähnlich wie das nördliche und mittlere Gallien. Die nationalen Gottheiten, der Mars Belatucadrus oder Cocidius, die der Minerva gleichgesetzte Göttin Sulis, nach welcher die heutige Stadt Bath hieß, sind auch in lateinischer Sprache noch vielfach auf der Insel verehrt worden. Ein exotisches Gewächs ist die aus Italien eindringende Sprache und Sitte auf der Insel noch mehr gewesen als auf dem Continent; noch gegen das Ende des ersten Jahrhunderts lehnten die angesehenen Familien dort sowohl die lateinische Sprache ab wie die römische Tracht. Die großen städtischen Centren, die eigentlichen Herde der neuen Cultur, sind in Britannien schwächer entwickelt; wir wissen nicht bestimmt, welche englische Stadt für das Concilium der Provinz und die gemeinschaftliche Kaiserverehrung als Sitz gedient und in welchem der drei Legionslager der Statthalter der Provinz residirt hat; wenn, wie es scheint, die Civilhauptstadt Britanniens Camalodunum gewesen ist, die Militärhauptstadt Eburacum, so kann dieses sich so wenig mit Mainz messen wie jenes mit Lyon. Die Trümmerstätten auch der namhaften Ortschaften, der claudischen Veteranenstadt Camalodunum und der volkreichen Kaufstadt Londinium, nicht minder die vielhundertjährigen Legionslager von Deva, Isca, Eburacum haben Inschriftsteine nur in geringfügiger Zahl, namhafte Städte römischen Rechts wie die Colonie Glevum (Gloucester), das Municipium Verulamium bis jetzt nicht einen einzigen ergeben; die Sitte des Denksteinsetzens, auf deren Ergebnisse wir für solche Fragen großentheils angewiesen sind, hat in Britannien nie recht durchgeschlagen. Im inneren Wales und in anderen weniger zugänglichen Strichen sind römische Denkmäler überhaupt nicht zum Vorschein gekommen. Daneben aber stehen deutliche Zeugen des von Tacitus hervorgehobenen regen Handels und Verkehrs, so die zahllosen Trinkschalen, die aus den Ruinen Londons hervorgegangen sind, und das Londoner Straßennetz. Wenn Agricola bemüht war, den municipalen Wetteifer in der Ausschmückung der eigenen Stadt durch Bauten und Denkmäler, wie er von Italien sich auf Afrika und Spanien übertragen hatte, auch nach Britannien zu verpflanzen und die vornehmen Insulaner zu bestimmen in ihrer Heimath die Märkte zu schmücken und Tempel und Paläste zu errichten, wie dies anderswo üblich war, so ist ihm das für die Gemeindebauten nur in geringem Umfang gelungen. Aber in der Privatwirthschaft ist es anders; die stattlichen römisch angelegten und geschmückten

Landhäuser, von denen jetzt nur noch die Mosaikfußböden übrig geblieben sind, finden sich im südlichen Britannien bis in die Gegend von York hinauf[1]) ebenso häufig wie im Rheinland. Die höhere schulmäßige Jugendbildung drang von Gallien aus allmälig in Britannien ein. Unter Agricola's administrativen Erfolgen wird angeführt, daß der römische Hofmeister in die vornehmen Häuser der Insel anfange seinen Weg zu finden. In hadrianischer Zeit wird Britannien als ein von den gallischen Schulmeistern erobertes Gebiet bezeichnet, und „schon spricht Thule davon sich einen Professor zu miethen". Diese Schulmeister waren zunächst Lateiner, aber es kamen auch Griechen; Plutarchos erzählt von einer Unterhaltung, die er in Delphi pflog mit einem aus Britannien heimkehrenden griechischen Sprachlehrer aus Tarsos. Wenn im heutigen England, abgesehen von Wales und Cumberland, die alte Landessprache verschwunden ist, so ist sie nicht den Angeln oder den Sachsen, sondern dem römischen Idiom gewichen; und wie es in Grenzländern zu geschehen pflegt, in der späteren Kaiserzeit stand keiner treuer zu Rom als der britannische Mann. Nicht Britannien hat Rom aufgegeben, sondern Rom Britannien — das letzte, was wir von der Insel erfahren, sind die flehentlichen Bitten der Bevölkerung bei Kaiser Honorius um Schutz gegen die Sachsen, und dessen Antwort, daß sie sich selber helfen möchten wie sie könnten.

---

[1]) Nördlich von Aldborough und Easingwold (beide etwas nördlich von York) haben sich keine gefunden (Bruce the Roman wall p. 61).

Rede auf Jacob Grimm

in der Aula der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität

am 4. Januar 1885

gehalten von

Wilhelm Scherer.

Es war am 30. April 1841, als Jacob Grimm zum ersten Mal einen Hörsaal dieser Universität betrat, um mit einer Vorlesung über die Alterthümer des deutschen Rechts eine Lehrthätigkeit wieder aufzunehmen, welche vier Jahre vorher in Göttingen gewaltsam unterbrochen worden war. Er fand eine Versammlung von mehreren Hundert Zuhörern vor, welche seiner schlichten Größe mit lautem lang anhaltendem Beifall huldigte und ihre Verehrung für den Mann an den Tag legte, der wie kein anderer den vaterländischen Geist unserer Wissenschaft gestärkt, auf weiten Gebieten der Forschung neue Bahnen eröffnet und mit den sechs vertriebenen Göttinger Genossen das allgemeine Rechtsgefühl in Deutschland geschärft hatte.

Jacob Grimm, so lebhaft empfangen, dankte mit sichtbarer Rührung, die noch einige Zeit bei ihm anhielt und über seinen ganzen Vortrag eine milde Wärme verbreitete. Das Schicksal, begann er, habe ihn nicht gebeugt, sondern erhoben, und darum preise er es umsomehr, weil es ihn in die Mitte seiner neuen Zuhörer geführt habe[1]). Er sprach hierauf von seiner Art, die Dinge zu betrachten, von dem Verhältnisse zwischen Recht und Sprache, von dem Werthe des deutschen Rechtes gegenüber dem römischen und von seinen Studien überhaupt.

„Ich habe die Rechte studirt," sagte er, „zu einer Zeit, wo das eintönige Grau der Schmach und Erniedrigung schwer über Deutschlands Himmel hing. Da ließ das römische Recht mit aller seiner anziehenden Fülle in meinem Sinnen und Trachten eine empfindliche Leere, und das einheimische wurde nicht so gelehrt,

---

[1]) Nach dem Bericht in der „Augsb. Allg. Ztg." 1841, Nr. 128, 8. Mai, Beilage S. 1017. Das folgende aus dem Manuscripte des Entwurfes, den sich Jacob Grimm aufgezeichnet hatte. Die Kenntniß dieses interessanten Actenstückes, von dem hier noch mehrfach Gebrauch gemacht wird, verdankt der Verfasser Herrn Dr. Ippel. Einzelne Stellen mußten etwas freier redigirt werden. — „Die Empfindung beim ersten Wiederauftreten," schrieb Jacob Grimm an Dahlmann (in dem gleich anzuführenden Briefwechsel S. 454), „soll mir theuer und unvergeßlich bleiben."

daß es mich hätte anziehen können. Ich suchte Trost und Labung in der Geschichte der deutschen Literatur und Sprache. Es war eine unsichtbare schirmende Waffe gegen den feindlichen Uebermuth, daß in unscheinbaren, aber unentreißbaren Gegenständen Vorzüge und Eigenheiten verborgen lagen und wieder entdeckt werden konnten, an denen unser Bewußtsein mit gerechter Anerkennung haften durfte."

Wie Jacob Grimm, von frommen und vaterländischen Gedanken erfüllt [1]), sich in der Zeit der Schmach am Studium des deutschen Alterthums aufzurichten suchte und dadurch eine neue Wissenschaft gründete: so wußte das zertretene Preußen, nach dem unvergeßlichen Königswort, an das wir uns nicht oft genug erinnern können, durch geistige Kräfte zu ersetzen, was es an physischen verloren hatte, und schuf einen neuen Mittelpunkt deutscher Forschung und Lehre.

Hier galt es und dort, sich an das Unentreißbare zu klammern. Die Universität Berlin und die Wissenschaft von deutscher Sprache, Literatur und Alterthum sind aus derselben Gesinnung entsprungen. Die verdientesten Pfleger der germanischen Philologie haben in Universität und Akademie uns angehört. Niemand hat mehr Ursache, als wir, den heutigen Tag zu feiern und lebendiges Zeugniß dafür abzulegen, daß wir noch wissen, was Jacob Grimm uns bedeutet.

Aber es wäre nicht in seinem Sinne, wollten wir seinen Ruhm allein verkünden. Als er vor bald fünfundzwanzig Jahren seinem Bruder Wilhelm die akademische Gedächtnißrede hielt, da konnte er nicht umhin, von sich selbst zu sprechen; und so, indem wir von ihm reden, müssen wir des Bruders gedenken, der Leben und Lernen, Haus und Beruf mit ihm theilte.

An einem Dienstag, heute vor hundert Jahren, ist Jacob Grimm geboren. Seines Bruders Geburtstag wird am 24. Februar 1886 zum hundertsten Male wiederkehren.

Die Brüder sind, wie Jacob Grimm sagt [2]), aus dem Schoße des glücklichen Mittelstandes hervorgegangen, der zu jeder gründlichen Arbeit des Lebens stärkt und die freiesten Aufschwünge des Geistes fördert.

Ihr Leben spielte sich bis ins fünfte Jahrzehnt wesentlich in der hessischen Heimat ab.

Zu Hanau, wo sich bald ihr Denkmal erheben wird, hat einst ihre Wiege gestanden. Zu Kassel besuchten sie das Lyceum. Jacob bezog 1802, Wilhelm ein Jahr später die Universität Marburg. Beide sollten Juristen werden, wie der früh verstorbene Vater gewesen war. Beide fanden in Savigny einen Lehrer, der sie am römischen Recht zu geschichtlicher Betrachtung anleitete. Gemeinsam fingen sie an, mit geringen Mitteln systematisch Bücher zu kaufen und so den

---

[1]) Jacob Grimm spricht einmal vom Wiener Congreß mit dem Zusatze: „dem ich selbst, politisch uneingeweiht, nur von frommen und vaterländischen Gedanken erfüllt, mit beiwohnte". Vgl. den eben erschienenen, bedeutungsvollen Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm, Dahlmann und Gervinus, herausgegeben von Eduard Ippel, Bd. 1 (Berlin 1885), S. 532.

[2]) Er sagt es nicht von sich, sondern von dem Bibliothekar Ludwig Völkel (Kleinere Schriften Bd. 6, S. 405).

Grund zu der stattlichen Sammlung zu legen, die sie Zeitlebens gemeinsam benutzten und die jetzt auf unserer Universitätsbibliothek den strebenden Jüngern der deutschen Philologie in die Hand gegeben ist.

Im Sommer 1805, als Jacob mit Savigny in Paris war, um diesem an den Vorarbeiten zu seiner Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter zu helfen, faßten die Brüder den Beschluß, sich im späteren Leben nie zu trennen. Um dieselbe Zeit wandten sie, unter romantischen Anregungen, sich dem Studium der altdeutschen Literatur immer entschiedener zu; und ob Jacob Grimm nach seiner Rückkehr aus Paris in das hessische Kriegscollegium eintrat, ob er unter Jerôme Napoleon als Privatbibliothekar des Königs den Staatsrathssitzungen beiwohnte, ob er in der Zeit der Freiheitskriege und der Friedensverhandlungen im Hauptquartier der Verbündeten, in Paris oder in Wien diplomatische Geschäfte auszurichten hatte: unverrückbar hielten die Brüder das Ziel einer gemeinsamen Arbeit an der Wiederbelebung des deutschen Alterthums fest. Im Jahre 1807 begannen sie ihre literarische Laufbahn, und seit 1816 waren sie Beide an der Casseler Bibliothek angestellt. Was sie für ihre äußere Lage wünschten, schien erreicht; und als sich Wilhelm 1825 mit Dorothea Wild, einer Urenkelin des Philologen Matthias Gesner, vermählte, einem Mädchen, das er schon als Kind gekannt und das seine Mutter wie ihr eigenes geliebt hatte: da blieb der brüderliche Bund ungestört; die Gütergemeinschaft ward aufrecht erhalten; sie wohnten zusammen und aßen zusammen nach wie vor; Wilhelm's Frau sorgte für Jacob mit schwesterlicher Liebe; Wilhelm's Kinder waren von Jugend auf gewohnt, den Onkel wie einen zweiten Vater zu ehren; und Wilhelm selbst bekannte öffentlich, er habe niemals aufgehört, Gott für das Glück und Segensreiche der Ehe dankbar zu sein.

Eine ungerechte Zurücksetzung im Dienste trieb wider alles Vermuthen im Jahre 1830 die Brüder aus der geliebten Heimath nach Göttingen, wo sie nicht bloß als Bibliothekbeamte, sondern auch als Universitätslehrer wirkten. Der Staatsstreich des Königs Ernst August von Hannover trieb sie nach sieben Jahren in die Heimath zurück, wo aber nunmehr an eine Wiederanstellung nicht zu denken war. Ihre äußere Existenz wurde durch literarische Arbeiten und durch freiwillige, von Leipzig her angeregte Geldsammlungen gesichert, deren unverbrauchte Reste zum Theil noch heute an unserer Universität wissenschaftlichen Zwecken zu Gute kommen. Mit Recht sagte Dahlmann, der Göttinger College und Schicksalsgenosse der Brüder[1]): „Wer sich für Viele opfert, wenn er auch die Hauptsache um sein selbst willen thut, der darf auch Vielen etwas verdanken." Die That des freien Gewissens, welche den sieben tapferen Göttinger Professoren ihr Amt kostete, war für Viele gethan; der Protest gegen einen Rechtsbruch für Viele ausgesprochen und weiten Kreisen unseres Volkes zum Bewußtsein gebracht, daß es ein öffentliches Gewissen in Deutschland überhaupt gebe.

Der Lohn blieb nicht aus. „Wenn Gott," schrieb Jacob Grimm an Dahl-

---

[1]) In dem angeführten Briefwechsel S. 70.

mann[1]), „die Gefahren und Nöthen dieser Zeit gnädig vorbeigehen läßt, wird sie keine unglückliche heißen dürfen; so viel Erhebung, Trost und Freundschaft ist uns in ihr geworden, daß die wohlthätigste Erinnerung daran durch unser ganzes Leben dauern wird."

Die Thronbesteigung König Friedrich Wilhelm des Vierten brachte endlich den Brüdern die lange vergeblich erwartete Genugthuung, die Berufung nach Berlin. Am 15. März 1841 trafen sie hier ein. Jacob war seit 1832 auswärtiges Mitglied der preußischen Akademie: er hatte es in seiner Bescheidenheit eine unpassende Ernennung gescholten, die seiner Gesinnung und seinen Arbeiten nicht gebühre[2]). Jetzt war sie der Faden, an dem er nach Berlin gezogen wurde. Wilhelm's Wahl in die Akademie erfolgte bald, und Beide haben von dem Rechte der Akademiker, Vorlesungen an unserer Universität zu halten, seit dem Sommer 1841, Jacob bis zum Sommer 1848, Wilhelm bis zum Sommer 1852, wenn auch nicht ununterbrochen, Gebrauch gemacht.

Gemeinsam hatten Jacob und Wilhelm Grimm in ihrer Jugend, indem sie sich, mit Unterdrückung der Vornamen, nur schlechthin „die Brüder Grimm" nannten, altdeutsche Gedichte, Lieder der Edda, Märchen und Sagen herausgegeben. Darnach schufen sie Jeder auf seinem besonderen Gebiete ihre Hauptwerke: Jacob die deutsche Grammatik, die deutschen Rechtsalterthümer, die deutsche Mythologie, den Reinhart Fuchs, die Geschichte der deutschen Sprache; Wilhelm die deutsche Heldensage, die Geschichte des Reims, die Ausgaben des Freidank, des Rolandsliedes, der goldenen Schmiede, des Athis. Und wieder am Abend ihres Lebens waren sie zur Abfassung des „deutschen Wörterbuches" verbunden, dessen Plan einst nach der Göttinger Vertreibung an sie herangebracht wurde, um sie nöthigenfalls in ihren Einkünften ganz auf die eigene Arbeit zu stellen. Zahlreiche Fachgenossen hatten ihnen, Zeit und Kraft willig hingebend, Auszüge dazu geliefert; eine bloße Redactionsthätigkeit sollten sie Anfangs nur übernehmen. Aber es zeigte sich, daß intensivere Versenkung nothwendig sei. Schon der bloße Entschluß, an ein in mancher Beziehung für sie fremdartiges Unternehmen wirklich Hand anzulegen, wurde nicht leicht. Erst 1852 konnte das Erscheinen beginnen. Jacob bearbeitete die ersten drei Buchstaben; Wilhelm hat nur das D vollendet; Jacob drang dann noch bis zu dem Worte „Frucht" vor: hierauf entsank auch ihm die Feder.

Jacob und Wilhelm Grimm hatten in ihren Schuljahren an Einem Tische gearbeitet, später an zwei Tischen in demselben Zimmer, zuletzt in zwei an einander stoßenden Zimmern: auch ihre Gräber liegen dicht beisammen und fromme Hände werden sie heute schmücken. Der Jüngere ist zuerst, der Aeltere ihm bald nachgestorben. Wilhelm hat am 16. December 1859, Jacob am 20. September 1863 seinen letzten Athemzug gethan.

Die Geschichte der deutschen Literatur und Wissenschaft hat mehrfach von geist- und kraftreichen Brüdern zu erzählen, die, auf gemeinsame oder verwandte Ziele gerichtet, sich in ihrem Streben ergänzten. Alexander von Humboldt

[1]) A. a. O. S. 104.
[2]) A. a. O. S. 12.

wußte den Makrokosmos zu bewältigen, während sein Bruder Wilhelm in Sprache, Kunst und Staat den Mikrokosmos zu umspannen suchte. Wilhelm und Friedrich Schlegel traten in enger Genossenschaft auf und haben sich in ihren Anfängen sehr wesentlich gefördert. Einem Entdecker in der Wissenschaft von der Natur und vom Menschen, wie Ernst Heinrich Weber, standen zwei gleichgestimmte Brüder zur Seite. Aber eine so innige Lebens- und Arbeitsgemeinschaft, durch alle Wechselfälle des Schicksals festgehalten, durch Hingebung an die edelsten vaterländischen Zwecke geheiligt, von der ganzen Nation mit Rührung geehrt, von drei deutschen Regierungen in ihrer Untrennbarkeit anerkannt, ein gleichsam symbolischer Ausdruck dessen, was treue Liebe der Blutsverwandten ausrichten und bedeuten kann: dafür gibt es kein zweites Beispiel.

Gleichwohl waren Jacob und Wilhelm Grimm kräftige Individualitäten, in seiner Eigenart jeder bestimmt bezeichnet, Jacob freilich der Führende, Wilhelm der, der sich unterordnete, doch nicht überall und nicht über eine gewisse Grenze hinaus. Selbst wo sie gemeinsam arbeiteten, erlosch die Besonderheit nicht.

Jacob war hastig, kühn, ungeduldig und vordringend, von einer ausdauernden, unermüdlichen Arbeitskraft ohne Gleichen, in einsamer Thätigkeit am glücklichsten, der Geselligkeit abgeneigt. Er besaß den Muth des Fehlens, ohne den in den Geisteswissenschaften kein großer Wurf gelingt. Er besaß die Begierde des Entdeckers, die sich über alle Hindernisse hinwegsetzt und dem Ruf einer großen Bestimmung rücksichtslos folgt.

Wilhelm dagegen, durch eine wankende Gesundheit von vornherein zu mäßiger und unterbrochener Thätigkeit gezwungen, wußte das Leben in heiterer Geselligkeit behaglich zu genießen und zu schmücken, seine wissenschaftlichen Arbeiten in ruhiger Vorsicht und geduldiger Sammlung auszubilden, die Gegenstände zu erschöpfen, das Gewonnene wohlgeordnet mitzutheilen und durch anmuthige Milde der Darstellung zu erfreuen.

Jacob war ein Eroberer, der ein neues Reich gründete: Wilhelm half es befestigen und regieren.

Jacob strebte unersättlich von vornherein ins Große, ins Allgemeine: Wilhelm vertiefte sich enthaltsam ins Besondere und stieg doch von da zuweilen zu einem Allgemeineren auf.

Jacob durchmaß eine unregelmäßige Bahn, in der es an Umwegen und Irrwegen nicht fehlte: Wilhelm's Entwicklung zeigte keine Sprünge und Umwälzungen; früh ergriff er, was ihm gemäß war und hielt es mit Treue fest.

Dem deutschen Alterthum waren Beide unwandelbar zugethan. Aber indem sie die Vergangenheit erforschten, lehrten sie die Gegenwart besser verstehen; und, weit über ihr besonderes Gebiet hinaus, gaben sie den Geisteswissenschaften langdauernde und noch immer nachwirkende Impulse.

Sie haben den Begriff der Philologie erweitert. Sie haben die Genauigkeit der Betrachtung, welche früher nur dem classischen Alterthum und der Bibel gegönnt ward, auf die vaterländischen Dinge angewandt und dadurch jedem civilisirten Volke für sich selbst und der Wissenschaft überhaupt für alle Völker neue Aufgaben gestellt. Sie haben im Verein mit Benecke und Lachmann die

Wissenschaft der deutschen Sprache und des deutschen Alterthums innerhalb eines Menschenalters auf eine Höhe der Ausbildung gebracht, daß sie die in Jahrhunderten gepflegte classische Philologie nicht nur in allen wesentlichen Beziehungen erreichte, sondern sie, nach dem Zeugnisse von Moritz Haupt[1]), in einigen Beziehungen überholte.

Sie haben die zufriedene Liebe, mit der sie einen engen Daseinskreis im eigenen Leben umfaßten, auf die geringsten Thatsachen, in denen sich das Seelenleben unseres Volkes spiegelt, treulich übertragen und die Andacht zum Unbedeutenden, die man ihnen als einen Spottnamen aufheftete, zu einem Ehrennamen gemacht. Sie haben die strenge Beobachtung und Untersuchung nicht bloß auf die geschriebenen Denkmäler beschränkt; sie haben alle bornirten Maßstäbe einer vornehm thuenden Aesthetik hinweggeworfen und in den unscheinbaren Reimen und Erzählungen, an denen sich die Kinder und Bauern ergötzen, den Glanz unvergänglicher Poesie und den unschuldigen Zauber ursprünglicher Menschheit erkannt. Sie haben auch dadurch ein Signal zu weitreichenden Sammlungen des Aberglaubens, der Lieder, der Märchen gegeben, welche sich nach und nach auf alle Länder der Erde ausdehnen; und sie haben, wenn auch unbewußt, die Forderung einer unparteiischen Aesthetik erhoben, welche zunächst nur Erscheinungen und Wirkungen beschreibt und nicht voreilig urtheilt.

Aber sie setzten nur fort und brachten zur Ausführung, was die besten und freiesten Köpfe des achtzehnten Jahrhunderts gewollt hatten. Sie theilten mit Lessing den Haß gegen eine Ueberhebung, welche ganze Völker und Zeiten als barbarisch verachten mochte. Sie wußten überall die Keime zu pflegen und zu entwickeln, die Herder mit verschwenderischer Hand ausgestreut hatte. Sie gehörten zu den hervorragendsten Vertretern jener großen Epoche der deutschen Wissenschaft, die man sehr unvollständig und nur nach ihrer Schattenseite bezeichnet, wenn man sie als die Epoche der Metaphysik oder Naturphilosophie in den düstersten Farben schildert, statt mit patriotischem Stolze zu sagen, was ohne Anmaßung behauptet werden darf: daß die Deutschen damals einen Fortschritt in den Geisteswissenschaften vollzogen, der alle anderen Nationen zu ihren Schülern machte und worin sie bis jetzt nur von wenigen eingeholt, von keiner übertroffen sind.

Unsere moderne classische Dichtung ruhte vielfach auf einer vertieften Erkenntniß des Menschen und der Natur, welche nothwendig auf die Wissenschaft herüberwirken mußte und schließlich an den luftigsten Constructionen des Universums Gefallen fand.

Aber während sich die meisten deutschen Naturforscher von den Dichtern und Metaphysikern verführen ließen, vorschnell Systeme bauten, an Worte glaubten, der Schule Newton's entliefen und die mathematische Bildung des achtzehnten Jahrhunderts verschmähten: legten die deutschen Philologen, Sprachforscher und Historiker den Grund zu einer neuen geschichtlichen und vergleichenden Methode, zu einer neuen Schärfe, Genauigkeit und Vollständigkeit der Beobachtung, zu einer neuen vorsichtigeren und gerechteren Kritik, indem sie die

[1]) Mauricii Hauptii Opuscula (Lipsiae 1876), Bd. 3, S. 165.

besten wissenschaftlichen Errungenschaften des achtzehnten Jahrhunderts festhielten und sie durch noch bessere bereicherten oder verfeinerten. Selbst jener metaphysische Drang, der vorschnell ein Ganzes erfassen wollte, da er die Theile noch nicht in der Hand hatte, erwies sich für die Geisteswissenschaften als eine Vorschule der vergleichenden Methode, welche mehrfach, was erst nur ein vager Traum schien, zur gesicherten Kenntniß erhob.

Den Uebergang von der vorschnellen Hypothese zur exacten Untersuchung und die Fruchtbarkeit einer, wenn auch zunächst verwegenen Hypothese stellt aber Niemand in sich mit solcher Reinheit dar, wie Jacob Grimm.

Berückt von den ersten verführerischen Ahnungen eines verwandtschaftlichen Zusammenhangs zwischen europäischen und asiatischen Völkern und schwelgend in den etymologischen Dithyramben einer ungeregelten Sprachvergleichung, mochte Jacob Grimm noch 1815 die Behauptung drucken lassen[1]), an sich seien alle und jede Wörter nur eins; es komme lediglich darauf an, die Kette nachzuweisen, die sie verbinde. Aber schon 1819 errichtete er das erste Gebäude einer vergleichenden Formenlehre der germanischen Sprachen; 1822 entdeckte er die Lautgesetze, auf deren Existenz alle Möglichkeit einer wissenschaftlichen, methodischen und zu verhältnißmäßig sicheren Ergebnissen führenden Sprachvergleichung beruht.

Er hat hier nicht allein das Entscheidende gefunden: zum Theil hat ihm Franz Bopp, zum Theil der Däne Rask den Weg gezeigt; was er für die germanischen Sprachen leistete, hatte Raynouard schon früher für die romanischen begonnen. Aber gewaltig wuchs sein Haupt- und Lebenswerk, seine „deutsche Grammatik“ von 1819 bis 1840 über alle Vorgänger hinaus durch die Fülle des Stoffes, die Klarheit des Vortrages, den Reichthum und die Sicherheit unerwarteter Resultate. Sie wurde für Bopp, für Diez, für Miklosich ein Vorbild. Die vergleichende Grammatik der arischen Sprachen überhaupt, die vergleichende Grammatik der romanischen und der slawischen Sprachen ist durch Jacob Grimm's Beispiel auf eine höhere Stufe gehoben oder begründet worden.

Nie war ein Gelehrter stärker in die Bande der alten unmethodischen Sprachvergleichung verstrickt gewesen, als Jacob Grimm. Nie hat ein Gelehrter mehr gethan, um eine neue methodische Sprachvergleichung ins Leben zu rufen, als Jacob Grimm. Unmethode und Methode beruhen aber auf einer völlig entgegengesetzten Geistesverfassung. Trotzdem liegen sie bei Jacob Grimm nur drei oder vier Jahre auseinander[2]). Der Act des Ueberganges, des Durchkämpfens von der einen zur andern, der sich innerhalb dieser drei oder vier Jahre vollzogen haben muß, war für Viele gethan und bedingte die größten Fortschritte der modernen Geisteswissenschaften.

---

[1]) „Irmenstraße und Irmensäule“ (Wien 1815), S. 28.

[2]) Die Rechnung ist unsicher. Die Schrift „Irmenstraße und Irmensäule“ erschien zwar 1815, ist aber vermuthlich einige Jahre früher verfaßt (vgl. des Verfassers Schrift „Jacob Grimm“, 2. Aufl., S. 97). Andererseits datirt in Vorrede der „Deutschen Grammatik“ vom 29. September 1818, und dieses Werk setzt entschieden mehrjährige Arbeit voraus, bei deren Beginn es schon festgestanden haben muß, daß jede Ausschweifung ins Ungewisse unterlassen und mehr darauf ausgegangen werden sollte, „das vorhandene Dunkel durch langsame, geschichtliche Beweise aufzulösen, als schon das Ganze verbunden darzustellen“.

Leider wissen wir über den näheren psychologischen Proceß, der ihn begleitete, so gut wie nichts. Der eigentliche Hergang läßt sich nur vermuthen. Der vergleichende Trieb, d. h. die Sehnsucht, durch die Vielheit der Erscheinungen hindurch zu einer ursprünglichen Einheit vorzudringen, wurde durch den pantheistischen Zug in der deutschen Wissenschaft, durch die Speculation Goethe's über die Metamorphose der Pflanzen, durch die halbmetaphysischen Anfänge der Transmutationstheorie, durch die romantischen und vorromantischen Träume von einem Urvolk, einer Urreligion, einer Ursprache geweckt und genährt. Aber die tumultuarischen Excesse der etymologischen Willkür, die sich Jacob Grimm gestattete, forderten den Widerspruch heraus, führten zur Ernüchterung und Besinnung und gaben daher den Grundsätzen ruhiger und enthaltsamer Forschung Raum, die, in Savigny's solider Schule eingesogen, nur verdunkelt, aber nicht vergessen in seiner Seele geruht hatten.

Erst jetzt gewann er mit Bewußtsein die inductive Methode, zu der er sich in seiner ersten Berliner Vorlesung bekannte, indem er etwa folgendermaßen anhob: „Es gibt eine doppelte Art und Weise, die Dinge zu betrachten, je nachdem man die Betrachtung oder die Dinge überwiegen läßt. Herrscht die Betrachtung vor, so erhebt sie sich in die Höhe und schwingt sich in großen Kreisen über ihrem Gegenstand, den sie von oben herab fassend bewältigt. Es ist nicht zu verkennen, daß dann der Gedanke behende Kraft gewinnt und aus sich selbst eine ungehemmte Fülle zu entfalten vermag; er wird aber auch unvermerkt genöthigt sein, sich zu senken und, gleichsam auf einem Ruheplatz, auf einzelnen Gegenständen zu verweilen. Wo aber umgekehrt ausgegangen wird von den Gegenständen und aufgestiegen zu der Betrachtung, da bleibt das Verfahren zäher und ruhiger!, die Gedanken entsprießen erst an ihrer Stelle und pflegen nur ausnahmsweise ihren sicheren Schritt gegen kühneren Aufflug zu vertauschen. Dort also wird immer ein günstiger Gesichtspunkt gesucht und eine Ansicht gewonnen; die Betrachtung weiß von vornherein, wo sie sich befindet und wie weit sie reicht. Hier hingegen klimmt sie an den Dingen selbst auf und erlangt bald niedere, bald höhere, meistens aber unberechnete Aussichten. Wenn uns dort ein Gefühl der Unzulänglichkeit menschlicher Augen und Sinne befallen mag, so können wir hier, innerhalb fester Schranke, sicheren Ertrages uns erfreuen."

„Ich will," fuhr Jacob Grimm fort, „mit dieser Erwägung lange nicht einen Unterschied zwischen idealer und realer Forschung, noch weniger zwischen philosophischer und historischer Schule aufgestellt haben: denn diese Namen scheinen mir vom Uebel, sobald sie über das hinaus, was wirklich in ihrer Entgegensetzung begründet ist, schroffe Parteien einander gegenüberstellen. Was mich betrifft, bin ich mir bewußt, keiner von beiden anzugehören, achte und schätze vielmehr ihre beiderseitigen Bestrebungen auf das Willigste und bin bereit, von dem, was ihnen beiden gelingt, zu lernen. Methode und Studium (und das ist weit von solchen Grundansichten verschieden) neigen sich aber bei mir dahin, die Dinge nicht von der Betrachtung abhängen zu lassen, sondern aus ihnen als einem unerschöpften und unerschöpflichen Stoff neue und immer reichere Ergebnisse zu gewinnen."

Die erste Frucht einer solchen erfahrungsmäßigen, an den Dingen selbst

aufklimmenden Forschungsweise und gleich auf ein weites Gebiet angewandt war die „deutsche Grammatik", der Grund- und Eckstein von Jacob Grimm's deutschen Studien, der Grund- und Eckstein der deutschen Philologie, ein Grund- und Eckstein der Geisteswissenschaften überhaupt.

Durch die Grammatik erst wurden Wilhelm Grimm und Lachmann Jacob Grimm's Schüler. Und der Grammatik verdankte er selbst, wie er noch 1858 an Dahlmann schrieb[1]), Alles, was er erreichte.

Sie war das Vorbild seiner Arbeiten über das deutsche Recht, über deutsche Mythologie, über deutsche Sitte, und die Grundlage des deutschen Wörterbuchs. Die Sprache blieb immer das Paradigma, wornach er die anderen Lebenserscheinungen beurtheilte.

Durchweg übte er historische Methode, indem er die Wurzeln des Heutigen in der Vorzeit aufzeigte und alle seine Forschung mit der Gesinnung durchdrang, die ihm bei seiner Berliner Antrittsrede für das Recht die Worte eingab: „Die heimliche, aber ergreifende Stimme der Vergangenheit ruft uns mahnend zu, daß wir durch die Erforschung des alten Rechts uns selbst, unsre Gegenwart und Zukunft, besser verstehen lernen werden."

Durchweg übte er auch vergleichende Methode. Auf allen Lebensgebieten wies er nach, wie man das germanische Alterthum erhellen könne, indem man die heimische Ueberlieferung mit den Nachrichten der Alten verbinde. Von der Germania des Tacitus sagte er: „Durch eines Römers unsterbliche Schrift ist ein Morgenroth in die Geschichte Deutschlands gestellt worden, um das uns andere Völker beneiden." Aber erst er selbst hat dieses Morgenroth recht entzündet und für Jedermann offenbar gemacht, daß wir zu den Ursprüngen der Nation bei den Germanen viel weiter vordringen können, als bei den Griechen und Römern und den übrigen Völkern der alten Welt. Indem er den vergleichenden Blick auf die ehemalige Einheit der Germanen gerichtet hielt, lehrte er uns den verwandtschaftlichen Zusammenhang zwischen Deutschen, Holländern, Skandinaviern, Engländern und Nordamerikanern würdigen, der, wie auch die Wechselfälle der Politik diese Völker gelegentlich zu einander stellen mögen, doch schon wiederholt im Laufe der Geschichte seine Macht bewährt hat und wieder bewähren kann.

Jacob Grimm war einer der Ersten, die in Herder's und Wilhelm von Humboldt's Sinn das Sprachstudium nicht bloß als ein Mittel ansahen, um in fremde Literaturen einzudringen, sondern als die Beschäftigung mit einer der erhabensten Aeußerungen des menschlichen Geistes, die wie ein selbständiges Wesen sich nach eigenen und festen Gesetzen entwickelt und uns, auch wo eine Literatur fehlt, tiefe Blicke in das Denken und Fühlen der Völker eröffnet. Jacob Grimm wußte, daß den Wörtern Vorstellungen und Sachen entsprechen, daß daher den Wörtern Aufschlüsse über die Sachen abgewonnen werden können; er zeigte den Weg, um aus der Sprache die Cultur untergegangener Völker zu erschließen.

Niemand hat lebendiger als Jacob Grimm die der Sprache innewohnende Poesie empfunden und für die Erkenntniß der deutschen Sprache nicht minder als für seinen eigenen Stil daraus Vortheil gezogen. Er hat die vergleichende

---

[1]) Angef. Briefw. S. 539.

Methode auch auf die Poesie angewandt und gezeigt, wie man aus den allitterirenden Gedichten der Deutschen, Angelsachsen und Skandinavier den ursprünglichen Stil der germanischen Poesie errathen und so einen weiten, tiefen Hintergrund für die Geschichte der deutschen Dichtung gewinnen könne, die er auch im Einzelnen nach der Seite des Thierepos, der lateinischen Dichtung und der kunstmäßigen deutschen Lyrik des Mittelalters und sonst noch vielfach zu fördern wußte.

Wo aber die deutsche Dichtung und ihre Geschichte in Frage kommt, da greift nun Wilhelm Grimm's Thätigkeit ein. Er wandte die vergleichende Methode auf die deutsche Heldensage an. Er lehrte aus deutschen und skandinavischen Ueberlieferungen das Ursprüngliche erschließen und aus Trümmern oder zerstreuten Anspielungen verlorene Gedichte annähernd errathen. Er verfolgte auch sonst poetische Stoffe durch viele Literaturen, poetische Anspielungen durch viele literarische Denkmäler. Er gab in seiner Geschichte des Reims einen wichtigen Beitrag zur Kunde der poetischen Technik. Er stellte mehrere mittelhochdeutsche Gedichte sauber ans Licht, und wenn er vielleicht in der Schärfe der Textkritik hinter Lachmann zurückstand, so übertraf er ihn bei Weitem in der literarhistorischen Verwerthung, in der erschöpfenden Erläuterung und in den feinen stilistischen Beobachtungen, mit denen er eine umfassende historische Stillehre vorbereitete.

Wilhelm Grimm war mehr Künstler als sein Bruder. Er hat sich das Hauptverdienst um die deutschen Märchen erworben, die er seit der zweiten Auflage allein redigirte. Er stellte den einheitlichen Ton derselben fest, indem er den Erzählern des Volkes ihre Kunstmittel ablauschte und sie dann mit Freiheit handhabte. Er wußte den anspruchslosen Geschichten einen weihnachtsmäßigen Glanz zu verleihen und doch nichts Unechtes oder Persönliches einzumischen. Er gab den Kindern aller Stände ein unveraltbares Buch in die Hand, dessen Reize sich Jahr für Jahr neu bewähren und von dem eine edle volksthümliche Wirkung ausgeht, weil die volksthümliche Ueberlieferung darin veredelt ist.

Die Ehrfurcht vor dem Traditionellen, aus welcher die liebevolle Pflege der Märchen entsprang, war dem Wesen der Brüder von Anfang an tief eingepflanzt und ruht auf dem innersten Grund ihres Charakters.

Sie überschätzten das, was sie Naturpoesie nannten, und unterschätzten die Kunst. Sie setzten, wie Savigny, das Bewußte gegenüber dem Unbewußten, die individuelle Arbeit und freie That gegenüber dem Naturwüchsigen und Nothwendigen herab. Sie trauten dem Einzelnen nicht viel zu und erblickten die volle Kraft der Menschheit nur dort, wo ein ganzes Volk ergriffen ist und ein ganzes Volk zu schaffen scheint.

Es war nur consequent, wenn Jacob Grimm 1843 in Rom die typischen Göttergestalten der Antike den modernen Gemälden vorzog, wenn er in jenen das langüberlieferte Urbild bewunderte, in diesen die Phantasie und Willkür des Malers ungern empfand.

Dem Literarhistoriker drängt sich dabei eine Erinnerung auf.

So hatte mehr als ein halbes Jahrhundert früher auch Goethe in Rom vor den Resten griechischer Schönheit gestanden und begeistert ausgerufen: „Alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen; da ist die Nothwendigkeit, da ist Gott.“

Wie Jacob Grimm hat Goethe fortan das Typische für das wahre Schöne, die bleibenden Verhältnisse dieser vergänglichen Welt für den höchsten Gegenstand der Kunst gehalten und durch die Beschäftigung damit seinem Geiste, wie er sagt, erst die Ewigkeit zu verschaffen gesucht.

Was aber zu den nothwendigen und bleibenden Verhältnissen zu rechnen sei, welche die Ehrfurcht der Menschen herausfordern, darüber gingen die Ansichten von Goethe und Jacob Grimm mehrfach auseinander, ebenso wie die Empfindungen der verschiedenen Generationen, denen sie angehörten.

Mit einer Art von trunkener Andacht sprachen Jacob Grimm und sein Bruder, sprach ihr Freund Achim von Arnim das Wort „Volk“ aus; und sie verstanden darunter gleichsam einen unsichtbaren guten Geist, welcher die Uebereinstimmung der Besten leite und in den unteren Schichten unverfälscht wohne, während Goethe mit der nüchternen Unbefangenheit des Weltmannes sich über die Existenz eines wirklichen Pöbels keinen Illusionen hingab und den führenden Einzelnen, der zuweilen die widerwilligen Massen fortreißen muß, niemals übersah.

Aber wenn die Brüder Grimm und ihre Freunde das Vaterland unter die ewigen Güter des Lebens rechneten und, ohne jede poetische Unklarheit, ein unter Preußens Führung geeinigtes Deutschland darunter verstanden, so waren sie glücklicher und reicher als Goethe, der, so viel und so schön er auch sein Leben lang von der Hoffnung gesungen, es doch in schweren Zeiten verlernte, für das Vaterland zu hoffen. Die beiden Grimm und ihre Freunde sprachen vom Vaterland oft mit dem elegischen Accente der Sehnsucht. Aber sie waren stets von froher Zuversicht durchdrungen. In seiner ersten Berliner Vorlesung sprach Jacob Grimm von dem Aufschwunge der deutschen Sprache seit Klopstock und Lessing und meinte: auf dieselbe Weise werde auch ein deutsches Recht erstehen und aus den alten festen Wurzeln ein hoher Baum mit frischgewölbter Krone erwachsen[1]). Den 1846 in Frankfurt um ihn versammelten Fachgenossen rief er zu: „Ja, wir hegen noch Keime in uns künftiger ungeahnter Entwicklungen!“ An Dahlmann schrieb er in einem seiner letzten Briefe von unserer Einheit, die uns allein retten könne und bald alle Verluste und Schwierigkeiten, die den Uebergang begleiten, überwunden und reichlich ersetzt haben würde[2]).

Wie sich Jacob Grimm's politische Sehnsucht erfüllte, so ging seine wissenschaftliche Saat munter auf. Die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ist nicht bloß ein mathematisch-naturwissenschaftliches, ein technisch-inductives Zeitalter. Die Geisteswissenschaften blühen, wie in der ersten Hälfte des Jahr-

[1]) Das Bild fehlt in Jacob Grimm's Handschrift; es steht in dem Berichte der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“, und der Correspondent wird es nicht aus eigenen Mitteln hinzugefügt haben. Jacob Grimm bemerkt ausdrücklich (an Dahlmann S. 456), er habe nicht alles Niedergeschriebene gesprochen, noch alles Gesprochene geschrieben gehabt.

[2]) Den Anlaß zu der Bemerkung gab Gervinus' „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts“ und die Stelle lautet vollständig (Briefw. S. 532): „Er (d. h. Gervinus) widerstrebt unserer Einheit, die uns allein retten kann und bald alle Verluste und Schwierigkeiten, die den Uebergang begleiten, überwunden und reichlich ersetzt haben würde. Freilich muß auch die Glaubensspaltung einmal fort, ich bin aber überzeugt, daß es nicht eher geschehen wird, als auf dem Grund und Boden der vorangegangenen Volkseinigung, welcher dadurch gleichsam das Siegel aufgedrückt wird.“ Wäre doch auch dies ein prophetisches Wort!

hunderts. Sie schreiten nicht zurück, sondern vorwärts. Wenn die genialen Entdecker fehlen, so mangeln doch nicht die wesentlichen Fortschritte der Erkenntniß, welche den Eifer des Untersuchens beleben. Die vergleichende Sprachforschung zieht nach und nach alle Völker der Erde in ihr Bereich. Die fundamentalen Probleme der Lautlehre stehen im Vordergrunde der linguistischen Wissenschaft. Die strengen Grundsätze philologischer Genauigkeit ergreifen von den fernsten und von den modernsten Sprachen und Literaturen glücklich Besitz. In die Geheimnisse des Stils und der künstlerischen Technik dringen wir immer tiefer und unbefangener ein. Die Geschichte der Künste wird in immer weiterem Umfange betrieben und wirkt bald verwirrend bald reinigend auf den Geschmack und die Production. Die Deutschen haben ihren vollgemessenen Antheil an der Ermittlung der Thatsachen, von denen die Steine reden und die aus dem Schoße der Erde fast wie ein Wunder emporsteigen. Und wenn sie die Geschichte des eigenen Volkes erzählen, so bewegen sie sich nicht mehr bloß auf den idealen Höhen der Kriege, der auswärtigen Politik, der Verfassungskämpfe und der Literatur; sie steigen auch hernieder zu den irdischen Mühen der Wirthschaft und der Verwaltung. Die Erfahrungen der Gegenwart kommen den Auffassungen der Vergangenheit zu Gute. Die elementaren Thatsachen der Religion, der Sitte, des Rechtes werden bei allen Völkern aufgesucht. Die Leuchte der Kritik wird immer energischer in die heiligen und profanen Schriften hineingetragen. Es besteht ein nur theilweise bewußter, aber thatsächlicher Zusammenhang aller Principien der Forschung. Die Philosophie erlangt wieder Fühlung mit der Naturwissenschaft, und die philosophische Befruchtung wird den historischen Einzelwissenschaften nicht ausbleiben. Es gedeiht das kühnste Streben ins Allgemeine ebenso wie die peinlichste Sorgfalt am Einzelnen, und in diesen Beiden ist alle Tugend des Forschers beschlossen. Sie gedeihen und wachsen, als wenn in lebendigem Vorbild, sichtbar führend, Jacob und Wilhelm Grimm uns voranschritten, weit ausgreifend der eine, sinnig vertieft der andere.

Möchten sie uns allen, die wir forschend uns bemühen, auch ein menschliches Vorbild sein können!

Die Gelehrsamkeit macht zuweilen stolz, selbstgenügsam, eifersüchtig und rechthaberisch. Sie zerstört leicht den Geradsinn und den derben Verstand. Sie pflanzt spitzfindige Gedanken und einen künstlichen Geschmack. Sie hat ganze literarische Epochen vergiftet durch gespreizte Vornehmheit und eine dünkelhafte Exclusivität. Sie schafft oft falsche Maßstäbe für die Menschen und stellt eine Summe beliebiger Kenntnisse, unter dem täuschenden Namen der Bildung, höher als die „alte geheimnißvolle Kraft der Herzen".

Die Brüder Grimm, das edle Paar, waren von allem Flitter falscher Bildung und leerer Geistreichigkeit unberührt. Sie blieben auf der Höhe des Lebens und Ruhmes einfache gute Menschen. Sie wußten mit den Kindern zu fühlen, wie mit den Weltweisen, Staatsmännern und Dichtern. Ihre prunklose Genialität strahlt mit einem sanften Glanze durch die kommenden Zeiten; denn das Schicksal hat ihnen seine höchste Gunst verliehen: die schlichte Schönheit der Seele.

Aus dem Berliner Musikleben.

Berlin, 10. Januar 1885.

Musikleben! Was ist's? Was sollte es sein? — Unmöglich zielt das Wort auf die in zahllosen Formen wuchernde bloße Musikbethätigung, jene alles Hohen und Heiligen entkleidete alltägliche Production, die dem öffentlichen und häuslichen Bedarf dient, unsere Nerven consumirt, unsere Energien lähmt. Oder hat noch Jemand den Muth, die Gefahr zu leugnen, welche dem Volkscharakter von dieser Art der Musik droht? Gegen diesen inneren Feind, das Klavier, gibt es leider keine Kanzel und keinen Kanzler, vor ihm schützen uns nicht Mahn- noch Machtworte. Jene, die Ueberwucherung des Musiklebens, eine wahre Musiknoth constatirende Verfügung des Stadtmagistrats von Weimar, wonach bei Tage nur hinter geschlossenen Fenstern und Abends nur bis zehn Uhr musicirt werden darf, hätte nicht einmal eine Wirkung für Berlin, wo die „Antönung" niemals vom Gegenüber, sondern von oben, von unten, von rechts und links des eigenen Hauses kommt. „Welch' entsetzliches Gewässer!" Aber nicht nur der sich selbst zum Zweck setzende Dilettantismus läßt uns das Musikleben wie einen Fieberzustand erscheinen; auch etliche Künstler thuen ihr redlich Theil dazu. Mit Grauen denke ich z. B. an sechs der vergangenen Maitage zurück. Es war auch in Weimar. Musik gab es, unendlich viel, so viel, als nur die Constitution des „Allgemeinen deutschen Musikvereinlers" zu ertragen vermag; aber statt reinen Weines reichte man meist Surrogate, bis zur Sprit-Verdünnung im Salve Polonia von Liszt. Und auf diesem selben geheiligten Boden ward ein Tag erlebt, der 12. October 1798, da gesellte sich am Schlusse des Prologes, welcher das erneute Theater zu weihen und den „Wallenstein" zu introduciren hatte, der Ernst des Lebens der Heiterkeit der Kunst, die Lebenskunst stellte sich neben das Kunstleben, und da folgte, wie Rochlitz berichtet, die Corona der Bürger und Studenten dem Zuge des Geistes mit einer Begeisterung, wie sie so tief und nachhaltig nur selten von einem Kunstwerk entzündet wurde.

Hat jemals, das ist die Cardinalfrage, eine Musik so tiefe Spuren in das Menschenherz gezogen, wie hier das Drama? Viele antworten mit Nein, weil die ethische Potenz im Drama unendlich größer sei, als in der Musik; jenes zeige uns Menschen, Thatsachen, — diese „wiegt uns zwischen Ernst und Spiele auf schwanker Leiter der Gefühle". Nun gut! Also eröffnet uns doch die Musik den Blick in das innerste Heiligthum der Menschennatur. Sie vermag nicht mit der Präcision des Wortes zu sagen, was uns bewegt, aber sie zeigt diese Bewegung selbst, ihr Kommen und Schwinden. Dem verfeinerten Stoff entspricht das verfeinerte Mittel. Kein Wunder, daß die feineren Vernehmungsorgane nicht allgemein verliehen sind, daß also nicht Jedermann berufen und befähigt ist, das Musikleben mitzuleben. Dazu gehört mehr, als jene Passivität, in welcher sich das Gros der Gesellschaft verhält: das Musikleben setzt Beruf, Verständniß und völlige active Hingebung voraus. Ist es mit diesen Voraussetzungen vorhanden? Ja und nein! Es kann nicht fehlen z. B. in einer kleinen Stadt, wo ein tüchtiger Musiker es versteht, das öffentliche Interesse für den größten Theil des Jahres etwa auf ein Händel'sches Oratorium zu lenken. Für die Richtung und Bildung des musikalischen Geschmackes ist damit eine vorzügliche, solide Basis gewonnen. In großen Städten aber, und besonders in Berlin, gedeihen die verschie-

densten Geschmacksrichtungen nebeneinander, kreuzen, stören und erdrücken sich. Das erfährt Niemand sicherer, als der Berichterstatter, der oft genug innerhalb desselben Abends ganze Jahrhunderte der Musikgeschichte durchleben muß, und nicht nur an den Werken, sondern auch an ihrer Ausführung. Höchste Vollendung und naiv-kleinstädtisches Unvermögen, goldene und blecherne Töne klingen nicht selten auf denselben Brettern ineinander. Und das Publicum? Es läßt sich Alles bieten, spendet Beifall in allen Graden, hat aber, eben durch die Musik, die Energie der Ablehnung längst eingebüßt.

Die Frage nach dem Glaubensbekenntniß der Reichshauptstadt hat, ähnlich wie in religiöser und politischer, so auch in musikalischer Beziehung auf ein unisones Credo in unum nicht zu rechnen, umsoweniger, je jünger diese Kunst ist. Es fehlt ihr ein geschichtlich gewordener Schatz von unveräußerlichen, unwandelbaren Grundsätzen, den die Meister wie einen heiligen Gral hüten und aus dem die Jünger erste, heilsame Nahrung empfangen. Auf verwandten Gebieten ist es anders. Seit hundert Menschenaltern hat z. B. der Meißel in der Hand des Bildhauers die schöne Linie nach denselben Gesichtspunkten gesucht; die Ausgrabungen aller Hauptperioden, neben die Schöpfungen unsrer Zeit gestellt, beweisen unwiderleglich die Continuität des Schönheitsgedankens, das Vorhandensein eines Kanon, nach dem, bewußt oder unbewußt, die Künstler arbeiten. Hat die Musik einen solchen Kanon? wird sie ihn jemals haben? Man darf einwenden, daß die Plastik als Kunst im Raume, in der Alles sinnfällig vor unsern Augen verharrt, welcher als Regulator die Natur zur Seite steht, nicht wohl mit der Kunst in der Zeit, mit der dem Ohre flüchtig entschwebenden, völlig nur in unserer Vorstellung lebenden Musik verglichen werden könne, der Marmor mit dem Klange. Zugegeben; aber wer je ein mit „Ausgrabungen" aufgeputztes, sogenanntes „historisches" Concert gehört hat, wird erfahren haben, daß, trotz der Flucht der Erscheinungen, obwohl jedes Werk die Wirkung seines Vorgängers nahezu aufhob, von ihm doch ein Niederschlag verblieb, bedeutend genug zur Erkennung allgemeiner Merkmale, zur Bestätigung der Fortentwicklung, zur Charakterisirung einer Periode. Wie viel aber ist nun in diesem Niederschlag, was die nächsten Jahrhunderte überdauern wird? Eine musikalische Species scheint allerdings, wie die Madonnenmalerei, nach ewigen Gesetzen geordnet, nämlich der streng-kirchliche Styl; für diesen bilden die Partituren Palestrina's das goldene Buch. Für alle anderen großen Formen fehlt es jedoch an einem Codex. Vielleicht daß einst, wenn die gegenwärtige Krisis überwunden sein wird, Beethoven'sche Dicta, denen Palestrina's gesellt, den Grundstock bilden werden. Je tiefer unser Geschmack im Proceß der Reinigung befangen ist, desto natürlicher ist jene Vielstimmigkeit des Credo.

* * *

Je bunter sich demgemäß die Musterkarte der Wünsche des Publicums gestaltet, desto schwieriger müßte auch, so sollte man meinen, allseitige Befriedigung zu schaffen sein. Diese Schwierigkeit ist in der That vorhanden für alle diejenigen Institute, welche, wie die großen Gesangvereine und die Königliche Symphonie, nur selten vor der Oeffentlichkeit erscheinen. Indem dieselben jedoch dem Geschmack des Tages möglichst wenig Concessionen machen, erfüllen sie eben ihre ideale Aufgabe um so sicherer. Große Aufführungen sind monumentalen Statuen zu vergleichen; diese aber errichtet man nur den Heroen des Volkes, deren Bedeutung ganz außer Zweifel steht. In der souveränen Abkehr vom Unnothwendigen, Untüchtigen, liegt den jungen Componisten gegenüber ein pädagogisches Moment, auf welches nicht verzichtet werden darf. Andererseits genießen Institute mit alltäglicher Aufführungspflicht die unbeschränkteste Freiheit der Bewegung; ihnen verargt Niemand das zeitweilige Getändel mit den Ephemeriden.

Wenn die königliche Oper von dieser Freiheit nur mäßigen Gebrauch macht, wenn sie es verschmäht, nach dem Muster der Hamburger — eine Probir-Oper zu sein, mit einigen aus überhasteten und völlig mißglückten Versuchen aufragenden Treffern, so liegt der Grund dafür nicht allein in der Initiative des Herrn v. Hülsen, sondern

in der ganzen Stellung der Oper als eines königlichen Instituts. Damit soll durchaus nicht ein glättender, schillernder Firniß ausgebreitet sein über Geschmack und Geschick des General-Intendanten, ihm keine Coulisse geschaffen sein, von welcher geschützt er der Action gemächlich beiwohnen kann. Die rechte Kritik soll mit dem geziemenden Freimuth das Kunstleben in der Hofoper fördernder Besprechung unterziehen. Mit demselben Freimuth aber und mit derselben Tendenz gewissenhafter Förderung der Kunst soll sie auch energische Abwehr üben gegenüber aller verbitternden Nörgelei und heißspornigem Drängen. Wenn z. B. die königliche Oper außer dem „Ring der Nibelungen" sämmtliche Musik-Dramen Richard Wagner's ihrem Repertoir eingefügt hatte und nach dem Tode des Meisters mit Geld das Hinderniß wegräumte, welches ihr bis dahin zur Gewinnung des „Ringes" entgegenstand, so war zunächst das Erforderliche und Mögliche geschehen, der Wagner-Sache zu genügen. Weit entfernt, dies und die unleugbaren Werthe der Berliner Aufführung der „Walküre" anzuerkennen, erhoben Rufer im Streit ihre Stimme gegen die „Nur-Walküre", setzten aus eigener Machtvollkommenheit die Ankündigung des „Siegfried" in Cours und eiferten dann wieder über das Dementi derselben. Das hat zwar keinen Sinn, aber doch Methode. Vergeblich sucht man ferner nach einem ehrlichen, stichhaltigen Grunde für die souveräne Art, mit welcher Capellmeister Radecke besprochen wird, obwohl wir gerade diesem ausgezeichneten, als Componist, Virtuos, Lehrer und Dirigent gleich hervorragenden Musiker eine der allerbesten Tristan-Aufführungen zu danken haben.

Zwei Neuigkeiten, eine neue Oper und ein neuer Opern-Tenor, und außerdem ein Jubiläum nahmen während der Herbst-Saison das Interesse in Anspruch, das Werk in nur mäßigem, der Sänger in lebhafterem und das Jubiläum im höchsten Grade. Die dreiaktige Oper „Hero" von Ernst Frank hat das von F. Vetter bearbeitete Drama Grillparzer's „Des Meeres und der Liebe Wellen" zum Inhalt, ein Stoff, der, wie „Romeo und Julie", eigens für die Musik gedichtet zu sein scheint, so unmittelbar drängt er zum Ton-Ausdruck, so reich ist die Ausbeute an echt dramatischen Effekten. Trotzdem entbehren Buch und Partitur des Theaterblutes im heutigen Sinne. Eine griechische Sage wird zwar immer eine gewisse Wirkung auf uns ausüben; dafür sorgt schon der intime Verkehr, welchen unsere Jugend mit dem klassischen Hellas pflegt. Aber wesentlich durch Wagner's Werk sind wir heutzutage leichter für einen auf heimischem Boden gewordenen, als für einen zwar antiken, aber fremdländischen Stoff zu gewinnen. Frank hat es, wie sich deutlich erkennen läßt, für Pflicht und für zweckmäßig gehalten, seine musikalische Eigenart der griechischen Sage anzuähneln. Je besser ihm dies gelang, desto weiter entfernte er sich von dem Bedürfniß seiner zeitgenössischen Zuhörer. Schon Georg Vierling hat in seiner Cantate „Hero und Leander" jene Assimilation markirt, gleichzeitig aber die volle üppige Pracht der modernen Instrumentirung hinzugethan. In der Oper ist die Zahl gut erfundener, stylgerecht gestalteter und vornehm ausgestatteter Parthien zwar groß genug, um in Frank einen vortrefflichen Musiker (er ist Kapellmeister an der Kgl. Oper zu Hannover) erkennen zu lassen; dennoch werden wir nicht nachhaltig und tief genug bewegt. Wir erwarten ein farbensattes, lebensfrisches Bild und finden nur eine tüchtig gearbeitete, akademisch lobenswerthe Marmorstatue. Nicht genug kann der Componist denen danken, welche in den Hauptrollen seine Vertheidigung übernahmen. Frau Sachse-Hofmeister wuchs mit ihrer Aufgabe. Den vollen Zauber ihrer bestrickend-schönen Erscheinung, alle Süßigkeit ihres edlen Soprans und die ganze Wucht ihres oft gerühmten schauspielerischen Geschickes wandte sie dem Werke zu, belehrte alle die eines Besseren, welche leicht geneigt sind, ihr jede innere Wärme abzusprechen und brachte mit ihrem hochbegabten, vortrefflich disponirten Partner, Herrn Ernst (Leander) und Herrn Biberti (Oberpriester) die ergreifenden Scenen des Werkes weit über die intentirte Höhe hinaus zu bedeutender Wirkung, ohne jedoch ihre Hero über Wasser halten zu können.

Die Erscheinung des Polen Mierzwinski drückte die Novität in den Schatten zurück. Da hätten wir nun zweierlei beisammen, was nicht weniger als Alles zu

sein scheint: eine phänomenale Stimme, welche mit strahlender Kraft das hohe A-B-C beherrscht, und eine technische Durchbildung, wie wir sie vollendeter auch bei den besten Italienern nicht fanden. Was will man mehr? Diese Frage paßt aber nur in den Mund des großen, allein durch Kraft, Höhe und Technik zu befriedigenden Publikums; die musikalische Corona ist damit nicht abzufinden. Herr Mierzwinski hat sowohl als Arnold (in Rossini's „Tell"), wie als Raoul (in Meyerber's „Hugenotten") und namentlich als Manrico (in Verdi's „Troubadour") so erheblich, so peinlich-auffällig detonirt, daß aller Glanz seiner großen Eigenschaften vor diesem tiefen Schatten auslöschte. Durch Uebertünchung eines solchen Fundamentalfehlers ist dem Künstler ein schlechter, dem irrenden, eines Besseren zu belehrenden Publikum aber ein verhängnißvoller Dienst erwiesen. Der musikalischen Reinheit gebührt durchaus der erste Platz unter allen Qualitäten. Auf Kraft, Höhe, Kehlgewandtheit, Spiel kann man in gewissem Maße wohl verzichten; auf jene aber nie, ohne die Oper als musikalisches Kunstwerk überhaupt zu zertrümmern. Im „Tell" traten dem sehr „theuren" Gaste Fräulein Beeth mit tremulirender, ungenügend geschulter, und Herr Kalisch mit wohldressirter, aber in der Höhe verbraucht klingender Stimme zur Seite, während Fräulein Lehmann und Herr Betz mit ihren gesunden, reinen, im schönen Gleichmaß gehaltenen Tönen dem sich der italienischen Sprache bedienenden Genossen beherzigenswerthe Lectionen ertheilten. Als bei der Wiederholung der „Hugenotten" nicht Herr Betz, sondern Herr Krolop den St. Bris sang, hatte Fräulein Lehmann allein, unterstützt von Herrn Fricke (Marcel) und Fräulein Leisinger (Page), die Ehre des Instituts zu vertreten. Wenn, ebenfalls für Herrn Betz, Herr Krolop den Wotan zu singen hat, schlägt die Waberlohe stets wilder in die Soffitten hinauf. Was kann ein Buffo einem Wagner'schen Drama oder einer Meyerbeer'schen Oper sein? Was soll er als Kaspar in Weber's „Freischütz"? Sein ganzes Van Bett-Naturell widerstrebt einer solchen, auch nur alternirenden Verwendung, die um so auffälliger erscheint, da in Herrn Biberti eine geeignete, vielversprechende Kraft gewonnen ist. — Am 18. Dec. 1884, dem 98. Geburtstage C. M. v. Weber's, erlebte der „Freischütz", das durch seine wunderbare Romantik und sein das deutsche Gemüthsleben wie in einem Zauberspiegel treu und wahr wiederstrahlende, volksthümlichste Werk des Meisters, seine 500. Aufführung im Opernhause. Nach der 1. Aufführung (18. Juni 1821) schrieb Weber an den Dichter Kind: „Victoria können wir schießen. Der Freischütz hat ins Schwarze getroffen!" Zelter berichtete reservirt an Göthe: „Die Musik findet großen Beifall und ist in der That so gut, daß das Publikum den vielen Kohlen- und Pulverdampf nicht unerträglich findet." Beethoven äußerte: „Ich hätte es dem sonst weichen Männel gar nicht zugetraut. Nun muß er Opern schreiben, eine über die andere, frischweg, ohne viel zu knaupeln. Der Caspar, das Unthier, steht da wie ein Haus, und der Teufel, wo er die Tatze 'reinstreckt, da fühlt man sie auch." Die Hauptrollen (Agathe, Aennchen, Max, Caspar) sangen 1821: Frau Seidler-Wranitzki, Frl. Eunicke, Herr Stümer und Herr Blume —, 1884: Frau Sachse-Hofmeister, Frl. Lehmann, Herr Niemann und Herr Fricke. Dazu traten beim Jubiläum Herr Betz (Eremit) und Herr Salomon (Kuno). Der Enthusiasmus, welcher von der Bühne her das ausverkaufte Haus durchströmte und erfüllte, war von jener frischen Ursprünglichkeit und Wahrheit, wie sie nur in einem gesunden Musikleben gedeiht. So wurde dieser 18. December zu einem Glanztage sowohl für Sänger und Musiker, wie nicht minder für das Publikum, um so glänzender, je deutlicher die Coincidenzpunkte der romantischen und neudeutschen Schule zu Tage traten.

* * *

Eine alle Parteien gleichmäßig interessirende Angelegenheit verwandelte den ausschließenden Gegensatz zwischen Wagnerianern und Nichtwagnerianern zeitweilig in einen fließenden und nahm der Controverse die Schärfe: Die Orchesterfrage nöthigte Akademiker und Neudeutsche an denselben Berathungstisch. Ein glücklicher Zufall hatte es gefügt, daß die völlig abgewirthschaftete alte Symphonie-Capelle

von der „Philharmonischen" (ehemals Bilse'schen) prompt abgelöst wurde. Vereine, Künstler, — Alles athmete erleichtert auf; denn die zur Disposition stehende Künstler-Gemeinschaft war den weitestgehenden Ansprüchen gewachsen. Ueber die oratorischen und symphonischen Aufführungen schien ein neuer Geist ausgegossen; den Ruck nach oben fühlten, außer den Chorkörpern, auch die Dirigenten, und die Instrumental- und Gesangsvirtuosen erkannten mit Befriedigung die Homogenität der Mitwirkenden an. Da gerieth plötzlich die Bewegung ins Stocken; es stellte sich heraus, daß alle Concert-Veranstaltungen zusammengenommen nicht im Stande waren, den Orchestermitgliedern eine würdige Existenz zu sichern. Rasches Handeln war geboten, die drohende Auflösung des Philharmonischen Orchesters zunächst aufzuhalten, und so bildete sich unter der Führung von Dirigenten, Musikern und kunstliebenden Notabeln die „Philharmonische Gesellschaft", welche zunächst auf ein Jahr und zwar bis zum 1. Mai 1885 die erforderlichen Garantien gab. Durch sechszehn Abonnements- und ein Extra-Concert war den Gesellschaftern ein ihren Beiträgen angepaßtes Aequivalent geboten, die Qualität der Concerte selbst aber durch die mit der Direction betrauten Herren Joachim, Wüllner und Klindworth gewährleistet. Namentlich die Betheiligung Wüllner's, des illustren Dirigenten jener durch die vortreffliche Concert-Direction Wolff ins Leben gerufenen und berühmt gewordenen Wüllner-Concerte, erweckte allgemeine Befriedigung; in ihm fanden alle Richtungen ihren Gewährsmann, während Joachim und Klindworth zunächst besondere Parteien repräsentirten. Auf den ersten Blick wird die Dreiköpfigkeit des Tactschlags widerräthlich erscheinen; die einheitliche Leitung liegt viel näher. Nichts leichter als die Empfehlung derselben; aber wen soll man wählen? Wüllner, der historisch gewordene Dirigent, hat in Köln eine seiner Bedeutung entsprechende Stellung gefunden und ist nur als Gast zu haben; Joachim kann sich umfänglicher der Philharmonischen Sache nicht widmen ohne erhebliche Schädigung seiner Verpflichtungen als ausübender Künstler und Director der Hochschule; Klindworth endlich dürfte der Majorität der Gesellschaft als enragirter Vorkämpfer der neudeutschen Schule nicht objectiv genug erscheinen, wozu kommt, daß seine allseitig anerkannte technische Gewandtheit als Dirigent das Schicksal hat, etwas zu geflissentlich gelobt zu werden. Aber selbst wenn eine Persönlichkeit mit allen erforderlichen Eigenschaften gefunden wäre, ein Musiker über den Parteien, der als geistiger Magnet das Orchester zu sich herauf- und das Publicum unwiderstehlich heranzuziehen verstünde, man müßte doch die Dreiheit wählen, weil ein wesentliches Stück: der Reiz des edlen Wettstreites, gänzlich entfallen, der Geschmack des Einen aber monopolisirt würde.

Gleichzeitig mit der Orchesterfrage kam die Saalfrage aufs Tapet. Die „Singacademie", dieser Concertraum par excellence mit seinen klassischen Verhältnissen und seiner unvergleichlichen Akustik, ist zwar vorhanden, die Zahl der Hörerplätze steht jedoch mit der gegenwärtigen Bewohnerzahl von Berlin in keinem richtigen Verhältniß. Dies ist übrigens der einzige stichhaltige unter allen gegen die alte Heimstätte unsrer besten Concerte angeführten Gründen. Es fragt sich nur, ob man sich mit dem durch eine größere Zahl verkäuflicher Plätze erzielten klingenden Gewinne für das Klangminus wird entschädigt halten dürfen, welches der größere Raum unfehlbar mit sich bringt. Ein über die Maße der Singacademie wesentlich hinausgehender Saal wird niemals akustisch völlig genügen. Die Vernehmungsfähigkeit des Ohres hat ebenso ihre Grenzen, wie z. B. die Tragfähigkeit der Streichinstrumente. Schon die Singacademie ist für das Joachim-Quartett hart an der Grenze des Zulässigen; einige Meter weiter und der Ton würde zum Schatten zusammenschrumpfen, gleichzeitig aber der Genuß durch die erforderliche höhere Anspannung der Aufmerksamkeit halbirt werden. Das Klavier als häufigstes Concertinstrument verdient nicht minder sorgsame Rücksicht. Der Bechstein'sche Flügel ist in gewissem Sinne aus der Singacademie hervorgegangen, so merkwürdig wahlverwandt ist sein sammetweicher, nobler Gesangton der eigentlichen Bestimmung des Raumes, und so congruent erhält sich seine Ausgiebigkeit und Tonfülle zu den Raumachsen. Der Steinway-Flügel empfing sein Ursprungs-

attest in den auf Massen berechneten, mehr für Meetings als Concerte berechneten Riesensälen Amerika's, darum erscheint er in der Singacademie deplacirt, robust, hart und schneidig im Ton, Eigenschaften, die theilweise auch dem Blüthner'schen Flügel zum Nachtheil gereichen und welche Duysen geschickt vermieden hat, ohne jedoch der reizenden Mittel- und Hochlage durch volle, sonore Bässe das Gegengewicht halten zu können. Das volle Orchester allerdings fühlte sich in der Singacademie stets etwas eingeengt.

Dem Verlangen nach einem großen Raume entsprach der anfänglich für Sportzwecke, später für eine italienische Oper verwendete Saal der „Philharmonie" in der Bernburger Straße. Er leidet an zwei großen, unabänderlichen Fehlern: die Construction seiner Decke aus Glas und Eisen ist klangfeindlich, und das Concertpodium steht in der Mitte der Langseite des Oblongums, und zwar nicht an der glatten Wand, sondern vor einer für den größten Theil des Klangkörpers ausgenutzten Nische. Weder Solovioline, noch Klavier, noch menschliche Stimme werden von irgend einem Punkte des Raumes in unbeschädigter Schönheit vernommen, wohl aber wirken die Blechbläser übermäßig nach der einen, die Holzbläser nach der andern Seite, immer zum Nachtheil des Streicherchores. Da für das Oratorium auch die Orgel fehlt, so ist der gesuchte und Berlins würdige Concertsaal also zwar noch nicht gefunden und die Singacademie jedenfalls nicht ersetzt oder erreicht; aber der Vortheil des großen Publicums, welches nun für wenig Geld in den Nebenräumen den Concerten beiwohnen kann, ist erheblich genug, um den Saal willkommen zu heißen. Seine Weihe eröffnete am 30. September die Concert-Saison. Die philharmonische Kapelle (mit Herrn Kruse an der Spitze des Geigerchores) begann unter Direction ihres neuen Kapellmeisters Herrn Rauchenecker würdig und wohlgewählt mit Beethoven's Ouvertüre zur „Weihe des Hauses" und bot später eine allerliebste Miniaturen-Suite von Bizet, dem jung verstorbenen Componisten der Oper „Carmen", zum flüchtigen Genusse. Fräulein Senkrah, die liebenswürdige Violinistin, spielte im großen, virtuosen Style Vieuxtemp's D-moll-Concert, sowie kleinere Stücke von Raff und Sarasate; der Bassist Herr Friedländer versuchte sich am Löwe'schen „Douglas" 2c. Die Musik begann 8 Uhr und endete gegen 11 Uhr. Glücklicherweise ist es bei diesem einen Versuche einer Verschiebung unsrer Tageseintheilung geblieben. Wenn unsere Instrumental- und Kammer-Concerte ½ 8 beginnen und ½ 10 Uhr schließen, so ist das rechte Verhältniß zu unserem Familien- und Gesellschaftsleben, gleichzeitig aber ein gesundes Maß des Musikgenusses gefunden. Was drüber ist, ist vom Uebel. —

* * *

Mindestens eine Stunde mehr, im Ganzen also drei Stunden, nehmen die oratorischen Aufführungen in Anspruch. Von einem Werke, wie Haydn's „Jahreszeiten", möchte Niemand, auch bei einer weniger glänzenden Aufführung als die der Singakademie am 17. October, nur eine Nummer entbehren. Mit dem Chor, der sich durch Innigkeit und Frische der Declamation wie nicht minder durch Reinheit der Intonation und edle Tonbildung auszeichnete, wetteiferten die vorzüglich gewählten und disponirten Solisten: Fräulein Oberbeck, Herr Dierich (aus Bremen) und Herr Betz. — Eine Leistung allerersten Ranges, mit welcher das Institut nun zum 10. Male seinen Primat behauptete, war Ed. Grell's 16stimmige (a capella-) Messe. Trotz seiner Gebrechlichkeit erschien der ehrwürdige, gefeierte Meister am 6. November 1884, seinem 84. Geburtstage, selbst im Saale. Gleich die ersten Töne des „Kyrie" versetzen an geweihte Stätte. Die Bußaccorde wallen himmelan, sie wollen den Höchsten erreichen. Jetzt der gewaltige Einsatz des Gloria. Wie zur Stärkung des Glaubens rufen die vier Chöre den Eingang der großen Doxologie einander zu, zehn Solostimmen führen sie weiter. In überirdischen Accorden erklingt das Miserere. Die acht Töne des alten Gregorianischen Credo (Solo-Tenor) geben das Thema zum Beginne des zweiten Theiles. In majestätischen Klängen spiegelt sich des Allmächtigen, des Schöpfers und der Schöpfung Herrlichkeit. Wie Boten Gottes mit leisem Flügel-

schlag schweben mit dem Descendit de coelis die Melodien aus der Höhe nach der Tiefe. Nun erscheint das Heil. Das Genie des Meisters entfaltet sich in seiner ganzen Kraft. Er schreibt mit dem Herzblut seiner religiösen Ueberzeugung. Et incarnatus singen in unbeschreiblich weihevollen Klängen die Solostimmen. Das Mysterium de spiritu sancto umschreiben tiefliegende Accorde. Jetzt verkündet der Chor in scharfen Rhythmen den Beginn des Drama's: Crucifixus! In schneidenden Dissonanzen schreit die Qual des Gekreuzigten zum Vater auf. Die ganze Last und Tiefe des Leidens schildert das erschütternde Passus. Wie ringende Hände heben sich die anschwellenden Nonenaccorde nach der Höhe. Geheimnißvoll, leise, tröstlich deutet das Sepultus auf das Grab. Nun hell aufleuchtend das Auferstehungsevangelium und das nicht enden wollende Non erit finis. Dann der dritte Artikel, in welchem gegen das Ende die e-Vocale (et expecto) die Schatten der Auferstehenden ankündigen. In strahlenden Accorden erklingt das dreifache Sanctus der Seligen im großen Chor. Acht Solostimmen singen das herrliche Benedictus. Mit dem frommen, friedereichen Agnus Dei schließt das gewaltige Werk, ein klingendes Monument für Meister Grell. Der Großthat des Chores schlossen sich die 16 Solostimmen (darunter Frau Müller-Ronneburger und Herr Geyer) in jeder Hinsicht würdig an. Herr Director Blumner hatte die beglückende Genugthuung, die reiche Aussaat seiner Belehrung beim Studium des Werkes fröhlich gedeihen und Frucht treiben zu sehen. — Der Stern'sche Gesangverein (Direction E. Rudorff) widmete dem Gedächtniß F. Mendelssohn's eine Aufführung des „Paulus", welche im chorischen Theile vorzüglich gerieth, durch Frau Prof. Schultzen von Asten, sowie durch Fräulein Schmidtlein entsprechende Unterstützung fand, durch Herrn Henschel aber, den aus Amerika als Gast eingetroffenen musikalisch-gewandten Bassisten, empfindlich gestört wurde, nicht nur durch seine von früher noch unangenehm in unserer Erinnerung gebliebenen und wohl conservirten Sängerunarten: stark nasalirende Stimme, häßliche Aussprache des E, dramatische Vergewaltigung des deutschen Oratoriums —, sondern mehr noch durch seine Unbotmäßigkeit gegen den Dirigenten. — Das zweite Concert des Vereins brachte E. Geibel's prächtige Ballade „Schön Ellen" in der Composition von M. Bruch (Soli: Frl. Oberbeck und Herr F. Schmidt), sowie Gluck's unsterblichen „Orpheus". Während in der Ballade der vortreffliche Chor den entsprechenden, charakteristischen Ton mit Leichtigkeit fand, blieb er in der Oper gerade an den entscheidensten Stellen weit hinter der Erwartung. Es fehlte in der großartigen Unterweltscene am rechten Localcolorit, die Furien waren zu Salonmenschen avancirt oder eigentlich reducirt. Als Orpheus entfaltete Frl. Spieß den ganzen Reichthum ihrer Begabung und ihrer Kunst, und das philharmonische Orchester erschien auf der Höhe der Königlichen Capelle; der Raum jedoch (die Philharmonie) mit der starken Ausladung des Podiums that mancherlei zur Ernüchterung der zahlreichen Zuhörerschaft. — An derselben Stelle producirte sich der Cäcilien-Verein mit A. Rubinstein's geistlicher Oper „Das verlorene Paradies". Bekanntlich hat der Componist in einem Aufsatze seine Bezeichnung „geistliche Oper" zu vertheidigen und dem Oratorium, sowie der dramatischen Cantate gegenüber als berechtigt hinzustellen gesucht, ohne indeß thatsächlich eine neue Species zu schaffen. Milton's Gedicht erscheint hier für die Composition überhaupt so geschickt präparirt, daß der Streit, ob Oratorium oder Oper, keine rechte Veranlassung hat. Jedenfalls würde das Werk, wenn anders seine Inscenirung sich als ausführbar erwiese, durch dieselbe nur verlieren, mindestens im solistischen Theile. Engel und Teufel, wenn sie ausschließlich singend auftreten, gewinnen in unserer Phantasie leicht die entsprechende Gestalt; aber auf die Bühne gestellt wirken sie nur dann ernsthaft, wenn sie nicht scheinen wollen, was sie sind. — Die Vorzüge der früheren Aufführung kamen dadurch etwas in Bedrängniß, daß an Stelle des Herrn A. Holländer, der das Werk bisher dirigirte, der Componist selbst am Pulte erschien. Rubinstein aber dirigirt, wie er componirt: der geniale Künstler läßt dem einfachen Leitungs-Techniker neben sich keinen Raum, und so fehlten dem Chore und auch dem Orchester manche Avertissements, welche erwartet

wurden. — Herr Hill aus Schwerin sang den Satanas und Adam echt dramatisch, die übrigen Solisten genügten nur im Allgemeinen.

Im Musikleben Berlins tritt seit einigen Jahren eine speciell auf die Pflege kirchlicher Musik gerichtete Bewegung immer deutlicher hervor. Dem königl. Domchor hat sich schon 1880 der Kirchenchor von St. Nicolai und St. Marien zur Seite gestellt, andere Chöre sind gefolgt. Unter Führung des Professor Kleinert, einer Autorität auf hymnologischem Gebiete, entstand der „Evangelisch-kirchliche Chorgesangverband für die Provinz Brandenburg", dessen segensreiche Thätigkeit mehr und mehr Boden gewinnt. Allen Kirchenchören wird der reichsfundirte und über auserlesene Stimmen verfügende Domchor wahrscheinlich stets unerreichbares Muster bleiben. Sein erstes Concert (23. October) brachte als Hauptstück Seb. Bach's achtstimmige Motette „Singet dem Herrn", ein Werk, welches an die musikalische Begabung, Sicherheit, Geschicklichkeit und Ausdauer des a capella-Chores die höchsten Ansprüche stellt, höhere noch, als selbst die Grell'sche Messe. Der Chor zeigte sich seiner Aufgabe am wenigsten im ersten, am besten im zweiten Theile gewachsen. Dort fehlte die feinere Ausfeilung der rhythmischen Gruppen, besonders der zahlreichen Syncopen; hier traten die beiden vierstimmigen Chöre, der choralisirende und interludirende, in das schönste Verhältniß. Leider wurde in der Schlußfuge das Thema vom Baß ohne die erforderliche Sicherheit vorgetragen und so die wiedergewonnene günstige Stimmung abermals erschüttert. — Endlich sei noch des weitberühmten Kölner Männergesangvereins gedacht, der im Anschluß an eine dem Kaiser dargebrachte Ovation sich wiederholt öffentlich hören ließ. Alle seine Vorträge, wenn auch unter sich nicht gleichwerthig, erhoben sich durch Schönheit der Stimmen und Feinheit des Vortrages in die eigentliche Kunstsphäre. Die Tenöre scheinen am Rhein besonders gut zu gedeihen, während die in Berlin und Norddeutschland häufigen Fundamental-Bässe dort offenbar dünner gesäet sind. Unter der Leitung des Herrn de Lange gewann sich der Chor, ebenso wie früher schon der Straßburger, mit Leichtigkeit die Gunst der Berliner. Die Frage, weshalb in Berlin ein gleicher Chor nicht existirt, beruht auf Unbekanntschaft mit dem Bestehenden. Die besten Vereine (Zelter-Liedertafel, Lieder-Verein ꝛc.) treten niemals öffentlich auf, während den öffentlich auftretenden ohne Ausnahme die Concertfähigkeit abgesprochen werden muß. In Berlin absorbirt auch, was in dem katholischen Köln nicht der Fall ist, das Freimaurerthum die Elite der Gesangsdilettanten und vereinigt sie mit den Künstlern zu vortrefflichen Chören. Trotzdem ist nicht ausgeschlossen, daß ein tüchtiger Berliner Männerchor sich bildet; dazu gehört aber ein hervorragender, tüchtiger Musiker, und der hat sich bis jetzt noch nicht gefunden oder bereit finden lassen.

* * *

Die Königl. Kapelle — der Opernhaussaal — eine bedeutende Summe von musikalischer Bildung und traditioneller Pietät im Auditorium — — welche Vornehmheit! Die Kapelle ist eine der erlesensten in Europa; sie recrutirt sich selbstverständlich nur aus den Reihen der bewährten Künstlerschaft und empfängt ihre Physiognomie durch bedeutende Virtuosen, wie die Violinisten de Ahna und Struß, der Cellist Lübeck, der Flötist Gantenberg, der Oboist Wieprecht, der Clarinettist Pohl, der Trompeter Kosleck ꝛc. — Ueberzeugender noch als neben der Bühne treten alle Vorzüge des Orchesters in den Symphonie-Soiréen hervor; erst die absolute Musik enthüllt die ganze Zauberpracht der Instrumente. Dazu hilft wesentlich der Saal. Form, Farbe und Ausstattung desselben (ein Oblongum in spiegelglattem, weißem Marmorstuck mit einem von riesigen Karyatiden getragenen, ringsumlaufenden Balkon) können für einen Concertraum nicht günstiger gedacht werden. Die Zuhörerschaft hat einen durchaus aristokratischen Zug und zwar ohne eigentlich der Aristokratie anzugehören: Künstler, Gelehrte, Diplomaten, Beamte aller Grade (aber wenig Börsianer), die Frauenwelt in entschiedener Majorität und auffallend durch einfache Toilette — Alles hastend, eilend, um mit Radecke's Erscheinen am Pulte und vor Schluß der Thüren seinen Platz zu erreichen. — In bisher vier Abenden gelangten neben Werken

unserer Klassiker, welche den rocher de bronze der Programme bilden, einige Novitäten — alte und neue zu Gehör. Literarisch und klanglich interessant war eine Serenade in B-dur für Blaseinstrumente, welche Mozart 1768 als Streichquintett componirte und für Oboen, Clarinetten, Fagotten, Bassetthörner, Waldhörner und Contrefagott im Idomeneo-Jahre 1780 einrichtete. Der Vierundzwanzigjährige begnügte sich mit der Erfindung des Zwölfjährigen —, ein deutlicher Beweis dafür, daß wir es mit einem Gelegenheitsstück zu thun haben, einer Abendmusik, wie sie für die kleinen fürstlichen Harmonie-Kapellen erwünscht war. Aus der Reihe der sieben, der Anlage und Gliederung nach, musterhaften Sätzen, ragt das Adagio durch seinen wunderbaren Gesang bedeutungsvoll auf, während das Finale in übermüthigem Humor Töne anschlägt, die im Laufe des Jahrhunderts ihren Adelsbrief längst eingebüßt haben. — Neben dieser alten (das Werk kam übrigens schon vor zwanzig Jahren in einem Privatconcert des Herrn Radecke zum Vorschein) präsentirte sich eine Novität jüngsten Datums, eine Fest-Ouverture in C vom Oldenburger Kapellmeister A. Dietrich. Sie errang einigen Beifall. — Zum Verwundern war es nicht, daß Brahms' Symphonie No. 3 in F diesem wählerischen, verwöhnten Publicum nicht ohne Weiteres mundete, wie Brahms überhaupt an dieser Stätte wenig Sympathieen findet. Geist und Tiefe allein gewinnt den Hörer selten; das Grüblerische, Strenge schreckt ab, während ein Aufleuchten göttlicher Heiterkeit stets Wohlgefallen erzeugt. Da nun Brahms' Genius gerade in dieser Symphonie neben der immer noch schwer fließenden Erfindung ein freundlicheres Gesicht zeigt, so dürfte bei einer Wiederholung die Zahl der Freunde wachsen.

Die philharmonische Gesellschaft bildete das Centrum und übernahm die Führung der musikalischen Bewegung. In den acht (von zwanzig) bereits gegebenen Concerten hat sich nun zwar die Leistungsfähigkeit des Orchesters in hoch erfreulicher Weise von Neuem bekundet, doch blieb die Theilnahme des Publicums hinter der Erwartung zurück, wahrscheinlich weil der nach Analogie der Mitgliederbeiträge normirte Eintrittspreis viel zu hoch gegriffen war. Nach dieser Richtung ist für das neue Rechnungsjahr die Findung eines anderen Modus unerläßlich. Die Annahme wird nicht zu kühn sein, daß diejenigen, welche überhaupt erhebliche Summen zur Subventionirung der Kapelle beitragen, auf einer genau ausgerechneten Entschädigung durch Concert-Billets nicht ohne Ausnahme bestehen dürften. Die es dennoch und mit gutem Rechte thun, werden sich auch durch Vorzugsplätze befriedigen lassen, und es wird auf diese Art die Möglichkeit sich ergeben, für das übliche Entrée die Concerte allgemein zugänglich zu machen. Es muß ferner darauf Bedacht genommen werden, daß die Musiker an keinem Tage mehr als eine Probe und ein Concert haben; jede größere Belastung würde eine Herabminderung der künstlerischen Qualität bedeuten. Endlich dürfte es rathsam sein, daß die Dirigenten sich am Entwurf der sämmtlichen Programme gemeinsam betheiligen, damit die Möglichkeit minderwerthiger Concerte ausgeschlossen bleibe und namentlich Novitäten in denselben gleichmäßig Berücksichtigung fänden. Alle diese Wünsche treiben hervor aus beobachteten Thatsachen, auf welche näher einzugehen hier der Anlaß fehlt. — Drei der von Herrn Professor Joachim dirigirten Concerte fanden in der Singakademie statt. Das erste culminirte in Viotti's A-moll-Concert, welches unser Geigerkönig in genialer, zündender Weise aus dem Staube seiner hundert Jahre löste und mit der Frische unvergänglicher Schönheit umgab. Der zweite Abend fand in den durchaus nicht unanfechtbaren Leistungen des Ehepaares Henschel und dem Siegfriedidyll von R. Wagner ein pikantes Gewürz. Joachim und Wagner — welch' ausgibiges Thema! Man durfte mit einiger Genugthuung constatiren, daß dem in der Sprache Mozart's und Beethoven's so unwiderstehlich beredten Meister das Neudeutsche weniger leicht von den Lippen fließt. Den dritten Abend trug die vorzügliche Pianistin Frau Montigny-Remaury, eine Pariserin, welche an Beethoven's Concert in C-dur den Beweis für die Existenz einer Weltsprache führte: wenn sie das Schönheitsideal offenbaren, verstehen sich alle Nationen. Die Serenade in A-dur von Brahms, ein geistreich durchge-

führter Versuch mit einem Orchester ohne Violinen, strandete vorübergehend an einem Gedächtnißfehler in Beziehung auf den Werth der Tactschläge.

Ein Extraconcert in der „Philharmonie“ trug insofern deutlich die Marke Joachim's, als mit zweien seiner neusten Werke (dramatische Ouvertüre „Husitska“ und ein Clavier-Concert) Herr Anton Dvorak sich den Berlinern präsentirte. Als Verlängerung des steif und ungeschickt geführten Tactstockes erschien ein echter, untersetzter Slave mit Vollbart und Kahlkopf. Dickblütig und melancholisch erklang das Unisono der Holzbläser, gewaltsam bis zum Rohen geberdeten sich die rhythmischen Motive — trotzdem war Charakter in der Ouvertüre, mehr als im Concert, dessen bedeutendere Stellen übrigens von Beethoven bereits vorgedacht sind. Frau Grosser saß am Flügel. Herr Götze aus Köln sang eine Arie aus Mozart's „Cosi fan tutte“ und einige Lieder, hoffentlich nicht als ein Fertiger, sondern als ein Werdender. Das Uebermaß von Süßigkeit ist immer unschmackhaft und wird es durch willkürliche Verzögerung des Tempo's, durch Tremuliren und dynamische Uebertreibung noch mehr. — Den Glanzpunkt des ersten der beiden von Herrn Prof. Wüllner geleiteten Concerte bildete Chopin's Clavierconcert in E-moll, gespielt von Frau Annette Essipoff. Berauschender Rosen- und Veilchenduft quillt aus diesen Tönen. Wer hat jemals die berühmte arpeggirte Stelle so herrlich gespielt? So erzählt Scheherezade reizende Märchen. Und wie folgte der wunderbare Bechstein-Flügel diesen Händen! Es war ein Genuß seltenster Art. — Im zweiten Concert concentrirte sich das Interesse auf die F-dur-Symphonie von Felix Dräseke, einem hochbegabten Musiker, begabt genug, sich aus den seine wahre Natur niederzwingenden, irrenden Einflüssen völlig herauszuarbeiten, den Himmel in der eignen Brust und weniger in Wagner'schen Partituren zu finden. Die Brahms'sche Rhapsodie für eine Altstimme mit Männerchor ging spurlos vorüber, obwohl Frl. Spieß die Altistin war. Unter Herrn Klindworth's Direction spielte Joachim das Beethoven'sche Violinconcert, sang Frau Koch-Bossenberger aus Hannover mit ungewöhnlichen Stimmitteln und stupender Gewandtheit eine reichcolorirte Concert-Arie von Mozart, spielte ferner Herr Ondricek unter stürmischem Beifall Mendelsohn's Violinconcert und sang endlich Frau Sucher aus Hamburg, die bekannte Wagner-Sängerin, mit ungleichem Gelingen zwei Arien aus „Tannhäuser“ und „Widerspenstige“, sowie eine Romanze von Saint-Saëns. — Aus dieser nur die Höhepunkte bezeichnenden Aufzählung läßt sich der reiche Inhalt der Concerte, nebenbei aber erkennen, von welcher überragenden Bedeutung Professor Joachim für unser Musikleben ist.

Aus der langen Reihe von Claviervirtuosen, welche sich hören ließen, verdienen zwei an die Spitze Aller gestellt zu werden: Eugen d'Albert, der Einundzwanzigjährige, und Arthur Friedheim, ein echter Lisztianer. Beide schoben das Niveau der pianistischen Kunst um viele Grade nach oben und nahmen selbst hoch über ihm Platz. Also ist das echte Virtuosenthum doch noch nicht todt. Der Pianist schlechtweg ist ja im Ensemble unseres Lebens so unvermeidlich, wie das Clavier unter den Möbeln. Alle Räthsel der Technik scheinen gelöst; dem Techniker ist Alles zugänglich. Alles? O nein. Die Ungleichheit unter den Fürsten des Clavierspiels bleibt sogar dem Laien nicht verborgen. Wie weit sie Musiker sind, das entscheidet, und zwar das allein. Auf dieses Capitel kommen wir später zurück. — Zuletzt sei des Besten gedacht: der Soiréen des Professoren-Quartetts Joachim — de Ahna — Wirth — Hausmann, um deren Genuß uns die Welt beneidet. Mögen sie uns auch ferner und lange noch erquicken! —

Theodor Krause.

Politische Rundschau.

Berlin. Mitte Januar.

Der Uebergang vom alten in das neue Jahr hat sich allenthalben gleich geräuschlos vollzogen. Das Zeitalter der politischen Neujahrsüberraschungen, deren Europa sich nach dem 1. Januar 1859 zu gewärtigen hatte, ist seit funfzehn Jahren geschlossen, und da, wo heut' zu Tage dergleichen Ueberraschungen allein möglich wären, war man von jeher gewöhnt, schweigend seine Pflicht zu thun und sorgfältig Alles zu vermeiden, was als prunkende Schaustellung des durch diese Arbeit erworbenen Einflusses gedeutet werden könnte. Nicht nach Westen, nach Osten hat die Weltgeschichte sich gewandt. Seit Jahr und Tag bewegt die von Berlin geleitete große Politik sich in Gleisen, an denen nur noch die grundsätzlichen Gegner der bestehenden Ordnung Etwas geändert zu sehen wünschen, — in Gleisen, deren Richtung von dem französischen Staatswagen nachgerade ebenso gefolgt wird, wie seitens der verbündeten Mächte des Nordostens. Das britische Inselreich geht allerdings eigene Wege, — wohin dieselben führen sollen, scheinen die Betheiligten selbst aber nicht zu wissen. Ueber die Directions- und Marklosigkeit dessen, was Mr. Gladstone und Lord Granville ihr „System" nennen, wird nirgend lauter geklagt, als in England, wo es lediglich Rücksichten innerer Politik sind, welche die rathlosen Nachfolger Lord Beaconsfields am Leben erhalten. Erben hat der verstorbene Toryführer weder dem Fleische noch dem Geiste nach hinterlassen. Der angeblich fähigste derselben, Graf Salisbury, verdankte seine Erfolge von 1878 lediglich der Bereitwilligkeit, mit welcher er sich der Leitung des letzten bedeutenden Parlamentariers alt-englischer Schule überlassen hatte. Wo diese Leitung fehlte — wie z. B. bei Gelegenheit der Constantinopolitanischen Conferenz vom Winter 1876/77, hat der Graf keine Lorbeeren geerntet, rücksichtlich der inneren Fragen aber fast regelmäßig die Ungeduld und Maßlosigkeit des Dilettanten verrathen. Von der berühmten alten Toryschule ist nichts als der Name übrig geblieben. Von Namen und großen Erinnerungen aber läßt sich in unseren Tagen rücksichtsloser Kritik nicht mehr leben. — Wie anderswo ist auch in England des Einen Tod des Andern Brod; das Cabinet Gladstone-Granville lebt von dem Mangel einer in Betracht kommenden Mitbewerberschaft, und da, wo eine solche Mitbewerberschaft besteht — auf dem Gebiete der auswärtigen Politik — ist sein Leben bereits seit geraumer Zeit zum bloßen Vegetiren herabgekommen. Hätte die britische Regierung vom April des Jahres 1880 in der öffentlichen Meinung überhaupt noch Etwas zu verlieren gehabt, so wäre sie durch die im letzten Monate des vorigen Jahres erfolgten Veröffentlichungen der deutschen Weißbücher um den Rest ihres Credits gekommen; aber da nichts zu verlieren war, hat es im In- und Auslande einfach „Legt's zum Uebrigen" geheißen. Mit Lord Granville's südafrikanischem Fiasco hängt es zusammen, daß die von britischer Seite unternommenen Versuche, unsere Besitzergreifungen an der Nordküste Neu-Guinea's und im neubritischen Archipel mit einem Proteste der australischen Colonial-Verwaltungen zu beantworten, nirgend in der Welt auch nur die Spur eines Eindrucks gemacht haben.

Die Entschlußlosigkeit der Centralstelle hat sich den Gliedern des anglo-sächsischen Weltreichs längst mitgetheilt, und das vorliegenden Falls angewendete Mittel, die Colonial-Regierungen davor zu schieben, wo ein entscheidendes Wort allein von entscheidender Stelle eine gewisse Wirkung hätte üben können, verrieth von vornherein, daß die Flinte ins Korn geworfen worden sei. Möglich, daß eine künftige englische Regierung die Drohung Sir Robert Moriers, des neuernannten Botschafters für St. Petersburg, wahr zu machen versucht, nach welcher „der deutsche Dogge für den englischen Riesenfisch erst angreifbar geworden ist, seit er sich auf die kleine koloniale Fischzucht gelegt hat", — so lange Mr. Gladstone am Ruder bleibt, wahrscheinlich aber noch sehr viel länger, ist in dieser Hinsicht nichts zu fürchten. Englands Anspruch auf die Herrschaft über alle der Schifffahrt zugänglichen Küstenländer der fremden Welttheile bedeutet seit dem Emporkommen der Vereinigten Staaten ein bloßes Wort. Da wo dieser Anspruch überhaupt noch geltend gemacht werden kann, begegnet er regelmäßig dem Widerspruch Frankreichs, Rußlands, der Niederlande und derjenigen südeuropäischen Seemächte, die ihre Interessen richtiger zu beurtheilen wissen, als das von Herrn Mancini regierte Italien. Seit Deutschland auf eignen Füßen steht, vermag dasselbe diesen Mächten einen Rückhalt zu bieten, dessen Stärke in der ägyptischen Angelegenheit bereits erprobt worden und dessen Fortdauer auf Gegenseitigkeit gegründet ist. Kein sichereres Mittel, uns mit mitinteressirten Genossen zu umgeben, als daß England die verschollenen Weisen einer verschollenen Zeit wieder aufspielt und sich dann regelmäßig davon überzeugt, daß das seit dem Jahre 1871 bestehende Europa aufgehört hat, nach denselben zu tanzen.

Nirgend lassen sich die Wirkungen der von den Gladstone und Granville in Sachen Südafrika's und Aegyptens verschuldeten moralischen Niederlage und der Isolirung Englands deutlicher nachweisen, als in Frankreich. Zum Stillstande ist der Einfluß der Revanche-Partei erst gebracht worden, seit die Regierung Ferry's durch die Erfahrung darüber belehrt worden ist, daß es eines Gegengewichts gegen des ehemaligen Alliirten überseeische Prätensionen bedarf und daß derselbe allein durch den Anschluß an die Ostmächte gewonnen werden könne. Noch vor Jahresfrist wären Auslassungen über Deutschlands afrikanische und australische Colonialpolitik, wie sie gegenwärtig in der Mehrzahl der ernsthaften Pariser Blätter zu finden sind, ganz undenkbar gewesen. Erst seit dem Mai vorigen Jahres wird Deutschlands Einfluß auf die ägyptische Frage geradezu als französisches Interesse angesehen und aus dem Verzicht auf die Ueberlieferungen der berühmten entente cordiale kaum mehr ein Hehl gemacht. Noch in diesen letzten Tagen ist erlebt worden, daß eines der angesehensten republikanischen Organe (der „Temps") den im Besitz einer französischen Gesellschaft befindlichen Bezirk Scheik Said (an der Straße von Bab-el-Mandeb) dem Erwerbe durch die deutsche Reichsregierung förmlich empfahl und daß der Antrag auf Zuziehung deutscher und russischer Vertreter zu der ägyptischen Liquidations-Commission nirgend in der französischen Presse auf Widerspruch stieß, im Hinblick auf die Unannehmbarkeit der neuesten englischen Vorschläge vielmehr gutgeheißen wurde. Radicale und Monarchisten haben sich allerdings nicht nehmen lassen, Herrn Ferry wegen seiner nahen Beziehungen zu Berlin Vorwürfe zu machen, — die Art, in der es geschah, entbehrte aber so sichtlich der inneren Wärme, daß sie nirgend Eindruck zu machen vermochte und daß das Pariser Cabinet völlig ungestört auf dem beschrittenen Wege weitergeht. Der Staatsmann, der das unerhörte Wagestück der Lossagung von Gambetta's Tradition unternommen, galt für dieses „Meisters" rechten Erben und genießt eines Ansehens, wie es seit dem Tode des Herrn Thiers kein Minister-Präsident vor ihm besessen. Wo sonst in der Welt hätte eine Budget-Erledigung durchgesetzt werden können, wie sie Herrn Ferry anstrengungslos gelungen ist? Trotz der schweren Enttäuschungen, welche das Scheitern der auf den Vertrag von Tientsin gesetzten Erwartungen dem Ministerium vom März 1883 gebracht hat, steht dasselbe zu Anfang dieses Jahres fester da, als im Januar 1884, wo sein Rücktritt „aux pâques ou à la trinité" von der Oppositionspresse immer wieder vorausgesagt wurde. Sonst sah man es als Zeichen des

Niedergangs einer Regierung an, wenn dieselbe partieller Erneuerungen bedurfte und wenn angesehene Minister sich freiwillig zurückzogen. Dem Rücktritt des Handelsministers Hérisson ist neuerdings derjenige des General Campenon gefolgt, — Niemand aber kommt es in den Sinn, darauf Schlüsse auf die Erschütterung der Stellung des Viermänner-Bundes Ferry, Waldeck-Rousseau, Tirard und Martin-Feuillet zu ziehen!

Durch Herrn Campenon's Ausscheiden aber hat die Regierung Frankreichs unzweifelhaft einen Verlust erlitten. Der ehemalige College Gambetta's (15. November 1881 bis 29. Januar 1882) und fünfzehnte Kriegsminister der republikanischen Aera genoß eines Ansehens in der Armee, das seine Unbeliebtheit bei der Volksvertretung reichlich aufwog und aus diesem Grunde der Regierung wesentlich zu Gute kam. Die von dem energischen und selbständigen Soldaten stets bekannte Abneigung gegen das Institut der Einjährig-Freiwilligen beruhte nicht auf vorgefaßten Meinungen, sondern auf den Erfahrungen, die im Verlauf eines Jahrzehnts mit der Disciplinlosigkeit der vornehmen Jugend und mit der Unpopularität des Systems der allgemeinen Dienstpflicht in Frankreich gemacht worden waren. Im Gegensatz zu seinem Vorgänger Thibaudin sah General Campenon (wie vor ihm de Cissey und Billot gethan hatten) in der selbständigen Vertretung der militärischen Interessen seine Aufgabe, in der Unterordnung derselben unter Rücksichten des Parteiinteresses und der parlamentarischen Taktik den alleinigen Grund für das Scheitern der bisher angestellten Organisationsversuche, — und die Mehrheit der gebildeten Franzosen stand dabei auf seiner Seite. Daß der neue Minister Leval den entgegengesetzten Standpunkt einnimmt, wird der Verwirklichung der Pläne, welche der Freund Thibaudin's mitbringt, vielleicht für den Augenblick zu Gute kommen, der Sache selbst dagegen schwerlich nützen, auf die ohnehin verstimmte Armee aber einen ungünstigen Eindruck machen. Für Herrn Ferry war die Nothwendigkeit, die Beendigung des chinesischen Krieges mit allen überhaupt verfügbaren Mitteln ins Werk zu richten und den Befehlshabern in Ostasien die dringend verlangten Verstärkungen zu senden, eine so gebieterische, daß er den Minister, der zuvor die Bildung einer Colonialarmee zum Abschluß bringen wollte, gehen lassen mußte; leicht mag ihm der Entschluß aber nicht geworden sein, denn thatsächlich zerstört jede neue Veränderung an der militärischen Central-Verwaltungsstelle ein weiteres Stück dessen, was in der Armee von autoritärem Geiste übrig geblieben. So lange kein Rekrutirungsgesetz vereinbart ist, hängt die Organisation des Heeres in der Luft, mit jedem Wechsel der auf dieses Ziel gerichteten Pläne aber wird die Sache schwieriger. Was unter dem frischen Eindruck der Niederlagen von 1870 und 1871 nicht gelang, erscheint doppelt fraglich, wo die Macht der alten Tradition gebrochen ist, ohne daß sich eine neue zu bilden vermocht hätte. Die zunehmende Schärfe der Parteigegensätze theilt sich mehr und mehr der Armee mit, die daran gewöhnt wird, die Organisationsfragen vornehmlich unter den Gesichtspunkten des Fractionsinteresses zu beurtheilen und in den Dienst heterogener Zwecke zu stellen, — die Regierung aber hat so vollauf mit andern Dingen zu thun, daß die für die Sicherheit des Landes maßgebende Angelegenheit zu *einer* Aufgabe unter vielen herabsinkt. Im Vordergrunde stehen zur Zeit einmal die wirthschaftlichen und finanziellen Probleme, deren Lösung mit einer Ungeduld erwartet wird, die für die Heeresorganisation einen nur mäßigen Antheil übrig läßt. Dem französischen Bauern ist an einer Entscheidung der Anträge auf landwirthschaftliche Schutzzölle, dem Industriellen an einem Verdict über den zwischen Seidenwebern und Baumwollspinnern entbrannten Streit ungleich mehr gelegen, als an dem Zustandekommen einer definitiven Einrichtung der bewaffneten Macht. Im Vordergrunde der Scene stehen allerdings die Eifersüchteleien der parlamentarischen Parteien, und weil diese die Pariser Presse beherrschen, hat es zuweilen den Anschein, als gehörten die wirthschaftlichen Entreprisen erst in den zweiten Rang. Thatsächlich waltet das umgekehrte Verhältniß ob und führt die Schwierigkeit der wirthschaftlichen Lage der Agitation für Umgestaltung des Zolltarifs fortwährend neue Hilfstruppen zu. Außerordentlich interessant sind in dieser Hinsicht die Protokolle der parlamentarischen Enquête-Commission, deren in die Provinzialstädte entsendete Dele-

gationen bereits wiederholt mit agrarischen Fragen befaßt gewesen sind. In den Seestädten und in Paris haben die von L. Say geführten Freihändler die Oberhand behalten, im Binnenlande ist die Enquête-Commission dagegen Anschauungen anderer Art begegnet. Der Präses der Handelskammer von Lille und die Vertreter der Arbeitersyndicate des benachbarten Armentières sind für die Nothwendigkeit, ihren „grand consommateur" den Landmann mit Hilfe von Getreide- und Viehzöllen wieder kaufkräftig zu machen, mit wahrem Feuereifer und, wie sie versicherten, in Uebereinstimmung mit der großen Mehrheit ihrer Berufsgenossen vorgegangen. Auf Maßnahmen zum Schutze der Landwirthschaft scheint von dieser Seite noch größeres Gewicht gelegt zu werden, als auf die Ablehnung der, fast allenthalben in Nordfrankreich lebhaft bekämpften, Lyoner Anträge auf Zulassung englischer Baumwollgarne. — Das den Landwirthen verpfändete Versprechen eines „mäßigen" Getreidezolles gedenkt das Ministerium Ferry durch Einführung eines Satzes von 2½ Francs für Weizen einzulösen; die vom Departement de l'Aisne aus geleitete agrarische Agitation aber will sich damit nicht mehr zufrieden geben, sondern fordert zum mindesten 5 Francs, indem sie verrechnet, daß der im Norden des Landes marktgängige Preis von 19 bis 22 Francs gerade um den erwähnten Betrag hinter den Selbstkosten zurückbleibe. Inzwischen aber hat dieses Argument dadurch seine Bedeutung verloren, daß im Hafen von Dünkirchen indischer Weizen zum Preise von 14 bis 15 Francs verkauft, der französische Producent mithin nicht mehr um 5, sondern um 10 bis 12 Francs unterboten wird, und daß an eine auf diese Höhe geschraubte „Preisregulirung" begreiflicher Weise aber nicht zu denken ist.

Dem Austrag der über die Zollfragen entbrannten Controversen wird man um so gespannter entgegen sehen, als der wirthschaftliche Rückgang des Landes in der That höchst bedenkliche Verhältnisse angenommen hat und eine Besserung nach keiner Seite abzusehen ist. Während der ersten elf Monate des vorigen Jahres waren die Steuererträge um nicht weniger als 56 Millionen hinter den (bekanntlich auf Durchschnittsberechnungen beruhenden) Voranschlägen zurückgeblieben, — die Hauptcontingente zu diesen Ausfällen aber hatten zwei für den öffentlichen Wohlstand und die geschäftliche Lage in der That im höchsten Grade charakteristische Rubriken geliefert: der Fehlbetrag der Abgabe von Grundeigenthumsübertragungen bezifferte sich auf 39 Millionen, derjenige der Zölle auf rund 12 Millionen. Die Entwerthung des Grund und Bodens soll auf dem flachen Lande noch fühlbarer sein, als in den Städten, — das von einer seit Jahr und Tag andauernden Häuser-Krisis arg mitgenommene Paris mit eingeschlossen. Dabei ist die vorigjährige Ernte fast allenthalben eine günstige gewesen und zufolge des Erlöschens der Phylloxera nach vielen Jahren einmal wieder in größerer Menge Wein geerntet worden. — Höchst verwunderlich nimmt es sich aus, daß die Thatsache der Entwerthung des Grund und Bodens und der förmlichen Verödung gewisser Landschaften auch von den französischen Freihändlern eingeräumt wird, daß ausreichende Erklärungen für diese der Hauptsache nach plötzlich hereingebrochene Erscheinung aber nirgend haben gegeben werden können. Auch wenn es um die Weiterentwicklung der französischen landwirthschaftlichen Cultur wirklich so übel bestellt wäre, wie gewisse Oekonomisten behaupten, so bliebe unaufgeklärt, warum die darauf bezüglichen Entdeckungen erst jetzt gemacht worden sind, und warum gleichzeitig das Votum einer englischen Autorität vorliegt, nach welchem man da am Schlimmsten daran ist, wo am Reichlichsten meliorirt und mit der bloßen „Routine" am Vollständigsten gebrochen worden ist!

Es ist an dieser Stelle bereits früher erwähnt worden, daß die auf der westlichen Culturwelt lastenden Nöthe in dem schwach bevölkerten, wesentlich in der Naturalwirthschaft stecken gebliebenen Osten des Welttheils noch drückender empfunden werden, als bei uns. Vom Riga'schen Meerbusen bis an das Gelände des Schwarzen Meeres hinab liegen Handel, Industrie und Landwirthschaft in kaum dagewesener Weise darnieder, weil ihre Erzeugnisse nirgend Abnehmer zu finden vermögen. Das Ausland ist überreichlich versorgt, im Inlande fehlt die Kaufkraft, auf welche man gerechnet

hatte. Inzwischen aber nimmt die Arbeit der wirthschaftlichen Erschließung neuer, für den Mitbewerb erst zu gewinnender Ländermassen unaufhaltsam ihren Fortgang und stehen dem Verkehrswesen der alten Welt Umwälzungen bevor, die trotz geringeren Umfangs den amerikanischen Riesenbauten an Wichtigkeit nichts nachgeben. Die seit Jahren discutirte Erbauung einer Eisenbahn bis in das Herz Sibiriens (Tobolsk) ist durch einen Ende December v. J. gefaßten Beschluß des kaiserlichen Minister-Comité zu St. Petersburg so nahe heran gerückt worden, daß man in Rußland bereits mit den praktischen Folgen der getroffenen Entscheidung zu rechnen beginnt. Gegen die allgemeine Erwartung ist beschlossen worden, der projectirten Linie die Richtung nach Süden zu geben und Sibirien nicht mit Moskau und der Ostsee, sondern dem Schwarzen Meere direct zu verbinden. Die sibirische Strecke soll über Slatoust (einen wegen seiner Eisenwerke wichtigen Ort am Fuße des Ural) nach Ufa, der jüngsten europäisch-russischen Gouvernementsstadt, führen und von dort über Samara an den Don und an das Schwarze Meer fortgesetzt werden, damit die schweren sibirischen Exportartikel einen Theil ihrer weiten Reise auf Flußfahrzeugen zurücklegen können. Auch hier wird es sich darum handeln, den europäischen Märkten Erzeugnisse der Land- und Forstwirthschaft zuzuführen und (wie die „Russ. Petersb. Zeit." rühmend hervorhob) der Welt zu beweisen, daß Sibirien aufgehört hat, ein Pelz- und Bergwerksland zu sein. Die Moskauer Klagen darüber, daß diese Entscheidung die Hoffnungen auf Erschließung neuer weiterer Absatzgebiete für die centralrussische Industrie zu Boden schlagen und am Ende nur „Europa", nicht Rußland, zu Gute kommen werden, haben trotz der ausgesprochen protectionistischen Tendenz der Centralstelle bis jetzt keine Erhörung gefunden. — Politische Meldungen von allgemeinem Interesse sind auch während der letzten Wochen aus Rußland nicht eingegangen. Die Regierung beschränkt ihre Thätigkeit auf stricte Erhaltung der bestehenden Zustände, an denen weder im liberalen noch im „Katkow'schen" Sinne etwas geändert werden soll, — der nicht vollständig von ökonomischen Sorgen in Anspruch genommene Theil der Bevölkerung aber unterhält sich mit nie endenden Scandalprocessen und mit unfruchtbaren Speculationen über die Zukunft des Slawenthums. Neben lebhaften Verstimmungen über das Vordringen des griechischen Einflusses in Macedonien und über die durch das Einvernehmen mit den Nachbarmächten bedingte Zurückhaltung der russischen Politik auf der Balkanhalbinsel, spielt der Streit über die bevorstehende Methodiusfeier in den slawistischen Kreisen augenblicklich die Hauptrolle. Da der vor nächstens tausend Jahren verstorbene Slawenapostel und Bibelübersetzer Methodius vor der Spaltung der Kirchengemeinschaften von Rom und Byzanz sein Missionswerk getrieben, nehmen beide Kirchen den Heiligen für sich in Anspruch. Nachdem russischerseits bereits im Sommer v. J. ein großes orthodoxes und slawisches Kirchenfest angekündigt worden war, haben polnische und mährisch-czechische Katholiken mit Unterstützung der Curie eine Feier vorbereitet, die in Mähren begangen und von allen — mindestens allen katholischen — Slawenstämmen beschickt werden soll. Russischerseits hat man in diesem Unternehmen einen österreichischen Schachzug erblicken zu müssen geglaubt, der bestimmt sein soll, Rußland von den süd- und westslawischen Stämmen zu trennen, dem orthodoxen einen katholischen Slawismus gegenüber zu setzen und ein habsburgisches Protectorat über denselben zu verkündigen. Vorschub wird dieser Auffassung durch die außerordentliche Heftigkeit geleistet, mit welcher die polnische Presse für die mährische und gegen die russische Methodiusfeier Partei ergriffen und Gelegenheit genommen hat, ihrem verhaltenen Grimm über die gewaltsame Niederschlagung der von den podolischen Unirten in Rom erhobenen Beschwerden Ausdruck zu geben. Moskauischerseits hat man in ebenso erregtem Tone replicirt, weil man die Empfindung hat, daß es mit dem russischen Einfluß und Ansehen bei den außerrussischen Slawen bereits seit einiger Zeit zurückgehe.

Ganz Unrecht hat man dabei nicht. Erst wenige Wochen ist es her, daß Herr Rieger bei Gelegenheit seines Besuchs in Pesth die Erklärung abgab, daß es einen andern, als den rein literarischen Panslawismus für ihn und seine Landsleute nicht gebe und

daß er an politische Verbindungen, die über die österreichisch-ungarische Reichsgrenze hinausreichten, niemals gedacht habe. Serbien hat um dieselbe Zeit mit dem neuerwählten ökumenischen Patriarchen von Constantinopel Frieden geschlossen und sich dadurch von der guten oder übeln Meinung Petersburgs auch in kirchlicher Beziehung emancipirt; Bulgarien fährt fort, eigne Wege zu gehen, in Macedonien beginnt die griechische Bevölkerung dem bulgarischen Vordrängen erfolgreichen Widerstand zu leisten und in Athen redet man von einem näheren Verhältniß zu dem Wiener Cabinette, wie von einem selbstverständlichen, durch die beiderseitigen Interessen bedingten Dinge. Allenthalben (so klagen Iwan Aksakow, Graf Ignatjew und die übrigen Feinde des Ministers Giers) — allenthalben ist Oesterreich der Erbe des russischen Einflusses; es erntet, wo es nicht gesäet habe, indem es die Früchte der russischen Blutarbeit von 1877—78 in seine Scheuern sammelt und von Bosnien aus politische Geschäfte treibt, denen das auf dem Berliner Congresse „festgefahrene" Rußland thatenlos zusehen muß. Und dabei kann nicht einmal geltend gemacht werden, daß es Deutsche seien, die dieses verderbliche Werk auf Unkosten des Slawenthums betreiben: slawische Hände sind es, die die Hauptarbeit besorgen, während es Deutsch-Oesterreicher waren, die der habsburgischen Orientpolitik den einzigen ernstgemeinten Widerstand leisteten!

Die Festigkeit der zu Skiernewice getroffenen Vereinbarungen hat diese Ausbrüche slawischen Mißvergnügens bis auf Weiteres um jede praktische Bedeutung gebracht und eine Lage geschaffen, welche Oesterreich die ungehemmte Wahrnehmung seiner legitimen Interessen, dem deutschen Reiche die Fortsetzung seiner Friedensarbeit sichert. Die mit den aufständischen Schwarzen von Heakstowne gewechselten Flintenschüsse haben diese Arbeit keinen Augenblick unterbrochen und werden voraussichtlich für längere Zeit die einzigen sein, die aus deutschen Gewehren abgefeuert worden. Auf Gegner, die offen in die Schranken getreten waren, ist die deutsche Colonialpolitik weder im Auslande, noch im Inlande gestoßen; die Versuche, den Gang derselben in der Stille und durch kleine Chicanen aufzuhalten, können aber bereits gegenwärtig als gescheitert angesehen werden. Die ungeheure Mehrheit der Nation steht so voll und so ganz unter dem Eindruck der fast anstrengungslos vollzogenen deutschen Fußfassungen in Süd-Afrika und Australien, daß sie auf der Weiterführung des begonnenen Werkes unter allen Umständen bestehen wird. Die Theilnahme an den Meldungen aus unsern jungen Colonien hat selbst die wichtigen socialpolitischen Vorlagen (Ausdehnung des Unfallversicherungsgesetzes auf die Arbeiter der Transportgewerbe, der land- und der forstwirthschaftlichen Betriebe) in den Hintergrund gedrängt und die Schärfe der Parteigegensätze wenigstens für den Augenblick unwirksam gemacht. Lange wird die Wiederbelebung derselben freilich nicht auf sich warten lassen, denn der längst erwartete Antrag auf Erhöhung der Getreidezölle steht dem Anscheine nach unmittelbar vor der Thüre. Die Entscheidung darüber wird wesentlich bedingt sein durch das Verhalten der Centrumspartei, die seit Ablehnung des Windthorst'schen Antrages drauf und dran ist, sich als Oppositionspartei quand même einzurichten. — An den Kreisen, welche sich durch diese Fraction vertreten lassen, sind die Vorgänge, welche das Leben der übrigen Deutschen bewegten, eben spurlos vorübergegangen. Für die Partei der Freisinnigen konnte es eine Verlegenheit bedeuten, daß Tausende von Deutschen der verschiedensten Parteien zu dem Reichstagsbeschlusse vom 15. December v. J. Stellung nahmen, denn die Wähler, mit denen die liberale Opposition zu rechnen hat, werden von nationalen Gedanken bewegt, — sie leben in und mit der Zeit. An den Mauern, hinter denen die Wählerschaft der Centrumspartei sich verschanzt hat, hört die Welt dagegen auf. Ob für oder wider die nationale Sache, an der Seite des Fortschritts oder im Bunde mit den Conservativen marschirt, in freihändlerischem oder in protectionistischem Sinne gestimmt wird, ficht diese Wählerschaften nichts an, so lange ihnen plausibel gemacht wird, daß das Interesse der Curie die eine oder die andere Taktik bedinge. Die Führer aber geben, soweit an ihnen ist, das Beispiel starrer Unzugänglichkeit für die vitalsten Interessen der Nation. Von ihnen gilt, was die Sphinxe der „classischen Walpurgisnacht" von sich rühmten:

„Sitzen vor den Pyramiden
Zu der Völker Hochgericht,
Ueberschwemmung, Krieg und Frieden,
Und verziehen kein Gesicht."

Treten diese starren Fanatiker der Reflexion einmal in anderen Veranlassungen, als denjenigen des häuslichen Vortheils hervor, so geschieht das regelmäßig und nachweisbar in der Absicht, neue Standpunkte für Aufstellung ihrer Geschütze zu gewinnen, oder behufs Bereicherung ihres Arsenals politische Tauschgeschäfte zu machen. Gewinnbringend sind diese Geschäfte schon seit geraumer Zeit nicht mehr, — um nicht zum Stillstande verurtheilt zu sein, müssen große Firmen unter Umständen aber auch an unvortheilhaften Unternehmungen Theil nehmen: über die damit verbundenen Verluste tröstet man sich dann mit dem Bewußtsein, daß überhaupt ein „Umsatz" erzielt worden. Ob dieser Trost wohl auch Tags nach jener Reichstagsverhandlung vom 10. Januar 1885 vorgehalten hat, in der Herrn Windhorst's Rechnung auf fortschrittliche Unterstützung gegen die Colonialpolitik des Reichskanzlers so schmählich getäuscht wurde? Nie hat der sonst so umsichtige Centrumsführer in einer und der nämlichen Rede zwei so schwerwiegende Fehler begangen, wie das am 10. Januar geschehen ist. Die Berufung auf „die Wünsche, Aufträge meiner Wähler" war gleichbedeutend mit dem Eingeständniß, daß die Absperrung des clerikalen Hinterlandes gegen die deutschen Zeitgedanken eine vollständige geblieben sei, — der von Herrn Windthorst unternommene Streifzug auf das Gebiet der großen Politik aber stellte sich als ein Abenteuer dar, dessen unglücklicher Ausgang im Voraus feststand. Ob es nach den Erfahrungen dieser letzten Wochen wohl noch Politiker geben wird, die an der Meinung festhalten, daß unter den Parteien der Opposition das Centrum diejenige sei, mit welcher der Reichskanzler am leichtesten zu einer Verständigung gelangen könnte?

Literarische Rundschau.

Zur Sprachwissenschaft.

Sprachwissenschaftliche Abhandlungen von Karl Abel, Dr. phil. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1885.

Von den zwölf Abhandlungen, in die das vorliegende Buch zerfällt und die zum Theil als Vorträge in wissenschaftlichen Gesellschaften Londons gehalten worden, also ursprünglich englisch geschrieben sind, gehören die ersten drei, sowie die fünfte und sechste dem Inhalt nach zusammen; eine zweite Gruppe bilden die vierte, siebente, achte und neunte Abhandluug, die zehnte und elfte schließen sich inhaltlich der ersten Gruppe an, während die zwölfte wieder der zweiten Gruppe zuzuzählen ist — eine Anordnung, die dem Werthe des Buches keineswegs Abbruch thut, sondern ihm eine wohlthuende Abwechslung und fesselnde Frische verleiht.

Die Resultate des Buches sind zum Theil neu, zum Theil rücken sie ältere Forschungen in ein neues interessantes Licht, oder geben eine tiefere Begründung für dieselben; durchgängig aber zeigt der Verfasser, wie die Sprachwissenschaft eine wahrhaft universale Wissenschaft ist, die auf die höchsten und niedrigsten Erscheinungen des menschlichen Geisteslebens interessante Schlaglichter fallen läßt, aber auch umgekehrt von einem richtigen Verständniß der Bestrebungen und bethätigungen des Menschengeistes, wie sie die Geschichte der Völker aufweist, am Bedeutsamsten gefördert wird.

Die erste Abhandlung „Ueber Sprache als Ausdruck nationaler Denkweise“ zeigt in geistvoller Weise, wie die Sprache „die genaueste Photographie der den Mitgliedern eines Volkes eigenthümlichen und gemeinsamen Gedankenwelt ist“. Der Verfasser sieht in jeder Sprache „den Quell göttlicher Vernunft rieseln, in manchen nur ein Bächlein, in anderen den weiten, tiefen Strom“. Die Folgerungen, die sich hieraus über den in unseren Tagen so heftig entbrannten Nationalitätenkampf ergeben, erscheinen uns der höchsten Beachtung der maßgebenden Kreise werth.

Die zweite Abhandlung „Ueber den Begriff der Liebe in einigen alten und neueren Sprachen“ zeigt am Lateinischen, Englischen, Hebräischen und Russischen, wie die „Liebesworte“ besonders geeignet sind, „den Werth der Sprache als einer wahren Selbstschilderung der Völker zu erläutern“.

Die dritte Abhandlung von den „englischen Verben des Befehls“ ist ein sprachliches Charaktergemälde von elf synonymen Verben des Befehls, das zwar ein Meisterstück der synonymischen Begriffsmalerei, aber dennoch von den vom Verfasser im Eingange der vierten Abhandlung aufgezeigten Mängeln solcher Gemälde nicht ganz freizusprechen ist.

In der fünften Abhandlung „Ueber philologische Methoden“ erstrebt der Verfasser eine geistvollere Behandlung der Erlernung fremder Sprachen, und gibt in der sechsten „Ueber Verbindung von Lexikon und Grammatik“ ein Mittel dafür an.

Die zehnte Abhandlung „Ueber die Möglichkeit einer gemeinsamen Schriftsprache aller Slawen“ weist aus linguistischen, literarischen und politischen Gründen dem Russischen die höchste Bedeutung unter den slawischen Sprachen an.

Von geringerem Interesse für nichtfachmännische Kreise ist die elfte Abhandlung „Ueber einige Grundzüge der lateinischen Wortstellung“. In allen

bisher genannten Abhandlungen ergeben sich außer den Hauptresultaten noch eine Menge überraschender Einzelresultate.

Dennoch halten wir die zweite Gruppe der Abhandlungen für die bedeutsamere der ganzen Sammlung. Die Abhandlung „Ueber die Unterscheidung sinnverwandter Wörter und das Werden des Sinnes" zeigt unter Anderem, wie in der Sprachentwicklung einem Zustande großen Reichthums synonymer und in ihrer Bedeutung vom ganzen Volke scharf auseinander gehaltener concreter Begriffe eine Verarmung an solchen anschaulichen Begriffen auf einer höheren Stufe der Cultur gefolgt und eine ungleiche Betheiligung von Seiten des Volkes an der Entwicklung des Gedanken- und Wortschatzes eingetreten ist. Sie kommt zu dem paradox klingenden Resultate, „daß nicht jeder Deutsche deutsch und jeder Engländer englisch spreche", sondern daß „Jedem von uns nur der innerhalb seines Bildungsgrades gelegene Theil seiner Muttersprache verständlich ist, weil er seine eigne Vernunft und seinen eignen Verstand ausmacht". Daß „nur gebildete Selbstdenker, welche neue Begriffe durch eigenthümliche Zusammenstellung oder Abänderung alter schaffen", über das Wörterbuch der Sprache hinausgehen, können wir dem Verfasser auf Grund unsrer Beobachtungen an der Kindersprache durchaus nicht zugeben. Viele seiner Einzelresultate finden wir durch die Beobachtungen über die Entwicklung der kindlichen Sprache bestätigt. Noch mehr gilt dies für die beiden Abhandlungen, die sich mit dem größten Problem der Sprachforschung beschäftigen: „über den Ursprung der Sprache" und „über den Gegensinn der Urworte". Des Verfassers Verdienst scheint uns darin zu liegen, daß er an der Hand eines außerordentlich reichen sprachlichen Materials den Grundfehler aller bisherigen Untersuchungen über den Ursprung der Sprache aufgedeckt hat. Derselbe liege in der falschen Voraussetzung, daß die Sprache immer verständlich gewesen sei. Was er hier durch ägyptische Beispiele zeigt, lehrt die Beobachtung der Kindersprache in überraschender Weise. Wir wundern uns billig, daß dem Verfasser der Parallelismus in der Sprachentwicklung des Kindes und der Sprachentwicklung eines und desselben Volkes vom Zustande der Uncultur bis zu dem der Cultur ganz unbekannt zu sein scheint. Auch beim Kinde ist der Gang der Sprachentwicklung „allmäliges Auftauchen aus vagem Ton und Sinn in gesonderten Laut und präcisirte Bedeutung". Und auch seine Lehre vom „Gegensinn der Urworte", wonach die ersten sprachlichen Begriffe zwei einander entgegengesetzte Bedeutungen in sich befaßt haben, wird durch die Beobachtungen der Kindersprache bestätigt und somit gestützt. (Man vergl. hierzu Preyer, die Seele des Kindes, 1. Aufl. S. 328 und 359, 2. Aufl. S. 318 und sonst, und meine eigenen „Beobachtungen und Bemerkungen über die Entwickelung der Sprache des Kindes" S. 18.)

Eine weitere Frucht von des Verfassers „Koptischen Untersuchungen" ist die Abhandlung „Koptische Intensivirung". Das Endresultat derselben ist: „Der Wahrscheinlichkeit, daß einst in jeder Sprache bestimmten Lauten bestimmte Begriffsschichten vorzugsweise entsprochen hätten und daß dieses Entsprechen nur durch späteren Abfall verdunkelt worden sei — einer Wahrscheinlichkeit, welche, aus der Vernunft der Sprachschöpfung hervorgehend, durch die Klangmalerei aller Idiome unterstützt wird — tritt eine thatsächliche historische Erkenntniß, örtlich und begrifflich beschränkt, aber sicher und handgreiflich bestätigend zur Seite."

Doch wir dürfen unsere „Kritik" des trefflichen Buches nicht mit dem eben citirten Satze beschließen, mit dem der Verfasser es selbst zu beschließen für gut befunden hat, sondern mit einem Danke für die überaus reiche Fülle der dargebotenen werthvollen Belehrungen und Anregungen und mit dem Wunsche, dessen Verwirklichung wir sicher hoffen, daß das Buch einen recht zahlreichen Leserkreis finden möge, umsomehr als die Diction eine sehr anziehende ist; dies tritt besonders in der achten Abhandlung hervor, wo der Verfasser erst das scheinbar Widersinnige aufstellt, um dann alle von uns im Stillen bereit gehaltenen Einwände der Reihe nach in überraschender Weise zu entkräften. So läßt er uns gewissermaßen Theil nehmen an der Freude seines Schaffens. Gustav Lindner.

ν. **Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung** aus den Quellen von Karl Goedeke. Zweite ganz neu bearbeitete Auflage. Erster Band. Das Mittelalter. Dresden, L. Ehlermann. 1884.

Wir wünschen dem Verfasser Glück, daß es ihm gelungen ist, eine neue Auflage seines „Grundrisses“ in verhältnißmäßig rascher Zeit so weit zu fördern; und wir zweifeln nicht, daß das Buch auch in seiner neuen Gestalt viele dankbare Benutzer finden wird. Das Mittelalter hat nie zu den stärksten Partien des Werkes gehört, und man wird es auch jetzt wohl nicht dazu rechnen. Aber wie viel man auch im Einzelnen vermißt, wie viel man einzuwenden hat, wie oft man den Verfasser aus den von ihm selbst angeführten Schriften berichtigen könnte: man lernt doch fast überall, wo man aufschlägt; man findet eine verborgene Notiz, eine bisher unbekannte Abhandlung ans Licht gezogen; man entdeckt neue Autornamen, stößt auf willkommene Inhaltsangaben, genauere Büchertitel, neu nachgewiesene Exemplare seltener Schriften, kurz auf Vieles von dem, was ein „Grundriß“ leisten soll und jetzt in vermehrtem Maße leistet, wenn man die erste Auflage vergleicht. Sowohl die Hinweisungen auf die Quellen als die Anführungen von Hilfsmitteln haben sich beträchtlich vermehrt; und insbesondere das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert ist ungemein reich ausgestattet worden. Die Anfänge des deutschen Humanismus werden vielen Lesern daraus sehr anschaulich, und vielleicht zum ersten Male so anschaulich, entgegentreten. Es kann eine überzeugende Gewalt auch von Büchertiteln ausgehen; sie wirkt freilich nur auf die rechten Leser, welche Thatsachen zu deuten gelernt haben und zur Noth den Cicerone entbehren können. Denn eine eingehende und lebendige Charakteristik der Wimpfeling, Celtis, Bebel, Reuchlin würde man hier vergeblich suchen.

ν. **August Koberstein's Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur.** Sechste umgearbeitete Auflage von Karl Bartsch. Erster Band. Leipzig, F. C. W. Vogel. 1884.

Koberstein's bekanntes ausgezeichnetes Werk wird seit der fünften Auflage durch Karl Bartsch herausgegeben. Der Herausgeber hat den sehr richtigen Grundsatz aufgestellt, daß er seine eigene wissenschaftliche Ueberzeugung unterdrücken müsse, wo ihr eine entschiedene Ansicht Koberstein's entgegenstand. Ueber das Nibelungenlied fand er in Koberstein's Nachlaß ein ausführliches Excerpt aus seinen eigenen (Bartschens) Untersuchungen über das Gedicht; er fand es ohne Aeußerung einer abweichenden Meinung, schloß daraus, daß der Verfasser seine früheren auf Lachmann gegründeten Ansichten zu Gunsten der seinigen (Bartschischen) aufgegeben habe und veränderte danach in der fünften Auflage den früheren Text. Da nun mittlerweile ein glaubwürdiger Schüler Koberstein's, Professor Erich Schmidt in Wien, das bestimmteste Zeugniß dafür abgelegt hat, daß Koberstein der Lachmann'schen Liedertheorie „bis zu seinem Ende mit Entschiedenheit anhing“ (Allgemeine deutsche Biographie 16, 362), so durfte man erwarten, in der vorliegenden sechsten Auflage den Koberstein'schen Text wiederhergestellt zu sehen. Das ist aber nicht geschehen, und der Herausgeber sagt auch kein Wort darüber in der Vorrede. Daß ihm Erich Schmidt's Artikel entgangen sei, kann man nicht annehmen, da er ihn in seiner Germania Bd. 28 S. 424 erwähnt. Es bleibt also hierüber eine Aufklärung noch abzuwarten. Im Uebrigen bedarf Koberstein's Grundriß keiner Empfehlung; und die Gelehrsamkeit des Herausgebers hat denselben überall durch nützlichen Stoff bereichert.

o. β. **Das niederdeutsche Schauspiel.** Zum Culturleben Hamburgs. Von Karl Theodor Gaedertz. Zwei Bände. Berlin, A. Hofmann & Co. 1884.

In zwei große Abschnitte legt der Verfasser seine Darstellung des niederdeutschen Schauspiels auseinander: von den Anfängen im ausgehenden Mittelalter bis zur Franzosenzeit läuft der eine, der andere gibt die Entwicklung der plattdeutschen Komödie in unserm Jahrhundert. Dort handelt es sich um eine bereits historisch gewordene, abgeschlossene Periode; hier werden wir bis mitten in die Gegenwart hineingeführt und ein Blick in die Zukunft eröffnet sich. Als der örtliche Mittelpunkt des niederdeutschen Schauspiels bildet sich, in beiden Abschnitten, Hamburg heraus, das die vor ihm auftretenden Schwesterstädte Lübeck und Bremen auch hier schnell überholt; an die Errichtung des Hamburger Opern- und Stadttheaters ist das plattdeutsche Drama gebunden und es nimmt an der Blüthezeit unter Eckhof und Schröder Theil; später findet es ein neues Heim im Thalia-Theater unter Maurice, und erlebt seine jüngste Zeit im Karl-Schultze-Theater. Wie in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts durch Jacob Heinrich David und seine populären, witzigen Parodien die niederdeutsche Komödie auf ihre Höhe kam, wie zahlreiche Jüngere sich anschlossen und in frischer localer Satire das sie umgebende Leben abschilderten, stellt der Verfasser dar; er bringt eine reiche Kenntniß und lebendige Theilnahme für seinen Stoff mit und eine Fülle neuen Materials legt er vor. Eine schärfere Gruppirung, strengere Beschränkung auf das Wesentliche, und mehr durchgehende literarhistorische Gesichtspunkte wären aber wohl noch anzustreben gewesen.

ϱ. **Psychologie der französischen Literatur.** Von Eduard Engel. Salon-Bibliothek. Wien und Teschen, Karl Prochaska.

Der Verfasser hätte seinem hübschen und interessanten Buche nicht das Motto voransetzen können, welches Daudet seinem „Numa Roumestan“ gegeben: „Pour la seconde fois, les Latins ont conquis la Gaule“. Herr Engel behauptet im Gegentheil, daß dies celtische Element sowohl in der Sprache als der Literatur der Franzosen das siegreiche sei und findet das specifisch Nationale und racenhaft Eigenthümliche allein im „Gaulois“. Mit großer Virtuosität führt er diesen ethnologischen Grundzug an dem vorhandenen Material aus, welches er, als Verfasser einer Geschichte der französischen Literatur, vollkommen beherrscht; und gibt unter diesem Gesichtspunkt sehr geistreiche, im Ganzen auch zutreffende Bemerkungen über die französische Sprache, den Charakter der französischen Literatur und ihre hauptsächlichen Strömungen, worauf, gewissermaßen als Beweis seiner Thesis,

eine Reihe von Porträts derjenigen Autoren folgt, welche ihm als vorzugsweise „gallisch" erscheinen: Rabelais, Montaigne, Boileau, la Rochefoucault, Lafontaine, Corneille, Molière. Montesquieu, Voltaire, Jean Jacques Rousseau, Diderot, Beaumarchais, Béranger, Alfred de Musset, Victor Hugo, Dumas fils, Balzac, Zola. Die Charakteristiken sind ebenso knapp als scharf, aber ihrer ganzen Natur nach einseitig: sie geben nicht das volle Bild der literarischen Persönlichkeit, sondern nur den typischen Zug derselben, auf welchen es dem Verfasser ankommt. Indessen ist eine solche Art der Betrachtung, welche in den Grenzen des zierlichen Bandes mehr aphoristisch angedeutet als systematisch ausgeführt werden konnte, wenn nicht absolut neu, doch jedenfalls fruchtbar und anregend.

ϱ. **Geflügelte Worte.** Der Citatenschatz des deutschen Volkes. Gesammelt von Georg Büchmann. Nach des Verfassers Tode fortgesetzt von Walter Robert-tornow. Vierzehnte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit dem Bildnisse Georg Büchmann's. Berlin, Haude & Spener'sche Buchhandlung (F. Weidling). 1884.

Wenn man von irgend einem Buche sagen kann, daß es „für den Gebildeten unentbehrlich" sei, so sind dieß Büchmann's „Geflügelte Worte". Von Auflage zu Auflage wuchs das im Jahr 1864 zuerst erscheinende, sehr bescheidene Bändchen zu dem stattlichen Band an, den wir Alle kennen; und erreichte in zwanzig Jahren eine Verbreitung von 57,660 Exemplaren. Büchmann sah noch das Erscheinen der dreizehnten Auflage; die vorliegende vierzehnte ist von seinem jüngeren Freund und Mitarbeiter Walter Robert-tornow besorgt worden. Wir glauben, daß das Werk Büchmann's hier in guten Händen ist: mit der Pietät für den verstorbenen Verfasser verbindet der neue Herausgeber große Belesenheit und einen scharfen Blick für das praktisch Nothwendige, so daß schon diese Auflage gegen die vorangehende gewonnen hat, namentlich in der inneren Anordnung und dem Register. Es wird kein geringes Verdienst sein, wenn es Herrn Robert-tornow gelingt, Büchmann's „Geflügelte Worte" immer auf der Höhe der Zeit — die ja die nie rastende Mitarbeiterin derselben ist — zu erhalten.

ϛυ. **Erlebtes.** Meine Memoiren aus der Zeit von 1848 bis 1866 und von 1873 bis jetzt. Von Hermann Wagner, Wirkl. Geh. Ober-Regierungs-Rath. I. II. Berlin, R. Pohl. 1884.

Die deutsche Memoiren-Literatur, die so lange hinter der der übrigen Nationen zurückgeblieben war, scheint in neuerer Zeit den von den anderen gewonnenen Vorsprung etwas gar zu hastig einholen zu wollen. Briefwechsel, Erinnerungen, Denkwürdigkeiten und wie diese Sammlungen alle heißen, erscheinen alljährlich in unerschöpflicher Fülle, und zwar, was nicht unbedenklich ist, vorwiegend noch bei Lebzeiten der Verfasser. Nothwendig muß unter dieser Eilfertigkeit, bei den Rücksichten, die der Lebende dem Lebenden schuldet, der Inhalt an Interesse und Bedeutung einbüßen. Was hätte uns H. Wagner, der erste Redacteur der „Kreuz-Zeitung", der langjährige Vertraute des Fürsten Bismarck, für interessante Dinge erzählen können, wenn er die Zeit zu seinen Mittheilungen hätte abwarten wollen! Immerhin bilden die Erinnerungen, die er unter dem Titel „Erlebtes" kürzlich veröffentlicht hat, so schnell sie über viele Punkte seines Lebens hinweggleiten, einen nicht unwichtigen Beitrag zur Geschichte der inneren Entwicklung Preußens seit 1848, namentlich sofern die konservative Partei daran betheiligt ist. Die größere historische Bedeutung kommt ohne Frage dem ersten Theile dieser Memoiren zu, in welchem die Anfänge der „Kreuz-Zeitung" erzählt und zugleich Briefe von Bismarck, Gerlach und Leo mitgetheilt werden, die in der Tagespresse bereits allgemeine und verdiente Aufmerksamkeit gefunden haben. Weniger historisch als kritisch ist der zweite Theil, der die innere Politik Preußens seit 1870 lebhaft und nachdrücklich angreift. Der Verfasser, der, wie man weiß, als einer der ersten die Bedeutung der socialen Frage gewürdigt hat, macht es der preußischen Politik hauptsächlich zum Vorwurf, daß sie die Bahnen einer conservativen Social-Politik zu Gunsten des Liberalismus verlassen und eben dadurch erst der socialen Bewegung mehr und mehr einen revolutionären Charakter aufgedrückt hat. Die nicht immer richtigen, immer aber selbständigen und scharfsichtigen Erörterungen Wagner's, der selbst das Socialisten-Gesetz zu verwerfen nicht ansteht, sind für die Geschichte der jüngsten Zeit charakteristisch genug, um sich der Beachtung auch eines weiteren Leserkreises zu empfehlen.

σχ. **Zur Idee des Faust.** Von Emil Mauerhof. Leipzig, Otto Wigand. 1884.

„Zur Idee des Faust" hat der Verf. nichts Aufklärendes beizubringen. Er besitzt so wenig eigene fördernde Gedanken, wie er fremde versteht. Die „Briefe berühmter Männer", die er vorausschickt, sind ein witzloses Product. Unter diesen berühmten Männern kommt auch Johann Schlaumeier vor, was ein Pseudonym des Verfassers zu sein scheint. Wir fürchten aber, er wird weder unter dem Namen Mauerhof noch unter dem Namen Schlaumeier jemals ein berühmter Mann werden.

r. **Le Livre des Peintres, de Carel van Mander,** traduit et commenté par M. Henri Hymans, Conservateur du Cabinet des Estampes de Bruxelles et membre de l'Académie royale de Belgique. — Librairie de l'Art, J. Rouam, éditeur, Paris.

Das Buch, das selten war, wird in dieser Form Vielen willkommen sein. Die beigegebenen Anmerkungen und Commentare erhöhen seine Brauchbarkeit. Auf die einschlägige deutsche Literatur ist in ausreichender Weise Rücksicht genommen worden, wie das bei den Publicationen der Bibliothèque Internationale des Arts nicht immer, aber doch meist der Fall ist. Wir werden auf das Werk zurückkommen, wenn es vollendet vorliegt. Die deutschen Bibliotheken und Kunstsammlungen werden nicht umhin können, es anzuschaffen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. Januar zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Albers. — König Dagobert in Geschichte, Legende und Sage, besonders des Elsasses und der Pfalz. Von J. H. Albers. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig und Kaiserslautern, Herrmann Kayser. 1884.

Allgemeine Kriegsgeschichte des Mittelalters. — Herausgeg. unter der Redaction des Fürsten N. S. Galitzin. Aus dem Russischen ins Deutsche übersetzt von Streccius. II. Bd. I. Hälfte. Von Einführung der Feuerwaffen bis zum 30jährigen Kriege (1350—1618). Mit Karte. Cassel, Theodor Kay. 1885.

Aus Theodor Körner's Nachlaß. — Lieder- und Liebesgrüße an Antonie Adamberger. Zum erstenmal vollständig und getreu nach der eigenhändigen Sammlung des Dichters herausgegeben von Friedrich Latendorf. Mit dem Portrait von Antonie Adamberger in Stahlstich. Leipzig, Bernhard Schlicke. 1885.

Berg. — Tagebuchblätter aus der Krimm. Von Graf Fr. Berg. Reval, Franz Kluge. 1885.

Bildermappen zu Schorer's Familienblatt. — Kleine Ausgabe. 36 Holzschnitte in Kupferstichmanier gedruckt. Mit poetischen Textbeilagen. Berlin, J. H. Schorer.

Bildermappen zu Schorer's Familienblatt. — Neue Folge. 1. Lfg. Berlin, J. H. Schorer.

Blüthgen. — Aus gährender Zeit. Roman von Victor Blüthgen. 2 Bde. Groß-Lichterfelde bei Berlin, Wilhelm Wicke. 1884.

Briefe von Anna Maria von Hagedorn an ihren jüngeren Sohn Christian Ludwig. — 1731—1732. Herausgegeben von Dr. Berthold Litzmann. Hamburg u. Leipzig, Leopold Voß. 1885.

Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm, Dahlmann und Gervinus. — Herausgegeben von Eduard Ippel. Erster Band. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1885.

Christensen. — Der moderne Bildungsschwindel in Schule und Familie, sowie im täglichen Verkehr. Von Jens, L. Christensen. Leipzig, Bernhard Schlicke. 1885.

Deutscher Kinderkalender auf das Jahr 1885. — Eine Festgabe für Knaben und Mädchen jeden Alters. Dritter Jahrgang. Berlin, A. B. Auerbach.

Die Einweihung der Neubauten der Kaiser-Wilhelms-Universität Strassburg 26.—28. October 1884. Officieller Festbericht. Strassburg. 1884.

Doornkaat Koolman. — Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. Von J. ten Doornkaat Koolman. 22. Lfg. Norden, Herm. Braams. 1884.

Dorenwell-Hummel. — Charakterbilder aus deutschen Gauen, Städten und Stätten. Land und Leute in Nord-Deutschland. Unter Mitwirkung kundiger Fachmänner herausgegeben von K. Dorenwell und A. Hummel. Lfg. 8—13. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt. 1885.

Erman. — Aegypten und aegyptisches Leben im Alterthum geschildert von Dr. Adolf Erman. Mit über 300 Abbildungen im Text und 10 Vollbildern. 1. Lfg. Tübingen, H. Lapp'sche Buchhandlung. 1885.

Froning. — Zur Geschichte und Beurtheilung der geistlichen Spiele des Mittelalters, insonderheit der Passionsspiele. Von Dr. Richard Froning. Frankfurt a. M., Carl Jügel's Verlag. 1885.

Graefe. — Gedichte von Julius Graefe. Dritte veränderte Auflage. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag. 1885.

Grimm. — Lieder der alten Edda. Deutsch durch die Brüder Grimm. Neu herausgegeben von Dr. Julius Hoffory. Berlin, Georg Reimer. 1885.

Hantel. — Aus dem Sieges-Jahre 1870/71. Kriegsfahrten eines Truppenarztes vom X. Armee-Corps, 2. Hannöverschen Dragonerregiment Nr. 16. Von Dr. Georg Hantel. Elbing, Reinhold Kühn jun. 1885.

Hellwald. — Naturgeschichte des Menschen. Von Friedrich von Hellwald. Lfg. 51—55. Stuttgart, W. Spemann. 1885.

Hebbel. — Friedrich Hebbel's Tagebücher. Mit einem Vorwort herausgegeben von Felix Bamberg. Nebst einem Portrait Hebbel's nach Rahl und einer Abbildung seiner Todtenmaske. 1 Bd. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1885.

Kulemann. — Anastasia. Von Rudolf Kulemann. Unveränderte, mit einem Vorwort versehene Auflage. Dresden, Selbstverlag des Verfassers. 1884.

Kunst und Gewerbe. Zeitschrift zur Förderung deutscher Kunst-Industrie. Herausgegeben vom Bayrischen Gewerbemuseum zu Nürnberg. Redigirt von Dr. Otto von Schorn. XVIII. Jahrg. 1884. Nürnberg, G. P. J. Bieling. 1884.

Mädler. — Der Wunderbau des Weltalls oder Populäre Astronomie von Dr J H. von Mädler. Achte vermehrte und dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft entsprechend umgearbeitete Auflage. Mit 24 astronom. Tafeln etc. 1/4. Lfg. Strassburg, R. Schultz & Comp. 1884.

Menzel. — Nachgelassene Novellen von Wolfgang Menzel. I. Band. Thalweil, Alf. Brennwald. 1885.

Neumann-Spallart. — Uebersichten der Weltwirthschaft. Von Dr. F. X. von Neumann-Spallart. Jahrgang 1881 bis 1882 (mit vielen auch das Jahr 1883 umfassenden Nachweisen). Stuttgart, Julius Maier. 1884.

Quidde. — Die Entstehung des Kurfürstencollegiums. Eine verfassungsgeschichtliche Untersuchung von Dr. Ludwig Quidde. Frankfurt a. M., Carl Jügel's Verlag. 1884.

Reich. — Phantastikon. Märchen, Novellen und ästhetische Briefe von Adolph Reich. Berlin, Siegfried Cronbach. 1885.

Retzius. — Finnland. Schilderungen aus seiner Natur, seiner alten Kultur und seinem heutigen Volksleben. Von Gustaf Retzius. Autoris. Uebersetzung von C. Appel. Mit 93 Holzschnitten etc. Berlin, Georg Reimer. 1885.

Rohmer. — Friedrich Rohmer's Wissenschaft vom Menschen. Auf Grund mündlicher Ueberlieferung und schriftlicher Aufzeichnungen bearbeitet von Dr. Rudolf Seyerlen. 2 Bde. Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchhandlung. 1885.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgeg. von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. Heft 452: Aristoteles' Anschauung von Freundschaft und von Lebensgütern. Von Rudolf Eucken. Heft 453: Ueber die gegenseitigen Beziehungen der Pflanzen-Organe. Von Dr. K. Goebel. Berlin, Carl Habel. 1884.

Satyre Ménippée de la vertu du Catholicon d'Espagne et de la tenue des Estats de Paris. Kritisch revidierter Text mit Einleitung und erklärenden Anmerkungen von Josef Frank. Oppeln, Eugen Frank's Buchhandlung. 1884.

Schießl. — System der Stilistik. Eine wissenschaftliche Darstellung und Begründung der „stilistischen Entwicklungstheorie" von Max Schießl. Straubing, Cl. Attenkofer'sche Buchhandlung. 1884.

Schletterer. — Vorgeschichte und erste Versuche der französischen Oper von H. M. Schletterer. (Studien zur Geschichte der französischen Musik. Teil III.) Berlin, R. Damköhler. 1885.

Schorer's Familienblatt. Eine illustrirte Zeitschrift. Band V. IV. Quartal. 1884.

Steinmann. — Die Grabstätten der Fürsten des Welfenhauses von Gertrudis der Mutter Heinrichs des Löwen bis auf Herzog Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg von Carl Steinmann. Abth. 1/III. Braunschweig, Goeritz & zu Putlitz. 1885.

Stocker. — Vom Jura zum Schwarzwald. Geschichte, Sage, Land und Leute. Herausgegeben unter Mitwirkung einer Anzahl Schriftsteller und Volksfreunde von F. A. Stocker. Aarau, H. R. Sauerländer. 1884.

Straßburger. — Geschichte der Erziehung und des Unterrichts bei den Israeliten von B. Straßburger. 2/4. Lfg. Stuttgart, Levy & Müller. 1884.

Sydow. — Dr. Adolf Sydow. Ein Lebensbild. Den Freunden gewidmet von Marie Sydow. Mit A. Sydow's Bildniß. Berlin, Georg Reimer. 1885.

Tolstoi. — Anna Karenina. Roman in 6 Büchern von Graf L. N. Tolstoi. Aus dem Russischen übersetzt von Paul Wilhelm Graff und mit einem Vorwort von Eugen Zabel. 3 Bde. Berlin, Richard Wilhelmi 1885.

Vierordt. — Lieder und Balladen von Heinrich Vierordt. Zweite Ausgabe. Heidelberg, Carl Winter 1885.

Vietinghoff. — Was die Großmutter erzählte Bilder und Märchen für die Frauenwelt von Lilly Baronin von Vietinghoff. Dorpat, Riga und Leipzig, Schnakenburg's Verlag. 1885.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Elwin Paetel** in Berlin.

Eine stille Geschichte.

Novelle
von
Theodor Storm.

Mein Haus steht auf dem Lande, in einer holzreichen Gegend zwischen einem Kirchdorf und einem kleinen, in breiten Kastanien-Alleen fast vergrabenen Orte, welcher allmälig um einen Gutshof aufgewachsen ist, von beiden kaum zehn Minuten fern. Fast täglich mache ich nach rechts oder links meinen Spaziergang, und im Frühling und Sommer ergötzt mich dann das Leben, das hier aus den Bauergehöften, im Orte aus den kleinen Häusern der dort wohnenden Handwerker oder Handelsleute auf den Weg oder in die Vorgärten hinaus dringt; die Kinder des Gutsortes und ich, wir grüßen uns allzeit ganz vertraulich; um Weihnachten aber beehren sie mich von beiden Seiten, sei es als „ruge Klas" oder als „Kasper und Melcher aus dem Morgenland", und sind freundschaftlicher Behandlung sicher.

Deshalb plagte mich ein Haus am Ende des Gutsortes; ich selber hatte es theilweis bauen sehen, und als ich einmal einige Monate fortgewesen war, stand es bei meiner Heimkehr fertig da; aber so oft ich später daran vorbei ging, es wollte mir nicht vertraut werden; denn in diesem Hause war kein Leben: niemals sah ich einen Menschen dort hinein- oder herausgehen, niemals regte sich etwas hinter den blanken Fenstern, die je zwei zu den Seiten des vertieften Säuleneinganges aus den rothen schwarzgefugten Mauern auf einen mit dunklen Coniferen vollgepflanzten Vorgarten hinausgingen; den Einblick wehrten ungewöhnlich hohe Vorsätze von schwarzblauem Drahtgewebe; dahinter sah man schattenartig und regungslos nur die weißen Gardinen herabhängen. Alles war sauber und wie unberührt; aber zwischen den gelben Klinkern, von denen ein breiter Fries um das Haus lag, und zwischen den drei Granitstufen der Haustreppe trieben die grünen Grasspitzen hervor. Und dennoch sollte das Haus bewohnt sein: ein Auswärtiger — so hörte ich — habe das früher dort gestandene geräumige, aber verfallene Gebäude in Erbgang oder sonstwie erworben und statt dessen durch einen fremden Maurermeister den jetzigen Bau dorthin setzen

lassen; ja nicht er allein, es sollte außerdem von einer ältlichen kränkelnden Frau und von einem gar argen zwölfjährigen Buben bewohnt sein; wie aber das Verhältniß der drei Personen zu einander war, darüber wußten die von mir Befragten nicht Bescheid zu geben; die Bewohner schienen nur mit einander zu verkehren.

Von dem Jungen freilich ging bald allerlei Gerede: er sollte aus der Volksschule wegen dort unzähmbaren Wesens fortgewiesen sein und seit einiger Zeit die vornehme Institutsschule besuchen, wo die Knaben Französisch und Englisch, sogar Latein und Griechisch lernen konnten; auch hier war er schon ein paar Mal eingesperrt gewesen; dennoch sollte der alte Riewe — diesen bei uns nicht ungewöhnlichen Namen trug der Hausherr — ihn zu seinem Erben eingesetzt haben. Bändigen sollte auch er ihn nicht können; ja, man erzählte, als nach einer neuen Schulstrafe der alte Herr mit liebreicher Ermahnung auf den Knaben eingedrungen sei, habe dieser plötzlich eine freche Geberde nach ihm hingemacht und, aus der Thür rennend, auf Plattdeutsch noch zurückgeschrieen: „Din Geld krieg' ick doch, ohl Riew'!"

Ich frug wohl Diesen und Jenen, woher denn der Mann gekommen sei; die Einen meinten: aus Lübeck, die Andern: aus Flensburg oder Hamburg; auch wohl, was er denn sonst getrieben haben möge, und diese machten ihn zu einem Makler, die Anderen zu einem früheren Schiffscapitän; ich hätte mich bei der Gutsobrigkeit erkundigen können; aber, obgleich die Dinge mich sonderbar interessirten, welche Veranlassung hätte ich zu solch' officieller Erkundigung gehabt?

Der hohe, seitwärts von dem Hause fortlaufende und mit einem dichten Dornenzaun besetzte Erdwall begrenzte nach der Straße hin den großen, durch alte Obstbäume verdüsterten Garten, welcher sich nach einer Waldwiese abwärts senkte. Im Sommer freilich war Alles durch den Zaun verdeckt; aber jetzt war es Herbst, die Drosseln fielen in die rothen Beeren, und eine Fülle bunten Laubes war von den Alleebäumen schon auf den Weg gefallen; als ich eines Spätnachmittages jetzt dort vorüber ging, gewahrte ich eine entblätterte Stelle in dem Zaun und blieb stehen, um einen Blick in das sonst unsichtbare Gartengrundstück hinein zu werfen. Ich hatte mich auf den Fußspitzen erhoben; aber ich erschrak fast: ein blasses und — so erschien es mir — wunderbar schönes Knabenantlitz mit dunkelgelocktem Haupthaar stand dicht vor dem meinen und sah von der anderen Seite mir starr und schweigend entgegen; ich gewahrte noch, daß die großen, gleichfalls dunkeln Augen voll von Thränen standen; dann war es verschwunden, und ich hörte langsame Schritte in den Garten hinab.

War das der arge Bube, von dem die Leute redeten? Nachdenklich setzte ich meine Abendwanderung fort, denn das Gesicht, welches ich eben sah, einmal mußte ich es schon gesehen haben, vor fünfzehn oder zwanzig Jahren — aber das ging ja nicht, der Knabe mochte jetzt kaum zwölfe zählen.

Noch am Abend dieses Tages hörten wir, in dem neuen rothen Hause liege die alte Haushälterin im Sterben; aber das Haus selbst war am Nachmittage, als ich dort vorbeigegangen, in seiner gewohnten wunderlichen Einsamkeit dagestanden, die Gardinen hatten, wie immer, unbewegt hinter den blauen Vor-

sätzen gehangen, keinen Laut hatte ich vernommen, selbst der schöne wilde Knabe hinter dem Gartenzaune war mir nur wie ein Gespenst erschienen; auch das Sterben wurde hier ganz still besorgt.

Als ich am andern Tage mit meiner Frau vorüber ging, sagte ich: „Im neuen Hause hier soll Eine zum Sterben liegen; zu leben scheint man nicht darin."

„Dann wird sie schon gestorben sein," erwiderte sie, indem sie durch die Zaunlücke in den Garten wies; „sieh' nur, dort unter dem großen Apfelbaum stehen zwei Frauen und reden miteinander; das ist mir hier noch nimmer vorgekommen."

Wir sahen sonst nichts weiter; aber meine Frau hatte recht geschlossen; noch am selben Abend lief es durch das Dorf, die Haushälterin, wie die alte Frau im rothen Haus benannt wurde, habe seit jenem Vormittag ihr Tagewerk auf immer eingestellt. Einige Tage später wurde ein Sarg auf der Landstraße an meinem Hause vorbeigetragen, hinter welchem nur ein weißhaariger Mann mit einem Knaben ging; aber der Zug war, als ich vor die Thüre kam, schon zu weit entfernt, das Antlitz der Beiden konnte ich nicht mehr sehen; mein Nachbar, der zu mir trat, sagte: „Der arme Bursche sah aus, wie der Tod selber; es war seine Großmutter, die sie nun bei der Kirche da begraben; seine Mutter soll er nie gekannt haben."

„Der arme Junge!" dachte auch ich; „was wird aus ihm, wird der Alte sich allein nun mit ihm abgeben?"

Als ich mit Frau und Kindern am Nachmittagsthee saß, bei dem goldnen Herbstsonnenschein noch einmal im Freien auf der Terrasse, brach aus dem Armenhausgarten, welcher derzeit mit dem unseren zusammenstieß, ein lautes Schreien und Toben, unterbrochen durch die scharfredende Stimme des Armenvaters, zu uns herüber, so daß das Gespräch aufhörte und Alles dorthin horchte. Die schreiende Stimme kam offenbar von einem Knaben.

„Ich fürchte," sagte lächelnd unser Nachbar, der neben uns saß, „er wird nicht mit ihm fertig!"

„Mit wem?" frug ich. „Wer ist denn das?"

„Nun, das wissen Sie nicht? Der Junge von dem Riewe; er ist gleich vom Kirchhof in das Armenhaus gebracht. Er mag sich das wohl nicht gedacht haben; mit dem Erben ist es auch wohl eitel Wind!"

„Unglaublich! Empörend!" rief meine Frau, während drüben das Geschrei noch immer fortging.

Der Nachbar zuckte die Achseln. „Ja, du lieber Himmel, der Bengel ist ein Ausbund, von den schlimmsten; erst gestern haben sie ihn wieder aus der Institutsschule fortgewiesen; was soll der Alte mit ihm aufstellen? Er hat die alte Frau nun auch nicht mehr zur Hülfe."

Aber die Frauen an unserem Tische schüttelten gleichwohl die Köpfe.

Ob dann der Armenvater endlich das aufgeregte Kind beruhigt hatte, oder ob die Scene nach einem anderen Theil des Hauses verlegt war, kann ich nicht sagen; aber der Lärm hörte auf und wir sprachen weiter nicht davon.

— — Einige Tage später, da ich von dem Jungen nichts mehr gemerkt hatte, frug ich über unseren Zaun den Armenvater, der einige Weiber bei der

Arbeit in seinem Garten überwachte: „Nun, wie geht es mit Ihrem neuen Alumnen?"

„Wen meinen Sie?" frug der Mann zurück und sah mich wie unwissend an.

„Wen sollte ich meinen? Natürlich den Riewe'schen Jungen; ich weiß nicht seinen Namen."

„Oh, der! Der sitzt schon längst wieder im warmen Nest; der beerbt den Alten noch bei lebendigem Leibe. Ich hätte ihn nur behalten sollen!" fügte er mit einer entsprechenden Handbewegung hinzu.

Ich dachte an das zarte Gesicht des Knaben und sprach zu mir selber: „Es ist doch besser so."

Es war schon in den letzten Tagen des October, als ich eines Nachmittags wieder an dem Riewe'schen Garten entlang ging, wo der Zaun jetzt freie Durchsicht ließ; auch war dort heute wirklich was zu sehen; denn oben im Geäste eines großen Birnbaums hing der hübsche Knabe und langte mit ausgestrecktem Leibe nach ein paar goldgelben Birnen, die noch an einem fast blätterlosen Zweige hingen. Unter ihm am Stamm sah ich einen untersetzten Mann, der mir seinen breiten Rücken zuwandte; nur seinen weißen, seitwärts abstehenden Backenbart konnte ich außerdem gewahren. „Zum Teufel, Rick, so komm' herunter!" rief er; „das ist kein Mastkorb, worin Du arbeitest!"

„Wart' nur, Ohm!" erwiderte der Knabe; „ich krieg' sie gleich; die allerletzten sollen doch nicht sitzen bleiben!" und er reckte sich stöhnend noch ein Stückchen weiter.

„By Jove! Du brichst Dir um zwei Birnen noch das Genick!" Und der Alte griff in die Tasche und schien ihm eine kleine Münze hinzuhalten. „Komm' herunter und kauf' Dir welche! Der Schuster hat dieselben."

Der Junge hörte aber nicht danach; er suchte droben den Zweig, woran die Birnen saßen, zu sich heranzubiegen. Ich stand in plötzlichem Besinnen; auch die alte Stimme war mir bekannt. Eine untersetzte grauhaarige Gestalt aus meinen Hamburger Schülerjahren tauchte vor mir auf, daneben ein Kinder-, ein Mädchenangesicht. „Wenn er es wäre!" dachte ich bei mir selber; „und Riewe heißt er, vielleicht John Riewe!"

Da hörte ich einen Krach; und als ich aufblickte, sah ich es vor mir durch die Luft zur Erde fahren; ein gebrochener Ast baumelte oben von dem Baum herab; es war kein Zweifel, der Junge war herabgestürzt. „Man hat noch den Tod von Dir!" schrie der Alte. „Sind denn die Planken heil geblieben?" Und gleichzeitig hatte er sich gebückt und wollte dem Jungen auf die Beine helfen.

Der aber war schon aufgesprungen. „Thut nichts!" sagte er, sich zuckend seine Hüfte reibend. „Unkraut vergeht nicht, Ohm!"

Der Alte brummte etwas, das ich nicht mehr verstand; denn ich fürchtete, auf meinem Platz entdeckt zu werden, und hatte deshalb meine Wanderung fortgesetzt. Aber sein Gesicht war mir zugewandt gewesen, und ich wußte nun, es war mein alter Capitän John Riewe, der sich dies Haus gebaut hatte. Noch jetzt blühten ihm seine guten rothen Wangen, nur Bart und Haare waren weiß geworden; denn wohl achtzehn Jahre mochten verflossen sein, seitdem wir uns

zuletzt gesehen hatten. Damals aber — es war zur Zeit meiner Primanerschaft auf dem Johanneum zu Hamburg — hatten wir fast täglich uns gesehen; denn dort, unweit des nun verschwundenen Kaiserhofes, an dessen reich ornamentirter Façade mein Schulweg mich vorüber führte, wohnten wir beide als einzige Miethcr in einem zweistöckigen Häuschen, das zwischen himmelhohen Speichern aus alter Zeit zurückgeblieben war. Unsere Wirthin war eine Schifferwittwe, deren trunkfälliger Mann im Rausch durch einen Unfall sein Leben verloren und seiner Frau wohl kaum Anderes als den kleinen Fachbau hinterlassen hatte, in welchem ich eine Stube unten neben der Hausthür inne hatte. John Riewe, damals schon ein ergrauter Mann, bewohnte oben die einzige Etage; und so eines Sommerabends, auf der Bank vor der Hausthür, hatten wir Bekanntschaft gemacht. Er war lange als Capitän zur See gefahren; nach Rio, Hongkong, auch weniger fern nach Lissabon und London; kurz, er hatte mehr gesehen, als wir studirten Leute, und wußte davon zu erzählen. Endlich war er seemüde und dann hier Makler geworden. „Es ist commoder,“ sagte er, „den Sturm vom Bette aus zu hören.“

Unsere Wirthin war eine einfältige Person; er mußte ihr in Allem Rath ertheilen, ja es war, als habe sie Alles auf ihn abgeladen; ich weiß nicht, weshalb er sich so von ihr plagen ließ. Das Beste an der Frau war jedenfalls ihre zwölfjährige Tochter Anna, braun, feingliedrig, mit dunklem Haar und, oh, mit welchen Augen! Es war etwas Begehrliches in dem Mädchen; aber Alles, was sie that, und mochte sie in einen Apfel beißen, geschah mit einer Art von froher Anmuth. Wie jetzt mit dem Jungen, so hatte der Capitän es damals mit dem Mädchen; er wußte selbst nicht, was er dem verzogenen Ding zu Willen thun sollte; er kaufte ihr seidene Schürzen und rothe Tüchelchen, mit denen sie dann auch sogleich erschien; er stopfte ihr Marzipan und gebrannte Mandeln in die Taschen, und wenn sie vergnügt zu schmausen anfing, dann lachte er über sein ganzes gutes Angesicht. „Nicht wahr, schlecken und Dich putzen,“ sagte er und schüttelte das hübsche Ding an beiden Schultern, „das möcht'st Du wohl Dein Leben lang; aber wart' nur, Racker chen, es wird noch anders kommen!“ Und sie sah mit lachenden Augen zu ihm auf und nickte nur; denn sie hatte ihr Mäulchen noch voll von seinem Futter. „Naschkatze Du!“ rief dann der Capitän, und schaute, die Hände in den Taschen, ihr voll Vergnügen zu.

Auch ins Theater, als einmal ein Zauberstück gegeben wurde, hatte er sie mitgenommen. Dort aber hatte sie nur auf die silbernen Sternen- und Meernixenkleider gesehen, wenn auch sonst die glänzendsten Helden über die Bühne schritten; sie hatte nur davon geredet und ihn immerfort gezupft und angestoßen, und zuletzt gesagt, wenn sie groß wäre, wolle sie auch Comödiantin werden und solche Kleider tragen. John Riewe war in Todesangst gerathen: „Daß Du Dich nicht unterstehst!“ hatte er so laut gerufen, daß das ganze Parterre die Köpfe nach ihm umgewandt; „weißt Du wohl, wenn sie todt sind, die kommen Alle in die Hölle!“ Seitdem hatte er sie nicht mehr in die Comödie gebracht.

Auf sein Zimmer aber kam das Kind mehrmals am Tage; denn die Mutter hatte es so eingerichtet, daß sie selber mich, ihre Tochter aber, wenigstens außerhalb der Schulzeit, den Capitän bediente. Es ist mir wohl später eingefallen,

daß dies, bei aller Ehrenhaftigkeit des Mannes, auch kein Zeugniß für die Verständigkeit der Frau gewesen sei; denn die Herzensgüte unseres Capitäns war doch mitunter derart, daß sie mehr zu einem handfesten Schiffsjungen, so zwischen See und Sturm, als zu einem zierlichen halbgewachsenen Mädchen passen mochte.

Als wir eines kalten Octoberabends wieder einmal plaudernd auf der Straßenbank saßen, fuhr der Nordwest uns endlich so eisig in den Nacken, daß er mich einlud, mit in seine Cabine hinaufzusteigen, wo wir behaglicher unser Gespinnst abwickeln könnten. Ich hatte nichts dagegen und saß dort kaum in einem guten Polsterstuhl, den er mir hingeschoben hatte, als ich ihn auch schon, die Hand am Schlüssel, vor einem Wandschränkchen stehen sah. „Nun, Nachbar," rief er, „wir müssen, däucht mir, ein Quantum heizen! Rum oder Cognak? Für Prima-Qualität wird garantirt."

Von den Schätzen dieses Schrankes hatte ich schon gehört; „Das wird Ihnen überlassen, Capitän!" rief ich.

„Also Rum!" erwiderte er. Dann schloß er auf, und nachdem er an der Klingelschnur gerissen hatte, stellte er eine Flasche und zwei tüchtige Glashumpen auf ein daneben stehendes Tischchen.

Nach einer Weile flog ein leichter Schritt die Treppe herauf, und Anna trat mit einem Kesselchen voll heißen Wassers in die Stube; sie nickte uns vertraulich zu, entzündete dann die auf dem Tische stehende Spirituslampe und setzte den Kessel darüber.

„Nachbar," flüsterte der Capitän, „was sagt Ihr zu meinem kleinen Maat?"

Der kleine Maat aber stand, die Hände in den Schoß gefaltet, und neigte das dunkle Köpfchen nach dem Kessel. Als er zu sausen anhub, wandte sie sich und wollte gehen.

„Oho!" rief der Capitän, „Du meinst wohl, wir sollen uns unser Glas heut' selber machen!"

Sie blieb stehen, schüttelte den Kopf und wurde purpurroth. Dann aber ging sie lautlos nach dem Schrank, hob ihre schmächtige Gestalt auf den Zehen und holte vom obersten Bord eine Schale mit Zucker herab.

„So recht, Anna!" rief der Capitän. „Nun zeige, was Du von mir gelernt hast!"

Und das feine Ding nickte wieder ein paar Mal; nur so in den Schrank hinein, aber doch, als sollt' es heißen: „Ohne Sorge; soll schon werden!" Dann begann sie die drei Elemente sorgsam zu mischen, schaute auch einmal durch das Glas, indem sie es mit dem etwas hageren Aermchen gegen die jetzt über unserem Tische brennende Ampel hielt, und goß noch ein paar Feuertropfen in dasselbe, ohne aber vorher weder mit noch ohne Löffelchen daraus gekostet zu haben.

„Wenn's gefällig ist!" sagte sie dann, indem sie uns die Gläser auf einem Tablettchen darbot.

Ich nahm das meine, und schon an dem Dufte merkte ich, es war ein steifes Seemannsglas. Der Capitän aber, als sie zu ihm trat, legte beide Arme vor sich auf den Tisch. „Nun?" sagte er und sah lachend unsere kleine Schenkin an; „ich muß wohl heut' um Alles betteln gehn!"

Sie stand einen Augenblick wie verlegen.

„Oder scheust Du Dich vor unserm jungen Herrn?“ fügte der Capitän hinzu.

Da hob sie das Glas an ihre Lippen. „Wohl bekomm's!“ sagte sie leise; dann trank sie, und es schien mir, daß sie mit Behagen trinke.

„Halt, halt, Jüngferlein!“ rief der Alte lachend; „ei, seht doch, schickt sich das für ein so zartes Manntje?“

Aber schon hatte sie das Glas vor ihn auf den Tisch gesetzt, und wir hörten, wie sie draußen wiederum die Treppe hinunterflog.

„Eine Wetterhexe!“ sagte der Capitän; „wenn die ein Junge wäre, mit dem ginge ich noch einmal auf die alten Planken!“

Ich aber weiß noch sehr wohl, wie ich ihn um sein Glas beneidete, an dem der süße Mädchenmund geruht hatte.

— — Wie eine Bilderreihe zog das Alles jetzt in mir vorüber; plötzlich aber stolperte ich, mein Stock flog mir aus der Hand und ich sammelte mich geduldig vom Erdboden auf; denn ich war mitten im Walde, der mir soeben seine dicken Buchenwurzeln vor die Füße gestreckt hatte. Langsam kehrte ich um und ging nach Hause; doch die Gedanken wollten mich nicht lassen. Das anmuthige Kind, von dem ich später nie wieder etwas gehört hatte, sie mochte jetzt etwa dreißig Jahre zählen, — was war aus ihr geworden?

Es ließ mir doch keine Ruhe: wie kam der Capitän hieher? Was war das mit dem Jungen?

Tages darauf ließ ich den Abend herankommen; es mochte schon neun Uhr sein, als ich vor dem rothen Hause stand. Alles war dunkel; aber eben vorher hatte ich von der Hinterseite aus einen Lichtschein auf den kahlen Gartenbüschen wahrgenommen. Ich drückte die Hausthür auf, an der keine Glocke läutete, und stand in einem dunklen Flur, in den jedoch, scheinbar durch das Schlüsselloch der Thür einer Hinterstube, ein schmaler Lichtstreifen hineindrang. Es rührte sich aber nichts im Hause, und ich tastete weiter, bis ich mit den Händen an die Thüre stieß.

„Herein! Wer ist da?“ rief es drinnen, als ich eben eintrat.

Der Capitän saß neben einer Lampe an dem Sophatische und las in einer großen Zeitung, die ich später als den „Hamburger Correspondenten“ erkannte, — außer ihm war nur der schöne Knabe in dem Zimmer; er stand mit einem brennenden Lichte vor dem Spiegel und schnitt Gesichter, die er einigen Fratzen im Kladderadatsch nachzumachen schien; wenigstens lag auf dem Spiegeltischchen ein Exemplar davon.

„Guten Abend, Capitän!“ sagte ich kräftig; „da Sie nicht zu mir gekommen sind, so haben Sie wohl nichts dagegen, daß ich Ihnen meinen Antrittsbesuch mache?“

Er war aufgestanden, während der Junge seine Unterhaltung mit unbekümmerter Geschäftigkeit fortsetzte, und ich konnte den Alten im Schein der Lampe ungestört betrachten. An Haar und Bart sah man freilich, es war Winter geworden; aber seine Wangen blühten noch immer, und die guten Augen darüber sahen mich, wie einstens, hell und freundlich an. Ich wollte reden; aber er legte seine Hand schwer auf meine Schulter. „Halt! — Halt!“ sagte er. „Ich

werfe Anker! Hamburg — beim Kaiserhof — das Häuschen — meine Cabine! Alle Millionen Windrosen, Herr Nachbar, und Sie wohnen hier?"

„Ja, ja, Capitän; und Sie wohnen hier?"

„Ei, freilich," rief er lachend, „und so wohnen wir alle beide hier! Rick!" und er wandte sich zu dem Knaben, „zünde die Spritflamme an und nimm eine Flasche aus dem Schränkchen! — Junge, hörst Du denn nicht!"

„Ja, Ohm, ich höre ja schon!" rief der Knabe, setzte den Leuchter auf das Spiegeltischchen, daß das Licht aus der Röhre sprang, und vollbrachte dann das aufgetragene Geschäft. Meine Augen folgten ihm, und mit Verwunderung sah ich hier im neuen Hause ein gleiches Schränkchen, wie in der Hamburger Baracke.

Der Capitän hatte indessen mein Gesicht gemustert, als wolle er die Züge des einstigen Primaners herausstudiren. „Sie also sind der Doctor, der sich das große Haus dort auf der Höhe gebaut hat?"

„Ja freilich, Capitän; und was für Abenteuerlichkeiten habe ich nicht hinter Ihrem stillen Neubau wittern müssen; aber freilich ...." meine Augen fielen auf den Knaben, und ich schwieg.

Er hatte eben den kochenden Kessel nebst Flasche, Gläsern, und was sonst nöthig war, vor uns hingestellt. „Dank, mein Junge," sagte der Alte. „Aber nun geh mit Deinem Licht in Deine Koje; es ist Kinder-Bettzeit."

Aber der Junge fiel ihm um den Hals und flüsterte ihm eifrig bittend in das Ohr.

„Nein, nein, Rick, heute nicht," sagte der Alte; „der Herr kommt schon 'mal wieder, und früher als die Hühner auf die Wiemen müssen."

„Doch! doch!" rief der Knabe. „Ohm! Alter John, nur eine Viertelstunde!" Und er würgte ihn fast mit seinen Armen.

Da riß der Alte ihn heftig von sich und hielt ihn, nach des Knaben Gesicht zu urtheilen, nicht eben sanft an beiden Handgelenken vor sich. „Calculire," sagte er im ruhigen Commandoton; „Du gehst jetzt augenblicklich in Deine Koje!" Dann ließ er ihn los, und der Knabe nahm, ohne ein Wort zu sagen oder uns nur anzusehen, sein Licht und ging zur Thür hinaus; ich hörte, wie er eine Treppe nach dem Oberhaus hinaufstieg.

John Riewe zog jetzt die Gläser an sich und begann den heißen Trank für uns zu mischen; als er aber die Flasche aufgezogen hatte, spürte ich an dem Duft, daß es Madeira oder Xeres sei, welchen er hineingoß. „Ei was, Capitän," sagte ich; „Sie trinken ja wie ich! Hat der Jamaica Sie jetzt verlassen?"

„Ich trinke ihn nicht mehr," erwiderte er ernst; „doch wenn's Ihnen lieber, es wird noch eine alte Flasche da sein."

„Ich danke, es ist mir so eben recht. Aber Sie? Vertragen Sie ihn nicht mehr? Sie sehen doch aus, als hätten Sie Zeit Lebens zusammenhalten müssen!"

„Es wär' auch sonst wohl so gewesen; aber — seit der Junge da geboren, haben wir uns geschieden. Doch — Sie schwiegen vorhin; jetzt ist frei Wasser; wonach wollten Sie denn fragen?"

„Nun, Capitän; zunächst freilich nach dem Jungen! Waren Sie inzwischen verheirathet? Sind Sie Wittwer? Ist der Junge Ihr eigen, oder wo haben

Sie ihn aufgelesen? Und wie kommen Sie dazu, sich hier auf dem völlig trockenen Lande anzubauen?"

„Holla!" rief er dazwischen; „nun ist's genug für einmal! Aber Sie erlebten mit mir den Anfang, so mögen Sie auch das Ende wissen!"

„Wenn ein Mensch zu viel' Tugenden hat" — so begann er sein Gespinnst, indem er mir eins der dampfenden Gläser zuschob — „dann ist der Teufel allemal dahinter."

Ich mochte wohl gelacht haben. „Nein, Nachbar," fuhr er fort, „das ist die simple Wahrheit; es ist gegen die Natur des unvollkommenen Menschen, den unser Herrgott nun einmal so geschaffen hat; denn irgendwo in unsrem Blute sitzt er doch, und je dicker er mit Tugenden zugedeckt wird, desto eifriger bemüht er sich, die Hörner in die Höh' zu kriegen. Ich hatte so einen Freund, Rick Geyers hieß der Junge, und wir fuhren auf einem Schiff; glaubt nicht, daß er ein Duckmäuser war, nein, im Gegentheil, ein wilder Kerl; aber dabei ein wahres Nest von Tugend; seine halbe Heuer, so lange sie noch lebte, schickte er an seine Mutter, und saß und schrieb an sie, während wir an den festen Wall gingen und unsern Thalern Flügel machten. Hatte ein armer Teufel Unheil angerichtet, Rick wollte an Allem Schuld sein; aber man glaubte ihm zuletzt nicht mehr; denn er verstand fast ohne Wind zu segeln, unser großmäuliger Capitän ging selbst bei ihm zu Rathhaus; und dabei war er ein halb Dutzend Jahre kürzer auf der Welt als ich. Vor den Weibern, wenn er einmal mit uns andern an Land war, konnte er sich kaum bergen; in Hongkong, da ist eine Gasse, freilich ehrbare Leute sollten dort nicht kommen; Ihr hättet nur sehen sollen, als wir einmal mit ihm hindurch gingen, wie das niedliche schlitzäugige Gesindel um ihn herum war! Rick Geyers aber sah mit seinen großen braunen Augen über sie weg, und wenn sie zu dicht an ihn herantänzelten und ihre Locktöne machten, dann räumte er sie schweigend wie eine Schar von Ungeziefer mit den Armen von sich. Die Dirnchen — denn sie sind zart und gelenkig — schlenkerten ihre feinen Händchen gegen ihn und flogen mit Angstgekreisch an ihre Hausthüren, wo sie ihm wieder mit den feinen Fingern winkten; uns andern plagte, by Jove, die Eifersucht. Rick ging stumm und zornig neben uns: „Ein ander Mal, wenn ich bitten darf, gehen wir nicht durch die Menagerie hier!" sagte er, als wir hindurch waren.

Und so dauerte es denn nicht lange, und er war Capitän, als ich noch das Rad am Steuer drehen mußte. Aber Freunde blieben wir auf Noth und Tod, und der Wind wechselte nicht allzu oft, da hatte ich auch mein Schiff; aber trafen wir uns am Wall, so waren wir gleich beisammen.

Nun fand sich derzeit in Hamburg bei einer vornehmen alten Senatorstochter eine Art Mamsell, so gegen die dreißig schon; Riekchen hieß sie und war ehrlich und zuverlässig, allzeit wie mit eben geplätteten Kleidern angezogen und, ganz egal, mit einer gelbblonden langen Locke hinter jedem Ohr; sie konnte kochen und braten, sagte nie ein Wort entgegen und hatte niemals eine Meinung; die alte Dame behauptete, es gäbe auf der Welt keinen Mann für diese Perle; und wirklich, es begehrte sie auch keiner.

Und das war das Schicksal, für Rick Geyers mein' ich; denn in dieses Un=

muster von Tugend mußte der unselige Junge sich vergaffen; und noch mehr, er wollte sie heirathen, und kaufte sich sogleich zum Schauplatz seines Eheglückes die Baracke, wo wir beide, Herr Nachbar, später einst gewohnt haben. Nun, Sie haben ja das Riekchen selbst noch gekannt. — Ich packte den Rick eines Tages unter den Arm und ging mit ihm durch die Stadt und dann nach dem Stintfang hinauf, wo unten im Hafen seine stolze Brigg lag und die roth und weißen Wimpel im leichten Morgenwinde wehten. „Rick! Rick!" sagte ich, „besinne Dich doch! Du bist verblendet, bete vierundzwanzig Vaterunser, und es wird vorübergehn! Was willst Du das einfältige Tugendmensch heirathen; Du hast ja selbst die volle Ladung davon; unter so viel Tugend geht Dein Schiff zu Grunde! Kann's nicht anders sein, so nimm Dir eine schmucke wilde Katz, an der Du Deine Plage und doch auch Dein Vergnügen hast! Was meinst Du, Rick?"

Aber er lüpfte nur den Hut, daß die Luft durch seine braunen Locken ging, und sah mich lachend aus seinen hellen Augen an. „Dank für Deine Weisheit, John," sagte er; „aber was Einer muß, das kann nur Einer wissen."

Da sah ich wohl, daß er weit ab von aller Vernunft sei, und so hat er die Perle Riekchen zu seinem Unheil dann geheirathet. Aber ich sage Ihnen, Nachbar, auch derzeit, da sie jünger war — zehn Jahre auf einer Robinson-Insel!" und der Capitän spreizte abwehrend seine Hände vor sich. „Doch," rief er dann wieder, „das Getränk, nicht zu vergessen! God bless you, Sir!"

— — Schon einige Mal hatte ich ein Rühren an der Thürklinke vernommen; jetzt, während wir mit den Gläsern anklirrten und tranken, sah ich, daß die Thür, der ich zugewandt saß, um einen schmalen Spalt geöffnet wurde.

„Capitän," sagte ich, „es ist Jemand vor der Stube."

Er wandte sich: „Das ist Rick!" sagte er. „Junge, warum schläfst Du nicht?"

Aber die Thür öffnete sich weiter. „So komm herein," rief er, „wenn Du was auf dem Herzen hast!"

„Ich kann nicht;" kam es von der Thür; und ich gewahrte jetzt freilich, daß der arme Schelm baarfuß und im blanken Hemde draußen stand.

Da stieß der Alte einen Seufzer aus, erhob sich und schritt nach der Thür: „Nun, Rick, was willst Du denn?"

„Ohm," sagte der Knabe leise und vor Kälte zitternd, doch so, daß ich's verstehen konnte, „ich hab' Dir ja noch gar nicht gute Nacht gesagt!"

„Und deshalb konntest Du nicht schlafen?"

Ich glaubte nur zu sehen, wie Rick stillschweigend mit dem Kopfe schüttelte. Und der Alte gab ihm einen herzhaften Schmatz: „Gute Nacht, mein Kind! Aber nun schlaf, und bitt' vorher unsern Herrgott, daß er Dein weiches Herz allzeit bei Deinem harten Kopfe lasse!"

Da hörte ich, wie der Knabe behend die Treppen hinauflief; der Alte aber setzte sich langsam wieder an seinen Platz. Wir saßen eine Weile schweigend. „So ist er immer," sagte er dann; „der Grund ist gut; ich dacht' schon, daß er kommen würde."

„Und doch," erwiderte ich — ich konnte es nicht zurückhalten — „haben Sie ihn neulich recht hart behandelt, Capitän!"

Er blickte mich an: „Sie meinen das mit dem Armenhause! Ja, ja, es mag auch so aussehen; aber er mußt' einmal erfahren, wohin er ohne mich gerathen würde." Er trank einen Schluck und starrte vor sich hin. „Doch," hub er wieder an, „ich wollte Ihnen von meinem alten Rick erzählen; der Junge ist ja noch gar nicht auf der Welt."

Da fiel's mir bei, ich frug: „Ist er der Sohn von Ihrem Freunde? Ich mein', es war doch nur das Mädchen da?"

„Geduld, Nachbar," sagte der Capitän und legte seine Hand auf meinen Arm; „der Junge wird, leider, auch geboren werden; Ihr sollt Alles noch erfahren! Also — wie in den ersten Ehejahren von Rick Geyers der Seegang gewesen ist, das weiß ich nicht; denn ich war überall, nur nicht in Hamburg. Dann aber, in einem Junimonat, kam ich wieder heim und hörte, auch Rick sei dort, er habe Havarie gehabt; sein Schiff liege auf der Werfte, er selber warte in seinem Hause die Zeit ab. Wer war fröhlicher, als ich! Ich konnt' es nicht erwarten, bis ich bei ihm war. Als ich die Thür seiner Baracke aufstieß, by Jove, da standen die beiden Tugendmenschen schon auf dem Flur; aber freilich, allzu lustig sahen sie nicht aus. Einen Augenblick noch, dann fiel Rick mir um den Hals: „Hurrah for John!" rief er; „gib ihm die Hand, Riekchen!" und mit einem wunderlichen Blick auf seine Frau: „Aber, nicht wahr, verteufelt elend sieht der Capitän doch aus?"

Ich glaubte, er sei toll geworden; denn ich platzte derzeit vor Gesundheit.

„Meinst Du, Rick?" sagte die Frau und nickte mir halbtraurig zu; „ja, so rothe Backen sind auch oft nicht von den besten."

„So? — Meinst Du?" rief Rick ingrimmig. „Ich meine das nicht. Sieht er nicht aus wie ein Berserker?"

Die Frau gab mir die Hand: „Freuen wir uns," sagte sie, „daß Sie so gesund wieder ans Land gekommen sind!"

Ich dankte ihr; Rick aber warf seine kurze Pfeife, die er in der Hand hielt, gegen die Wand, daß der Porzellankopf in hundert Stücken über die Fliesen flog, und ich hörte, wie er mit den Zähnen knirschte.

„Oh Rick!" rief die Frau; „der schöne Pfeifenkopf; das hättest Du nicht thun sollen!"

„Endlich! Danke, Riekchen!" sagte er, und ich sah, wie er ihr voll Hohn die Hand preßte; „aber freilich, Scherben müssen erst gemacht werden!"

Dann gingen wir in die Wohnstube, während das Weib, als wäre nichts geschehen, die Porzellanbrocken auf dem Flur zusammensuchte.

„Nimm Dich in Acht, Rick," sagte ich, „daß Dein Teufel nicht die Hörner hoch kriegt!"

Aber er stieß ein Lachen aus, so fröhlich, als hätt' ich ihn nur mit dem Kinder-Bußemann erschrecken wollen. „Komm," sagte er, und zog mich in die Schlafstube nebenan, „Du weißt noch nicht, daß ich einen Engel in der Wirthschaft habe!"

Wir waren an sein Ehebett getreten, von dem er jetzt das schwere Deckbett zurückschlug. „Nun, John Riewe?" rief er triumphirend.

Und freilich, da lag — ich dacht' im selben Augenblick: ein Engel; aber es war doch nur ein schönes Kind, im tiefen Schlaf; ein Mädchen von kaum zwei Jahren wohl; die eine Wange hatte es gegen sein Fäustlein gedrückt, über das die braunen Haare fielen; es war fast nackt, denn das Hemdlein hatte sich über die Brust hinaufgeschoben, und es glühte gleich einem Christkind wie von innerem Rosenlichte.

„Nun, John?" sagte Rick wieder, „Du schweigst? Ja, Alter, dem müssen alle Teufel weichen!"

Und mit demselben schlug das Kind seine dunklen Augen auf und, die Aermchen nach dem Vater streckend, rief es: „Papa, mein Papa!"

Da riß Rick es ungestüm aus den Kissen und preßte das schöne Ding an sein Herz und küßte es vielmal und flüsterte ihm heimliche Worte in sein Ohr, so leise, daß ich nichts davon verstand. Ich sah es wohl, sein Herz war voll, und was er seinem Weib nicht geben konnte, das verschwendete er an das unvernünftige kleine Wesen.

Und doch, Nachbar; in späteren Jahren, und auch jetzt noch kommt es mir oftmals, es habe derzeit das Kind ihn dennoch wohl verstanden und sei nichts davon verloren gegangen.

— — Am andern Tage kam ich nach dem Abendbrote zu ihm, er saß am Stubenfenster mit untergeschlagenen Armen und schaute auf die enge stille Gasse; das Rieckchen hatte ich bei meinem Eintritt in der Küche rumoren hören.

„Nun, Rick," rief ich, „was fängst Du für Mäuse?"

„Ich fange gar nichts, John," sagte er.

„Warum hast Du denn Deinen Engel nicht bei Dir?"

„Das ist's, John; der schläft allezeit von jetzt bis übers Morgenroth; aber für mich ist's noch nicht Schlafenszeit."

„So gehen wir ein Stück noch an den Hafen!" sagte ich. „Du bist noch nicht auf meinem Schiff gewesen."

Er schien eine solche Aufforderung nur erwartet zu haben; denn er sprang sogleich auf und riß seinen Hut vom Thürhaken.

„Gehst Du aus, Rick?" frug die Stimme seiner Frau, als wir durch den Flur gingen, und ihr geduldiges Haupt erschien aus der Küchenthür.

„Ja, Rieckchen; ich nehme den Schlüssel mit; wirst Du müde, schließe mit dem andern zu!"

Sie nickte: „Gute Nacht, Rick! Gute Nacht, Capitän Riewe!"

Wir gingen noch auf mein Schiff; aber es fing bald an zu dämmern, und so wanderten wir nach St. Pauli und gingen nach dem Trichter, wo wir bald zwei steife Gläser vor uns dampfen ließen.

Wir sprachen erst von alten Zeiten; dann aber erzählte Rick von seinem Kinde, nur von seinem Kinde; er lachte selber wie ein Kind, es war wie eine lachende Freude, wenn er nur ihren Namen nannte; ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß sie „Anna" hieß.

Als die Gläser leer waren, wollte ich aufstehen; aber er hielt mich zurück

und zog seine Uhr. „Noch nicht, John!“ sagte er; „es ist erst Zehn: sie schläft noch nicht.“

Ich verstand ihn wohl; und so tranken wir noch weiter, und es war nach Elf, als wir davon gingen.

Noch an ein paar anderen Abenden saßen wir dort; aber jedesmal ein Viertelstündchen länger; und auf meine zwei Gläser trank Rick allemal drei; ich sah es wohl, er war schon satt von seinem Tugendmuster und schätzte sie am höchsten, wenn sie schlief. „Rick,“ sagte ich, „nimm Dich in Acht, das dritte Glas, das ist des Teufels!“ Aber er lachte: „Es ist nur ein Zeitvertreib, John; um ein paar Wochen ist mein Schiff wieder flott; und dann gibt's wieder Arbeit und guten Schlaf!“

Am Tage darauf war meine Zeit in Hamburg abgelaufen; wir schüttelten uns die Hände, das Rieckchen nickte sanft, und auch die kleine Anna gab mir ihr Patschchen und sagte kläglich: „De, Ohm Jiew!“ Dann begleitete Rick mich auf mein Schiff.

Noch einmal nach ein paar Jahren — es war in der Kapstadt — habe ich Rick Geyers wiedergesehen; aber er war es nicht mehr selber, es war nur noch ein Trunkenbold, der unter seinem Namen umging. Ich dachte damals, das sei mein größtes Leid, das ich erlitten, und vielleicht auch ist es jetzt noch so; nur daß über einen Mann uns das Erbarmen nicht so bitter faßt . . . . aber ich will der Reihe noch erzählen.

Als ich an der Bai nach meinem Schiff hinuntertrabte, denn in der Nacht noch sollte ich die Anker lichten, sah ich einen Mann vor mir am Wasser stehen, der mich trübselig aus seinem gedunsenen Gesichte zu betrachten schien. Ich stutzte; „Rick,“ rief ich, „Du bist es, Rick! Was fehlt Dir? Bist Du krank? Du siehst sehr übel aus!“

Doch er schüttelte den Kopf und sagte schwerfällig: „Mir fehlt nichts, John. Bleibst Du noch lange hier?“

„Nein, Rick; nur bis heut' Nacht, und ich muß noch wieder nach dem Gouvernementshaus. Aber sag' mir noch schnell: wie geht es bei Dir zu Hause, Deiner Frau, Deinem kleinen Engel? Kommst Du bald wieder zu ihnen?“

„Ganz wohl, alles wohl!“ Weiter antwortete er nicht; aber er seufzte tief, als ob er sie verloren hätte.

„Du fährst noch immer die Fortuna?“ frug ich wieder.

„Ja, John, ich fahre sie noch; wir sind erst gestern angekommen.“

„So lebe wohl, Rick! Ich habe leider keine Stunde mehr für Dich; lebe wohl!“

Ich ging, ganz vernichtet durch dies Wiedersehn. „Er schämte sich,“ sprach ich zu mir selber; „Rick Geyers, der beste aller Jungen, ist verloren.“

Da fühlte ich mich plötzlich zurückgehalten: er war mir nachgelaufen; er lag in meinen Armen: „John, John, mein Freund! Noch einen Augenblick, wir sehen uns zum letzten Mal!“

Und als er mich in seiner alten Liebe ansah, da waren seine Augen wieder jung und schön. „Das nicht, das wolle Gott nicht, Rick!“ rief ich; „aber auf

ein baldig Wiedersehen in der Heimath, in Deinem Hause und bei Deiner kleinen Anna!“

Er wiegte langsam seinen Kopf: „Leb' wohl, John Riew,“ sagte er, und leise, als ob auch hier es niemand hören dürfte, setzte er hinzu: „Und wenn Du einmal heimkommst, dann frage nicht mehr nach Rick Geyers!“

Er riß sich los und war mir bald in einer Menschenmenge, die von der Stadt herkam, verschwunden. Das weiß ich noch, die heitere Sonne, die vom Himmel strahlte, hat mir damals weh gethan.

— — Nach ein paar Jahren — es war in Rio, und ich fuhr derzeit für eine Lübecker Firma das Schiff „die alte Hanse“ — nahm ich einen deutschen Matrosen in Heuer, der krankheitshalber dort zurückgeblieben war. „Wo stammst Du her?“ frug ich.

„Mein Vater,“ erwiderte er, „wohnt am Johannisbollwerk!“

„In Hamburg?“

„Ja, Capitän.“

„So kennst Du auch wohl Capitän Rick Geyers.“

„Ja, Herr; ich bin ein Jahr als Leichtmatrose mit ihm gefahren; aber — —“

„Was aber?“

„Er ist kein Capitän mehr!“

„Hat er sich zur Ruh' gesetzt? Er ist noch jung!“

Der Bursche schüttelte den Kopf: „Es ging nicht mehr!“ Und er warf den Kopf zurück und machte mit der Hand die Bewegung, als ob er ein Glas an den Mund setze. „Er fährt jetzt mit dem Blankeneser Postewer.“

Ich nahm den jungen Menschen auf mein Schiff; aber ich hatte genug vom Fragen.

— — Ein paar Jahre später kam ich denn doch wieder nach Hamburg; ich hatte Ueberdruß am Seefahren, und mein Kopf war leidlich grau geworden. Ich ging nach Rick's Hause; aber Rick lag draußen auf dem Petri-Kirchhof; er war eines Nachts über eine in Reparatur begriffene Flethbrücke gegangen und durch eine Oeffnung in das Wasser und in den Tod gestürzt. Ich denke wohl, er war mit einem schweren Kopf gegangen, der ihn hinabgerissen hatte; aber — Allen Gerechtigkeit! — seine Frau hat nie davon geredet; nur die Nachbaren und der alte Doctor Snittger haben es später mir bestätigt.

Ich war inzwischen Makler geworden und miethete, nachdem ich mit meinem alten Herrn zu Lübeck ins Reine gekommen war, die kleine Oberetage; schön war sie nicht; aber sie genügte, und Rick Geyers Weib und Kind kam es zu Gute. Ein halb Jahr darauf fand sich auch noch ein Schüler des Johanneums für die untere Stube rechts, und das waren Sie, Herr Nachbar; ich denke, wir haben uns, bis Sie zur Universität gingen, leidlich genug in dem engen Haus vertragen!

Sie wissen, die Anna war damals schon ein gestrecktes Mädchen, nach dem wohl ein so junger Gesell, wie Sie es damals waren, sich einmal umschauen mochte!“

Der Capitän sah mich schelmisch an, und es mag wohl nicht gefehlt haben, daß ich roth geworden bin.

„Du lieber Gott!“ fuhr er dann fort, „wir wollen nicht darüber scherzen; aber ich darf wohl sagen, daß das Kind die Liebe zu seinem Vater auf dessen alten Freund übertragen hatte, und mir war oft, als sähe sie mich mit seinen jungen Augen an, wenn er — wie oftmals! — mich herzhaft auf die Schulter schlug und dazu rief: „Ja, John, Du bist's, auf den man sich verlassen kann!“

Der Capitän seufzte und schlug sich gegen die Stirn: „Das aber war zu viel gesprochen,“ sagte er; „denn Dummheit ist auch eine arge Sünde! Ich plagte mich viel mit dem lustigen Mädchen; Sie haben es ja selbst gesehen, der Unband war mir lieb als wie mein eigen Blut, und wenn nach etwas ihr Gelüsten stand, Ohm Riew' mußte allzeit Rath wissen. Das alte Riekchen hatte seine unschuldige Freude daran, und das Kind übernahm bald fast meine ganze Bedienung; Ihnen, Nachbar, blieb nur das alte Weib: ich habe manches Mal darüber lachen müssen; aber der Kaffee von der Anna hätte Ihnen doch noch besser geschmeckt!“

Der Alte schwieg plötzlich und horchte nach oben hinauf. „Ja, der Junge schläft,“ sagte er; dann trank er den kleinen Rest aus seinem Glase und machte sich daran ein neues für sich zu mischen; denn der kleine Kessel sauste immerfort. Mir war, als ob ihm das Erzählen plötzlich widerstehe, oder als ob er sich besinnen müsse, wie er fortzufahren habe.

Aber er saß schon wieder auf seinem Platz, und ohne das dampfende Glas zu berühren, hub er aufs Neue an: „Es sieht manches aus wie ein Kinderspaß; aber auch der Strauß hat erst in einem Ei gelegen! Sie wissen Nachbar, es war meine alte Seemannsart, zwischen Nachmittag und Abend ein gutes Glas zu trinken, und was den Rum anlangt, so hatte ich allzeit was Echtes in meinem Schränkchen. Ich hatte die Anna gelehrt, nach meinem Maße mir das Glas zu mischen; aber wenn sie den Rum in das heiße Glas goß und nun der Dampf ihr in das feine Näschen stieg, dann begann sie ein Gehüstel, bog den Kopf zurück und machte allerlei Gesichter des Abscheues gegen mich.

Ich lachte darüber und sagte: „Probir' es nur!“ oder: „Es wird Dir doch noch schmecken!“

Aber eines wie das andere Mal erwiderte sie: „Ich habe es schon geschmeckt, Ohm; es ist abscheulich!“ und schob mit ausgestrecktem Arm das Glas mir zu.

Es wurde allmälig eine stehende Neckerei zwischen der Jungen und dem Alten. „Du sollst doch noch probiren!“ rief ich endlich; „ist das ein Koch, der nicht probiren kann?“

„Ich bin kein Koch!“ sagte sie schnippisch.

„So bist Du doch mein Mundschenk!“

„Ich thu's aber doch nicht!“ rief sie und flog mir aus der Stube und die Treppe hinab.

Ich alter Thor, ich muß jetzt denken, daß ihre Natur uns habe warnen wollen; aber ich ging wie mit verbundenen Augen.

Nun war's an meinem Geburtstage, und ich hatte, mir selber zur Festfreude, dem Kinde ein Dutzend Schnupftücher von einer Extra-Qualität geschenkt, da ich ihre Lust an feinem Linnenzeuge kannte. Und wirklich, sie leuchtete vor Freude, als sie zur Mutter lief und ihr die schöne Waare zeigte; und über ein Kleines

saß sie auch schon am Fenster, um ihr kunstvolles Monogramm hineinzusticken. „Mein Ohm!" rief sie mir zu; „ich thu' Dir Alles zu Gefallen!"

„Das ist schon mein Gefallen," sagte ich, „daß Du Dich freust."

„Nein, noch was Anderes, Ohm!" Sie sah mich geheimnißvoll mit ihren dunklen Augen an, und stickte weiter an ihren Monogrammen.

Abends brachte sie mir, wie gewöhnlich, das Kesselchen mit heißem Wasser auf mein Zimmer; sie nickte mir zu, und als es kochte, begann sie mir mein Glas zu mischen. Sie that das wie in Freude zitternd und doch so feierlich, als solle sie ein Opfer bringen. Dann hielt sie das dampfende Glas hoch vor ihrem Angesicht: „Ohm," sagte sie, indem sie auf mich zutrat, „mein Ohm, mögst Du noch vielmal diesen Tag erleben!" Der herzlichste Strahl, den meine arme Seele je getrunken, flog aus ihren Kinderaugen in die meinen. Dann setzte sie das Glas an ihren Mund und that einen herzhaften Zug daraus.

Aber es war zu viel gewesen, was sie sich zugemuthet hatte: wie im Krampf spieen die jungen Lippen den scharfen Trank hinaus und das Glas fiel aus ihrer Hand zu Boden, daß der Inhalt und die Scherben umherflogen; dann stürzte sie in den Alcoven, an meinen Waschtisch; ich hörte, wie sie Wasser in ein Glas goß, ein und zwei Mal, und wie sie gurgelte und sprudelte, als gelte es, einen Gifttrunk wegzuspülen.

Ich ging ihr nach; da fiel sie mir um den Hals: „Ohm, mein süßer Ohm ... ich konnte nicht dafür ... verzeih' mir, sei nicht bös!"

Das Kind war außer sich; dennoch wollte sie mir ein neues Glas bereiten; aber ich litt es nicht, ich nahm sie auf meinen Schoß: „Sei ruhig, Anna; Du weißt es ja, wir Beide können einander gar nicht böse sein!"

Da preßte sie meinen Hals mit ihren Armen, als ob sie mich ersticken wollte: „Du bist gut, mein Ohm; ich weiß es, Du bist gut!" und dann weinte sie sich noch ein braves Stückchen.

Aber auch das, Nachbar, öffnete mir nicht meinen vernagelten Verstandeskasten. Am andern Abend kam sie wieder mit ihrem Kesselchen. „Zünd' nur die Lampe an," sagte ich; „hernach mach' ich mir's schon selber."

Ich wollt', Sie hätten ihr bittend Angesicht gesehen. „Laß mich, Ohm!" sagte sie. „Ich weiß, ich kann es heute."

Ich wollte es dennoch wehren; aber jetzt stampfte sie mit ihrem Füßchen: „Ich muß aber, Ohm; das ärgert mich, das von gestern!"

So litt ich's denn; und als sie ihr: „Zur Gesundheit!" sprach und dann ein Schlückchen aus dem Glase trank, hielt sie den Athem an und Mund und Augen gewaltsam offen; aber, ich sah es wohl, ein paar Thränen sprangen doch heraus. Bald danach sind Sie ins Haus gezogen, und — Sie haben es ja selbst gesehen, wie zierlich sie uns zu credenzen wußte. Gott verzeihe mir! Das Kind steuerte Backbord; aber ich hätte Steuerbord halten sollen.

— — Im Winter, nachdem Sie fort waren, suchte mein Lübecker Rheder mich wiederum zu ködern; der schlaue Alte hatte es heraus, daß ich zu früh mich landfest gemacht hatte; er meinte, ich könnte wohl noch ein paar Jahre wieder laden und löschen. Von dem dazwischen sprach er nicht; aber er bot mir ein neugebautes Vollschiff und einen Part darin. Mir gefiel das schon;

aber was sollte dann aus Riekchen Geyers und meiner Anna werden? Denn auch Ihr Quartier im Unterhause stand unvermiethet. Da, als ich eines Tages in der Januarsonne mit Anna über den Gänsemarkt promenirte, blieb sie vor einem Weißwaarengeschäft stehen und betrachtete begierig die Sauberkeiten, die hier alle in dem Ladenfenster ausgelegt waren. Ich wollte ungeduldig werden; aber sie hatte trotzdem immer ihren Finger noch nach etwas Neuem. Auf einmal kam mir die Erleuchtung: „Komm'," sagte ich, „was meinst Du, wenn Ihr selber solchen Laden hättet?"

Sie wurde schier dunkelroth vor Freude; aber gleich darauf sagte sie traurig, ihr dunkles Köpfchen schüttelnd: „Das ist ja nicht möglich, Ohm!"

„Nicht möglich, Anna? Aber, was meinst Du, wenn Dein Ohm es dennoch möglich macht! Komm' nur, wir wollen gleich nach Hause, und Mutter soll ihren Segen geben!"

By Jove, ich hatte Noth, daß sie mir nicht vor allen Leuten um den Hals fiel.

Und so kam es denn in Ordnung. Freilich, mein Maklerverdienst ging so circa wohl darauf; aber wen hatte ich denn sonst, für den ich sorgen konnte! Die Stube rechts, wo Sie Ihre Lateiner studirt hatten, wurde zum Laden umgewandelt; die Einkäufe waren schon gemacht, Näherinnen außer dem Hause wurden in Arbeit genommen und eine Glocke über der Hausthür angebracht; Anna selbst war das behendeste Ladenjüngferchen und saß fleißig mit der Nadel in der Hand. Wie ich nach ein paar Jahren aus einem Briefe der Mutter sah, gewann sie später noch besseren Verdienst, indem sie in fremde Häuser schneidern ging; damals aber warteten wir noch auf Käufer; und sie kamen auch, erst die Nachbarn und die Apothekertöchter, mit denen Anna damals wohl zusammenlief, dann auch von den Gästen aus dem Kaiserhofe. Ich hörte mit Behagen unsere Glocke läuten, wenn ich oben auf meinem Zimmer saß.

Dann eines Abends nahm ich muthig einen großen Briefbogen und schrieb darauf an meinen alten Herrn Richardi in Lübeck, daß ich sein neues Schiff, „die alte Liebe", führen würde.

„Die alte Liebe" war so gut wie ihr Name; und wir hatten Glück, mein alter Herr und ich! Fünf Jahre lang bin ich gefahren, wie noch nie zuvor — aber wir haben noch andere Abende, davon zu reden — nur bei der letzten Fahrt, in den englischen Nebeln, zwischen Plymouth und Southampton, da hätten wir bald, trotz Nebelhorn und Schüssen, das Schiff und auch uns selbst verloren. Das machte mich kopfschen; mir schien's nun endlich doch genug vom Wasser und besser, das Bischen Lebensrest im Trocknen zu verzehren. Doch, mein Herr Richardi in Lübeck war nicht solcher Meinung, und da er mich halten wollte, so wußte ich wohl, weshalb er mit unserer Abrechnung immer noch nicht fertig wurde. „Herr," sagte ich endlich, „ich besuche meinen alten Ohm in Holstein; indeß wird hier wohl Alles klar?"

Er brummte etwas, und ich fuhr am andern Tag hieher. Es war aber ein rechtes Doppelwrack, was ich hier fand. Der geizige Greis und sein großes verfallenes Bauernhaus, worin einst eine weitläufige Wirthschaft war betrieben

worden. Zwei Stuben mit vollen Schränken und hohen Wandbetten standen bestaubt und unberührt; der Eigenthümer und eine verrunzelte zahnlose Magd hausten jetzt allein in einer Kammer; freilich, auf dem Boden jungten die Marder in den Ecken und schleppten des Nachts ihre Beute heim und sprangen durch die Löcher des alten Strohdachs auf die Bretter, daß in der Stube unten nicht zu schlafen war. In einer Nacht, wir waren gegen August, kam unerwartet ein Sturm auf; das ganze Dach schüttelte sich, und ich hörte, wie ein Fach Mauerwerk herauspolterte; da sprang ich auf und ging die Nacht spazieren. „Ohm," sagte ich am andern Morgen, „mein Schiff war doch noch sicherer als Euer Haus; Ihr müßt bauen, sonst begräbt's Euch noch!"

Aber er lachte, indem er sich sein schlotteriges Wams über seinen hageren Leib zuknöpfte: „Das verstehst Du nicht, John; die alten Häuser sind zäh. Du kannst es flicken lassen, wenn sie mich hingetragen haben."

Ich hielt's nicht länger aus, mich überkam ein plötzliches Verlangen nach unserer kleinen Anna, und ich schrieb an Rieckchen Geyers, daß ich kommen würde.

Am zweiten Tage danach fuhr ich mit dem Wochenwagen ab. Als mein Ohm mit seiner Magd, die ich mit einem unmäßigen Trinkgeld erfreut hatte, mich hinaus begleitete, gab er mir die Hand: „Aber John!" sagte er, „das in dem Canal, das will mir nicht gefallen; bleib' schmuck im Lande nun! Wenn Du versöffest, ich müßt' mein Testament ummachen lassen; das sind theure Sachen!"

Damit fuhr ich ab. Als ich vors Millernthor in Hamburg kam, ging just der Tag zu Ende; ich konnt's nicht lassen, stieg ab und spazierte nach dem Stintfang hinauf; da sah ich am Hafen längs den ganzen Mastenwald im braunen Abendroth. Langsam ging ich dort hinunter, und da überfiel's mich: „Haus oder Schiff? Land oder See?" Ich schlenderte am Bollwerk entlang, den Kopf voll melancholischer Gedanken; da kam der Sohn unseres Nachbarn, des Apothekers, mir entgegen; er war in Californien gewesen, kam aber jetzt von Hause und wollte nun wieder in die Minen. Die beiden Schwestern hatten den wilden Jungen weich gemacht, ich glaube, am liebsten wär' er mit mir umgekehrt; zuletzt aber häkelte er zwei Klümpchen Goldes los, die er als Berlocks an der Kette hängen hatte. „Good bye!" sagte er, „bringt's den Dirnen; wenn ich wieder käme, sollt's ein Pfund sein!" Und damit drehte er ab und ging davon.

Ich steckte die Berlocks in die Tasche und wanderte jetzt rascher in die Stadt hinein. Als ich Rick's Häuschen erreicht hatte, brannte im Flur schon eine Lampe. Ein dunkelköpfiges Mädchen flog aus dem Laden, nicht groß, aber schlank; ein zierliches Stutznäschen und über der Stirn, nicht was die Frauenzimmer Simpelfransen nennen, nur so die feinen Stirnlocken, die mit dem Kamm nicht mehr zu bändigen waren; und vor der Brust hing ihr ein sauber Spitzentuch.

Ich zog sehr höflich meinen Hut und wußte nicht, war das feine Ding *sie* oder war's nur eine fremde Jungfer? Freilich, so auf Siebzehn schien auch die zu stimmen, die mich da mit ihren großen braunen Augen ansah; aber ich war

doch nicht auf Nummer Sicher und sagte lieber vorsichtig: „Guten Abend; wär' Frau Geyers wohl zu sprechen?“ „Guten Abend;“ sagte sie — und mir war's, als ob sie innerlich lache — „treten Sie nur näher!“ Aber ich kehrte mich zu ihr: „Um Verzeihung, liebes Kind,“ sagte ich, „wie heißen Sie denn?“ Sie neigte den Kopf, daß ich vom Gesicht nur noch die Stirnlöckchen sehen konnte und sagte: „An=na!“

Sie sagte das so eindringlich, so very engaging; es sang ordentlich was in den beiden Silben, und wieder auch, als wär' ein Mädchenlachen noch dahinter.

Dann aber, als Frau Riekchen jetzt aus der Stube trat, da lachte sie wirklich und warf den Kopf empor: „Mutter,“ rief sie jubelnd, „da ist Onkel Riew, und er kennt mich nicht mehr!“ Und sie flog mir an den Hals, die junge Katze! In mir aber rief es: „Land, Land! Nicht nochmals auf die Planken!“

Ich wohnte schon wieder oben in meinem alten Quartier und hatte aus Lübeck und vom Schiff schon meine Sachen um mich. Es war fast wie früher, nur daß, weil die Frauen Anderes zu thun hatten, eine kleine Magd mich jetzt bediente, und ich Abends meist mein Glas im Kaiserhofe trank. Da fielen die goldenen Berlocks mir eines Vormittags in die Hand, die ich noch immer abzuliefern hatte, und ich machte mich sogleich jetzt auf den Weg.

Als ich eintrat, fand ich im Zimmer nur die beiden Mädchen, die vor einem Tische emsig an großen bunten Lappen nähten; da ich aber mein Gewerbe anbrachte und die Goldklümpchen in ihre Hände legte, by Jove, da ging das Gejammer los: „Ach der Herzensbruder, o mein Peter, Peter!“

Wisset, Herr Doctor, ich kann die Frauenzimmerthränen nicht leiden; denn sie machen mich boshaft, was ich von Natur nicht bin; aber so wie eine wilde Gans aus der Thür rennen, das war doch auch nicht schicklich; ich blieb also vor der Hand noch sitzen. Da öffnete sich die Thür und eine alte Näherin trat herein, die mir von früher wohl bekannt war; sie hatte wieder solchen Lappen in der Hand, wie die hier drinnen; es mußte also miteinander wohl ein Kleid ausmachen; auch paßten sie es zusammen und strichen es sich an Hals und Schultern. Als die Alte fortgegangen war, dachte ich für die Anna ein Wort einzulegen und sagte: „Ist das Ihre Näherin? — Die könnten Sie ein Pfundsmaß hübscher haben! Ich meinte, daß die Anna Geyers bei Ihnen nähte?“

„Ja,“ sagte die Aelteste und wischte sich den Thränenrest von ihren Backen, „die ist freilich hübscher.“

— „Steht Ihnen das Mädchen denn nicht an?“

„O, — wir haben sie ja schon gehabt.“

— „Und Sie wollen sie nicht wieder haben? Das thut mir leid, sie ist so halbwege ja mein Ziehkind.“

„Ja; aber . . . . . .“ Sie bückte sich über ihre Näherei und kam nicht an Bord mit ihrem Satze.

— „Schießen Sie los, Mamsellchen!“ sagte ich. „Helles Feuer ist das Beste. Die Anna soll doch ihre Arbeit gut verstehen; hat sie gestohlen, oder wo steckt denn sonst der Fehler?“

„Nun, Herr Riew,“ sagte die Jüngere und luwte mich mit ihren kleinen unverschämten Augen an; „gestohlen nun wohl nicht; es ist nur Eins!“

Die Aeltere winkte ihr zu und schüttelte den Kopf; aber das schwarze Ding ließ sich nicht übersegeln: „Ich will es Ihnen sagen, Herr Riew, sie hat für uns zu vornehme Bekanntschaften; wir sind ehrliche Bürgermädchen; mit Grafen und Posamentiergesellen haben wir nicht gern zu thun; auch nicht mal durch die dritte Hand! Und das noch nicht allein!“

„Liebes Mamsellchen,“ sagte ich, da sie innehielt, „sparen Sie die Worte nicht; ich bin bereit zu hören.“

Hierauf, während die Aeltere sittsam auf ihre Arbeit sah, rückte das beredte Mädchen sich einen Schemel unter die Füße und setzte sich ordentlich in Positur. „Es war im vorigen Herbste, Capitän Riew,“ sagte sie, „und die Centralhalle war eben eröffnet; man konnte in Familie an kleinen Tischen sitzen, seinen Thee oder eine Tasse Chocolade trinken und dabei eine Comödie oder was es sonst denn gab, mit ansehen, und die Kosten waren auch nicht groß. Alle gingen hin, und groß wurde davon gesprochen. Wir, Herr Riew, gehören nicht zu denen, die nach allem Neuen laufen; aber die Gummi-Elasticum-Kerle, als die angekündigt wurden, die mußten wir doch sehen! Wir beide gingen also eines Abends in die Centralhalle, unsere Mutter war natürlich bei uns; der alten Dame schwindelte der Kopf, und sie hätte bald ihren Zufall bekommen, als wir in den ungeheuren Saal traten; doch es gab sich zum Glück, als wir erst an einem Tischchen unsern Thee tranken und dann der Vorhang aufging. Die Elasticum-Kerle waren freilich besser auf dem Zettel als auf der Bühne; aber als der Eine sich rückwärts um den Tisch wickelte und der Andere als Schlange über ihn wegkroch, ihre Faxen sahen sich doch lustig an. — Da, als wir im besten Lachen waren, entstand an einem Tische, ein Stückchen von uns, ein Rumoren, daß wir unwillkürlich unsere Augen dahin wenden mußten. Zwei Frauenzimmer hatten dort schon länger mit dem Rücken gegen uns gesessen; nun langten noch zwei leidlich junge Herren an; der eine sah wirklich vornehm aus; aber wer weiß das! Das Gesicht war ziemlich vercommerschirt, und die vielen Haare, die nicht mehr da waren, hatten wohl auch umsonst sich nicht empfohlen. Das gab ein Reden und Complimentiren, ein Schurren mit den Stühlen; dann rief der Kleinere von den Beiden nach dem Kellner. Ein blasser Schlingschlang mit weißer Binde drängte sich an den Tisch: „Befehlen?“ — „Ja, was?“ — Und der Kellner zählte her, was er zu bieten hatte. — Dazwischen rief der Cavalier: „Genug, Kellner! Zum Vorschmack vier Gläschen schwedischen Punsch!“ — Kennen Sie es, Capitän? Es soll furchtbar stark sein!“

Ich nickte.

„Nun, die Gläser kamen, und die Herren hatten's immer nur mit dem einen Frauenzimmer, als wenn die Gummi-Elastiker sie gar nichts angingen, und sie gingen auch mich bald nichts mehr an: denn ich sah immer nur nach diesen vier Menschen. Da stößt meine Mutter mich in die Seite: „Du,“ sagt sie, „kennst Du das Frauenzimmer in der Lila-Haube?“ Und da ich nein sage — „Frau Geyers,“ flüstert sie mir zu, und als die Andere just den Kopf wendet, „Herr Jesus!“ ruf ich; „und da ist auch die Anna!“

In diesem Augenblick stand der vornehmere der Herren auf. „Ihr Glas ist leer, Fräulein," sagt er zu der Anna; aber, indem er sich wendet: „Freund Jack, das war wohl eigentlich kein Getränk für Damen!"

Der Andere lachte: „Nur ein gustus, Edmund!" — „Verzeihen Sie, meine Damen!" begann der Vornehmere wieder; und: „Kellner! Kellner!" rief er so laut, daß sie von allen Tischen ihn zornig ansahen und zu brummen anfingen; denn auf der Bühne ging jetzt ein Lustspiel vor sich. Aber er kehrte sich nicht daran und als der Schlingschlang wieder vor ihm stand mit seinem athemlosen „Herrschaften befehlen?", rief er: „Champagner! Zwei Flaschen und Eis!"

Nun, Capitän, das kann ich Sie versichern, Anna hat nicht am wenigsten davon getrunken! Ihr schmuckes Lärvchen brannte ordentlich, und daß sie mit der linken Hand sich auf den Tisch stützte, wenn sie sich erhob und mit den Herren anstieß, das war auch nicht von ungefähr! Hätte die Mutter nicht mit ziemlich trockenem Munde dabei gesessen, sie wäre nach dem Schauspiel wohl, Gott weiß, wohin gekommen; denn der am vornehmsten aussah, der schien viel Gutes nicht mit ihr im Sinn zu haben!"

Als das lustige Mädchen mit ihrem Gespinnst zu Ende war, sagte ich nichts; denn mir war nicht eben wohl ums Herz, Nachbar; ich hörte nur, daß jetzt die ältere Schwester der jüngeren beistimmte: „Wir reden natürlich nicht davon," sagte sie, „aber ins Haus nehmen, das geht doch nicht!"

Und die Jüngere warf den Kopf zurück: „Ich danke — wenn der Herr Graf sie Abends vor unserer Hausthür erwartete, — da könnte am Ende ich noch in den Geruch einer Gräfin kommen!"

„Sie haben völlig recht, Mamsell Nettchen, und das wäre wenig passend," sagte ich und empfahl mich höflichst.

— — Daß ich beim Nachhausekommen mir unsere alte Tugendhafte auf mein Zimmer bat, und was der Inhalt unseres Gesprächs gewesen, brauche ich Ihnen wohl nicht zu erzählen; aber soviel sah ich, die Apothekermädchen hatten jedenfalls nur mäßig übertrieben; die Herren aus der Centralhalle aber waren freilich Biedermänner, der eine ein Graf, der andere ein Baron.

„Riekchen, geht in Euch!" rief ich, „besinnt Euch! Biedermänner, und Grafen und Barone, und mit Euch in der Centralhalle?"

Das war zu viel. „Ohm Riewe," sagte sie, „unsere Anna ist ein Kind; — ich aber bin mein langes Leben hindurch eine ehrenwerthe Frau gewesen! Wir werden sie nicht verunehrt haben!"

Du lieber Gott! sie wußte nicht einmal, weshalb Rick Geyers in sein frühes Grab getaumelt war.

Nicht lange darauf kam ich eines Abends spät nach Hause; da die Straßenthür noch offen stand, so trat ich, ohne daß es schellte, in den Flur. Es war schon dunkel hier, nur durch das Guckfenster in der Ladenthür fiel ein Schein heraus. Ich stand einen Augenblick, denn ich hörte, wie drinnen eine Herrenstimme sprach, und allerhand, was ich erst nicht reimen konnte.

„Verzeihung, Madame," sagte der Jemand, „die Toilette ist keineswegs

kostbar; nur ein weißes, weiches Gewand und weiter nichts! Es darf sich keine vor der andern auszeichnen; die Blumen wird die Gesellschaft den Damen liefern; und ich würde hier" — er sprach das wie mit einer zärtlichen Verbeugung — „um die Erlaubniß bitten, dem Fräulein blaßrothe Rosen anbieten zu dürfen!"

Es entstand eine Pause; dann schien unsre tugendhafte Mutter eine leise Bedenklichkeit zu äußern, die ich nicht verstehen konnte. Aber der Unbekannte sprach sogleich: „Pardon, madame; das ist es ja; nicht Rang und Stand, denen unsereiner gern einmal entflieht, soll hier den Ausschlag geben; sondern Schönheit und gute Sitten; doch da dieselben selten bei einander sind, so wird der Cirkel nur ein kleiner sein, ein Dutzend Paare etwa. Sie wissen, in den richtig construirten Familien ist stets die Mutter die Schöpferin der Tugend ihrer Kinder; und nicht jede Tochter, Madame, ist so glücklich, wie die Ihre!"

„Damned scoundrel!" brummte ich bei mir selber; denn mir war, als sähe ich durch die Thür ihn jetzt sein nichtsnutziges Compliment gegen unsre Alte machen. Und wer war denn der Monsieur? — Am Ende der Versucher in eigener Person; nur in Monaco beim Pharao und beim Roulett', unter dem vornehmen nichtsnutzigen Volk war mir solche Menschenstimme vorgekommen.

Unwillkürlich trat ich dem Guckfenster näher; denn ich hörte schon die Alte sagen: „O, Herr Baron, wenn doch Alle Ihresgleichen solche Grundsätze hätten!"

Aber der Versucher war schon wieder da: „Ich bitte, Madame, beurtheilen Sie uns nicht voreilig! Der Präsident unsrer Gesellschaft ist von einer Strenge, daß man ihm gegenüber um sich selber, ja fast um unsre Damen bangen dürfte; aber — enfin, er wurde gewählt und zwar mit allen Stimmen!"

Ein Ruf des Erstaunens entfuhr unserem alten Tugendmöbel, als ich eben in das Fenster sah. Ein großer, eleganter Herr saß beinbaumelnd vorne auf dem Ladentisch; wahrhaftig, Herr Nachbar, ich weiß noch heute, daß das Bein in okergelben Hosen steckte! Im Uebrigen Alles, wie man's nur verlangen konnte; dünnes, aber modisch frisirtes schwarzes Haar, ein kleiner Schnurrbart in einem glattrasirten, etwas käsigen Angesicht; die eine Hand, in hellem knappem Handschuh, lag mit dem Augenglas auf seinem Knie.

Die Alte stand mit übergeschlagenen Händen vor ihm und sah in dummer Anbetung zu ihm auf. Für mich, das muß ich sagen, zumal er allezeit, wenn er seine Augen aufhob, mit den bleichen Backen zuckte, hatte der Geselle eine verflucht confiscirte Physiognomie! Er hatte stets nur zu der Mutter geredet; aber Anna, die dort im Winkel stand, sah mit brennenden Augen auf ihn hin. War das am Ende ihre vornehme Bekanntschaft, von der jene Mädchen gesprochen hatten?

Ich ging zurück an die Hausthür und stieß sie zu, daß die Glocke läutete; dann trat ich in den Laden. Mein Erscheinen mochte den drinnen eben kein groß Plaisir machen: Anna kam aus ihrer Ecke und ging daran, einige Bänder und Spitzen vom Tische in einen Pappkasten zu räumen; der fremde Musjö hob sein Glas an die Augen und sah auf mich herab, als ob ich unter seinem Blick verschwinden müßte.

Aber ich verschwand nicht; sondern setzte mich auf einen Stuhl neben der Thür und sagte: „Schön warm hier drinnen; guten Abend, meine Herrschaften!“

Das alte Weib drehte sich hin und her: „Unser Onkel Riewe, Herr Baron!“ sagte sie. „Er wohnt bei uns im Hause.“

„So?“ erwiderte er gleichgültig und streckte das Kinn vor; und ich hörte ordentlich, wie das kleine Wort zu Boden fiel: „Sehr angenehm.“

„Lüg' du und der Teufel!“ dachte ich; aber ich nickte ihm zu und sagte höflich: „Dito, mein Herr; gleichfalls!“

Und damit war unsere Unterhaltung zu Ende. Und da ich nun meinen Hut auf meinen Stock hing, und diesen neben mir an die Wand stellte, so mochte er zu der Meinung kommen, ich sei so leicht nicht zu verjagen; wenigstens glitt er bald vom Ladentisch herunter: „Madame!“ sagte er, und mit einem langen Blick auf die Anna: „Mein Fräulein! Sie gestatten mir wohl, zu gelegenerer Zeit wieder vorzusprechen!“ Dann, ohne mich auch nur anzusehen, war er bei mir vorbei und zur Thür hinaus, und die Alte mit „Sehr angenehm!“ und: „Allzeit willkommen, Herr Baron!“ hinter ihm her. Anna hatte nur eine stumme Verbeugung gemacht; aber es war gut, daß ihre Augen fest saßen in ihrem heißen Angesicht.

Als die Alte wieder eintrat, waren wir drei denn nun allein beisammen. „Hmm,“ sagte ich endlich, da die andern beiden schwiegen, „ein feiner Maat, der Euch da beehrt hat!“

Die Alte nickte: „Ein sittsamer, edler, junger Herr! Aber ich glaube, Onkel John, Ihr habt ihn fortgetrieben!“

„Was hab' ich Riekchen?“ rief ich; denn so sanft sie das auch vorbrachte, solch' eine Anklage hatte ich noch nie von ihr gehört. „Ich habe ja in aller Ehrbarkeit auf diesem Stuhl gesessen!“

„Ja, Riew', das haben Sie wohl; aber — Sie saßen so, als wollten Sie den Herrn Baron zur Thür hinaus haben!“

„Und das wollt' ich auch, Riekchen!“ rief ich, „und er ist denn auch gegangen; und wisset Ihr weshalb? — Weil er ein schlecht Gewissen hatte! Weil er keinen Mann gebrauchen konnte beim Auswerfen seiner Angel, womit nur junge Dirnen und alte dumme Weiber zu ködern waren! Und wenn Ihr noch etwas Mutterwitz im Kopfe habt, so beißt Ihr nicht daran!“

Die Alte stieß einen sanften Klageton aus und ging händeringend auf und ab; ich aber war zornig geworden, Nachbar, und wollte es nicht noch mehr werden; deshalb nahm ich Hut und Stock und stieg hinauf nach meiner eigenen Wirthschaft.

Am andern Morgen mußte ich nach Lübeck, um endlich mit meinem alten Rheder rein zu werden. Er ließ, als ich ankam, nicht ab, ich mußte bei ihm Quartier nehmen, in seinem großen Hause in der Wahmstraße, wo die braun getäfelten Zimmer danach aussahen, als seien Marx Meyer und Herr Jürgen Wullenweber dort noch aus- und eingegangen; der lange Hausflur stieg in das erste Stockwerk hinauf, und oben lief eine Galerie herum, auf welche viele

Thüren, auch die von meinem Schlafkabinett, hinausgingen. Das Alles hatte ein gar stattlich Ansehen.

Der alte Herr selber war etwas gebrechlich schon; ein wenig steif im Rücken und die Finger vom vielen Schreiben krumm; aber er saß noch immer an seinem Pult; denn er war der Letzte, er hatte keinen Sohn. Wir beide waren aber noch allzeit mit einander fertig geworden; nur etwas langsam ging es, und Geduld mußte man haben. So zog es sich denn auch jetzt wieder von einem Tag zum andern. Die Sache war aber eigentlich, ihm fehlte noch immer der Capitän für „die alte Liebe"; er dacht' wohl, hätte er mich im Hause, so wär' ich noch zu halten.

Als ich eines Morgens aus meiner Kammer getreten war, und über die Galerie in den steinernen Flur hinabsah, schritt er eben aus einer der hinteren Stuben hervor, in seinem grauen Röckchen, das spärliche Haar zu einem dünnen Pull emporgekämmt. „Nun Cap'tän Riewe," rief er hinaufblickend, „hat die letzte Nacht Euch bessern Rath gebracht?"

„Nein Herr; es muß bleiben, wie es ist," rief ich hinab.

„Ich glaube, Riew', Ihr wollt ein Weib nehmen!" sagte er lachend.

„Auch das nicht; ich habe Familiensorgen ohne das."

Da drohte der alte Kaufherr mir schelmisch mit dem Finger: „Ja, ja, Ihr alten Capitäne! Ihr habt Familiensorgen in aller Welt, an jedem Ankerplatz, John Riewe! Seid Ihr denn auch von denen? Das wußte ich noch nicht!"

„Daß ich selbst nicht wüßte, Herr," sagte ich; „aber es ist ein Freundeserbe, und das hat auch sein Freud' und Leid."

„So, so! Verzeihet! Aber kommt nun herunter, daß der Kaffee uns nicht kalt werde!"

So gingen wir denn zum Kaffee, und der alte Mann fragte mich zum Schluß noch wacker aus und klopfte mir ein paar Mal nickend auf die Schulter: „Kann ich helfen?"

„Dank Herr; das mach' ich schon allein."

Am Abend — es war an einem Freitag — waren wir beide mit einander klipp und klar, und am andern Morgen befand ich mich wieder auf dem Weg nach Hamburg. Damals gab's aber weder Chaussee noch Bahnzug; unser Wochenwagen, in dem wir wie die Heringe zwischen Ballen und Kisten verpackt waren, rumpelte auf dem verruchten Knüppeldamm, daß wir mitten auf dem Weg noch beide Stengen brachen; und so war's schon gegen zehn Uhr Abends, da wir endlich in Hamburg einfuhren. Hundsmüde stieg ich sogleich die Treppe nach meinem Quartier hinauf, und im Augenblick kam auch das alte Rieckchen hintennach. „Nun, seid Ihr es?" frug ich.

„Ja, Onkel John; Ihr seid wohl müde? Soll ich Euch 'was zu essen machen, oder eine heiße Tasse Thee, oder ein Glas Grog? Das nehmt Ihr heut wohl lieber?"

„Nein, nein, Alte; geht nur und grüßt die Anna, wenn sie noch die Augen auf hat! Ich muß schlafen."

Die Alte murmelte etwas und ging; ich kroch in meinem Alkoven unter die Decke, hörte noch, wie es von Michaelis elf schlug, und wie der Wind aufkam

und zwischen die losen Dachpfannen fuhr; dann hörte ich nichts mehr. Wie lange ich geschlafen, weiß ich nicht, aber es mußte mitten in der Nacht sein — mir träumte, ich fahre auf einem kleinen Schmack durch die norwegschen Schären, und ein Windstoß schlägt das Fahrzeug gegen einen Felsblock — wie von einem Ruck fahr' ich in die Höhe, und auf einmal fühl' ich, ich liege in meinem Bett und will mich eben behaglich wieder in mein Deckbett wickeln, da ruckt unten vor der Hausthür ein Wagen auf dem Steinpflaster, ein Kutscher klatscht mit der Peitsche und stößt einen Fluch über seine unruhigen Pferde aus; eine Art Getümmel ist dabei, als würde einer vom Wagen herabgehoben.

Da fiel's mir plötzlich ein: „Warum, als du heimkamst, war die Anna denn nicht da? Und die Alte, sie war um dich herum, als wollte sie das Mädchen dich vergessen machen; am Ende ist heut der Musterball!"

Ich war aus dem Bett gesprungen und lief ans Fenster. Aber die Unruhe hatte sich schon ins Haus verloren, und ich sah nur noch, wie ein großer Herr im Mantel in den Wagen sprang.

„Vorwärts, Kutscher!" rief er, und mit Gepolter rasselte das Gefährt davon.

Mit selbigem kam es auch schon die Treppe zu mir herauf, daß ich mir kaum die Nothdurft über den Leib ziehen konnte, und wieder stand die Alte, aber mit einem wahren Jammergesichte, vor mir.

„Nun, Riekchen," rief ich, „was ist denn das für eine Comödie?"

„Ach, Onkel John, scheltet nur nicht! Der Herr Baron hat sie selber vom Ball zurückgebracht; aber sie ist krank geworden beim Tanzen; ohnmächtig, ganz ohne Besinnung; ach, Onkel John, schier wie eine Leiche sieht sie aus! Die alte feine Frau, die mitkam, ist noch unten; aber sie weiß ja hier doch nicht Bescheid."

„Da soll ich wohl den Doctor holen?" frug ich.

„Ach, wenn Ihr wolltet, Onkel John?"

„Hol' der Teufel Euere Bälle und Barone!" rief ich; „aber geht nur hinunter zu dem armen Kind!" — Ich hatte mich schon völlig angekleidet, nahm meinen Hut und lief hinaus.

Bald war ich auch am Doctorhause und klingelte den alten Doctor Snittger aus den Federn, der nur eine Straße von uns wohnte und mir vor Jahren einmal das Marschfieber vertrieben hatte.

Er war sogleich auch diesmal bei der Hand und fertig. „Sorget Euch nicht, Capitän," sagte er, als wir mit einander die Gasse wieder hinaufgingen; „ja, wenn's ein Mann wäre! Aber bei den jungen Frauenzimmern, da ist's meist erschreckender, als schrecklich!"

Als wir ins Haus getreten waren, ging der Doctor unten zu den Frauen, ich in mein eigen Zimmer und wanderte, Gott weiß, wie lange, auf und ab. Da endlich hör' ich unten wieder die Stubenthür knarren und das Riekchen auf dem Hausflur mit dem Doctor klöhnen. Als ich die Treppe hinabsteig', ruft er mir noch zu: „Alles in Ordnung, Capitän; wir können schlafen gehn!" und somit ist er zur Hausthür hinaus und das Riekchen zur Stubenthür hinein und Alles still und dunkel.

Also ich auch wieder hinauf in meine Cabine und schlafe bis in den Tag hinein. Da vernehm' ich auf einmal aus meinem Alkoven, daß drinnen im Zimmer mein Kaffeegeschirr auf den Tisch gesetzt wird, und noch halb im Schlaf rief ich: „Bist Du es, Anna?"

Ich fuhr ordentlich zusammen, als es von drinnen antwortete: „Ja, Ohm." Aber es war, by Jove, ihre Stimme.

„Komm' doch, mein Kind!" rief ich wieder, „und sag' mir guten Morgen!"

Und als sie nun kam und die Alkoventhüren zurückschlug, die ich wegen des Straßenlärmes meist geschlossen hatte, — Herr, wie war ich erschrocken, da der Morgenschein auf das junge Gesicht fiel! — Zerstört, ja ganz zerstört schien es mir; ich suchte darin nach etwas, und ich wußte nicht wonach; die rothen vollen Lippen schienen wie zum Spott daraus hervor.

„Guten Morgen, Ohm!" sagte sie kaum hörbar; aber ihre Hände zitterten, womit sie mir die volle Tasse reichte, daß ein Theil mir auf das Deckbett floß.

„Kind! Anna!" sagte ich und faßte ihre Hand; „wo bist Du gewesen? Du hast ja arge Havarie erlitten!"

Sie antwortete nicht; sie zitterte nur noch stärker; und als ich in ihre sonst so fröhlichen Augen sehen wollte, schlug sie sie nieder oder wandte sie zur Seite.

„Anna! Anna!" sagte ich, „Du gehst mir nimmer wieder auf diese Bälle!"

Da mußte ich nach der Tasse greifen; denn sie wollte die Hände über ihren Kopf erheben. „Nein, Ohm!" schrie sie, „nie — nie wieder!" Ihre schlanke Gestalt wollte sich aufrichten; aber sie sank wie ohnmächtig an meinem Bett zusammen.

Ich hatte meine Hand auf ihren Kopf gelegt. „So ist es recht, mein Kind," sagte ich; „nun gräme Dich nur nicht; ich gehe mit Dir, wohin Du willst! Und wenn's erst Sommer ist, dann reisen wir zu meinem alten Ohm, der auf dem Lande wohnt! Da sind große stille Stuben und draußen Wald und grüne Wiesen!" By Jove! Ich hatte die Marder ganz vergessen!

Sie hatte meine Hände an ihre Stirn gepreßt, und nickte ein paar Mal leise ohne aufzusehen; dann aber richtete sie sich empor. „Laß mich nun, mein Ohm," sprach sie freundlich, „ich muß nach unten."

Sie ging, und ich blieb, ohne meinen Kaffee anzurühren, noch lang auf meinem Bette; ich wußte in der Sache mich nicht zurecht zu finden.

Einige Zeit verging; das Aussehen des Mädchens wurde freilich besser; aber innerlich war das Kind verwandelt. Wenn sie sonst um Mittag so fröhlich unten an der Treppe rief: „Ohm! Ohm John! Servirt!" — Du lieber Gott, wie träg und öde klang das jetzt! Mir war auch, als ob ihr Angesicht allmälig sich verändre; sie hatte sonst noch immer wie ein Kinderspiel um Mund und Wangen; das war wie weggeblasen.

Es ging mir arg im Kopf herum; von dem Herrn Baron war nicht der Zipfel seines Rockes mehr zu sehen, und als ich zu dem alten Riekchen davon

sprach, erhielt ich zur Antwort, der Herr Baron habe auf seine Güter in Mecklenburg müssen und komme erst im Sommer wieder; das Mädchen aber, das daneben stand, wurde bei dieser Rede wie mit Blut übergossen und ging rasch zur Thür hinaus.

„Ei," dacht' ich, „liegt da der Has' im Pfeffer? Sind die Gedanken unsres Kindes noch immer bei dem confiscirten Kerl!" Und es fraß ordentlich in mir.

— — Wieder waren ein paar Monate vergangen, als ich an einem Spätnachmittage im März, da schon das Dunkel in die Häuser kroch, von einem Geschäftsgange zurückkam. Als ich am Laden vorüber wollte, sah ich durch das Guckfenster, daß dort die Lampe noch nicht brannte; aber, da ich still stand, hörte ich drinnen Jemand weinen. „Mußt einmal revidiren!" sagte ich zu mir und ging hinein. Da fand ich die Anna in einer Ecke auf dem Ladentritt, mit beiden Händen vor den Augen. „Bist Du es, Anna?" frug ich. „Wo ist Deine Mutter?"

„Ausgegangen," erwiderte sie leise.

„Aber Du mußt ja die Lampe anzünden!"

Sie stand langsam auf, und als die Lampe brannte, sah ich dicke Thränen über ihre Wangen rinnen.

„Bist Du krank, Anna? Oder fehlt es Dir sonst?" frug ich, während sie sich abwandte und die Fenstervorhänge herabließ.

Sie schüttelte nur den Kopf.

„Aber was ist denn? Warum weinst Du?"

„Ich weiß nicht, Ohm; es kommt nur manchmal so."

Da ergriff ich sie bei beiden Händen: „Du sollst mir Stand halten, Kind! Nicht wahr, Du härmst Dich nach Deinem Tänzer, nach dem Baron, der jetzt auf seinen Gütern ist?"

„Nein, nein, Ohm!" rief sie heftig.

„Nun, was ist's denn? Kannst Du's Deinem alten Ohm nicht sagen? Wir wollen sehen, daß wir Hülfe schaffen!"

Aber ich sah nur, daß ihr die Thränen reichlicher aus den Augen rannen: „Ich kann nicht!" Und sie stammelte das nur so. „O, lieber Gott! die Angst! die Angst!" schrie sie dann wieder.

„Aber so sag' Dir's doch vom Herzen! Kind, wirf den Ballast über Bord! Oder, wenn nicht mir, so sag' es Deiner Mutter!"

Sie starrte mit ihren schmucken Augen vor sich hin, als ob sie in ein schwarzes Wasser sähe, und sagte rauh: „Nein, nicht der, nicht meiner Mutter."

„Versündige Dich nicht," sprach ich; „Du hast ja nur uns Beide auf der Welt!"

Da warf sie sich auf die Kniee und schrie: „Mein Vater, o mein guter Vater! Ich will zu Dir!"

Und ich kniete neben ihr, und wußte mir nicht zu helfen; denn Nachbar, die Frauenzimmer haben nicht den Verstand, daß man ihnen damit beikommen könnte. Zum Glück klingelte jetzt die Hausthür, und ihre Mutter mit einem Korb voll Brot und Kohl und Rüben trat herein; und so ließ ich die Beiden

und ging nach dem Römischen Kaiserhof und dort unten in das Gastzimmer. Aber mein Glas schmeckte mir nicht; denn immer sah ich das arme Kindergesicht in seiner Angst und Noth.

— — Sie hatte sich denn endlich doch der Mutter kund gethan; aber, Herr Nachbar, helfen konnten wir nicht; nur, wir wußten es denn nun — ein vaterlos Kind sollte geboren werden, von ihr, die ja fast selber noch ein Kind war.

Herr, du meines Lebens! Wie wurde die alte Tugendcreatur lebendig! Wie hat sie geschrieen! Den Mund hab' ich ihr verhalten müssen, daß nur die ganze Gasse nicht zusammenlief: sie wollte den Baron verklagen, von seinem Gelde wollte sie nichts; aber heirathen sollte er ihre Tochter; noch Frau Baronin sollte sie werden! Ja, das sollte sie!

„Ja," sagte ich, „Baronin! Aber wenn's nun ein Posamentirgeselle oder ein Balbirer gewesen ist!"

Da schrie sie noch schlimmer. Und freilich, später erfuhren wir wohl, es war richtig so ein feiner Maat, ein Wasserschößling aus großer Familie gewesen, von denen, die von Schulden leben und deren Geschäft ist, anderer Leute Kinder zu verderben. Der Herrgott weiß, wo er geblieben ist; von seinen Gütern ist er nicht zurückgekommen.

Die Anna aber wurde immer stiller. Wenn die Mutter da war, besorgte diese den Laden, und sie saß im Hinterstübchen und nähte sich die Augen roth; war die Mutter aus dem Hause, so bediente das arme Kind die Käufer demüthig und wie eine Sünderin, sprach nur, was nöthig war, und ihre jungen Augen, die sonst so lustig in die Welt sahen, waren fast allezeit zu Boden geschlagen.

Nur, wenn jezuweilen Abends die Mutter auswärts war, kam sie die Treppe zu mir heraufgeschlichen. Dann pochte sie leise an die Thür: „Darf ich ein wenig bei Dir sitzen, Ohm? Es ist so einsam unten."

Und ich rückte ihr einen Stuhl zum Tisch; ich selber las die Zeitung oder schrieb, wenn so was vorlag. Gesprochen wurde nicht viel; von dem, der ihre Jugend gebrochen hatte, hat sie nie ein Wort geredet; dagegen waren ihre Gedanken oft bei einem Todten. So sagte sie einmal und hielt ihre Nadel müßig in der Hand: „Ohm, ich war doch schon sechs Jahre, als mein Vater starb; aber, wenn ich an ihn denken will, ich kann mir sein Gesicht nicht mehr vorstellen — das ist doch wohl keine Sünde."

„Nein, Kind," erwiderte ich, „warum sollte das eine Sünde sein?"

„Ja, er hat mich doch so lieb gehabt; das fühl' ich wohl noch immer; aber sein Gesicht, das kann ich nicht mehr sehen!"

Es that mir weh, Nachbar, als das arme Kind so sprach, ich weiß nicht mehr weshalb; ihr Vater konnte auch sein schmuckes Gesicht nicht mehr gehabt haben, als er verunglückte. Da fiel mir ein, ich bewahrte ja noch ein paar Briefschaften von ihm aus seiner besten Zeit, aus Rio einen, den anderen aus Hongkong, die waren so hell und jung geschrieben, als stünde er im Maiensonnenschein am Steuerrad und der Südwind wehte durch seine dunklen Locken. Die holte ich aus meiner Schatulle und legte sie vor ihr hin: „Da, Anna, hast Du Deinen Vater; es war, by Jove, derzeit ein herrlicher Junge!"

Ein heißes Roth flog über das blasse Gesicht, und ihre Augen strahlten für einen Augenblick. „Darf ich sie lesen?" rief sie, und da ich nickte: „darf ich sie auch mit mir nach unten nehmen?"

„Gern," sagte ich, „wenn Du sie hier nicht lesen willst."

Sie schüttelte den Kopf und sah mich mit ihren düsteren Augen bittend an; das hätte einen Stein erbarmen können. „So geh!" sagte ich.

Da nahm sie die Briefe, raffte ihr Nähzeug zusammen, und ich hörte, wie sie draußen die Treppe hinabflog. Ich hörte die Stubenthür im Unterhause öffnen und schließen; sie war wohl dort nicht mehr allein nun; denn die Todten — wer kann's wissen, wenn eine Kinderstimme so ins Grab hinunterschreit!

— — Es gingen wohl acht Tage hin, daß sie nicht zu mir kam; dann pochte eines Abends wieder ihre kleine Hand an meine Stubenthür: „Darf ich hineinkommen, Ohm?"

„Gewiß, mein Kind."

Dann schritt sie leise herein. „Da sind die Briefe wieder," sagte sie beklommen; „ich danke Dir tausendmal."

„Willst Du sie nicht behalten?" frug ich.

„Darf ich?" rief sie und bückte sich über mich und küßte mich und drückte krampfhaft meine Hände.

„Gewiß, mein liebes Kind; aber setz' Dich nun und bleib' ein wenig!"

„Ja, Ohm; ich will nur meine Arbeit holen!" Und dann ging sie mit den Briefen aus der Thür; aber bald war sie zurück und setzte sich mit ihrer Näherei an meine Seite; du lieber Gott, ich sah wohl, daß es kleine Kinderjäckchen waren. Wir sprachen erst nicht; ich sah auf ihr liebes vergrämtes Angesicht, und sie saß wie grübelnd; aber ihre fleißigen Finger rührten sich dabei, als gehöreten sie nicht zu ihr.

„Ohm," sagte sie endlich und athmete stark dazwischen, „hat mein Vater einen gewaltsamen Tod gehabt?"

„Ja, Kind; er ist ertrunken, hier in Hamburg, in einem von den Flethen; weißt Du das denn nicht?"

Sie schüttelte den Kopf: „Nicht recht; Mutter spricht ja nicht davon. Ohm, sag' mir: that er das mit Willen?"

„Mit Willen, Anna? Was red'st Du denn! Er kam spät Nachts nach Hause; an der Brücke, wo er vorüber mußte, ward gebaut, und mit den Laternen war es noch nicht wie heutzutage; da ist er fehlgetreten und verunglückt."

Sie schwieg, aber ich sah, wie ihre Brust sich vor innerer Aufregung hob, und wie sie heftiger ihre Nadel führte. „Ohm," hub sie wieder an und ließ nun ihre Hände ruhn, „hat mein Vater auch von dem Schrecklichen getrunken, was Du immer Abends trinkst, und — wo ich auch davon getrunken habe?"

Ich erschrak, aber ich antwortete scheinbar ruhig: „Das ist nicht schrecklich, Anna; das hat ja der Herrgott uns Seeleuten so recht zum Labsal gegeben: Hast Du danach bei mir was Schreckliches gesehen?"

„Bei Dir nicht, Ohm" — und sie sah mich mit ganz großen Augen

an; „aber Alle dürfen das nicht trinken; es bringt uns um den Verstand; die Bösen haben dann Gewalt über uns."

„Ja, Anna," sagte ich, „das hat der Herrgott in der Welt so eingerichtet; wohl thut's mit Maßen und weh im Uebermaß; mein alter Hochbootsmann hatte sich in starkem Kaffee den Säuferwahnsinn auf den Hals getrunken: „Capitän," sagte er, als er den Athem wieder oben hatte, „ich bin der nüchternste Mensch; von Euerem gebrannten Zeuge habe ich fast nimmer noch ein Glas getrunken; aber Kaffee, das ist ja ein Getränk für Kinder!" — Und ich erzählte weiter und sprach wie ein Prediger; aber nur aus Angst und um der Anna ihre bösen Fragen aus dem Kopf zu schaffen. Da läutete zum Glück die Hausthürglocke und sie mußte in den Laden.

Als sie wiederkam, war davon nicht mehr die Rede, und so hatte ich ihr heilig Vaterbild nicht zu beschmutzen brauchen.

Und endlich kam die Nacht, in der das Kind geboren wurde; ein Knabe, derselbe, der jetzt oben hier im Hause schläft. Es ist die einzige Geburt gewesen, der ich in meinem Leben so nahe beigewohnt: aber Freude war nicht dabei. Anna freilich war gesund geblieben; nur nähren konnte sie ihr Kind nicht selber. Wenn man es ihr aufs Deckbett brachte, sah sie es jammervoll aus ihren dunklen Augen an; aber sie gab es kopfschüttelnd wieder fort, und ich sah nicht, daß sie es küßte oder nur sich zärtlich zu ihm niederbeugte. Sie lag in dem Wohnstübchen, und ihre Mutter ging seufzend aus und ein und mühte sich, das arme Kind aus einer Flasche trinken zu lehren; des Nachts nahm sie die Wiege mit in ihre Schlafkammer, welche, Sie wissen es ja, hinter dem Stübchen lag und durch eine Thür damit verbunden war.

Es mag am siebenten oder achten Tag gewesen sein, daß ich wieder Abends mein Glas in der Gaststube des Kaiserhofes trank. — Sie wissen, die Gelehrten müssen ja allezeit was Neues aushecken, und damals hatten sie es mit der Vererbung vor — es war just ein solcher Artikel, den ich an diesem Abend im Correspondenten las, und ich muß sagen, obschon es mir Phantastereien schienen, ich vertiefte mich immer mehr darin, konnte nicht davon los. „Dummes Zeug!" rief ich endlich laut, als es mir doch gar zu bunt wurde.

„Mein Gott, capitano," hörte ich eine Stimme mir gegenüber; „Sie lesen ja heute über alle Maßen; was haben Sie denn da?"

Als ich aufblickte, saß der alte Doctor Snittger vor mir und nickte mir lachend zu.

„Ja freilich, Doctor," sagte ich, „verrücktes Zeug, was der Correspondent uns heute auftischt!"

„Hab's noch nicht gelesen;" sagte der Alte; „sind zu viel Lungenfieber in der Stadt jetzt."

„Auch vererbte?" frug ich.

„Wie meinen Sie?"

„Lesen Sie es selbst," sagte ich und reichte ihm das Blatt, „hier steht's; Alles ist vererblich jetzt: Gesundheit und Krankheit, Tugend und Laster; und wenn einer der Sohn eines alten Diebes ist und stiehlt nun selber, so soll er

dafür nur halb so lange ins Loch, als andre ehrliche Spitzbuben, die es aber nicht von Vaterswegen sind!"

„Ja so," sagte der alte Herr, nachdem er einen Blick in die Zeitung geworfen hatte; „es sollte wohl so sein; aber so ist es bis jetzt noch nicht."

Ich sah ihn an: „Ist das Ihr Ernst, Herr Doctor?"

„Ei freilich, Capitän; den mitschuldigen Vorfahren müßte gerechter Weise doch wenigstens ein Theil der Schuld zugerechnet werden, wenn auch die Strafe an ihnen nicht mehr vollziehbar oder schon vollzogen ist. Wissen Sie nicht, daß selten ein Trinker entsteht, ohne daß die Väter auch dazu gehörten? Diese Neigung ist vor Allem erblich."

Ich wollte reden; aber er fuhr fort: „Ja, ja, ich weiß wohl, die Erziehung der Jugend, wenn sie mit ausdauernder Sorgfalt die Reizung dieses entsetzlichen Keimes zu verhindern weiß, kann bei dem Einzelnen das Unheil vielleicht niederhalten; aber darin wird nur zu arg gesündigt. Die hübsche Anna in Ihrem Hause, das arme Mädchen, das jetzt mit einem Kinde liegt, sie hatte ja wohl nicht den Fehler ihres unglücklichen Vaters, wie das bei Frauen denn auch seltener ist; aber doch — was meinen Sie, das ihr fehlte vor nun dreiviertel Jahr, in jener Nacht, da Sie mich aus dem besten Schlaf aufklopften? — Ich will es Ihnen sagen, Capitän, — das schöne Mädchen war in jener Nacht sinnlos betrunken! — Wer weiß, ob nicht ihr Unglück . . . ."

Aber ich hörte schon nicht mehr, was der Doctor sprach: denn in mir redete es mit hundert Stimmen durcheinander; aber eine darunter war die stärkste: „Deine Schuld! deine Schuld!" rief sie stets dazwischen. Und das war Rick Geyer's Stimme, die ich gleich erkannte; und bald sah ich ihn vor mir in seiner schönen Jugendflottheit, die Bänder an seinem blanken Hute flatterten im Winde; bald aber mit dem gedunsenen Gesicht und den schweren Augen, die mich zornig ansahen. Dann wieder sah ich die Anna, das zehnjährige begehrliche Ding, wie sie voll Abscheu den heißen Trunk von sich sprudelte, zu dem ich so unbesonnen sie genöthigt hatte; dann wieder, wie sie später mein halbes Glas mir vor der Nase wegschluckte. „Deine Schuld! Deine Schuld!" schrie die eine Stimme wieder. Ich sprang von meinem Stuhle auf: „Ja, ja!" rief ich; „aber ich will" ... Ich besann mich; ich hatte das fast laut geschrieen. Zum Glück war eben jetzt nur der verständige Doctor allein mit mir im Saale; seine Hand lag auf meinem Arm: „Was wollen Sie, Capitän?" frug er ruhig.

Ich setzte mich wieder. „Helfen will ich," sagte ich, „soweit eines ehrlichen Menschen Kraft nur reichen kann!"

„Das thun Sie! Ich habe ja den Vater auch gekannt — daß nur nicht zwei solcher Menschenkinder hier zu Grunde gehen! Und wenn Sie meiner dazu bedürfen, wir sind ja Nachbarn!"

Ich drückte ihm kräftig seine gute Hand: „Good bye, Doctor; ich werd' es nicht vergessen." Dann stand ich auf und ging. Den Kopf voll guter Werke trabte ich über die Straße; ich begann in Gedanken schon an meinem Testament zu arbeiten.

Als ich zu Anna in die Stube trat, lag sie mit weit gestreckten Armen

und sah starr auf die in einander geschlungenen Hände und das leise Bewegen ihrer Finger, als sei der Lebensknoten dort zu lösen; wie es Menschen machen, die ihren Curs nicht mehr zu steuern wissen. Ich setzte mich zu ihr auf die Bettkante. „Anna," sagte ich, „Du siehst so traurig aus; was machst Du denn da?"

Sie blickte langsam zu mir auf: „Nun?" frug sie, und als ich nickte: „Nun denke ich nur."

„Woran denn denkst Du?"

„An meinen Vater, Ohm."

„Nicht an Dein Kind?"

„Mein Vater — das ist sanfter. — Ohm, bitte," sagte sie dann, löste die Hände auseinander und wies nach der Schatulle am Fenster, in deren Klappe ein Schlüssel steckte; „ich habe ja noch die Briefe, ich darf sie auch wohl noch behalten; die oberste Schublade! Wenn Du so gut sein willst, so gib sie mir!"

Ich reichte ihr die Briefe, und sie packte sie unter ihr Kissen und legte sich dann zur Seite und mit der Wange darauf. „Ohm," sagte sie, „wie kommt das, ich sehe jetzt wieder ganz deutlich sein Gesicht. — Vielleicht — er war so gut, er hat wohl Mitleid" ... sie warf sich unruhig im Bett empor: „ach Ohm, ich darf nicht denken, nicht eine Spanne weit! Aber heute Nacht, da hört' ich seine Stimme, so sanft, als wollte sie mich an sich ziehen; Du kannst Dir das nicht denken! Nur, als ich zu ihm wollte, war er fort, und es rauschte über mir, als wenn ich in ein Meer versänke. Und dann hörte ich das Kind weinen und meine Mutter fing an zu singen."

„Das waren Deine Träume, Anna," sagte ich.

„Ja, vielleicht, Ohm; aber" — und sie sprach das fast unhörbar — „ich wär' so gern bei meinem Vater!"

„Denk' lieber an Dein Kind!" sagte ich, „und laß Rick Geyers schlafen."

Sie starrte mich geheimnißvoll an: „Das Kind, das ist eine Sünde," sagte sie, „und darum ist mir auch die Brust für ihn vertrocknet."

„Ei, dummes Zeug! Sieh ihn nur muthig an. Der Junge ist wie jeder andre unsres Herrgotts Kind! Laß ihn erst ein paar Jahr' älter werden; ich will Dir helfen, Anna; wir wollen was Tüchtiges aus ihm machen, einen flotten Steuermann, einen Capitän! Und wenn er dann mit seinem Vollschiff von der ersten großen Reise heimkommt, wir beide stehn am Hafen; er schwenkt den Hut — die Ankerkette rasselt — Hurrah für Capitän .... ja, Kind, wie sollen wir ihn denn taufen? Ich denke doch wohl: Rick? Was meinst Du zu Rick Geyers?"

Ein Seufzer unterbrach mich: „Ja, Ohm, und seine Mutter steht dann da und ist ein altes Mädchen!"

„Deine Schuld! Deine Schuld!" schrie es wieder in mir, so laut und schaurig, wie aus einem Nebelhorn; man hört's und weiß in der grauen Finsterniß nicht, woher es kommt. Da fuhr's in meiner Noth mir durch den Kopf, ich sagte: „Anna, ich weiß, ich bin nichts, als Dein alter Ohm, schon über Sechzig, und morgen mach' ich mein Testament: was ich habe — es ist ein anständig' Bürgertheil — kommt Dir und Deinem Jungen zu; und willst Du die paar

Jahr' noch meine Frau heißen — denn es bleibt trotzdem beim Alten, Anna — aber ein altes Mädchen brauchst Du nicht zu werden!"

Ich weiß nicht, Nachbar, es war vielleicht was ungeschlacht; ich wußte mir nur anders nicht zu helfen; es ist ja nun auch einerlei.

Aber Anna hatte sich strack emporgerichtet. „Nein!" schrie sie, „nein, das will ich nicht! Du bist so ehrenhaft und brav! Ach, Ohm," — und ich sah, wie sie in sich zusammenschauderte — „Du weißt es doch — die Schande ist so ansteckend!" Sie hatte krampfhaft meine Hand ergriffen und geküßt.

„Anna," sagte ich, „ich kann Dich hiezu nicht drängen; aber Schande ist nur unter den Menschen und verweht in einem guten Leben. Denk' an Dein Kind, und daß ich nichts für mich will!"

— „Nein Ohm, nie — nie!" Ihre Augen bewegten sich zitternd, sie hatte die Arme ausgestreckt und rang die schmalen Hände um einander. „Aber — das Andre, was Du sagtest," begann sie schüchtern wieder, „mein Kind, es wird zu leiden haben um seiner Mutter willen. Hilf ihm, Ohm! Kannst Du es wirklich mir versprechen, mein Kind niemals, auch bei Deinem Tode nicht zu vergessen?" Die großen Augen waren angstvoll auf mich gerichtet.

Da legte ich meine Hand auf ihr armes junges Haupt: „Niemals Anna;" sagte ich, „sonst vergesse mich unser Herrgott in der letzten Stunde! Schon morgen soll Dein Sohn mein Erbe sein."

Wie mit einem Seufzer der Erlösung sank sie zurück in ihre Kissen: „Ich danke Dir, mein geliebter Ohm! Und nun geh! Nun möcht' ich schlafen!"

Ich stand noch eine kurze Weile und blickte auf ihr jetzt so blasses Angesicht, in welchem die Augen schon geschlossen waren. „Gute Nacht, liebe Anna!" sagte ich und küßte ihr die Stirn.

Sie schlug noch einmal ihre Augen zu mir auf und bewegte leis das Haupt; dann ging ich.

Als ich auf den Hausflur trat, geleitete die Mutter eben einen späten Käufer an die Thür. „Gute Nacht, Frau Geyers!" sagte ich und stieg hinauf nach meiner Stube.

Ich hörte die Hausthür schließen, dann noch von nah und fern die Glocken aller Thürme durcheinander schlagen; innen und außen wurde es allmälig ruhig, und ich schlief; wie lange, weiß ich nicht. Aber mich weckte etwas; ich mußte erst völlig wach werden, bevor ich's fassen konnte; der erste Dämmerschein fiel eben in die Stube. Endlich glaubte ich es zu wissen: die Kette vor unserer Hausthür mußte herabgeglitten sein; aber wie? — Sie wurde jeden Abend über eine hohe Klammer aufgehakt. Ich lag noch und grübelte darüber; sogar an Diebstahl und Einbruch streiften die Gedanken; da drang noch ein zweites Geräusch vom Flur herauf: es klirrte; aber es war ein leiser Klang dabei, als käme er von einer Glocke.

Rasch war ich aus dem Bett gestiegen und kleidete mich völlig an; dann nahm ich meinen Revolver aus der Schatulle und stieg leise in den Flur hinab. Es war nichts zu sehen; nichts rührte sich; aber als ich an die Hausthür ging, fand ich sie unverschlossen; bei dem Oberlichte, das darüber war, sah ich die

Glocke mit einem Tuch bedeckt, und an der einen Seite hing die Kette los herunter.

Noch immer war Todtenstille; auch das Kind schien zu schlafen. Ich faßte die Ladenthür: sie war verschlossen; aber als ich mich dann wandte — die Thür der Wohnstube war nur angelehnt, und ich öffnete sie noch etwas weiter, so daß ich Anna's Bett übersehen konnte. Die Nachtlampe knisterte nur noch, aber es drang schon Morgenhelle herein: das Bett war leer, die Decke hing halb herausgerissen über der Kante; aus der Kammer nebenan hörte ich das Riekchen schnarchen.

Und im selben Augenblick, Herr Nachbar, wußte ich Alles, Alles! Wie ein Krach war es durch meine alten Knochen hingefahren; baarhäuptig, wie ich war, den Revolver in der Hand, lief ich aus dem Hause, aus einer Straße in die andre, mir war, als ob ich fortgetrieben würde; und endlich, da lag die Brücke und das Fleth vor mir, wo einst mein armer Rick sein bischen Leben eingebüßt hatte.

Das trübe Wasser zog langsam nach Osten unter der Brücke durch, und der erste Dunst des Morgenroths schillerte wie Blut darauf; die Rückseiten der hohen Speicher standen rechts und links in halbem Schatten; es war ein eiskalter Frühmorgen; nur ein paar Brotträger sah ich an mir vorbeipassiren.

Aber dort auf der Brücke stand schon eine Vierländerin, ein blutjunges Ding; sie hatte bei einem ihrer ersten Gänge in die Stadt wohl nichts versäumen wollen.

Ich ging näher, ohne daß sie mich bemerkte; denn sie streckte ihr Köpfchen mit dem runden Strohhut weit über das Geländer und sah nur immer in das Wasser; am Arm hing ihr ein Korb, wie ihn solche Mädchen tragen, der von Maililien ganz gefüllt war. „Was macht das Kind?" frug ich mich eben; da langte sie zurück in ihren Korb und warf einen der Sträuße in das Wasser. Betroffen war ich stehn geblieben. „Hier ist es!" sprach etwas in mir; und ich sah noch, wie die kleine Hand ein zweites und ein drittes Mal in den Korb faßte; und jedesmal fiel eine Hand voll Frühlingsblumen in die Tiefe. Ich fuhr mir durch das Haar und steckte den Revolver, den ich gedankenlos noch in der Hand trug, in die Tasche; als ich dann aber zu ihr trat, da sah ich, daß zu den Blumen auch dicke Thränen aus den Kinderaugen fielen. „Erschrick nicht!" sagte ich; „aber wem streust Du da denn Blumen?"

Als sie mich so plötzlich sah, hub sie dennoch laut zu schreien an: „Hülfe! Hülfe! O, die schöne blasse Frau; sie nickkoppte mir noch so traurig zu!"

„Was sagst Du!" rief ich, „sprich Kind! Liegt sie da unten?"

Das Mädchen nickte heftig, und die Thränen stürzten ihr reichlicher aus den Augen.

Ich lugte von der Brücke nach Osten aus, wohin das Wasser zog. Da, am Backbord eines Ewers, der hinter einem Speicher lag, sah ich etwas schimmern; der erste Morgenstrahl hob es eben aus dem Dunkel; aber das Meiste war unter dem Wasser."

Der Capitän hielt inne und trank den Rest aus seinem Glase, indem er meine Hand faßte. „Wir wollen es kurz machen, Nachbar;" sagte er; „sie

war es; ihr Nachtkleid hatte sich dort verfangen und den Körper aufgehalten, damit er bald zur Ruhe komme. Es waren jetzt auch Leute herzugelaufen; wir haben sie in ein Haus getragen, einen Doctor geholt und alle Versuche angestellt; aber die junge Seele war zum armen Rick gegangen, und ich will hoffen, daß ihnen beiden Gott verziehen hat."

Er schwieg eine Weile; dann begann er wieder: „Als ich über die Brücke zurückging, stand die Kleine noch immer dort; nur daß sie aus ihrem runden Gesichtlein jetzt nach der Seite auf das Fleth sah, wo wir vorhin unser liebes Kind herausgehoben hatten, wo aber jetzt nur noch der träge Zug des Wassers floß. Sie ließ sich ruhig bei der Hand fassen, als ich ihr sagte: „Komm' mit mir; ich will Dir alle Deine Blumen abkaufen; die sollen mit der todten Frau in ihren Sarg!"

So gingen wir, und als wir in unser Haus kamen, wo Alles noch zu schlafen schien, nahm ich sie mit in meine Stube und gab ihr zu essen und zu trinken; eine Rauchwurst und ein Stückchen Brot waren noch im Schrank und auch ein Schlückchen süßen Weines; denn mir war, ich müsse zuerst das verklommene Kind erquicken. Dann stieg ich hinab und ging in die Wohnstube, wo Alles noch lag, wie ich es vorher verlassen hatte; aber durch die offene Kammerthür sah ich das Riekchen jetzt in ihrem Bette sitzen, aufrecht und geschäftig: sie wickelte das Kind und sang dazu ihr „Eia popeia."

„Das ist recht, Frau Geyers," sagte ich; „aber Ihr könnt jetzt alle Eure Tugend brauchen!"

Sie fuhr ein wenig zusammen, denn sie hatte meinen Eintritt nicht bemerkt. „Ja, Ohm Riew," sagte sie, „wenn wir unsere Sündenschuld abziehen, so müssen wir mit dem Rest schon fertig werden." Und das Weib, by Jove, Herr Nachbar, sah mich an wie ein Engel der Geduld; und mit der Trauer in meinem Herzen, die ich noch auf sie abladen sollte, ich hätt' ihr Alles abbitten mögen, was ich sonst über sie geredet und gelacht hatte.

Als ich meine Todesbotschaft ihr verkündete, legte sie das Kind mit zitternden Händen in die Wiege, die vor ihrem Bette stand. „Gott steh' mir armem schwachen Menschen bei!" Das war Alles, was sie sagte; und als sie Anstalt machte, aus dem Bette aufzustehen, ließ ich sie allein und ging auf mein Zimmer, wo ich die Vierländerin schier vergessen hatte.

Da stand sie mit ihrem leeren Korbe und ihrem Rundhut mitten auf der Diele; die Maililien aber hatte sie alle in meine große Waschschaale geordnet und auf den Tisch gestellt. „Bist Du schon fertig?" frug ich.

„Ja, Herr; und ich dank' auch."

Und als ich ihr zwei Thaler auf die Hand legte, lachte das ganze runde Gesichtlein.

„Wie heißt Du?" frug ich noch; denn mir war, als dürfte ich das Kind nicht lassen, als trüge sie das letzte Lebewohl von Anna mit sich fort.

„Trienke!" sagte sie fröhlich.

„Und wo hast Du denn Deinen Stand?"

„Am Jungfernstieg; Neuen Walls Ecke."

Und damit nickte sie und ging; aus dem Fenster sah ich noch, wie muthig sie in das Leben hinauslief.

Ich habe später noch manchen Strauß von ihr gekauft, und Trienke suchte immer das Schönste für mich aus, rothe Nelken und Rosen, da es Sommer wurde, im Herbste weiße und violette Astern; sie wußte wohl, für welches Grab ich mir die Blumen kaufte.

— — Schon am andern Tage aber lag unsere schöne Anna weiß und kalt in ihrem Sarge, da, wo sie gestern noch im warmen Bett geschlafen hatte, und um sie war alle Sorge aus. Die Mutter hatte das feuchte und verwirrte Haarwerk ihr getrocknet, und die langen dunklen Flechten lagen auf den feinen Linnen, worin wir sie gehüllt hatten; schon, als sie noch Kind war, konnte die Wäsche ihr immer nicht fein und sauber genug sein; das Beste aus dem Laden hatten wir ihr gegeben. So lag sie denn noch einmal in full dress, Maiglöckchen um ihr schönes stilles Angesicht und in ihren blassen Händen. In der Nacht habe ich die Wache bei ihr gehalten; ich hatte ihre Hand gefaßt, bis mir die Todeskälte in den Arm hinaufstieg; aber sie drückte meine Hand nicht mehr; die geschlossenen Augen, auf die ich lange Stunden sah, sie hatten sich rasch am Leben satt getrunken."

Der Capitän schwieg, langte nach seinem halbvollen Glase und trank es in einem Zuge aus. „Es ist kalt geworden, Nachbar," sagte er, „und meine Geschichte ist aus. Wir wollen noch Eins brauen und von anderen Dingen reden!"

„Aber Ihr wolltet mir noch sagen —"

„Was denn? — Nun ja, seit jener Nacht trinke ich mein Glas nur noch, wie wir es heute Abend thun; und — ja, mein alter Ohm, zu dem ich damals mit der Anna wollte, der starb, ich war sein Erbe, und da die Anna nicht mehr zu haben war, so zog ich, nachdem wir die Hamburger Baracke verkauft hatten, mit ihrem Jungen und der Alten hier hinaus, baute aber für das alte Haus, das nicht mehr stehen konnte, erst ein neues. Die Großmutter, Sie wissen es, die haben wir neulich hier zur Ruh' gebracht; was aber aus dem jungen Rick Geyers noch werden soll — —"

„Nun, Capitän, das berathen wir noch mitsammen! Euer Testament ist hoffentlich in Ordnung?"

„Mit allen Klammern der Gesetze."

Ich nickte. „Aber es ist spät; wir wollen heute nicht mehr trinken! Gute Nacht, Capitän; das müßte doch mit allen Teufeln zugehen, wenn zwei Kerle wie wir nicht einen solchen Bengel nach unserm Compaß sollten steuern können!"

Ein dankbarer Händedruck des Alten; dann war ich auf dem Heimweg.

Seit dem hier Erzählten sind fast zehn Jahre vergangen, und es ist wieder einmal Herbst; aber erst im Anfang des September, und die Laubhölzer lassen nur noch hie und da ein gelbes Blatt zur Erde fallen. Mein alter Capitän Riewe ist noch ein munterer Greis, noch jetzt ein musterhafter Gärtner: in seinem Obstviertel stehen fast lauter junge Bäume; manches Pfropfreis haben

wir getauscht und manche treffliche, fast vergessene Art aus alten Gärten in den unseren zu neuem Glanz verholfen; Périnette und Grand Richard, Beurre blanc und Winterbergamotte stehen in unseren Gärten jetzt, und schon seit Jahren, mit Frucht beladen; aber bei dem Alten glänzen Stamm und Zweige wie die Rinde einer Silberweide; bei ihm muß Alles sauber sein wie auf einem Schiffsdeck. Er lebt allein mit einer freundlichen und verständigen Haushälterin; aber an Sommernachmittagen, zumal des Sonntags, kommt er gern zur Kaffeestunde auf unsere Terrasse, und es stört ihn auch nicht, wenn der Südost dort einmal durch seine weißen Haare fährt. „Ich danke, Madame, den haben wir einstmals anders kennen lernen," sagt er mit seiner gütigen Höflichkeit, wenn meine Frau eine Besorgniß um ihn kund gibt. — Nach dem Kaffee spazieren wir in unserem Garten und besehen die Fruchtbäume oder reden über unsere Nelken und Levkojen; denn darin sucht der Eine dem Andern es zuvorzuthun und die Sache ist nicht ohne Eifersucht. Wenn die Dämmerung anbricht, begleite ich ihn nach Hause, und dann reden wir von Rick — nur von Rick; denn von diesem ist das Herz ihm doch am vollsten; aber es ist auch eine Freude, über Rick zu sprechen.

Abends ist der Capitän zu Hause und allein, außer wenn ich einmal ein Stündchen bei ihm sitze, wo mir mein Glas Madeira-Grog niemals entgeht. Sonst liest der Capitän dann seine Zeitung, den Hamburger Correspondenten; am aufmerksamsten und mit seinem Herzen die Schiffsnachrichten; denn er segelt mit jedem Schiffe, und auf einem von den allen fährt sein Rick.

Wir hatten Glück mit dem Jungen damals, der Alte und ich: der tüchtige Sohn unseres Küsters hatte eben sein Examen auf dem Seminar bestanden, da fingen wir ihn ein, und für zwei Jahre wurde er der Lehrer Rick's. Es traf sich, daß bei Beiden die angeborene Befähigung, man könnte sagen, eine wissenschaftliche Leidenschaft für die Mathematik vorhanden war. Das verband die beiderseits noch so jugendlichen Herzen, und auch in anderem mochte nun der lernfähige Schüler nicht zurückstehen. In freien Stunden streiften sie botanisirend durch Wald und Feld oder übten an den Stangen und Turnricken, die der Capitän hinter seinem Hause aufschlagen ließ, die Gewandtheit ihrer Glieder; so wurden sie auch Freunde, und wenn jetzt Rick nach Hause kommt, der in unserem Dorfe angestellte junge Lehrer Fritz Oye ist seine erste Frage.

Zwei Jahre war er noch auf einer guten Schule gewesen; dann ließ der Alte ihn confirmiren und brachte ihn nach Hamburg auf ein gutes Schiff. Vor zehn Monaten wurde er Steuermann auf der „Alten Liebe", die noch immer für die Lübecker Firma in See geht. Freilich, der alte Rheder meines Freundes ist nicht mehr; ein junger Vetter desselben ist jetzt Herr des Geschäftes und des alten Hauses.

Nur Eines habe ich noch zu sagen: Eben, vor einer Stunde nur, öffnete sich meine Stubenthür, und unser Freund, der Capitän John Riewe, trat zitternd und bleich zu mir herein; er legte seinen Hut auf einen Stuhl und wischte sich den Schweiß aus seinen weißen Haaren.

„Was ist, Capitän?" rief ich erschrocken. „Ihr seht ja ganz verteufelt aus!"

Aber er ergriff meine beiden Hände und schüttelte den Kopf: „Vor Freude, Nachbar, nur vor Freude! God bless you, Sir! Der Junge ist Capitän!"

„Alle Wetter!“ rief ich, „das geht ja wie der Wind!“

„Ja, ja; hier steht's!“ und er riß ein Telegramm aus der Tasche und hielt es mir triumphirend vor die Augen. „Sein Vorgänger starb drüben in Rio Janeiro am gelben Fieber, und nun ist er's und soll's auch bleiben — Capitän der „Alten Liebe“! By Jove! Der junge Lübecker weiß sich seine Leute auszusuchen! — Aber — warum ich komme, Nachbar! — Sie fahren doch mit mir übermorgen?“

„Wohin? Doch nicht nach Rio, Capitän?“

„Nein, nein!“ sagte der Alte lächelnd, „nur nach Hamburg; denn dann ankert dort im Hafen die „Alte Liebe“ unter dem jungen Capitän Rick Geyers! — O Anna, mein liebes Kind, Du hast das nicht erleben wollen!“

Er wischte sich die Augen mit seinem großen blauen Schnupftuch. „Aber heute Abend, Nachbar,“ setzte er, sich ermuthigend, hinzu, „trinken wir Beide in meiner Koje ein Steifes mit einander und — God dam! — von meinem alten Jamaika!“

„Topp,“ rief ich, „Capitän, ich trinke und ich fahre mit Ihnen. Hurrah für unsern Jungen!“

— — Er ging; und ich habe nichts Weiteres zu erzählen; es ist jetzt Alles gut; denn wir haben die Hoffnung, freilich auch nur diese, wenn wir des alten Ricks gedenken und die Knabenstreiche des jungen nicht auf Abschlag nehmen; aber die Hoffnung ist die Helferin zum Leben und meist das Beste, was es mit sich führt.

Die Einwirkungen der modernen Verkehrsmittel auf die Culturentwicklung.

Von

C. Herzog,

Staatssecretär z. D.

Es hat in der politischen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts kaum ein stilleres Jahrzehnt gegeben, als das von 1830 bis 1840: in England nur parlamentarische Streitigkeiten über die Wahlreform und die irische Zehntbill, in Frankreich der Roi citoyen, das übrige Europa schlummernd unter dem Schatten der heiligen Alliance. Und doch ist dieses Jahrzehnt die Wiege einer neuen Zeit geworden, indem Erfindungen des menschlichen Geistes darin zuerst in die Erscheinung getreten oder zur praktischen Vervollkommnung gebracht worden sind, welche tiefer und nachhaltiger, als irgend ein politisches Ereigniß es vermocht hätte, auf die Gestaltung der menschlichen Gesellschaft eingewirkt haben. Im Anfange jenes Jahrzehnts wurde die erste mit Dampf betriebene Eisenbahn in Europa gebaut, nachdem George Stephenson im October 1829 das Problem der Locomotive gelöst hatte; im Jahre 1833 stellten Gauß und Weber in Göttingen zwischen der Sternwarte und dem physikalischen Cabinet daselbst die erste Telegraphenleitung her und legten damit den Grund zu der elektromagnetischen Telegraphie, auf welchem weiter bauend der Amerikaner Morse schon 1836 den Schreib- oder Drucktelegraphen erfand, und in demselben Jahre (1836) wurde in England das erste Schraubendampfschiff construirt und damit die regelmäßige transatlantische Dampfschiffahrt (seit 1838) eröffnet.

Nur wenige kühne und erleuchtete Geister werden in jener Zeit vermocht haben, sich eine Vorstellung von den Wirkungen zu bilden, welche diese Erfindungen über den Erdkreis hin zu äußern berufen waren; aber auch die weitestgehenden Erwartungen hat deren Entwicklung von jenen schüchternen Anfängen bis auf den heutigen Tag unmeßbar weit übertroffen.

Die Länge der Eisenbahnen, von welchen im Jahre 1830 dreihundertzweiunddreißig Kilometer im Betriebe waren, hat sich im Jahre 1883 auf mehr als 444,000 Kilometer gehoben; würden sie aneinander gefügt, so würden sie die Erde in deren größtem Umfange mehr als zehnmal umspannen. Wie ein Netz,

dessen Maschen sich immer enger schließen, breiten sie ihre Schienenstränge über alle Länder Europa's; auf beiden Continenten Amerika's haben sie Pfade in die bisher unwegsame Wildniß gebahnt; sie haben die Felsengebirge des Nordens wie die Cordilleren von Peru erstiegen und die völkerscheidenden Wälle der Alpen durchbrochen; die mächtigsten Ströme der Erde tragen das Joch ihrer Brücken; im Süden Afrika's, in Ostindien, in Japan dringen sie unaufhaltsam in immer neue Gebiete, ja selbst das chinesische Reich, das sich bisher gegen die Eisenstraßen der rothhaarigen Barbaren hartnäckig verschlossen hielt, läßt jetzt die Tracen prüfen, auf denen es sie zur Verbindung seiner Häfen und zur Beförderung seiner Truppen am nützlichsten anlegen kann.

In ähnlich großartiger Weise hat sich die Dampfschiffahrt entwickelt. Nahezu 10,000 Dampfschiffe mit einer Tragfähigkeit von sieben Millionen Tonnen machen die Oceane wegsam und verbinden alle Erdtheile miteinander. In ungleich höherem Grade unabhängig von Wind und See als die Segelschiffe besorgen sie diese Verbindung mit einer Schnelligkeit, Sicherheit und Regelmäßigkeit, welche mit derjenigen der Eisenbahnen, deren Ergänzung im Weltverkehr sie bilden, wetteifert.

Noch rascher und weiter als beide hat die Telegraphie sich die Welt erobert. Die Leitung, die im Jahre 1833 die Studirzimmer zweier deutschen Gelehrten verband, hat sich in diesen fünfzig Jahren zu einem Telegraphennetz ausgedehnt, das den Erdball überspannt. Die Länge der Telegraphenlinien berechnet sich zur Zeit auf nahezu eine Million Kilometer, die Länge der Leitungsdrähte auf mehr als das Doppelte dieser Ausdehnung. Es gibt keine Hindernisse, vor denen sie Halt machen; über Berge, die mit ewigem Schnee bedeckt sind, durch Wüsten und über Ströme finden sie ihren Weg. Selbst das Meer hält sie nicht auf; mehr als 700 unterseeische Kabel tragen auf dem Grunde der Oceane auf Tausende von Meilen Botschaften mit einer Schnelligkeit, welche die des Gedankens, dem sie entsprungen sind, noch übertrifft.

Wenn es vor fünfzig Jahren schwierig war, die bevorstehende Entwicklung der jungen Erfindungen und ihrer Wirkungen auch nur annähernd vorauszusehen, so ist es heute nicht minder schwer, deren ganze Fülle zu erfassen. Die Mehrzahl der jetzt Lebenden allerdings nimmt sie als etwas Gegebenes, ihr Angehöriges hin, und macht sich keine besonderen Gedanken darüber; ihr sind Eisenbahnen und Telegramme von Jugend auf so geläufig und vertraut, daß sie sich kaum vorstellen kann, es sei jemals anders gewesen. Wessen Erinnerung aber weiter als ein Menschenalter zurückreicht, oder wer in Ländern gereist ist, wo Maulthier oder Reitochse noch die einzigen Transportmittel sind, dem kommt der Unterschied zum Bewußtsein, und es freut ihn, die Bedeutung des Fortschrittes, sowie den Zusammenhang, in welchem zahlreiche neue Lebenserscheinungen mit jenen Einrichtungen stehen, zu ermessen und klar zu stellen. Vielleicht findet eine solche Darstellung auch über den Kreis der Altersgenossen hinaus Theilnahme.

I.

Am bedeutendsten und am sichtbarsten sind die Veränderungen auf dem wirthschaftlichen Gebiet, das Eisenbahnen und Telegraphen als Mittel des Ver-

kehrs zunächst erfaßten: ihre Einwirkungen machen sich aber auch darüber hinaus theils als Folge jener Aenderungen, theils unmittelbar geltend im staatlichen Leben wie in Umgestaltung der gesellschaftlichen Zustände und der Volkssitte und Gesinnung.

Von einer mit Zahlen unterstützten, ausführlichen Darlegung der wirthschaftlichen Wirkungen kann abgesehen werden, da sie im Kreise der täglichen Wahrnehmung liegen und wissenschaftliche Bücher wie die Tagespresse sich angelegen sein lassen, von den Leistungen der Verkehrsmittel regelmäßig und ins Einzelne gehende Rechenschaft zu geben. Nur auf die hauptsächlichsten will ich hindeuten, insbesondere soweit sie die Voraussetzung auch für einen Theil der über das materielle Gebiet hinaus reichenden Einflüsse bilden.

Den durch Dampf bewegten Transportmitteln wie der Telegraphie ist gemeinsam, daß sie Ortsveränderungen bewirken, jene von körperlichen Sachen und von Menschen, diese von Gedanken, und zwar mit einer Vergrößerung der Mengen, der Schnelligkeit und der Sicherheit, welche die früher bekannten und erreichbaren in ungeheurem Maße übertreffen. Da der Verkehr, der die für das Leben unentbehrliche Vermittlung zwischen den menschlichen Bedürfnissen und deren Befriedigung besorgt, auf der Bewegung der Personen und dem Güteraustausch beruht, so ist erklärlich, daß die Einführung neuer Beförderungsmittel von fast unbegrenzter Kraft ihn nicht allein räumlich erweitert, sondern auch seine Energie gewaltig gesteigert hat.

Betrachten wir zunächst den Güteraustausch, welchen der Handel vermittelt. In seinen neuesten „Uebersichten der Weltwirthschaft" hat Dr. von Neumann-Spallart das Gewicht der Gütermenge, welche die Eisenbahnen im Jahre 1882 insgesammt befördert haben, auf 1200 Millionen metrische Tonnen berechnet, die Leistung der Dampfschiffe, die aber dadurch an Bedeutung gewinnt, daß die Beförderung in der Regel auf lange Strecken geschieht, auf etwa die Hälfte jenes Gewichtes.

Die bei Weitem größte Menge dieser Gütermassen hat der Handel in Bewegung gesetzt, um sie dahin zu schaffen, wo sie dem Verbrauch dienen konnten. Indeß gibt die Bezifferung ihres Gewichtes, für deren Größe der durchschnittlichen, auf die Anschauung beschränkten Vorstellungskraft ohnehin der Maßstab abgeht, nur eine unvollkommene Einsicht in die Bedeutung dieser enormen Bewegung, ebenso wenig vollkommen etwa, wie die Kenntniß von dem Gewicht des Blutes im menschlichen Körper, mit welchem man den Verkehr zu vergleichen pflegt, über die Wirkungen seines Umlaufs allein Aufschluß geben würde.

Die Ausdehnung, welche der Handel durch die modernen Verkehrsmittel erfahren hat, ist räumlich und sachlich. In der ersteren Beziehung sind nicht nur Theile der Erde in den Bereich des Güteraustausches einbezogen worden, welche bisher völlig außerhalb solcher Verbindung lagen, sei es weil sie überhaupt nicht oder nur spärlich bewohnt, sei es weil sie schwer zugänglich waren, sondern es ist auch innerhalb der Culturländer das Absatzgebiet um so viel erweitert worden, als die Erleichterung des Transports die Differenz zwischen den Kosten der früheren und der zeitigen Beförderung ausgeglichen hat. Aus beiden Gründen sind sowohl die Mengen der in den Verkehr gebrachten Güter als die Arten

derselben vermehrt, oder sie sind wenigstens für ganze Classen von Verbrauchern erreichbar geworden, denen ihr Gebrauch früher wegen ihrer Seltenheit oder wegen der durch die Schwierigkeit und die Gefahren des Transports bedingten Höhe des Preises versagt war. Beläge dafür gibt das tägliche Leben in Fülle. In der Vielartigkeit und dem Preise unserer Nahrungsmittel, in der Weise unserer Bekleidung, in der Bauart, in der Heizung und Beleuchtung unserer Wohnungen liegen sie vor Augen. Kaffee, Thee, Gewürze und andere Erzeugnisse der Tropen, die ehedem nur für den Wohlhabenden erschwinglich waren, sind jetzt Volksnahrungsmittel und Gegenstände des Massenverbrauches. Wir haben im Norden frische Südfrüchte von den Küsten des Mittelmeeres und aus Kleinasien zu Preisen, die selbst dem Armen ihren Genuß möglich machen; frische Seefische werden in das Binnenland auf Hunderte von Meilen ohne erhebliche Vertheuerung befördert; im Winter sendet uns Algier frische Gemüse und sommerliche Früchte, die Riviera frische Blumen; Rhein- und Moselweine, die sonst im Osten Europa's nur vereinzelt getrunken wurden, sind zur Zeit daselbst voll eingebürgert, und das bayerische Bier hat sich in allen Zonen der Erde, nicht allein da, wo Deutsche wohnen, heimisch gemacht. Corned beef aus den Vereinigten Staaten und aus Argentinien, australische Rinderzungen, amerikanisches Schweinefleisch füllen die Fleischmärkte von London; ebendorthin sendet Frankreich täglich Millionen von Eiern; californischer Wein und preußischer Sprit ergänzen in Bordeaux die Lücken, welche durch die Verheerungen der Phylloxera entstanden sind; norddeutsche Brenner machen Branntwein aus amerikanischem Mais; Europa's Bedarf an Weizen bringen im Wetteifer die Dampfer aus dem Norden und Westen Amerika's, aus Chile, aus den La Plata-Staaten und aus Indien. Dies nur Beispiele, die vielfach vermehrt werden könnten.

Im Bereich der Kleidung tritt mehr die Ermäßigung der Preise, zu welcher Eisenbahnen und Dampfschiffe durch billige Zuführung der Rohstoffe und Verbreitung der Fabrikate mitwirken, in die Erscheinung, als die Beschaffung neuen, bisher unbekannten oder nicht erreichbaren Materials. Nur der Jute möchte in letzterer Beziehung zu gedenken sein. Daß Seide, die zu tragen in früherer Zeit ein Vorrecht der Reichsten war, jetzt auch von den Frauen der minder wohlhabenden Bevölkerungsclassen getragen werden kann, und daß baumwollene Stoffe, die noch vor hundert Jahren ebenfalls ein Luxusartikel waren, heut zu Tage auch von dem geringsten Haushalt zur Bekleidung des Körpers und der Lagerstätten beschafft werden können, ist nicht zum kleinsten Theil der Billigkeit und Schnelligkeit der Fracht zu danken, welche die zeitigen Verkehrsmittel ermöglichen, wenngleich einen wesentlichen Factor auch die durch den Dampfbetrieb erleichterte und vermehrte Fabrikation bildet. Das Gleiche gilt für wollene Gewebe von der Einführung der Schafwolle aus Australien, aus den Ländern am La Plata und vom Cap der guten Hoffnung, während der wachsende europäische Bedarf an Leder, den die verminderte Viehzucht hier nicht mehr befriedigen kann, durch das Sohlleder von Valdivia im südlichen Chile und durch die Häute befriedigt wird, welche die Rinderheerden der argentinischen Pampas und der Prairien des nordamerikanischen Continentes liefern.

Die Verdienste endlich, welche Eisenbahnen und Dampfschiffe sich um unsere

Wohn- und andern Bauten erworben haben, liegen zu Tage in der Verwendung soliden Baumaterials, wie Sandstein und Marmor, auch in solchen Gegenden, die dem Gewinnungsorte fern liegen, in den mächtigen Trägern und anderen Bautheilen von Eisen an Häusern und Brücken, in den Granitplatten, mit denen wir die Straßen pflastern, in den riesigen Thon- und Eisenröhren großstädtischer Wasserleitungen und Canäle. Die Kohlen, mit denen wir heizen und aus denen das Leuchtgas bereitet wird, das Petroleum, das in der Lampe des kleinen Mannes brennt, alle diese dem modernen Leben unentbehrlich gewordenen Dinge, die vermöge ihrer Schwere ehedem in den engsten Umkreis ihres natürlichen Vorkommens gebannt waren, befördern Locomotive und Dampfschiff nunmehr in die entlegensten Gebirgsthäler und an transoceanische Küsten, wo immer nur Menschen wohnen. Welche Summe von Verbesserungen des menschlichen Daseins, welche Erleichterung in Befriedigung seiner wichtigsten Bedürfnisse, welche Erhöhung und Erweiterung seiner Genüsse ist in allen jenen uns Lebenden bescherten Einrichtungen begriffen!

Von eigenem Interesse ist es, der Wandlung nachzugehen, welche sich unter der räumlichen und sachlichen Erweiterung des Handels auch in der Art und dem Zusammenhang seines Betriebes vollzogen hat. Die starke Ausdehnung des Commissionshandels im Gegensatz zum Eigenhandel und die großartige Entwicklung der Spedition sind im Wesentlichen auf die Einwirkung der Eisenbahnen und der Dampfschiffahrt zurückzuführen. Im auswärtigen wie im Innenhandel veranlassen und fördern sie die Neigung, den Zwischenhandel auszuschließen oder einzuschränken und den directen Bezug an dessen Stelle zu setzen.

Wenn beide dem Handel die schwere, gleichsam körperliche Arbeit leisten, so dient der Telegraph seiner geistigen Leitung: ein Ariel neben Kaliban. Von den mehr als 100 Millionen Telegrammen, welche zur Zeit die elektrischen Leitungen jährlich über die Erde tragen, betrifft der bei Weitem größere Theil Handelsgeschäfte; im Großhandel übermittelt er ausschließlich alle wichtigeren Aufträge; der Speculationshandel, die Arbitrage haben ihn derart zur nothwendigen Voraussetzung, daß sie ohne ihn nicht bestehen können. Er ist der Hauptträger dessen, was in der ganzen modernen Gestaltung des Handels das Bedeutsamste ist, der zunehmenden Solidarität der Handelsinteressen durch die ganze bewohnte Welt. In diesem Sinne sieht erst die jetzige Generation einen Welthandel. Der Zusammenhang besteht im Guten wie im Schlimmen, im Gedeihen wie im Leiden, am deutlichsten in dem Handel mit den Gütern des großen Consums, wie Baumwolle, Eisen, Petroleum, Kaffee, vor Allem zur Zeit im Getreidehandel; er äußert sich vornehmlich in der Tendenz nach Ausgleichung der Waarenpreise und der im Disconto ausgedrückten Preise für Benutzung des flüssigen, Verwendung suchenden Capitals. Von dem Preise der genannten und ähnlicher Artikel ist zu sagen, daß er auf dem Weltmarkt bestimmt wird. Um die Mittagsstunde jedes Tages meldet der Telegraph in der Börse zu Chicago die Mengen von Weizen, welche an demselben Tage in London und an anderen großen Getreidemärkten Europa's sowie der amerikanischen Continente umgesetzt und die Preise, welche dafür gezahlt worden sind. Danach und nach den angebotenen Vorräthen regelt sich dort der Preis, der demnächst die zeitige Preis-

höhe von Weizen beeinflußt, wo immer in der Welt Weizen gehandelt wird. Für Baumwolle bilden in ähnlicher Weise New-Orleans und Liverpool Mittelpunkte des Welthandels. Zwischen den Börsen von New-York und London vermittelt das unterseeische Kabel täglich Geldtransactionen im Belaufe von Millionen Dollars mit einer Promptheit, die nicht größer sein könnte, wenn die City von Wall-Street nur durch die Themse, nicht durch den atlantischen Ocean, getrennt wäre.

In hohem Grade lehrreich ist in dieser Beziehung die Vergleichung eines Londoner oder Hamburger Börsen- und Handelsberichtes von heute mit einem solchen von vor 50 oder 40 Jahren: sie läßt auf einen Blick erkennen, wie unendlich weit in dieser kurzen Spanne Zeit die Grenzen des Handelsbereiches hinausgerückt und wie tausendfältig mehr als im Beginne jener Periode die Handelsinteressen verwickelt sind und auf den räumlich entlegensten Gebieten in einander greifen.

Der Nutzen dieser den Erdball überdeckenden Ausbreitung in der hier betrachteten materiellen Beziehung liegt, außer in dem Vortheil, welchen die an dem Handel Betheiligten selbst davon ziehen, in der Zugänglichmachung der durch den Handel bewegten Güter für einen möglichst großen Kreis von Verbrauchern, in der durch seine Beweglichkeit erhöhten Nutzbarmachung des Capitals, welches dahin fließt, wo es am erfolgreichsten verwendbar ist, und in der Gewinnung zahlreicher Punkte, von denen angesammelte Vorräthe mit relativ geringem Zeitaufwand dahin gerichtet werden können, wo Bedarf daran ist. Dadurch bedingte Erscheinungen sind die allgemeine Erniedrigung des Zinsfußes und die leichtere Abwendung oder raschere Beendung von Nothständen, welche durch den zeitweiligen Mangel des nothwendigen Bedarfes für einzelne Länder oder Districte entstehen können. Man kann mit Grund sagen, daß Eisenbahnen und Dampfschiffe das Eintreten von Theuerungen des Brotes oder gar von wirklicher Hungersnoth und des damit verbundenen Elends insoweit unmöglich machen, als in dem betroffenen Landstrich oder in dem staatlichen Verbande, welchem er angehört, noch irgend welche Kaufkraft vorhanden ist. Die so viel verleumdete Speculation sorgt, wenn auch zunächst zu ihrem eigenen Vortheil, dafür, daß örtliche Mißernten durch rechtzeitige Zufuhr ausgeglichen werden, und hat in den Eisenbahnen und Telegraphen bereitwillige und kräftige Werkzeuge ihrer Thätigkeit. Daß immerhin noch viele Menschen thatsächlich Hunger leiden, ist leider nicht zu bestreiten; allein das wenigstens scheint nunmehr für den größten Theil der bewohnten Erde ausgeschlossen, daß einem durch Mißwachs oder andere elementare Umstände entstandenen örtlichen Mangel an Nahrungsmitteln nicht von außen her baldigst abgeholfen werden könnte. Wie rasch und erfolgreich solche Hilfe bei großen Unglücksfällen, wie Ueberschwemmungen, Bränden, Erdbeben geleistet wird, davon können die von Ueberfluthungen heimgesuchten Oberschlesier und Rheinländer wie die Bewohner von Ischia dankbares Zeugniß geben.

Andererseits hat diese weite Erstreckung der Interessengemeinschaft auch ihre Schatten. Die Leichtigkeit, mit welcher große Gütermengen aus Gegenden, wo sie unter günstigen Bedingungen in Ueberfluß erzeugt werden, zu Wasser und zu Lande nach solchen geschafft werden können, wo die Production nicht gleich-

mäßig begünstigt ist, bringt den Producenten in letzteren durch Herabdrücken der Preise unter Umständen schwer empfundene Nachtheile. Die erdrückende Concurrenz des amerikanischen und indischen Weizens auf den europäischen Märkten, über welche unsere Landwirthschaft sich beklagt, weil sie dadurch in ihrem wirthschaftlichen Bestande sich gefährdet sieht, ist ein nahe liegendes Beispiel davon. Noch bedeutsamer zeigt sich als eine schmerzliche Wirkung der Gemeinsamkeit die Mitleidenschaft, in welche bei größeren Geld- und Handelskrisen der Handel, zumal der Geld- und Credithandel, weit über die Kreise hinaus, in welchen die Krisis zum Ausbruch gekommen ist, gezogen zu werden pflegt. Auch hiervon sind Beispiele in frischer Erinnerung. Indessen treten diese negativen Einwirkungen der im Welthandel sich manifestirenden Solidarität der Interessen, wie hart sie auch zeitweilig das Einzelwohl berühren, doch weit zurück gegen den Nutzen, welcher aus jener Gemeinsamkeit der Wohlfahrt des Ganzen erwächst.

Hand in Hand mit der Erweiterung des Güteraustausches und in Wechselwirkung mit ihr hat sich die Gütererzeugung nach Menge, Art und Güte zu ungeahnter Größe gehoben. Zwar reichen die Anfänge der industriellen Entwicklung um einige Jahrzehnte weiter zurück in die Zeit, wo die Dampfmaschine, die menschliche Muskelkraft durch eine riesige Naturkraft, die nicht wie die Kraft des Wassers an den Ort gebunden war, ersetzend, den Handbetrieb zuerst in die Fabrikation übergeleitet hatte; allein die volle Macht ihres Aufschwunges datirt erst, seit die stehende Dampfmaschine zur Locomotive wurde und der Dampf gegen Wind und Fluth Schiffe über das Wasser bewegte. Wenn die Industrie wußte, was sie that, als sie im Jahre 1829 einen Preis auf die Erfindung einer als Zugkraft nutzbaren Locomotivmaschine aussetzte, so hat diese Erkenntniß ihr reiche Früchte getragen. Erst damit gewann sie einerseits für die gesteigerte Production den erforderlichen Absatz und erreichte andererseits, daß Rohstoffe und Betriebskraft auf dem Punkte vereinigt werden konnten, wo die geeignete menschliche Arbeitskraft und die für die Fabrikation günstigsten anderweiten Bedingungen sich vorfanden. Kohle und Kalk trug die Eisenbahn nunmehr an die Gewinnungsstätte der Eisenerze, die Baumwolle in die Gebirgsthäler, wo menschliche Hände und werthvolle Wasserkräfte der Benutzung harrten; dort erhoben sich Hochöfen und Hüttenwerke, hier Spinnereien und Webereien. Die Industrie war aus der Gebundenheit an die wenigen Orte, wo alle Bedingungen ihres Gedeihens vereinigt waren, gelöst; sie war mobil geworden. Es genügte fortan, wenn eine oder die andere jener Bedingungen irgendwo gegeben war; was fehlte, ließ sich einschließlich der menschlichen Arbeitskräfte unter verhältnißmäßig geringen Opfern durch die Eisenbahn herbeischaffen.

So hat sich wesentlich unter deren Einfluß die Großindustrie herangebildet, in welcher heutzutage vermöge der Massenhaftigkeit und des Werthes der Producte, sowie der Menge der Arbeiter und der Größe des darin angelegten Capitals der Schwerpunkt der gesammten gewerblichen Thätigkeit liegt. Die mit ihrer Entwicklung verbundenen Erscheinungen auf socialem Gebiet, welche speciell auf jenen Einfluß zurückzuführen sind, werden an anderer Stelle erwähnt werden. Auf wirthschaftlichem Felde treten als bemerkenswerthe, damit zusammenhängende Wirkungen hervor die Arbeitstheilung und die Tendenz nach Ausgleichung der

Arbeitslöhne, sowohl zwischen verschiedenen Orten als gegenüber dem Steigen und Fallen der Waarenpreise: jene vornehmlich in dem Sinne einer Beschränkung der einzelnen Unternehmungen auf besondere Zweige der Production, diese begünstigt durch die leichte Beweglichkeit der Arbeiter von Ort zu Ort und die Raschheit der Mittheilung über die Lohnhöhe sowie die Möglichkeit der Coalition gegen deren ungleiche Bemessung.

Aehnlich wie im Welthandel eine durch die Eisenbahnen und Telegraphen getragene Interessengemeinschaft entstanden ist, besteht eine solche auch im Bereiche der Industrie und ebenfalls im Guten wie im Schlimmen. Jeder Fortschritt der Technik wird in kurzer Zeit bekannt und Gemeingut, mögen auch die Zurückbleibenden während des Ueberganges darunter leiden. Andererseits machen örtliche Absatz- und Productionskrisen sich den verwandten Industrien auch weit ab von der Ursprungsstätte fühlbar, jedenfalls so weit, als die Höhe der Kosten des Transports den Markt nicht gegen die Einwirkung der Erschütterung schützt. Allein auch hier liegt in der Beweglichkeit und Leistungsfähigkeit der Verkehrsmittel eine wesentliche Mithilfe zur Ueberwindung solcher Krisen und zur Ausgleichung ihrer nachtheiligen Folgen.

II.

Nicht minder kräftig wie die Bewegung der körperlichen Sachen durch die Eisenbahnen und Dampfschiffe hat die der Personen zugenommen. In den bereits erwähnten „Uebersichten der Weltwirthschaft“ wird die Zahl der Passagiere, welche die Eisenbahnen in allen Erdtheilen im Jahre 1882 befördert haben, auf 2400 Millionen berechnet, was im Durchschnitt für jeden Tag etwa 6½ Millionen ergibt. Die absolute Zahl der Passagiere auf Dampfschiffen ist geringer; aber auch hier kommt wie bei dem Gütertransport in Betracht, daß in der Regel die Entfernung weiter und die Reisedauer länger ist als auf der Eisenbahn, so daß, wenn die Meile oder der Tag als Maßeinheit gewählt würde, die Leistung der Dampfschiffe auch in der Personenbeförderung sich erheblich größer darstellen würde.

Die Bedeutung dieser Erleichterung der Ortsveränderung für die Menschen liegt vorwiegend in ihrer Wirkung auf die socialen Zustände, sowie auf Bildung und Sitte; sie wird aber auch auf wirthschaftlichem Gebiete wenngleich minder gewichtig als die der Güterbewegung offenbar. Die in dieser Beziehung wichtigsten Erscheinungen sind die Auswanderung und die Freizügigkeit.

Auswanderung hat es allerdings schon vor den Eisenbahnen und Dampfschiffen gegeben; in großem Maßstabe aber hat sie sich erst unter deren Einwirkung gestaltet. Von den 12½ Millionen Einwanderern, welche den Vereinigten Staaten von Amerika seit deren Anerkennung (1783) bis zum Jahre 1883 zugeflossen sind, entfällt auf die Zeit bis zur Herstellung einer regelmäßigen Personen-Dampfschiffverbindung mit Europa, die man in das Jahr 1844 setzen kann, noch nicht voll eine Million. Erst in Folge dieser Verbindung, welche den Segelschiffen auch die ärmeren Passagiere allmälig entzog, und in ursächlichem Zusammenhange mit der Erbauung von Eisenbahnen, welche das Stromgebiet des Mississippi und den Westen des Continents erschlossen, nahm die Auswanderung dorthin die kolossalen

Proportionen an, welchen die Vereinigten Staaten ihr unvergleichlich rasches Wachsthum an Volkszahl, Wohlstand und Macht verdanken. Der ursächliche Zusammenhang liegt in der Erleichterung der Ueberfahrt, zu der auch den Auswanderern zugängliche Dampfer gegenwärtig nur 10 bis 12 Tage bedürfen, in der Verbesserung der Verpflegung, welche durch die Kürze der Fahrtdauer ermöglicht ist, in der Billigkeit der Passage, welche vermöge des größeren Raumgehaltes der Dampfschiffe und der Abkürzung der Verpflegungszeit gewährt werden kann, und in der Pünktlichkeit sowie der relativ großen Sicherheit der Reise. Im Vergleich zu der Dauer, den Leiden und den Gefahren der Ueberfahrt, wie wir sie aus den ergreifenden Schilderungen deutscher Auswanderer nach Amerika im Ausgang des vorigen Jahrhunderts kennen, ist jetzt die atlantische Tour selbst für Zwischendeckspassagiere eine harmlose Vergnügungsfahrt, jedenfalls mit seltenen Ausnahmen ohne Gefahr für Gesundheit und Leben.

Kaum geringer als die Mühsale der Seefahrt waren ehedem für solche Auswanderer, welche in das Innere des Landes strebten, die Beschwerden der Landreise. Wochen, ja Monate vergingen, ehe sie in langsamer Wanderung unter harten Entbehrungen das Ziel erreichten. Auf Alles, was sie nicht mitgeführt hatten, mußten sie bei der Schwierigkeit des Nachtransportes verzichten, oder es mit besonderen Kosten erkaufen. Heutzutage führt sie von dem Ankunftshafen ein Eisenbahnzug in so viel Tagen, als vorher Monate erforderlich waren, nach dem fernsten Westen, und wenn sie anlangen, stehen sie nicht verloren in der Wildniß, lediglich gewiesen auf die eigene Kraft; die Eisenbahn, die in leicht erreichbarer Nähe liegt, führt zu ihnen, was des Lebens Nothdurft erfordert; sie trägt die Erzeugnisse des Bodens, den sie bearbeitet haben, auf den Markt und hält sie in steter Verbindung mit der Civilisation. Von den Vereinigten Staaten läßt sich mit Grund sagen, daß die Eisenbahnen an die Stelle der Pioniere getreten sind, welche in früheren Zeiten den Urwald Schritt für Schritt erringen mußten; sie werden nicht wie in Europa dorthin gelegt, wo der bereits entwickelte Verkehr sie zu erhalten verspricht; sie brechen vielmehr dem Verkehr die Bahn; sie folgen nicht ihm, er folgt ihnen. Nur so ist es möglich geworden, daß die Bevölkerung der Vereinigten Staaten seit dem Jahre 1850 sich mehr als verdoppelt und daß sie in den westlichsten, den Staaten am Stillen Ocean, und in den sogenannten Territorien, sich verzehnfacht hat. In derselben Periode hat sich der Ertrag des Landes an Mais verdreifacht, an Weizen verfünffacht. Es mag sein, daß die rasche Ausdehnung des Eisenbahnnetzes mit einer Ueberstürzung geschieht, welche unsolider Speculation Vorschub leistet und zeitweise schwere Verluste an Einzelvermögen zur Folge hat; es mag auch sein, daß die ungestüme Inbesitznahme großer Flächen bisher unbebauten Landes zu einer als Raubbau zu bezeichnenden Ausbeutung verleitet: dem dauernden Werthe, den die Erschließung unbenutzter Urländereien für die Cultur der Gesammtheit in sich trägt, thun diese Schäden einer Uebergangszeit keinen Abbruch.

Diesen großen Verschiebungen, durch welche die Wanderer ihrer Nation oder doch dem bisherigen Staatsverbande in der Regel entfremdet werden, gehen die kleineren zur Seite, welche die durch die Eisenbahnen gebotene Erleichterung der Personenbewegung innerhalb der einzelnen Länder zur Folge hat. Sie sind in

ihrer wirthschaftlichen Bedeutung weniger augenfällig, aber nicht weniger wichtig. Das dafür oben gewählte Wort Freizügigkeit, obwohl es in der Regel gebraucht wird, um die Beseitigung der rechtlichen Schranken, welche der Wahl des Wohnsitzes bisher entgegenstanden, auszudrücken, läßt sich mit Grund auch auf die Freiheit der Ortsveränderung anwenden, welche durch die Wegräumung ihrer thatsächlichen Hindernisse oder Erschwerungen gewonnen worden ist. Hier haben die Eisenbahnen derart eingegriffen, daß das Recht, auch wo es bereits gesetzlich ausgesprochen war, doch durch sie erst praktischen Werth erhalten, seine Verwirklichung gefunden hat. Der Arme hatte wenig davon, daß ihm das Gesetz die Freizügigkeit gewährleistete; er blieb an die Scholle gebunden wegen des Mangels an Mitteln, sie zu verlassen. Erst durch die Eisenbahn ist ihm die Möglichkeit gebracht worden, mit erschwinglichem Aufwand an Geld und Zeit die Stelle zu verlassen, an welche er durch die Geburt gesetzt war, und andere Stätten zu suchen, wo er seine Arbeitskraft besser verwerthen und günstigere Existenzbedingungen finden kann. Die Wirkungen der damit praktisch gewordenen Bewegungsfreiheit haben sich darnach vornehmlich für die ärmeren Volksclassen, die Arbeiter, geltend gemacht und deren Stellung gründlich verändert. Auf wirthschaftlichem Gebiet treten sie u. A. zu Tage in dem Zuströmen der Arbeiter zu den Centren der Großindustrie und dem damit zusammenhängenden Wachsthum der großen Städte, in dem örtlichen Mangel an Handarbeitern in der Landwirthschaft, in der Umgestaltung der gewerblichen Verfassung. Die alte Ordnung der letzteren hat vornehmlich die Beweglichkeit der arbeitenden Bevölkerung neben dem Uebergange zur Fabrikation durchbrochen. Zünfte, Innungszwang, gewerbliche Zwangsrechte, die Einordnung der Arbeiter in Rangstufen haben sich als unverträglich mit der Flüssigkeit erwiesen, in welche die früher fest gegliederten Massen der gewerblichen Arbeiter durch die Leichtigkeit, den Ort ihrer Beschäftigung zu wechseln, gerathen sind. Der Arbeitsmarkt hat sich dadurch in ähnlicher Weise erweitert wie der Gütermarkt; die gewerbliche Arbeitsleistung ist mehr und mehr zur Waare geworden, deren Preis sich nach den großen Conjuncturen der Geschäfte regelt; das persönliche Verhältniß zwischen Arbeiter und Unternehmer, das früher wenigstens im Handwerk ein familienhaftes war, ist völlig gelöst oder doch gelockert. Die Versuche, hier durch Wiederherstellung der alten Ordnung Wandel zu schaffen, sind ohne nennenswerthe Erfolge. Ihre Unfruchtbarkeit erklärt sich nicht zum kleinsten Theil daraus, daß man die hauptsächlich wirksame Ursache der Veränderung, die Mobilisirung der arbeitenden Classen durch die modernen Transportmittel, ebenso wenig wie diese selbst wieder beseitigen kann.

Die Uebersicht über die Leistungen dieser Transportmittel auf wirthschaftlichem Gebiet würde nicht vollständig sein, wenn nicht der werthvollen Dienste Erwähnung geschähe, welche sie der Post leisten. Sie fallen vorwiegend unter den Gesichtspunkt der Beförderung von Gedanken, welche ich oben neben derjenigen der Güter und Menschen als die den modernen Verkehrsmitteln gewiesene Aufgabe bezeichnet habe, jedenfalls soweit der Telegraph in Betracht kommt, aber auch bezüglich der Beförderung von Briefen und Drucksachen, insbesondere von Erzeugnissen der Presse, welche den wichtigsten Theil des Post-

dienstes bildet. Was die Post hierin für den geistigen Verkehr der Menschen leistet, beschränkt sich allerdings nicht auf das eigentlich wirthschaftliche Feld, aber es kommt auf diesem am erkennbarsten zur Erscheinung. Handel und Gewerbthätigkeit und damit das ganze wirthschaftliche Leben sind ohne die mitwirkende Thätigkeit der Post heute kaum zu denken. Und daß sie ihre Leistungsfähigkeit in Sicherheit, Häufigkeit und Billigkeit der Beförderung auf ein Maß gesteigert hat, das ans Wunderbare reicht, das ist wiederum nur durch den Gebrauch der Eisenbahnen, Dampfschiffe und Telegraphen möglich geworden, welche die Postverwaltung, zumal in Deutschland, mit hoher Umsicht für ihre Zwecke dienstbar gemacht hat. Weder das gleichmäßige niedrige Briefporto innerhalb des Einzelstaates, noch das geringe Briefporto im Weltpostverein, dessen Begründung einen der merkwürdigsten Fortschritte in der Culturentwicklung der Menschheit darstellt, hätte uns geboten werden können, wären nicht Eisenbahnen und Dampfschiffe die bereitwilligen, billigen und zuverlässigen Träger der Correspondenz.

III.

Bei dem Zusammenhange aller Bethätigungen des menschlichen Lebens ist es natürlich, daß die Umgestaltung, welche das wirthschaftliche Bereich durch die zeitigen Transportmittel erfahren hat, auch auf andere Lebensgebiete mittelbar übergreift; es lassen Einwirkungen auf letzteren Gebieten aber auch als primäre sich erkennen, wenngleich die Scheidung nicht überall mit Sicherheit durchzuführen ist.

Zu den Einwirkungen der letzterwähnten Art gehören vorwiegend diejenigen, welche im Kriegswesen hervortreten, und zwar sowohl in dem zu Wasser als in dem zu Lande. In der Kriegsmarine aller Staaten ist in den letzten 30 Jahren das Dampfschiff an die Stelle des Segelschiffes getreten, so daß letzteres nur noch ausnahmsweise zu Kriegszwecken verwendet wird. Damit im Zusammenhange steht die Veränderung der Geschütze, die Bekleidung mit Panzerplatten, die Ausstattung mit Thürmen und die Umgestaltung der Gefechtsweise. Die größere Tragfähigkeit und die größere Lenkbarkeit der Dampfschiffe haben diese tiefgreifende Umgestaltung der Kriegsmarine zur Folge gehabt.

Bei der Kriegführung zu Lande hat die Locomotive die Bedeutung eines directen Kampfmittels zwar nicht erhalten, da die Versuche, gepanzerte Locomotiven als solches zu gebrauchen, nur vereinzelt gemacht und nicht weiter verfolgt worden sind; jedoch haben Eisenbahnen und Telegraphen auch das Wesen des Landkrieges gründlich verändert. Schon in der Vorbereitung. Mit ihrer Hilfe vollzieht sich die Mobilisirung des Heeres und die Zusammenziehung seiner getrennten Theile auf die für den Angriff oder die Vertheidigung geschickten Punkte in einem Zeitraume, dessen Kürze gegen die bei der früheren Art der Truppenbewegung erforderliche Zeit verschwindend klein ist. Die geschickte und energische Benützung dieser Hilfsmittel gibt unter Umständen einen Vorsprung, der für den Ausgang des Krieges entscheidend werden kann. Sie sind nicht minder wichtig während des Krieges, sofern sie für Beförderung der Truppen und Kampfmittel benutzbar sind. Die Armee, welche die Eisenbahnen beherrscht und im Besitz ihres Betriebsmitteln

materials ist, beherrscht das Feld. Die Aufgabe des Feldherrn ist, auf ihnen die Bewegungen der Truppen so zu combiniren, daß diese im gegebenen Zeitpunkte an bestimmter Stelle den feindlichen Kräften überlegen sind und diese entweder zum Rückzuge oder unter ihnen ungünstigen Umständen zum Kampfe nöthigen. Die moderne Strategie besteht daher zum nicht geringen Theile in dem Wissen und dem Geschick, mit den Eisenbahnen als den mächtigsten Bewegungsfactoren zu operiren und die Schlachten, in denen nach der gegenwärtigen Art der Bewaffnung mehr die Menge der Truppen als die persönliche Tapferkeit Ausschlag gebend ist, nur da zu schlagen, wo diese entscheidende Ueberlegenheit der Massen gesichert ist.

Von eminenter Wichtigkeit ist sodann, daß durch die Eisenbahnen Proviant und Munition, sowie der erforderliche Ersatz an Mannschaften und Waffen der Armee nachgeführt werden, durch welche sie auch in Feindesland kriegstüchtig erhalten werden kann, und ebenso, daß die Verwundeten aus der Nähe des Schlachtfeldes entfernt und in zurückliegende Lazarethe oder in die Heimath verbracht werden können. Zahlreiche Leben werden dadurch gerettet. Wer dächte nicht mit inniger Dankbarkeit an diese Leistungen der Eisenbahnen in den letzten schweren Kriegen, welche Deutschland zu kämpfen hatte, und zugleich nicht auch an die Wirksamkeit des Telegraphen, der von Tag zu Tag über die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze berichtete und die spannende Sorge unzähliger Herzen, welche um das Vaterland und um theuere Angehörige bangten, verkürzte oder löste?

Wenn man mit Recht sagen kann, daß die Kriege der Jetztzeit blutiger geworden sind, so sind sie dafür kürzer und in gewissem Sinne menschlicher; letzteres nicht bloß in soweit, als die Opfer des Kampfes bessere Pflege erhalten, sondern auch darin, daß die friedliche Bevölkerung des von dem Kriege heimgesuchten Landes, Dank den neuen Verkehrsmitteln, nicht so schwer wie in früheren Zeiten von der Last des Unterhaltes der kriegführenden Heere und ihres Trosses zu leiden hat. Ein großer Theil des grausigen Elends und der Barbarei früherer Kriege hatte darin seinen Grund, daß die Truppen von dem Lande verpflegt werden mußten, wo sie lagen, und daß die Nothwendigkeit der Selbsterhaltung für sie jede Schonung der Bevölkerung ausschloß. Die Gegenden, in denen der Krieg gehaust hatte, verödeten oder verarmten auf Jahre hinaus. Das ist jetzt besser geworden. Auch jetzt noch ist der Krieg zwar eine harte Geißel; aber die Ordnung der Proviant- und Fouragelieferungen und des Requisitionswesens, welche durch die Eisenbahnen möglich geworden ist, setzt die Heeresleitung in den Stand, das Land vor erschöpfender Aussaugung zu bewahren und die Ausschreitungen der Truppen, welche die mangelhafte Verpflegung zum Grunde haben, zu verhüten. Die Erhaltung besserer Manneszucht schützt gleichzeitig vor der Verrohung der Sitten und der Neigung zur Gewaltthätigkeit unter den Soldaten, welche sonst eine der beklagenswerthesten Folgen der Kriege zu sein pflegten. Wenn auch das Ziel der menschlichen Cultur, ohne Kriege bestehen zu können, in unabsehbarer Ferne liegt, so ist es doch immerhin ein namhafter Fortschritt zu ihm, die Greuel, mit denen der Krieg verbunden ist, zu beschränken beson zu mildern.

Weniger unmittelbar als in dem kriegerischen Zusammentreffen der Staaten treten die Einflüsse der modernen Verkehrsmittel in deren friedlichen Beziehungen zu Tage, aber auch hier greifen sie tief genug ein, sowohl in das Verhältniß der Staaten zu einander, wie in das innere politische Leben der Einzelstaaten.

Man wird in der ersteren Richtung nicht fehlgehen, wenn man den Eisenbahnen und Telegraphen einen wesentlichen Antheil beimißt an der der Zeit eigenen Tendenz zur Bildung von Großstaaten und zur staatlichen Zusammenfassung von Nationen. Die Gleichartigkeit und die Verdichtung der Interessen auf dem durch die Verkehrsmittel erweiterten wirthschaftlichen Gebiete verträgt nicht dessen Stückelung in staatliche Kleingebilde und seine Zerreißung durch Grenzen, welche keinen anderen Grund haben, als überaltete dynastische Rechtstitel. Die materiellen Interessen verlangen vielmehr, um gedeihen zu können, möglichst weit reichende Gleichmäßigkeit der Gesetzgebung und Verwaltung, sowie eine starke staatliche Macht, welche sie nach außen und innen zu schützen vermag. Weder das Eine noch das Andere vermag der Kleinstaat zu bieten. Wenn in den Tagen des heiligen römischen Reiches deutscher Nation ein Chronist spotten konnte, daß ein guter Sechzehnender an einem Tage über die Länder von siebzehn Herren setzen könnte, so hatte dies für den Verkehr nicht viel zu sagen, da Menschen und Waaren soviel langsamer gingen. Heute haben die Eisenbahnen die Schnelligkeit des Hirsches, und die Welt würde es nicht bloß lächerlich, sondern unerträglich finden, wenn das wirthschaftliche Leben, das sie entwickelt haben, in jedem Ländchen die besonderen Hemmungen neu erleiden müßte, welche dessen besondere Finanz- und Polizeihoheit ihm aufzulegen für gut finden möchte. Der festeste Halt des deutschen Zollvereins, bis die Zeit für das Deutsche Reich reif war, sind wohl die Schienen der Eisenbahnen gewesen.

Dazu kommt ein anderes wichtiges Agens, das Bewußtsein der nationalen Zusammengehörigkeit, welches durch den gesteigerten Verkehr zwischen den durch gemeinsame Sprache und Abstammung Verbundenen geweckt und lebendig erhalten wird. Es sucht seinen Ausdruck und findet sein Genügen nur in dem Aufbau eines entsprechenden staatlichen Organismus, der das Verwandte zusammenfaßt und durch diese Vereinigung stark genug wird, sich und jedem seiner Angehörigen auch in der Welt Ansehen und Geltung zu verschaffen. Der deutsche wie der italienische Einheitsgedanke sind auf diesem Wege aus dem Reiche gestaltlosen Wünschens und Sehnens zur thatkräftigen Verwirklichung gediehen.

Der äußeren Anziehungskraft entspricht nach innen eine Stärkung und Concentrirung der Regierungsgewalt. Die Eisenbahnen und Telegraphen sind ein politisches Machtmittel ersten Ranges, in werdenden Staaten zur Befestigung des Staatsverbandes, in fertigen zur Kräftigung der Executive und zur Vermehrung des politischen Einflusses der Regierung. In Argentinien rühmt man, daß die Aera der Revolutionen geschlossen sei, seit die Centralregierung ein Telegraphennetz über das Land gelegt hat. Aufstände und Pronunciamentos in den entlegenen Provinzen waren früher an der Tagesordnung und hatten Zeit, sich auszubreiten, da Wochen vergingen, ehe die Kunde davon zum Sitze der Bundesgewalt drang. Gegenwärtig ist die telegraphische Meldung von der nächsten

sicheren Stelle und der telegraphische Befehl an die nächsten zuverlässigen Truppen Sache von ebenso vielen Stunden, und es gelingt dadurch meist, aufständische Erhebungen im Keime zu ersticken. In den europäischen Culturstaaten wird man keinen Anlaß haben, diese Wirksamkeit des Telegraphen an erster Stelle rühmend hervorzuheben; indessen gibt er in Verbindung mit der Eisenbahn auch hier der Regierung die Möglichkeit, sich von allen wichtigeren Vorkommnissen fast im Augenblick des Geschehens zu unterrichten und, wo es Noth thut, das geeignete Einschreiten anzuordnen. Es führt dies des Weiteren dazu, daß die beschließende Gewalt in den Centralinstanzen überhaupt sich zusammenzieht, dagegen die Selbstständigkeit und die Verantwortlichkeit der localen Behörden beschränkt wird. In manchen, insbesondere kleineren Staaten resultirt daraus die Möglichkeit, Zwischenstellen zu beseitigen und den Behördenorganismus zu vereinfachen.

Die Eisenbahnen verstärken die Staatsgewalt in doppelter Weise. Wo der Betrieb in den Händen der Regierung liegt, vermehrt sich die Zahl der ihr untergebenen Beamten, denen Pflicht und Interesse gebietet, da, wo politische Parteien bestehen, sich auf die Seite der Regierung zu stellen, deren Berufung und Anstellung aber in jedem Falle der Regierung auf Bewerber und Beliehene Einfluß sichert. Sie hat ferner durch die Regulirung der Frachttarife und die Ordnung der Fahrpläne eine ausnehmend starke Einwirkung auf den Betrieb des Handels und der Großindustrie, die sich eines anderen Verkehrsmittels nicht mehr bedienen können, und, durch die Ertheilung oder Versagung von Concessionen, die Unterstützung oder Erschwerung von neuen Unternehmungen, die Entscheidung über das Gedeihen oder Nichtgedeihen ganzer Landstriche und Berufsclassen. In den Händen einer redlichen und gewissenhaften Regierung wird die Handhabung dieser Gewalt zum Nutzen des Landes gereichen; wo jene Voraussetzungen aber fehlen, ist die Gefahr schädlichen Mißbrauches sehr groß. Welche Macht über den Verkehr die Verwaltung der Eisenbahnen gibt, und wie empfindlich derselbe getroffen werden kann, wenn nicht unparteiische Rücksichtnahme auf das Gesammtwohl für die Leitung maßgebend ist, zeigt sich wie in einem verzerrten Spiegelbilde da, wo der Staat sich des Einflusses darauf begeben und den Betrieb Privatunternehmungen überlassen hat. Diese Verwaltungen gewinnen beim Mangel ausreichender Correctur eine Uebermacht, gegen welche die Staatsregierung hilflos ist und gegen deren Ausbeutung ebenso wenig der Verkehr mit Erfolg sich wehren kann. Beispiele dafür gibt Frankreich in der Abhängigkeit von den sechs großen, den Eisenbahnverkehr beherrschenden Gesellschaften, und Nordamerika in dem bekannten Tarifunwesen der Vereinigten Staaten.

Die Anspannung, welche durch die Eisenbahnen und Telegraphen dem staatlichen Organismus gegeben wird, erfaßt denselben an Haupt und Gliedern; sie beschränkt sich nicht auf die Regierungsgewalt; sie kann sich auch offenbaren und offenbart sich thatsächlich in der gesteigerten Theilnahme des Volkes am politischen Leben. Auch dies geschieht auf doppeltem Wege: durch die Erleichterung des persönlichen Verkehrs und durch die Beschleunigung und Ausdehnung der Gedankenmittheilung in Presse und Briefwechsel. Ohne die Steigerung in der Beweglichkeit beider, welche durch die modernen Verkehrsmittel herbeigeführt ist, würden wir, um bei dem Nächsten zu bleiben, in Deutschland weder zu dem

gegenwärtigen Entwicklungsstande der repräsentativen Staatsform, noch zu der Gestaltung der politischen Parteien, unter deren Ringen der staatliche Lebensproceß verläuft, gelangt sein. Was die Erleichterung des Reisens wirkt, das sehen wir deutlich während der politischen Wahlen in den Fahrten der Candidaten, die den Wählern sich vorstellen wollen, wie der Abgeordneten, die ihnen über die Ausführung ihres Mandates Rechenschaft geben, oder der Volksvertreter, die während der Parlamentssitzungen das Bedürfniß fühlen, sich, wie der Riese Antäos durch Berührung mit der Mutter Erde, durch Berührung mit ihrem Wahlkreise die Kräfte zu stählen. Würde das allgemeine directe Wahlrecht, dieses Nessushemd über dem Körper des alten Classenstaates, wohl zu der Wirksamkeit gelangt sein, die es, vielleicht gegen die Erwartung der Urheber, bekommen hat, wenn nicht die größere Beweglichkeit des Eisenbahnverkehrs die Massen und die Agitatoren zu einander gebracht hätte?

Bei Weitem größer noch ist der Einfluß des gedruckten Wortes, das in Tagesblättern und anderen periodischen Zeitschriften verbreitet wird, so zahlreich, schnell und billig, daß vor fünfzig Jahren verlacht worden wäre, wer dies mit Ziffern hätte ausdrücken wollen. Hierzu haben zwar noch andere Ursachen eingewirkt, Vervollkommnungen in der Technik des Buchdrucks und der Papierfabrikation, die höhere Durchschnittsbildung in Folge des verbesserten Schulunterrichts, das Bedürfniß des Handels: allein wenn die Leichtigkeit der Production auch noch größer wäre als sie bisher geworden, sie wäre praktisch doch werthlos ohne die Leichtigkeit der Vertreibung. Von deren Umfange gibt es, wenn keine genaue Vorstellung, so doch eine Empfindung, daß im Jahre 1882 mehr als 2½ Milliarden Zeitungsnummern im Bereiche des Weltpostvereins zur Versendung aufgegeben worden sind, von denen ein nur minimer Theil anders als durch die Eisenbahn befördert worden ist. Da die Mehrzahl der Zeitungen vorwiegend oder theilweise politischen Inhalts ist, läßt sich ermessen, welchen Antheil jene Verbreitung politischer Nachrichten und Meinungen an der politischen Bildung der Bevölkerung, welche daraus fast ausschließlich schöpft, und an ihren politischen Strebungen hat, welchen Antheil, auch über politische Fragen hinaus, an der Entstehung und der Gestaltung der öffentlichen Meinung überhaupt, die heute mehr als je eine Macht ist!

In beiden Beziehungen sind bemerkenswerthe Aenderungen vor sich gegangen, die auf die veränderten Modalitäten der Verbreitung im Wesentlichen zurückzuführen, die jedoch als Verbesserungen nur bedingt zu bezeichnen sind. Wenn man unter öffentlicher Meinung das Urtheil zu verstehen hat, das sich die gebildeten und unabhängigen Classen insbesondere in politischen und gesellschaftlichen Dingen bilden und das in der Presse vornehmlich seinen Ausdruck findet, wie es andererseits von dieser wesentlich beeinflußt wird, so ist zunächst zu bemerken, daß sich durch die zunehmende Verbreitung der Tagespresse in alle Schichten der Bevölkerung der Kreis derer, welche in jenen Dingen eine Meinung gewinnen und äußern, ausnehmend vergrößert hat; in Folge dessen sind auch Viele in jenen Kreis eingetreten, welche weder die nöthigen Vorkenntnisse noch die Fähigkeit eigenen Urtheils haben, die aber doch mitsprechen. Es ist ein ähnliches Verhältniß wie bei der Allgemeinheit des politischen Wahlrechtes, das

nur an den Besitz eines Kopfes und eines gewissen Alters geknüpft ist. Die Folge ist, daß die Qualität des Durchschnittsurtheils verschlechtert, daß die öffentliche Meinung zur Massenmeinung geworden ist und daß sie leichter irre geleitet und schwerer berichtigt werden kann. Dazu kommt ein Anderes, was ihr Wesen bestimmt. Die Schnelligkeit, mit welcher der Telegraph alle wichtigen — bisweilen auch unwichtigen — Ereignisse von allen Theilen der Erde nach allen Theilen derselben kund thut, hat der öffentlichen Meinung eine Richtung auf und eine Vorliebe für das Thatsächliche gegeben, bei welchen das Urtheil zu kurz kommt. Der Drang, das Neueste zu wissen, ist stärker als der, das Geschehene ordentlich und im Zusammenhange zu wissen. Der stete Fluß der Neuigkeiten läßt bei der großen Mehrzahl der Leser es kaum zur Bildung eines Urtheils überhaupt kommen, noch schwerer zu einer Vertiefung desselben. Damit im Zusammenhange steht, daß die Theilnahme sich vorzugsweise dem Auffälligen, Sensationellen zuwendet, und daß dies vermöge nothwendiger Wechselwirkung, weil es dem Geschmack der Menge zusagt, auch in der Mittheilung einen Raum einnimmt, der zu seinem Werthe außer Verhältniß steht. Verflachung der öffentlichen Meinung auf der einen, Unsicherheit auf der anderen Seite ist die Folge davon. Die Erkenntniß dessen schmälert die Genugthuung, welche im Uebrigen die Ausdehnung von Wissen und Theilnahme an geistigen Dingen auf die Millionen von Menschen, welche früher davon ausgeschlossen waren, erweckt.

IV.

Die vorstehend angedeuteten Einwirkungen der modernen Verkehrsmittel auf die Bildung der öffentlichen Meinung sind im Grunde genommen nur die collective Erscheinung der besonderen Einwirkungen, welche die Anschauungs- und Denkweise der einzelnen Menschen davon erfährt, und zwar in der speciellen Anwendung auf die Gewinnung und Aeußerung des Urtheils über Fragen von allgemeinem Interesse. Jene Individualeinwirkungen reichen einerseits weiter, als aus der bezeichneten Anwendung erkennbar wird, andererseits bilden sie die Voraussetzung anderweiter Erscheinungen auf socialem Gebiet, welche durch sie hervorgerufen oder beeinflußt werden. Es ist daher angezeigt, ehe die letzteren erörtert werden, die Einflüsse etwas näher zu betrachten, welche die Denk- und Handlungsweise und im weiteren Verfolge die daraus sich niederschlagende Sitte des Volkes durch die veränderten Verkehrsmittel erfahren oder erlitten haben. Das letztere Wort kann im eigentlichen Sinne verstanden werden, da die Einflüsse nicht durchweg als heilsam zu bezeichnen und viele nützliche unter ihnen ihr Complement an Nachtheilen haben. Zu den Lichtseiten ist in erster Linie die ganz unermeßliche Vermehrung der Kenntnisse, der Vorstellungen und Begriffe zu rechnen, welche der Bevölkerung von Ländern, deren Verkehr Eisenbahnen und Telegraphen vermitteln, zu Theil wird, und durch welche der Stand der geistigen Bildung für alle Volksschichten unzweifelhaft sich hebt. Es bewirkt sie theils die Presse, deren bezüglicher Einfluß, soweit er die Kenntniß politischer Angelegenheiten und die Anregung der Theilnahme dafür betrifft, bereits erwähnt worden ist, die aber auch darüber hinaus in allen wissenswerthen Dingen täglich

Belehrung verbreitet, der Bewässerung gleich, die in zahlreichen kleinen Rinnsalen das befruchtende Naß über weite Flächen vertheilt; theils und mit nicht geringerem Erfolge besorgt es das Reisen, zu welchem die Eisenbahnen Möglichkeit und Anreiz geben. Wie leicht diesem Anreiz nachgegeben und wie gern die Neigung dazu befriedigt wird, lehrt die tägliche Erfahrung. In meiner Jugendzeit war die Fahrt nach der sechs Meilen entfernten Hauptstadt der Provinz für Kinder und Eltern ein Ereigniß, das Wochen lang vorher besprochen und vorbereitet wurde. Die Zurücklegung des Weges allein erforderte einen vollen Tag. Ueber die Grenzen der Provinz hinaus reiste man nur in Geschäften, oder aus Anlaß bedeutender Feste oder von Todesfällen in der Familie. Wie anders ist das geworden! Man fährt heute in derselben Zeit und mit nicht viel größeren Kosten an die Küsten der See oder in die Alpen, wie damals die Strecke von sechs Meilen, und man nützt die Gunst der veränderten Lage mit aller Ausgiebigkeit, sei es um Schäden der Gesundheit auszubessern oder zu verhüten, sei es um der geistigen Erholung, sei es um der Belehrung, sei es um des Vergnügens willen. Die Frequenz der Bäder, das Aufkommen der Sommerfrischen und Luftcurorte, die Urlaube für alle Kategorien von Beamten, die eine ständige Einrichtung geworden sind, während sie ehedem nur wegen Krankheit ertheilt zu werden pflegten, der allgemeine Auszug zur Zeit der Schulferien, Vergnügungs- und Extrazüge an Sonn- und Feiertagen, die Hochzeitsreisen nach Italien, Stangen'sche Expeditionen nach dem Nordcap, nach Palästina oder um die Welt, alles dies sind Beweise der Reiselust, die in die modernen Menschen gefahren ist, und für die Leichtigkeit, sie zu befriedigen. Eine noch besonders hervorzuhebende Species bilden die Reisen zu Versammlungen von Berufsgenossen, zu wissenschaftlichen Congressen, oder zu geselligen Zusammenkünften, die zumal in Deutschland in Blüthe stehen. Es gibt kaum einen Stand oder eine Berufsgemeinschaft, die nicht das Bedürfniß fühlte, daß die Genossen sich ab und zu persönlich zusammenfinden und an wechselnden, möglichst angenehmen Orten mit einander „tagen". Aerzte, Naturforscher, Armenpfleger, Gewerbtreibende aller Art, Lehrer, der Handelstag, der Juristentag, die Mitglieder der Friedensliga, der Protestantenverein, Ingenieure, Forstleute, — wer vermöchte die Fülle der Vereinsfreudigen und Congreßbedürftigen zu erschöpfen? Dann kommen die Musik- und Liederfeste, die Schützenfeste, nicht zuletzt die Ausstellungen, in denen Fischerei und Landwirthschaft, die Industrie wie die schönen Künste ihre Leistungen zeigen und vergleichen, und die ihre höchste Vollendung in den periodischen Weltausstellungen gewonnen haben. Ohne die Eisenbahnen wäre diese leichte Beweglichkeit, diese Lösbarkeit des Menschen vom Boden, die einer tiefen Sehnsucht seiner Natur entgegenkommt, überhaupt nicht oder nur in beschränktem Umfange möglich.

Unleugbar ist damit eine ausnehmende Bereicherung durch neue Anschauungen und Wahrnehmungen, eine namhafte Erweiterung des geistigen Gesichtskreises und eine Fülle von Anregung zu geistiger Thätigkeit verbunden, selbst da, wo die Absicht darauf nicht gerichtet war. Irrthümer werden aufgeklärt, Vorurtheile überwunden; heimische Mängel machen sich durch den Vergleich mit Fremdem fühlbar, und das als besser Erkannte wird nachgeahmt und übernommen. Neben der Intelligenz gewinnt auch der Wille. Die Eisenbahnen verlangen genaue

Innehaltung der Zeit und zwingen Alle, die sich ihrer bedienen, sich nach ihrer Ordnung zu richten. Sie erziehen dadurch in ganz hervorragender Weise zur Pünktlichkeit und zu richtiger Schätzung des Zeitwerthes, zum raschen Entschließen und zur Ablegung der Umständlichkeit, Eigenschaften, die sich dann auf das Handeln im Leben überhaupt übertragen. Man kann den Mangel dieser Disciplinirung an der Bevölkerung in Gegenden beobachten, in welchen Eisenbahnen neu eröffnet werden, ihre günstigen Wirkungen schon bei den Schulknaben, die auf den Tramways fahren, oder auf den Schülerzügen, welche die Eisenbahnen in der Nähe größerer Städte eingerichtet haben.

Nicht unwesentlich sodann werden die Umgangsformen und die Familienbeziehungen beeinflußt. Von den ersteren will ich nicht sagen, daß es immer und durchaus ein vortheilhafter Einfluß sei, den sie erfahren. Höflichkeit und Rücksichtnahme auf Mitreisende, sofern sie die eigene Bequemlichkeit beeinträchtigen, werden von den Eisenbahnpassagieren nicht gerade mit Vorliebe gepflegt. Wer seinen Platz in einem halbbesetzten Coupé — zumal nächtlicher Weile — angewiesen erhält, wird davon unter Umständen wenig Erbauliches erfahren haben. Indessen ist dies nicht überall gleich, und manch Einer wird auch höflicher und interessanter Reisegesellschaft auf Eisenbahnen sich mit Vergnügen erinnern. Jedenfalls bringt der Eisenbahnverkehr Personen verschiedener Bildungsstufen zusammen und ist geeignet, die Formen des Verkehrs abzuschleifen und im Ganzen zu verfeinern, wenn die Gebildeten darin mit gutem Beispiel vorangehen.

Ob es häufig vorkommt, daß auf Eisenbahnfahrten Herzensbündnisse geknüpft werden, die zum Ehebunde führen, lasse ich dahingestellt. Soweit man Novellisten und Lustspieldichtern trauen kann, ist es der Fall, und es wäre, wenn sie Recht haben, den Eisenbahnen etwas von dem poetischen oder romantischen Schimmer gerettet, der ihnen im Vergleich zu der früheren Art zu reisen — nach meiner Meinung mit Unrecht — abgesprochen zu werden pflegt. Immerhin machen sie ihren Einfluß auch auf derartige Beziehungen insofern geltend, als sie die Bekanntschaft unter entfernt Wohnenden vermitteln und als daraus leicht Familienverbindungen sich entwickeln. Thatsache ist, daß das Connubium gegenwärtig um vieles weiter reicht, als ehedem, sowohl innerhalb desselben Landes, als über die Grenzen hinaus ins Ausland. Dem pater familias bietet die räumliche Entfernung keine Schwierigkeit, sich über die Verhältnisse des Freiers seiner Tochter zuverlässig und in Bälde zu unterrichten, und die sorgliche Mutter läßt ihr Kind nach Orten ziehen, die früher als außer der Welt liegend galten, seit sie mit ihr täglich durch Postkarten oder Telegramme correspondiren kann, und eine Reise von Stunden oder Tagen, die auch in das stille Leben des Elternhauses Abwechslung zu bringen verspricht, die Getrennten leicht wieder vereinigt. Damit ist auch über das Familienwesen, in welchem Gewohnheit und Ueberlieferung sich am festesten zur Sitte gestalten, ein Wandel gekommen, der das Hergebrachte langsam auflöst und neue Formen an seine Stelle setzt. Der Bann der Sippe und Vetterschaft, in welchem ehedem die Wahl der Gatten in der Regel gehalten wurde, ist gelöst; die altfränkische Werbung der Eltern für den Sohn ist aus der Mode; das Hochzeitfest richtet sich nach dem Eisenbahnzuge, mit welchem das junge Paar seine Reise antritt; frisches Blut und frem-

der Brauch dringen in die geschlossenen Ringe alter Verwandtschaft und erstarrten Herkommens; sie brechen den Hochmuth kleinbürgerlicher Beschränktheit und machen zuerst duldsam, dann entgegenkommend für fremdes Bessere, gegen das man sich verschloß und das man mißachtete, bloß weil es fremd war.

Neben diesen im Ganzen wohlthätigen Folgen treten jedoch, wie schon angedeutet, nach dem aller menschlichen Entwicklung immanenten Gesetze auch solche in die Erscheinung, welche nachtheilig sind. Wenn die Leichtigkeit der Ortsveränderung die Möglichkeit bietet, die Vorstellungen und Kenntnisse zu erweitern, so verführt sie andrerseits leicht zur Oberflächlichkeit der Beobachtung, die an Gründlichkeit und Tiefe verliert, was sie an Ausdehnung gewinnt. Man reist heut zu Tage weit, aber man sieht flüchtig. Zwischen dem Anfang und dem letzten Ziele der Reise hält der Passagier in der Regel nur so lange an, wie der Eisenbahnzug hält, oder er überschlägt auf wichtigen Stationen höchstens einmal einen Zug. Was dazwischen liegt, fliegt vorüber wie ein Wandelbild im Theater, oder wird überschlafen. Bädeker oder Murray genügen als Führer und Leuchte. Für Manche ist die Zahl der Meilen, die sie zurücklegen, die Hauptsache; Globetrotter nennt man sie in England, wo die Species besonders gedeiht. Daß bei solcher Art zu reisen nicht viel Nützliches herauskommt, liegt auf der Hand; wohl aber bringt sie Blasirtheit auf der einen, Neigung zu absprechendem Urtheil auf der anderen Seite zu Wege. Naheliegende Beispiele sind die hauptstädtischen Kinder, die schon in früher Jugend auf allen Eisenbahnen herumgefahren werden, nicht bloß zum Schaden ihres Körpers, sondern auch ihrer inneren gesunden Entwicklung. Von der Frühreife, der Voreiligkeit des Urtheils, dem Mangel an Innerlichkeit, der Nervosität, die bei vielen solchen Kindern aus den wohlhabenden Classen zu Tage treten, ist ein gut Theil der Ueberreizung durch zu frühes und zu ausgedehntes Reisen beizumessen, wenn für den Mißbrauch auch nicht sowohl die Eisenbahn als der Unverstand der Eltern verantwortlich zu machen ist.

Andere unerwünschte Folgen sind, daß über dem Fernen und dem Streben darnach das Nahe vernachlässigt wird; gar Viele wissen mehr vom Auslande als von ihren nächsten Umgebungen. Damit geht die Anhänglichkeit an die Heimath und die Werthschätzung des Heimischen vielfach verloren. Denn nur was man kennt, liebt man mit Treue. Von der Gleichgültigkeit zur Geringschätzung aber ist dann nur ein kurzer Schritt. Es erklärt sich daraus das Verschwinden alter Gebräuche, die dem Zusammenleben in Familie und Gemeinde Halt geben, die Unzufriedenheit mit der häuslichen Beschränktheit, wohl auch eine Lockerung der persönlichen Autoritätsverhältnisse, insbesondere dem Alter gegenüber, das mit seinen im engen Kreise gesammelten Erfahrungen gegen das Viel- und Besserwissen der gereisten Jugend nicht aufkommen kann.

In weiterem Bereiche erklärt sich daraus die rasche Verbreitung der Moden, sowie eine gewisse Nivellirung der Lebenshaltung und Sitten. Die Herrschaft der Mode wird zwar aus allen Zeitaltern berichtet und ihre Excesse scheinen ehedem noch bedeutender gewesen und für gefährlicher erachtet worden zu sein als heute; sie brauchte aber eine längere Zeit, ehe sie von den tonangebenden Plätzen oder Classen nach außerhalb oder in andere Schichten der Bevölkerung

durchdrang. Charakteristisch ist ihr jetzt, durch die Verkehrsmittel begünstigt, die Schnelligkeit der Bewegung insbesondere durch die verschiedenen Stände hindurch und das Streben nach Ausgleichung zwischen Stadt und Land. Städtische Tracht und städtischer Hausrath verdrängen selbst in den entlegensten Dörfern die dort bisher gewohnten Kleider und Geräthe und ebnen städtischem Brauche bei häuslichen Festen und sonst den Weg. Die Unterschiede zwischen bürgerlichem und bäuerlichem Leben vermindern sich namentlich da, wo die Großindustrie im Gefolge der Eisenbahn auf dem Lande sich einrichtet und die ländliche Bevölkerung zur Fabrikarbeit anzieht.

V.

Kehren wir nach dieser Uebersicht über die Einwirkung der modernen Verkehrsmittel auf gewisse Seiten des individuellen und privaten Lebens zu den öffentlichen gesellschaftlichen Zuständen zurück, so sind es insbesondere zwei Erscheinungen der letzteren, bei welchen die Frage nach einem analogen Zusammenhange sich erhebt: die demokratische Tendenz der Gesellschaft und das Vorherrschen des Materialismus. Die demokratische Richtung, welche der Zeit eigen ist, beschränkt sich nicht auf die Geltendmachung in der Form der staatlichen Verfassung, sondern durchdringt darüber hinaus das ganze gesellschaftliche Leben. In diesem weiteren Sinne bedeutet sie die Vermischung der Classenunterschiede, die Aufhebung überkommener Vorrechte und ererbter Sonderstellung, die Geltendmachung der Individualität.

Unleugbar ist diese Richtung der menschlichen Entwicklung älter als Eisenbahnen und Telegraphen, so daß diese zu ihrer Entstehung nicht mitgewirkt haben; allein ebenso unleugbar ist, daß sie ihr kräftig Vorschub geleistet haben, nicht minder als der Schulzwang, die allgemeine Militärpflicht und das allgemeine directe Wahlrecht. In gewissem Sinne geschieht dies unmittelbar schon durch die Art des Eisenbahnbetriebes selbst, obwohl sich auch sagen läßt, daß gewisse Modalitäten desselben Ausfluß der Demokratisirung der Gesellschaft sind. Die Eisenbahnen behandeln ihre Passagiere gleich; alle müssen sich derselben Regel und Ordnung fügen. Kein Einzelner unter ihnen, und wäre er sonst der Mächtigste oder Vornehmste, kann beliebig über die Zeit der Abfahrt oder Ankunft, über das Tempo der Fahrt oder über die Dauer der Aufenthalte bestimmen; selbst Extrazüge müssen sich der Ordnung des Betriebes einfügen und vertragen keine Abänderungen der einmal getroffenen Disposition. Allerdings bestehen auf den meisten europäischen Eisenbahnen verschiedene Wagenclassen, während das demokratische Regime in den Vereinigten Staaten von Amerika grundsätzlich nur eine zuläßt; aber diese Wagenclassen unterscheiden sich nur durch den Preis, für welchen ein größeres oder geringeres Maß von Bequemlichkeit geboten wird. Wer den Preis zahlt, wird in den betreffenden Wagen aufgenommen, ob er den Mitreisenden gefällt oder nicht, und hat dieselbe Behandlung wie alle Passagiere derselben Classe. Noch deutlicher vielleicht als auf der Eisenbahn tritt diese Gleichheit der Rechte und der Behandlung auf den Tramways der großen Städte hervor, auf denen Passagiere aller Stände ohne Ansehen der Person auf derselben Bank neben einander sitzen. Es ist nicht zu verkennen, daß dieses

häufige Nebeneinanderrücken verschiedener Stände geeignet ist, die Unterschiede derselben in der Vorstellung besonders der niederen Classen allmälig aufzuheben, und daß diese Veränderung der Anschauung sich in dem Anspruch der Gleichberechtigung über die Stelle hinaus, wo sie ihren Anstoß erhalten, auch auf anderem Gebiet geltend macht.

Indessen ist diese Einwirkung, wenn auch an sich nicht ohne Bedeutung, doch nicht entscheidend. Schwerer wiegt die Veränderung der Stellung, in welche der „vierte" Stand gelangt ist, und an welcher die Verkehrsmittel einen wesentlichen, wenn auch mehr indirecten Antheil haben.

Die Großindustrie, welche auf die Eisenbahnen sich stützt, hat, wie in ihren Erzeugnissen auf die Massen berechnet, so auch behufs der Erzeugung derartige Mengen von Arbeitern herangezogen, daß sie in manchen Ländern zur Zeit die Mehrheit der Arbeiter überhaupt bilden. Mit der aus den Erfolgen der Industrie gewonnenen Einsicht in den Werth ihrer Arbeit ist den Arbeitern auch das Bewußtsein ihrer Macht gekommen und zwar um so stärker, je mehr die Erleichterung der Ortsveränderung sie von der localen Gebundenheit gelöst und das Absatzgebiet ihrer Arbeit, den Markt der Hände, erweitert hat. Dazu kam die auf demselben Grunde beruhende Möglichkeit einer näheren Verbindung unter einander behufs Verfolgung gemeinsamer Ziele, die sich in Vereinen aller Art, offen oder geheim, ständig oder vorübergehend, organisirte. Die Trade-Unions in England, die Gewerkvereine in Deutschland, die weitreichenden Strikes in fast allen Industriestaaten sind Beispiele der einen oder anderen Art solcher Verbindungen. Wie dieselben über ihr nächstes Ziel, die Erreichung eines dem Werthe der Arbeit besser entsprechenden Lohnes, die Sicherung gegen Gefährdung der Gesundheit aus vorzeitiger Erschöpfung der Körperkraft und den rechtlichen Schutz bei Streitigkeiten über das Arbeitsverhältniß, hinaus gewachsen sind zu dem socialdemokratischen Streben, die Gesellschaft in ihren Grundlagen umzuändern, und wie sie allgemach mit Hilfe des allgemeinen Wahlrechts zu einer politischen Partei geworden sind, die in einer alle Voraussicht übertreffenden Ausdehnung an Zahl und Kraft zunimmt, das vollzieht sich vor unseren Augen. Ich sehe davon ab zu erörtern, was an dieser Bewegung berechtigt ist oder nicht; ich wollte nur den Zusammenhang hervorheben, in welchem sie mit den modernen Verkehrsmitteln steht und welche Förderung sie von ihnen erfährt. Sie mit Gewalt rückläufig machen zu wollen, wäre ein ebenso aussichtsloses Beginnen, wie die Wiederersetzung der Eisenbahnen durch die alten Landstraßen oder der Telegramme durch Fußboten.

Der Demokratisirung der Gesellschaft geht der Materialismus auf ethischem Gebiete parallel. Die letztere Einschränkung deutet an, daß dabei nicht sowohl an die philosophische Weltanschauung, welche als die materialistische bezeichnet wird, gedacht ist, als an den praktischen Materialismus, der aus jener theoretischen Auffassung der Materie hervorgehen kann, aber auch vielfach die Gesinnung und Handlungen beherrschende Auffassungsweise bei Solchen ist, die mit metaphysischen Betrachtungen sich nicht abgeben. Dieser practische Materialismus kennzeichnet sich durch das Vorwalten der materiellen Interessen vor den idealen, durch Anerkennung des Egoismus als leitendes Princip des Handelns, durch die Werth-

schätzung der menschlichen Handlungen lediglich nach ihren irdischen Folgen, durch die Ablehnung alles Transscendenten, oder alles dessen, was über die Wirksamkeit der Naturgesetze hinausgeht.

Der Zug zu diesem Materialismus ist ebenfalls nicht neu in der Geschichte der menschlichen Cultur; aber neu ist, daß er in die Massen eindringt, und daß diese streben, ihn nach Zerstörung oder Reform der alten Staats- und Gesellschaftsordnung zur Herrschaft zu bringen.

Die Ursachen dieses Processes sind sehr complicirt. Wenn man die Bezeichnung unseres Zeitalters als des materialistischen und als desjenigen der Eisenbahnen und Telegraphen öfter in einem Athem wie gleichbedeutend neben einander hört, so möchte man annehmen, daß der herrschende Materialismus ausschließlich oder vorwiegend auf die Einwirkungen der modernen Verkehrsmittel zurückzuführen sei. Dies trifft zweifellos nicht zu. Immerhin ist die Gedankenverbindung nicht ohne Berechtigung, da ein ursächlicher Zusammenhang, abgesehen von der mittelbaren, aus der leichteren Verbreitung von Erzeugnissen der Presse sich ergebenden Förderung, besteht oder doch wahrscheinlich ist.

An anderer Stelle ist bereits ausgeführt, welche Erweiterung der vom Handel besorgte Güteraustausch mit der Ausbildung der Verkehrsmittel erfahren und in wie großem Umfange ihnen die Entwicklung der Industrie verpflichtet sei. Beide begleitet die größere Leichtigkeit des Erwerbes und die Vermehrung erreichbarer Genußmittel. In unserer Zeit mehr als je ist es möglich, daß der von Haus aus Unbemittelte durch Arbeit und kluge Benützung der Umstände Wohlstand erwerbe, und mit der Erreichbarkeit desselben ist wie der Wetteifer danach auch die Werthschätzung desselben gewachsen. Bei den mittleren, Capital besitzenden oder sammelnden Classen steht dabei merkwürdiger Weise die Arbeit mehr im Dienste der steten Vergrößerung des Erwerbes als des Genusses; bei den unteren Classen hat mit der freieren Beweglichkeit, mit der Erhöhung der Arbeitslöhne und mit der Erfahrung von der Annehmlichkeit des Genießens die Genußsucht sich gesteigert, und in gleichem Maße wie Begehrlichkeit und Unzufriedenheit zunehmen, leiden der überlieferte Glaube und die Autorität des Sittengesetzes, das Demuth und Entsagung fordert, Abbruch.

Noch auf anderem Wege erhält die materialistische Anschauungsweise Nahrung. Die Entfaltung und Vertiefung, welche die Naturwissenschaften vermöge der von ihnen angewendeten exacten Methode der Forschung gewonnen haben, und die Resultate, welche diese Forschung gezeitigt hat, haben ihnen ein ausschließliches oder wenigstens das der sog. Geisteswissenschaften überwiegendes Ansehen verschafft. Ihre Methode wie ihre Ergebnisse gelten als die einzig zuverlässigen. Außer der Natur ist nichts, und auch der menschliche Geist ist nur in ihr und nur von ihr oder von sich selbst abhängig. Das Unzulängliche dieser Schlußfolgerung ist hier nicht darzulegen. Unzweifelhaft ist, daß Vielen die materialistische Anschauung als eine nothwendige Folge der in den Naturwissenschaften angewendeten Methode erscheint; jedenfalls, daß die Menge, welche tieferen systematischen Denkens ungewohnt ist, durch die großartigen Ergebnisse im Bereiche der sog. exacten Wissenschaften sich zu jener Anschauung bestimmt findet. Unter diesen Ergebnissen ist die Nutzbarmachung des Dampfes als bewegende

Kraft für die Eisenbahnen und der Elektricität in der Telegraphie eines der mächtigsten und zugleich augenfälligsten. Sie ist daher vorzüglich geeignet, die Meinung von der Souveränetät des menschlichen Geistes zu bestärken, die in Köpfen höherer Art etwas von prometheischem Göttertrotz absetzt, in der blöderen Menge sich als Selbstgenügsamkeit und als Geringschätzung alles nicht Greifbaren oder für ihren Verstand nicht Begreifbaren äußert. Was kann nicht Alles der menschliche Geist noch erreichen, nachdem ihm dieses gelungen; und gibt es denn überhaupt eine Grenze seines Könnens? Und andererseits, wenn Ueberirdisches als nicht beweisbar vorhanden und beim Handeln nicht in Rechnung zu ziehen ist, warum nicht auf Erden für jeden Einzelnen soviel Genuß als möglich bei so wenig Mühsal als möglich?

Was aus der zunehmenden Demokratisirung der Gesellschaft und der Ausbreitung des Materialismus sich herausbilden wird, liegt verborgen. Erst künftige Geschlechter werden wissen, ob sie eine Ebbe- oder eine Fluthwelle darstellen. Daß die modernen Verkehrsmittel in jedem Falle deren Bewegung beschleunigen, ist zweifellos; aber auch der Beobachter, der sie für einen Rücklauf in der menschlichen Cultur ansieht, wird dadurch nicht zu einem abfälligen Urtheil über die dauernden Vortheile bestimmt werden, welche Eisenbahnen und Telegraphen der gesammten Menschheit bringen. Es sind nicht bloß Schwärmer, die da meinen, daß letztere, dem Speere des Achilles gleich, die Wunden, die sie schlagen, auch wieder heilen. Wie sie den Handel zum Welthandel gemacht, die Volkswirthschaft zur Weltwirthschaft erhoben, so wird ein kommendes Jahrhundert vielleicht auch sehen, daß sie dazu helfen, den Widerstreit der Nationen zu begleichen und die friedlich gewordenen Völker zu Weltstaaten zu vereinigen, in denen auch der Idealismus wieder zu seinem Rechte kommt.

Die Kunst der Conversation.

Vom

Freiherrn **von Liliencron.**

Es gehört zum Wesen der Conversation, daß sie ihren Anfang von irgend einem Punkt im Universum nimmt, der zufällig eben unsere Aufmerksamkeit erregt, und wenn uns nichts Anderes auf die Zunge kommt, so stellen wir eine Betrachtung über das Wetter an. Darum läßt Raupach einen Hofmann die weise Bemerkung machen: „wie schrecklich, wenn wir eines Morgens aufwachten und hätten gar kein Wetter!" Die erste Kunst der Conversation besteht dann darin, durch eine glückliche Wendung die Brücke zu einem anziehenderen Gegenstande zu schlagen. Ich möchte mich hier an Dickens halten: „der Kessel fing es an!" Wer erinnerte sich nicht des zierlichen Eingangs seines „Heimchen am Herd": „Wenn ich eine Geschichte anfangen soll, so muß ich mit dem Anfang anfangen; wie soll ich aber mit dem Anfang anfangen, wenn ich nicht mit dem Kessel anfange?" Also sage auch ich: „der Kessel fängt es an." Denn wenn auf dem abendlichen Theetisch der dampfende Kessel seinen behaglichen Gesang anstimmt, dann erhebt sich im Kreise der darum versammelten Familie und der Freunde das Geplauder, und damit ständen wir ja an der Schwelle der Conversation. Freilich noch draußen vor der Thür, denn plaudern heißt noch nicht conversiren; aber es kann sich mit leichtem Flügelschlag dazu erheben. Dann wandelt sich zugleich durch dieselbe Magie des singenden Kessels das Wohnzimmer in den vornehmeren Salon. Salon und Wohnzimmer unterscheiden sich nicht etwa nur dadurch, daß jener mit mehr Eleganz ausgestattet ist, als dieses; sondern es scheidet sie ein viel wesentlicherer Gegensatz. Im Wohnzimmer verbringen wir den Tag unter den häuslichen Arbeiten der Frauen des Hauses. Von hier aus vollbringt vor Allem die Hausfrau ihr Tagewerk. Darum sehen wir uns im Wohnzimmer von allerlei Geräth und Anzeichen der Arbeit umgeben und finden eintretend stets fleißige Hände am Werk. Ein Hauch des Nützlichen scheint über dem Ganzen zu schweben, und im Allgemeinen ist hier die Unterredung nur der fördernde und erfreuende Begleiter der Arbeit. In den Salon dagegen gehört die Arbeit nicht. Geduldet ist höchstens ein zierlicher

Schreibtisch, mit so viel feinem Geräth bepackt, daß man nicht begreift, wo für seinen praktischen Nebenzweck, nämlich fürs Schreiben, noch Platz zu finden ist. Die einladenden Sitze aller Formen zwängen unseren mit irdischer Schwere behafteten Leib in eine so bequeme Lage, daß er völlig ruhen kann und den Geist in seiner Thätigkeit nicht mehr stört. Denn hier soll eben nur gesprochen werden, und wenn ja etwas von anderer Thätigkeit sich hereindrängt, so ist doch im graden Gegensatz zum Wohnzimmer hier die Arbeit nur der untergeordnete und geduldete Begleiter der Unterhaltung. Der Salon, um es mit einem Wort zu sagen, ist ein Raum, in dem man zusammenkommt, um zu conversiren.

Salon — Conversation —: sollte sich nicht beim Leser ein Tadel dawider regen, daß aus guter deutscher Rede die Fremdwörter nicht ferngehalten werden, ja daß dem Fremdworte sogar in das Thema dieser Betrachtung der Zutritt gestattet ward? Es ist zwar geschmacklos und albern, wenn man, um ein Fremdwort zu vermeiden, neue Wortungeheuer bildet, bei denen sich Niemand etwas Klares denkt. Man setzt damit eigentlich nur ein deutsches Fremdwort an die Stelle des ausländischen. Wohl aber soll man sich, ehe man in guter Sprache ein Fremdwort braucht, gewissenhaft prüfen, ob es nicht ein gleichwerthiges eigenes oder doch eine Wendung gibt, welche genau dasselbe auf Deutsch sagt. Dies aber ist nun hier wirklich nicht der Fall: wir Deutschen haben in der That keinen Ausdruck, welcher der Conversation vollständig und genau entspräche. Ein Gespräch etwa? Es gibt mancherlei Arten der Gespräche, und die Conversation ist nur eine davon. Oder eine Unterredung? Eine Unterredung hat stets einen bestimmten Zweck: einen Gegenstand zu erörtern, einen Anderen für eine Ueberzeugung zu gewinnen, oder vielleicht auch nur Jemanden zu prüfen, ihn kennen zu lernen. Dies Alles kann nun zwar auch in einer Conversation geschehen, aber ihr allgemeiner Zweck besteht nicht in der Verfolgung solcher Ziele. Wie oft entspinnt sie sich nicht unter Fremden, ohne daß dieselben irgend ein Interesse an einander haben; wie oft dreht sie sich nicht, gänzlich absichtslos, um Gegenstände, welche allein der Zufall auf die Bahn brachte? Ihr allgemeiner Zweck ist vielmehr nur, denen, die sich unterreden, eine Unterhaltung zu gewähren. Unterhaltung also? wirklich wäre dies Wort für die Uebersetzung am geeignetsten, weil es zugleich beides bedeutet: eine Unterredung und eine Vergnügung. Es wäre nicht so unrichtig, wenn man sagte: eine Conversation sei eine nur zur Unterhaltung geführte Unterhaltung. Wer aber bürgt mir dafür, daß sich der Hörer bei dem einfachen Worte seines Doppelsinnes bewußt bleibe? Bis wir dies durch einen consensus omnium festgestellt haben, möchten wir es schon bei dem Fremdwort Conversation belassen.

Werden wir aber hieraus nicht zugleich eine Folge ziehen müssen: daß nämlich, wie das Wort, so auch die Sache ihr charakteristisches Gepräge durch die Franzosen erhalten habe? daß sie sich bei ihnen zu einer gewissen nationalen Virtuosität entwickelt habe und daß wir darum auch die Franzosen als die Meister der Conversation anerkennen müssen?

In Wirklichkeit sind es die Aeußerungen eines Franzosen über deutsche Zustände, welche mir den Anstoß zu dieser ganzen Betrachtung gegeben und mir

den Eindruck hinterlassen haben, als ob es für uns eine nationale Pflicht sei, eine solche Betrachtung anzustellen. Ich meine die „Lettres sur la société de Berlin". Ueber den unqualificirbaren Charakter dieses boshaften Pamphlets brauche ich kein Wort zu verlieren. Aber auch vom Feinde soll man zu lernen nicht verschmähen, mögen die Spitzen seiner Stachelreden noch so tief in Gift, oder — in Schmutz getaucht sein.

Wenn man die Galerie der Porträtköpfe, welche uns in diesen Briefen skizzirt werden, überschaut, so wird man einen eigenthümlichen inneren Widerspruch in der Zeichnung gewahr, der vielleicht weniger auf einer bewußten bösen Absicht beruht, als auf der Unfähigkeit, das deutsche Wesen zu begreifen; der aber zugleich auf das Engste mit unserem Thema der Conversation zusammenhängt. Der Verfasser kann nämlich eine große Summe von Tüchtigkeit, Charakter und Kenntnissen, ja selbst, was einzuräumen ihm am schwersten fällt, von Liebenswürdigkeit in der deutschen Gesellschaft durchaus nicht leugnen. Trotzdem erscheint ihm aber das ganze gesellige Leben in Berlin leer und ledern und fast jeder Einzelne als ein Mensch ohne Geist und in erschreckendem Grade unbedeutend. Eine elegante Dame zum Conversiren zu bringen, meint er z. B., ist schwer, wenn nicht unmöglich, denn sie kümmern sich alle nur um ihre eigene Erscheinung und um die Bewegungen ihrer Nebenbuhlerinnen. Ebenso uninteressant sind die Männer: die Alten übertreffen die Weiber noch an leerem Geschwätz; die Jungen wissen nichts als Essen, Tanzen und Spielen; ihr Ideal ist das Souper nach dem Cotillon. Die Herren von der haute finance sind zu beschäftigt mit ihren Millionen, um noch „esprit de conversation" übrig zu haben. Nach einer Soirée sagt man nicht: „es war gestern sehr unterhaltend, — oder auch sehr langweilig"; sondern: „gutes Buffet — schlechtes Buffet!" Moltke ist ohne Zweifel ein großer Generalstabschef, aber — „complètement nul dans le cours ordinaire de l'existence!" d. h. mit andern Worten: nicht einmal zur Conversation öffnet der große Schweiger den Mund! Eben so charakteristisch ist die Art, wie umgekehrt an dem Prinzen Wilhelm die Schlagfertigkeit der Unterhaltung gelobt wird: „er besitzt in so hohem Grade den esprit de la repartie, daß man denken sollte, er sei kein Deutscher!"

Man sieht: dieses ganze Urtheil beruht darauf, daß der Franzose in der deutschen Gesellschaft diejenige Art der Conversation vermißt, in welcher ihm das Wesen und der ganze Werth aller feinen Geselligkeit zu bestehen scheint. Seine Schlußfolge ist einfach diese: Geist, Bildung und Kenntnisse können nicht vorhanden sein, ohne in ihrem Träger das Bedürfniß und die Kunst lebendiger Conversation zu erzeugen. Wo also keine Conversation, da ist auch kein Geist. In ganz Berlin gibt es kaum zwei oder drei Salons, in denen man conversiren kann, folglich besteht ganz Berlin aus geistlosen, unbedeutenden und beschränkten Köpfen. Lachen wir immerhin über die Verkehrtheit dieser Schlußfolgerung; aber weisen wir doch darum den Anlaß zu einer kleinen Selbstprüfung nicht vornehm ab!

Damit Niemand glaube, der Vorwurf der Berliner Briefe, es fehle dem Deutschen am rechten Geiste der Conversation, sei lediglich ein Ausfluß des modernen französischen Hasses gegen alles Deutsche, erinnere ich zunächst daran,

daß wir demselben Gegensatze zwischen französischer und deutscher Art schon in früherer Zeit in einem ganz anderen Kreise, auch einem Hofkreise, begegnen, nämlich in Schiller's und Goethe's Berichten über die Staël. Madame de Staël war 1803 in Weimar eingetroffen, während Goethe sich eben in Jena aufhielt. Schiller schreibt dem Freunde voll Bewunderung über ihre geistreiche und anregende Unterhaltung. Das einzige Lästige, meint er, sei ihre „ungewöhnliche Zungenfertigkeit"; um ihr zu folgen, müsse man sich ganz und gar in ein Gehörorgan verwandeln. Hieße das wirklich nur: sie sei zu redselig? hören wir darin nicht so etwas von Bekenntniß, daß der langsamere und — fügen wir immerhin hinzu — der gründlichere Deutsche die Ueberlegenheit ihrer geschickten Wendungen in der Conversation unbequem empfinde? Goethe schildert sie uns etwas später in den „Tages- und Jahresheften" auf ähnliche Weise: nach ihr solle in Gesellschaft immerfort gesprochen und verhandelt werden. Ja, es geschieht wohl, daß Goethe sich unter den Anforderungen, welche ihre Conversation an ihn stellt, halb verstimmt in sich zurückzieht, bis ihr jener wichtige Kunstgriff der Conversation gelingt, ihn aus der Tiefe des Sinnens, in der der Mensch zu verstummen pflegt, durch leichte und scherzende Wendungen wieder an die Oberfläche und in das vergnügliche Spiel der Wechselrede emporzulocken. Einmal bei einer solchen Gelegenheit ruft sie an der herzoglichen Tafel: „Ich mag den Goethe überhaupt nicht, wenn er nicht eine Bouteille Champagner getrunken hat!" Also sogar Goethe, der reichste und größte deutsche Genius und zugleich ein wohlgeschulter Hofmann, mußte sich dennoch erst beim Champagner den „esprit de la repartie" holen, um den Anforderungen der beweglichen Französin an die Conversation zu genügen! Das ist wahrhaftig beinahe noch schlimmer, als alle die Angriffe auf die „société de Berlin"; und der es uns mit lachendem Munde erzählt, ist kein anderer als Goethe selbst.

Was ist denn eigentlich diese Conversation, von der Talleyrand, der Großmeister der Conversation, einmal sagte, sie sei das schönste und größte Glück der Menschen?

Es liegt mir fern, mich hier in eine theoretische Abhandlung zu verlieren. Vielmehr bediene ich mich zu meinem Vortheil — und hoffentlich nicht zum Nachtheil der Sache — der Freiheit, welche zum Wesen der Conversation gehört, die Fäden der Rede lose in der Luft fliegen zu lassen, um sie zu fassen, wie sich's eben fügt. Wollen wir aber über die Sache urtheilen, so müssen wir doch gelegentlich fragen, was sie ist.

Ich denke, wir gehen am sichersten, wenn wir uns wieder an eine kluge Französin wenden, von der derselbe Talleyrand urtheilte: er kenne an Niemandem eine bessere Conversation. Ich meine Madame de Rémusat, bei deren Memoiren man selbst im Lesen oft genug die Empfindung hat, als höre man einer feinen Conversation zu. Madame de Rémusat nun erklärt die Conversation als ein „plaisir de l'esprit". Sie weist ihr also ihre Stelle an unter den geselligen Vergnügungen. Vergnügungen betreiben wir nicht um ihres Inhaltes willen, sondern weil das Betreiben uns Unterhaltung gewährt. Damit ist freilich nicht auch gesagt, daß es mithin gleichgültig sei, worin sie bestehen. Kann doch die eine der Vergnügungen uns höchst verderblich werden, wäh-

rend die andere uns neben der Unterhaltung zugleich den größten körperlichen oder geistigen Gewinn bringt. Die Frage hiernach steht aber erst in zweiter Linie: der erste Zweck des Vergnügens ist eben das Vergnügen selbst.

Nun gibt es der Vergnügungen in diesem Sinne vornehmlich zweierlei Arten: die Spiele und die Künste. Wohin würde wohl Madame de Rémusat die Conversation gerechnet wissen wollen? Unter die Spiele als ein Spiel mit Worten? Das wäre doch nur ein Wortspiel und zwar ein leeres. Unzweifelhaft vielmehr unter die schönen Künste und zwar als dialogische Redekunst. In diesem strengen und vollen Sinne des Wortes haben wir also ein Recht, von der Kunst der Conversation zu reden.

Also ein gesellschaftliches Vergnügen, und zwar, so lautet es weiter, ein plaisir de l'esprit. Das bedeutet nicht etwa nur: die Art dieses Vergnügens bestehe darin, daß es mit dem Geiste betrieben werde. Denn das könnte man ja auch von anderen geselligen Unterhaltungen sagen, z. B. vom Schach- oder Kartenspiel, und es gibt ja auch recht eigentlich sogenannte jeux d'esprit, die sich freilich in der Praxis unserer Jugend gewöhnlich mehr durch einen Mangel an esprit auszeichnen. Die Conversation ist dagegen in einem höheren Sinne deswegen ein plaisir de l'esprit, weil ihr Stoff, nämlich die Rede, aus dem Geiste geschöpft wird, und weil das Vergnügen gerade darin besteht, Geist zu entwickeln: Geist sogleich in dem Aufgreifen des Gegenstandes der Conversation, so daß er den Mitredenden anzieht und anregt; Geist in dem Geschick, sein Interesse zu erhalten und zu steigern; Geist in der Rede, die den Anderen zum Widerspiel hervorlockt, die ihn fesselt und fängt; Geist in der Antwort, die ihn verblüfft, wo sie ihn nicht zu entwaffnen vermag, die ihn ergötzt, wo sie Gefahr läuft, ihn zu ärgern; Geist in der Kunst zu hören und die geheimen Regungen in der Seele des Anderen zu belauschen, sei es um ihrer zu schonen oder um mit ihrer Hilfe das Spiel zu gewinnen; Geist in dem Geschick, den schwerfälligen Ernst, den Spaßverderber durch heitere Laune fernzuhalten, den herben und erbitternden Ernst durch liebenswürdige Feinheit zu entwaffnen, aber den schönen Ernst auch unter dem ausgelassensten Spiel des Witzes zu wahren. Diese Kunst also, geübt an einem Stoff, — dessen Natur später noch näher bezeichnet werden soll, und zwar geübt in einer Gesellschaft, welche sich eigens zu solchem Zwecke zusammenfindet, das ist die Conversation als das schönste und geistigste unter den plaisirs de l'esprit.

Ob es in der Menschheit zu aller Zeit Conversation gegeben hat? Gesprochen, unterredet, geplaudert, geschwatzt, gestritten, discutirt, discurrirt ist ganz gewiß, so lange der Fuß des Menschen diese Erde betrat, und dies Alles geschieht, wo immer zwischen Nord- und Südpol zwei Menschen sich begegnen. Daß man aber gesellige Zusammenkünfte hält, um in ihnen die Unterredung als ein geistiges Vergnügen zu betreiben, das setzt zunächst voraus, daß über die große Masse sich ein Stand von höher Gebildeten mit eigenen Gewohnheiten und Bedürfnissen des geistigen Lebens erhoben hat, eine Scheidung, welche erst bei einem relativ hohen Culturzustand eintritt. In der alten Welt begegnet eine solche Erscheinung zuerst auf dem Höhepunkt der griechischen Entwicklung, namentlich in Athen. Wirklich findet sich nun unter den mancherlei Ueber-

lieferungen der griechischen Literatur in dialogischer Form eine, welche uns recht eigentlich das Bild einer feingebildeten Gesellschaft vorführt, deren Unterhaltung in einer Unterredung besteht. Ich meine Plato's „Symposion", welches denn auch fast zu einer sprüchwörtlichen Bezeichnung für die Veredelung der materiellen Genüsse des Lebens durch geistige Freuden geworden ist.

Sehen wir es uns etwas näher an. Der Dichter Agathon hat soeben mit einer Tragödie den Preis gewonnen. Gestern Nacht ward er dafür durch ein großes officielles Gastmahl gefeiert. Heute hat er an seinem eigenen abendlichen Tisch einen kleinen Kreis der erlesensten Geister Athens versammelt, darunter z. B. seine Freunde Sokrates, Aristophanes, Alcibiades. Man ist, nach dem solennen, offenbar sehr tapferen Zechgelage der letzten Nacht, etwas — nervös angegriffen. Darum beschließt man, heute das Zutrinken zu unterlassen: Niemand soll mehr trinken müssen, als er mag und vermag. Wir sehen — beiläufig bemerkt — bei diesem Anlaß, daß die edle Sitte, einander unter den Tisch zu trinken, welche so häufig den durstigen Kehlen der Germanen auf die culturgeschichtliche Rechnung geschrieben wird, vielmehr schon von hochclassischer Herkunft ist. Für diesmal beschließen aber Agathon und seine Freunde, ausnahmsweise bei Verstande zu bleiben. Auch Gesang oder chorisches Vergnügen soll es heute nicht sein: die Flötenspielerin wird fortgeschickt. „So schlage ich denn vor," spricht einer der Gäste, ein geistreicher Arzt, „daß wir heute uns unter einander nur mit Reden unterhalten." Also: man will conversiren? mit nichten! sondern es wird ein Thema aufgegeben: der Preis des Eros: darüber soll jeder der Anwesenden der Reihe nach eine feine Rede halten. Ohne Zweifel ein plaisir de l'esprit, das aber zur Conversation im schärfsten Gegensatz steht. Ein aufgegebenes Thema schneidet von vornherein die Zufälligkeit und Freiheit in der Wahl und im Wechsel der Gegenstände ab, welche ganz wesentlich zum Charakter der Conversation gehört, und eine systematisch abgeschlossene Erörterung eines Themas, sei sie philosophisch oder rhetorisch, ernsthaft oder scherzend, widerspricht völlig dem Stil der Conversation. Denn diese ist ein Spiel, in dem Jeder nur Mitspieler der Anderen ist. Das monologische Heraustreten eines Einzelnen ist in ihr eine Unart, welche ihr schnell ein Ende macht. An Agathon's Tische ergötzt man sich mit einem akademisch-philosophischen Spiele des Geistes, von einer Conversation aber ist weder hier noch sonst wo in der griechischen Literatur die Rede.

Im Mittelalter begegnet uns die Erscheinung, daß eine feiner gebildete Gesellschaft sich in Anschauungen, Lebensgewohnheiten und geselligem Verhalten von dem übrigen Volke absondert, zuerst um den Anfang des 12. Jahrhunderts. Es ist die ritterliche Gesellschaft der Höfe; und weil dabei die provençalische und französische Ritterschaft tonangebend voranging, so bezeichnete man die Art des Empfindens, Sprechens und Benehmens, in welcher diese höfischen Kreise den Ausdruck ihrer feineren Bildung fanden, mit dem romanischen Worte „Courtoisie". Auch die deutschen Dichter jener Zeit brauchen diesen Ausdruck für die Sache. Eine überaus reiche Literatur läßt uns die mannigfachsten Einblicke in den geselligen Verkehr dieser Kreise thun. Sie unterhielten sich nicht nur mit Turnieren, Gastereien, Tänzen und Spielen, sondern auch mit mancherlei geistigen Dingen: mit Gesang und Musik, mit poetischer Lecture oder Erzählungen. Auch

hier war es wohl Brauch, die geselligen Zusammenkünfte durch allerlei plaisirs de l'esprit zu vergeistigen. Man stellte einander zwar nicht, wie an Agathon's Tische, philosophische Fragen zu rhetorischer Lösung, wohl aber poetische, die dann auch in dichterischer Form gelöst wurden. Improvisationen, bald Einzelner, bald im Wettkampf, was man bei den Franzosen ein „jeu parti" nannte. Gerade diese Art hat in der romanischen Welt tiefe Wurzeln geschlagen und lange nachgewirkt, so daß noch die viel spätere spanische Komödie sie uns in dramatisch stilisirten Nachbildungen zeigt. Calderon's Komödien z. B. sind durchzogen mit dergleichen oft weit ausgesponnenen improvisatorischen Ergüssen über die mannigfaltigsten Themen, voll zierlichen Spiels der Rede und duftiger Poesie. Die reizendsten Spiele des Geistes; aber weder sind sie selbst Conversationen, noch waren dies ihre Urbilder im wirklichen Leben. Jene alte ritterlich-höfische Gesellschaft unterhielt sich zwar mit mancherlei Geistigem, — aber sie unterhielt sich noch nicht schlechthin.

Wir dürfen hier ein neues Element nicht übersehen, welches inzwischen in die gesellige Unterhaltung überhaupt gekommen war: die volle Antheilnahme der Frauen daran. Der antiken Welt hatte sie gefehlt; jetzt konnte man sich keine Geselligkeit mehr denken, welche nicht vielmehr ihren höchsten Reiz, ihre Anmuth, ihre wichtigsten gemüthlichen Beziehungen durch den Verkehr beider Geschlechter gewonnen hätte. Die Verehrung der Frauen und der Zauber der Liebe bildete das tausendfach variirte, aber immer wieder von Neuem reizende Thema sowohl der eigentlichen Dichtung der ritterlich höfischen Gesellschaft, als auch ihrer eben angedeuteten poetisch-akademischen Spiele, ihres plaisir de l'esprit. Wie hätte es anders sein können, als daß nun auch das Gespräch in diesen Kreisen nicht nur im Allgemeinen einen feineren Ton, sondern ein recht eigentlich hierdurch bedingtes Gepräge annahm? Es nahm eben den Stil der Courtoisie an, um das damals modische Wort dafür zu gebrauchen, welches ja auch heute noch unmittelbar verständlich ist.

Wir müssen aber hierbei einen Augenblick verweilen, denn es handelt sich um einen durchaus wesentlichen Punkt, um eines der Hauptstücke in der Kunst der Conversation: um den Ton der Verbindlichkeit in der Unterredung. Es bedarf seiner schon deswegen, um einen Gegensatz aufzuheben, welcher zwischen dem Inhalt und dem Zweck der Conversation besteht. Denn da ihr meistens die Erörterung irgend eines Gegenstandes bei sich entgegenstehenden Ansichten der Unterredenden zu Grunde liegt, so ist ihr Inhalt in diesem Falle äußerlich betrachtet ein Streit. Da aber ihr oberster Zweck das Vergnügen ist, so besteht hier ohne Zweifel ein Widerspruch. Das Streiten ist wenigstens nur für händelsüchtige Gemüther ein Vergnügen. Es bedarf also eines Mittels, um dem Streit alles dasjenige zu nehmen, was er Freudestörendes an sich hat, alles Aufreizende, Kränkende, Erbitternde, Feindselige, und dieses Mittel ist eben der verbindliche Ton, in dem die Reden gewechselt werden. Der Meister der Conversation legt ihn auf die mannigfaltigste Weise an den Tag. Es versteht sich von vornherein, daß er alle jene Untugenden vermeidet, welche in dem Vordrängen der eigenen Person bestehen: den Ton der Lehrhaftigkeit, die den Hörer in die Unterordnung des Schülers herabdrückt; das Fühlenlassen einer Ueberlegenheit, die den

Anderen beschämt; die rechthaberische Hartnäckigkeit, welche den Gegenstand über die Grenzen des Vergnügens hinaus verfolgt; alle Empfindlichkeit, alles Eifern und Poltern und gar das widerliche Pathos der Gesinnungstüchtigkeit, welches sich unter uns leider so oft im Gespräch und auf der Tribüne breit macht. Sinn und Berechtigung hat es nur da, wo sich's um den ernsten Kampf wider Lüge und Gemeinheit handelt. In allen anderen Fällen ist es nur eine leere tragische Maske, hinter der sich entweder die Schwäche der Argumente oder die Unfähigkeit, eine fremde Meinung zu ertragen, versteckt; in jedem Falle also eine Schwäche des Geistes. Der Verbindliche zeigt hingegen vor Allem Achtung vor der Meinung der Anderen; er zeigt Interesse daran, sie zu hören und in Betracht zu ziehen. Ja, in der Kunst des Hörens liegt sogar die feinere Hälfte der Verbindlichkeit. Wenn der Franzose an Jemand die Kunst der Conversation rühmen will, wird er vor Allem hervorheben: er wisse fein zu hören. „Vous avez de la politesse dans la manière d'écouter", schreibt Mad. de Rémusat einmal an ihren Sohn und erinnert ihn an die Bemerkung der Mad. de Sevigné, daß besonders an der Jugend das beistimmende Schweigen — „le silence approbatif" — Geist beweist. Erfreut es doch den Menschen noch mehr, selbst etwas Gutes gesagt zu haben, als es von Anderen sagen zu hören, und sich von dem Anderen gerne gehört, beachtet und geschätzt zu fühlen, versetzt ihn eben in die behagliche Laune, welche der Unterredung den Charakter eines Vergnügens verleiht. Ja, der rechte Meister der Conversation wird es oft verstehen, seine eigene Meinung mit jener sokratischen Kunst aus dem Geiste des Anderen hervorzuholen, so daß sie diesem wie sein eigenes Kind erscheint.

Ich möchte hier wohl daran erinnern, daß Goethe irgendwo sagt: in die Unterhaltung zwischen jungen Leuten beiderlei Geschlechtes komme erst dann das rechte Leben, wenn unter den Reden sich persönliche Beziehungen leise geltend machten. Nur fürchte ich die böse Nachrede, als ob ich behauptet hätte, bei der Jugend beginne das Vergnügen der Conversation erst mit den heimlichen Liebeserklärungen. Doch aber wendet Goethe hierin nur etwas Allgemeines auf einen besonderen Fall an. Denn man darf diesen Ausspruch in der That verallgemeinern. Der Ton wahrer und wohlthuender Wärme kommt erst dadurch in die Conversation, daß sich unter den allgemeinen Reden zwischen den Unterredenden das Gefühl des persönlichen Behagens und des Wohlgefallens an einander geltend oder fühlbar macht oder gar in höherem Grade der Bewunderung und des Entzückens. Darin liegt schließlich der höchste Grad der Verbindlichkeit.

Auf dieser Grundlage haben die modernen Franzosen das zierliche Genre des Conversationsstücks gebildet: innerhalb einer Plauderei, welche an zufällige Umstände und Gegenstände anknüpft und sich zur geistreichen Conversation erhebt, spinnt ein gemüthliches Verhältniß sich an; die Fäden des Gesprächs verdichten sich zu Fäden des Herzens; so verwickelt und entscheidet sich im Verlaufe einer Unterhaltung ein persönliches Schicksal.

Wir haben aber hiermit unserer geschichtlichen Betrachtung weit vorgegriffen und kehren zu ihr noch einmal zurück.

Die für die moderne Culturentwicklung entscheidende Wendung liegt noch nicht in der vorhin erwähnten Bildung der höfisch-ritterlichen Gesellschaft oder

in ihrer wissenschaftlichen Grundlage, der Scholastik, sondern erst in dem gewaltigen geistigen Gährungsproceß des Humanismus, der seinen Ausgang im 14. Jahrhundert von Italien nahm und hier auch im 15. und 16. Jahrhundert in der Kunst des Cinquecento und der Cultur der Renaissance seinen ersten und schönsten Höhepunkt erreichte. Wie eine neue Welt entdeckte man unter dem Schutt der Jahrhunderte die Trümmer und Reliquien des classischen Alterthums. Zwar fehlte es jener Zeit noch an der kritischen Vorbereitung, um den antiken Geist und das antike Leben im innersten Wesen zu begreifen. Naiv befangen in allen Voraussetzungen der unmittelbaren Gegenwart, in der man lebte, maß und begriff man das antike Leben nach ihr und glaubte eben so naiv, das Alte unmittelbar in die Gegenwart zu ihrer Veredelung übertragen zu können. Von einem Cicero suchte man nicht nur die allgemeinen Gesetze der Redekunst zu lernen, sondern jeder Orator bestrebte sich, nach Möglichkeit wie ein anderer Cicero zu reden. Die moderne Welt hallte plötzlich wider von Ciceronianischen Reden, von Virgilianischen und Horazischen Versen, von Livianischen Historien und von Platonischen Gesprächen. Auch die Frauen der gebildeten Kreise nahmen Theil an dieser vermeintlichen Wiederherstellung des classischen Lebens, Denkens und Redens. Denn die Masse der Lehrstoffe der humanistischen Schule war keineswegs zu umfangreich, als daß nicht auch ein feiner Frauengeist sie ohne zu große Anspannung hätte bewältigen können. So kam denn nun auch in die gesellige Unterhaltung ein ganz neuer Ton. Es galt für den edelsten Genuß eines gebildeten Kreises, über Fragen der Wissenschaft, der Philosophie, der Kunst oder auch des Lebens und der Politik in zierlich geformter antikisirender Rede und Gegenrede zu disputiren. Im Sinne einer solchen Disputation über das Mysterium der Hostie trägt das berühmte Raphael'sche Bild den Namen der „Disputa" und in ähnlicher Auffassung nannte man Bilder, auf denen Personen der heil. Geschichte ohne weitere Handlung neben einander stehen, eine „santa conversazione". Wir sehen hier deutlich den Grundgedanken des Platonischen Symposions durchleuchten: daß es der Gebildeten würdig sei, die materiellen Genüsse des Lebens durch die Freuden des Geistes zu veredeln. Auch spüren wir nun wohl in den Schilderungen aus der Zeit der Renaissance, wie viel von dem *akademischen* Charakter des Platonischen Symposions in diese neue Welt der Geselligkeit mit hinübergegangen war. Gleichwohl aber erkennen wir: hier war dennoch die Grundlage dessen gegeben, was sich nun alsbald unter der Einwirkung französischen Geistes zur Conversation ausbildete; der Unterredung als eines selbständigen geselligen Vergnügens.

Es fehlt auch nicht an ausdrücklichen Erwähnungen. Während der Hochzeitfeier der Lucretia Borgia mit Alphons v. Ferrara im Jahre 1501 speiste eines Tages der französische Gesandte bei der Markgräfin Isabella von Mantua. An seiner anderen Seite saß die Herzogin Elisabeth v. Urbino; zwei der schönsten Frauen des damaligen Italiens. Bei der Schilderung des Gastmahls berichtet Cagnolo u. A.: „man unterhielt sich mit *galanten* Reden *in den feinsten Formen*". Das ist Conversation! Daß der Berichterstatter die feinen Formen des Gespräches hervorhebt, zeigt, daß er eine gewisse Kunst und einen besonderen Stil darin empfindet, und wenn er den galanten Charakter betont, so sehen wir,

wie wesentlich ihm für solche Unterhaltung der Ton der Courtoisie, der Verbindlichkeit erscheint. Möchte man nicht auch mehr als bloßen Zufall darin sehen, daß es eben ein Franzose war, der durch die Kunst seiner Conversation die Bewunderung des Italieners erregte? Um ein Jahrhundert später wenigstens sehen wir unbestritten die Franzosen in der ganzen feinen Welt den Ton angeben und als Meister der Conversation gelten. Dafür mag ein Shakespeare'sches Lustspiel als Zeuge eintreten, welches sich recht eigentlich mit einer Frage der Conversation beschäftigt: „Love's labours lost“.

Bekanntlich steht dies heitere und zu seiner Zeit außerordentlich beliebte Stück heut zu Tage selbst bei den Verehrern des Dichters in einem gewissen Mißcredit, weil es keinen anderen Inhalt zu haben scheint, als unaufhörliche Witzeleien, ein unausgesetztes plaisir de l'esprit, dessen Art zumal uns nicht mehr munden will. Gleichwohl ist es, im richtigen Lichte betrachtet, literargeschichtlich, ja culturgeschichtlich sehr merkwürdig.

Der König von Navarra und drei seiner Hofherren, geistreiche junge Männer vom feinsten gesellschaftlichen Schliff, beschließen, des leeren Treibens müde, sich für drei Jahre in völliger Abgeschiedenheit dem ernsten Studium der Wissenschaft zu widmen; besonders im Verkehr mit der Frauenwelt meinen sie wohl ihre Zeit verloren zu haben, denn vor Allem verschwören sie für die Zeit der Pönitenz den Verkehr mit den Damen. Unglücklicher Weise kommt aber eben die schöne Prinzeß von Frankreich sammt drei gleich schönen Hofdamen, vom Könige ihrem Vater mit einer diplomatischen Mission an den König von Navarra betraut. Sie wenigstens vor dem Thor des Schlosses in ihren Zelten zu begrüßen, zu vernehmen, zu bescheiden und mit einem Fest zu ehren, das kann schon aus politischen Gründen trotz des Schwurs nicht abgelehnt werden. Man sieht sich also und verliebt sich zu Vieren; alle Schwüre fliegen in den Wind. Nun sucht man sich in der Conversation an Geist und Witz zu überbieten; die Herzen der Damen sollen durch „galante Reden in den feinsten Formen“ gestürmt werden. Aber die schönen Französinnen sind eben die geschickteren: die feinen Herren müssen einstweilen — wir werden sogleich sehen, bis auf welches Ziel — gedemüthigt abziehen. Ist denn, so fragt der Tadel gegen dies Lustspiel, in alle dem Wortgekräusel etwas von einer dramatischen Handlung? denn die kleinen Ueberraschungen des vierten und fünften Actes wird man doch dafür nicht gelten lassen wollen? Nein; aber Shakespeare hatte den Einfall, eine Art von Conversationsstück zu dichten. Zwar nicht in der Weise eines heutigen Conversationsstückes, in welchem die Conversation des Salons ganz realistisch treu nachgebildet wird; sondern er gibt nach der Weise seiner ganzen Kunst ein poetisch stilisirtes Bild des damaligen modischen Salontones.

Dies Stilisiren besteht darin, daß er die Haupteigenthümlichkeiten der Manier als das Wesentliche ganz in den Vordergrund rückt und alles Andere daneben zurücktreten läßt. Das sind aber vornehmlich zwei Dinge als die hervorstechendsten Züge in der damaligen Kunst der Conversation: der Ton der Courtoisie oder Galanterie und zweitens, als das Wichtigste, der esprit de la repartie, in der Form einer spielenden Silbenstecherei. Die Franzosen sind dem Dichter darin die Meister, denn sie läßt er die Partie gewinnen.

Neben den vier Herren erscheint der Page Motte, noch ein Anfänger, der sich gelegentlich aus der Fassung bringen läßt, aber ein vielversprechender Schüler in der Kunst dieser Conversation. Neben den Französinnen sehen wir dagegen in ihrem Hofmarschall Boyet den fertigen Typus des galanten und stets schlagfertigen Hofmanns.

Diese zehn Figuren des Stückes aber, so fährt der Tadel fort, sind auch nicht einmal Charaktere zu nennen, wie es doch sonst Shakespeare's höchste Kunst ist! Gewiß; denn umgekehrt ist es hier künstlerische Absicht, daß diese feinen Herren und Damen alle miteinander nach derselben Schablone gemacht scheinen. Ganz erfüllt von dem gesellschaftlichen Modegeist der Zeit, haben sie sich alle in Spiegelbilder ein und desselben Typus verwandelt. Jeder weiß an dem Andern eigentlich nur zwei Dinge zu rühmen: Galanterie und Witz in der Unterhaltung, und so sprechen sie denn auch Alle genau in demselben Jargon der Silbenstecherei und der einander übertrumpfenden Pointen: die Herren mit den Damen, die Damen unter sich, die Prinzeß mit dem ehrlichen Förster, der kein Wort von ihren witzelnden Wendungen begreift; ja Biron in einem Monolog (Act 4 Sc. 1) mit sich selbst! Sogar der einfältige Bauerbursche Schädel wird von dem Strudel mit fortgerissen; auch er versucht sich mit seinen Mitteln im Modeton und ruft entzückt:

> Blitz, welche niedliche Späße, der Witz wie corrupt und zierlich,
> Wenn's so glatt von der Zunge haspelt, so recht obscön und manierlich!

Und nun die Moral davon, am Schluß des Stückes so liebenswürdig formulirt? Gewiß sind Witz und Galanterie für den Menschen vom „guten Ton“ die angemessenen Formen der Aeußerung, und sie bilden eine feine gesellige Kunst. Wenn aber die Modeform der Gesellschaft zum Gepräge des ganzen Menschen wird, so daß unter dem Esprit der Ernst des Lebens in ein zweckloses Spiel des Geistes verflüchtigt wird und unter der Hülle der Liebenswürdigkeit der Charakter und die ganze Persönlichkeit abhanden kommt, dann hat die Kunst des geselligen Verkehrs sich in eine leere Virtuosität verwandelt. Die siegreichen vier Französinnen schätzen darum die Werbungen der Herren nicht höher als für ein Spiel der Galanterie, und es wird „verlorene Liebesmüh“ bleiben, bis — dies ist das „bis“, welches wir vorhin offen ließen — bis die Herren in stiller und wirklicher Einkehr bei sich selbst den Ernst des Empfindens und die Wahrheit ihrer Worte wiedergefunden haben. Der witzige Biron mag so lange seinen Witz im Krankenhaus vor Schmerzerfüllten und Sterbenden üben, damit er lerne, daß der Werth der Rede nicht in der Zunge des Sprechenden, sondern im Ohre des Hörenden liege; das will sagen: nicht darin, daß der Redende durch sie glänzt, sondern daß sie dem Hörenden wohlthut. Dann mögen die Herren wieder kommen, um an das Thor der Liebe anzuklopfen!

Stellt uns nicht diese Shakespeare'sche Moral unmittelbar vor eine Frage, welche wir bisher bei Seite schoben: vor die Frage nach dem rechten Inhalt der Conversation? Wäre darüber nichts Bestimmteres zu sagen, als daß er unterhaltend sein müsse? Freilich scheint es, als ob unter dieser Voraussetzung alles Mögliche auf Erden und im Himmel Gegenstand der Conversation sein könne. Wenn wir aber unsere französischen Autoritäten fragen, so werden wir

finden, daß sie dennoch diesem geistigen Vergnügen einen Stoff von bestimmter Art zuweisen und daß sie ihm damit eine bei rechter Behandlung höchst wichtige und werthvolle Aufgabe im Leben der Gebildeten stellen.

Goethe, indem er die Conversationsleidenschaft der Madame de Staël schildert, läßt doch nicht unbemerkt, daß es ihr dabei nicht nur um das Vergnügen, sondern zugleich um einen wichtigen Zweck zu thun gewesen sei: „sie wollte das sittliche, gesellige, literarische Weimar kennen lernen und sich über alles genau unterrichten: dann aber wollte auch sie gekannt sein und suchte daher ihre Ansichten eben so geltend zu machen, als es ihr darum zu thun schien, unsere Denkweise zu erforschen. Allein dabei konnte sie es nicht lassen: auch wirken wollte sie auf die Sinne, aufs Gefühl, auf den Geist; sie wollte zu einer gewissen Thätigkeit aufregen, deren Mangel sie uns vorwarf." Halten wir dazu Aeußerungen aus den berüchtigten Berliner Briefen, so finden wir ganz dasselbe. Auch hier handelt es sich für den Briefschreiber nicht allein um ein ihm unentbehrliches Vergnügen, sondern auch ihm ist dieses Vergnügen Mittel zu ernsten Zwecken. „Niemand," schreibt er z. B., „fühlt in Berlin das Bedürfniß, seine Gedanken mit Anderen zu theilen, seine Eindrücke auszutauschen. Es ist unmöglich, sich in Berlin über das, was in Europa vor sich geht, auf dem Laufenden zu halten; weniger als irgendwo sonst hört man hier die Begebenheiten des Tages discutiren." Dabei hat er nicht etwa nur die Unterhaltung unter Männern im Auge, sondern auch die Frauen tadelt er: sie conversirten nur deswegen nicht, weil sie sich nicht um das kümmerten, was um sie her in der Welt vor sich gehe.

Was also hat der Franzose als den Gegenstand der Conversation im Auge? Was will er durch sie lernen und ergründen und darin auch seinerseits zur Erkenntniß beitragen? Dasjenige, was sich so eben begibt, im weitesten Sinne des Wortes; den augenblicklich gegenwärtigen Zustand der Welt in Politik, Staat, Kirche, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Lebensbeziehungen; die ganze augenblickliche Bewegung des Lebens mit ihren Fragen, Parteianschauungen, Interessen und Zielen. Es sind diejenigen Angelegenheiten, große wie kleine, die die Signatur der Zeit ausmachen und die dem vielgespaltenen Wesen, welches wir mit dem Collectivnamen der „öffentlichen Meinung" bezeichnen, eben jetzt ihren Stoff und ihre Richtungen bieten. Nicht sowohl die großen Principien, welche die Federn im Räderwerk dieses Weltgetriebes bilden; deren Erörterung gehört vor ein anderes Forum und ist meistens ein zu schwerer Ball für das leichte Spiel der Reden. Vielmehr die bunt wechselnden Erscheinungen des Tages, in denen die allgemeinen Principien ihren Ausdruck finden, indem sie sich zu Tagesfragen zuspitzen. Auf der einen Seite dieser nie rastenden Tagesarbeit am Webstuhl der Zeit stehen nur wenige gewaltige Geister und Charaktere, welche berufen sind, durch Gedanken und Thaten der Epoche ihren Gehalt und ihr Gepräge zu geben und zu bestimmen. Auf der anderen Seite eine willenlose Masse, welche blindlings dem Ruf und Stichwort der Führer folgt. Zwischen beiden aber mitten inne steht der durch jeden Culturfortschritt sich erweiternde Kreis der Gebildeten, denen es Bedürfniß und Pflicht ist, dem Gang der Dinge erkennend zu folgen, unter den Gegensätzen in bewußter Wahl

ihre Stellung zu nehmen und ihre eigene Erkenntniß, ihr eigenes Urtheil auch auf Andere zu übertragen. Der Mittel dazu gibt es ja viele: die wissenschaftliche Literatur, die Reden der Kanzel, der Tribüne, die Tagespresse, die gesammte Unterhaltungsliteratur. Ein Hauptmittel aber innerhalb des geselligen Lebens der Gebildeten soll sein und ist nach dem Sinne der Franzosen die Conversation, und ihre vornehmste Kunst besteht darin, dem anmuthigen Spiel des Geistes auf solche Weise einen edlen und werthvollen Gehalt zu geben. Je entfernter der Mensch den großen Centren des Lebens steht, je mehr ihm durch sein Tageswerk die Gedanken in einen engen Geschäftskreis gebannt sind, je mehr deswegen sein Unterhaltungsbedürfniß Gefahr läuft in Alltagsgeschwätz und Stadtklatsch zu versumpfen, um so werthvoller ist ihm die edlere Erholung der Conversation, welche seinen Horizont erweitert, die Kleinlichkeit des Alltäglichen durchbricht und seinen Blick zu den Höhen des Lebens hinanträgt.

Wir haben für die Conversation den Rang einer Kunst in Anspruch genommen, ihr einen Platz unter den Redekünsten angewiesen, etwa als einer Improvisation über Tagesfragen in dialogischer Form. Kann man denn irgend eine Kunst betreiben ohne Anweisung dazu und ohne Uebung ein Meister werden? Gewiß nicht! und die Franzosen nehmen diese Frage auch ganz ernsthaft. Zwar für die Schulen bildet die Kunst der Conversation keinen Lehrgegenstand, wohl aber für das Haus und die Familie.

Es sei gestattet, noch einmal die Memoiren der Madame de Rémusat zur Hand zu nehmen, um daraus eine kleine Erzählung mitzutheilen. Sie schreibt im Jahre 1805 an ihren in Italien weilenden Gatten über ihr achtjähriges Söhnchen, den nachmals vielgenannten Grafen Charles de Rémusat. Sie erzählt, der Kleine schlafe bei seiner Großmama, der Madame de Vergennes. Er wecke die alte Dame immer sehr früh Morgens, aber das quäle sie nicht. Sie gebe ihm dann, wie sie es nenne, eine leçon d'esprit (das soll heißen des esprit de conversation). Jeder von Beiden stelle dabei irgend Jemanden dar, in dessen Geist und Namen er zu sprechen habe; heute z. B. die Großmama den Nero, der Kleine den Talma. Nero und Talma unterhielten sich über Theater und Drama. Die Schultern des kleinen Talma mögen für diese Dinge noch etwas schwach gewesen sein; wir sehen aber, wie viel der gelehrige Schüler bereits von jenem Kunstgriff der Conversation gelernt hat, vermöge dessen man die Unterhaltung auf einen Boden zieht, auf dem man sich zu Hause fühlt. Er fragt nach Nero's Theaterintendanten und lenkt damit die Rede auf Napoleon's ersten Kammerherrn, seinen Herrn Papa, gelegentlich dessen er dann allerlei Artiges und Drolliges zu sagen weiß.

Mögen wir das belächeln und diese Art von leçon d'esprit etwas theatralisch finden; nur verkennen wir auch die vortreffliche Lehre nicht, die darin liegt. Durch das Annehmen einer fremden Persönlichkeit gewöhnt die kluge Großmama ihren Schüler an eine von aller persönlichen Erregung und Leidenschaftlichkeit völlig freie, ganz objective Behandlung des Gegenstandes, in welcher ein so wesentliches Stück der Conversationskunst liegt. Durch das ganze Conversationsspielen aber entwickelt sie in ihm die Gabe des dialektischen Denkens, der dialogischen Behandlung eines Gegenstandes und der Schlagfertigkeit, welche den

Meister macht. Mit der Gewandtheit erzieht sie zugleich das Vergnügen daran und entwickelt so für spätere Zeiten das Bedürfniß einer feinen, gehaltvollen Conversation.

Ja, ich bin sogar überzeugt, daß eine solche Richtung unserer häuslichen Erziehung einen noch viel größeren Gewinn mit sich bringen würde. Man wirft uns Deutschen nicht mit Unrecht einen gewissen Mangel an Initiative vor; that dies doch schon Madame de Staël, wenn sie — ich führte schon vorhin die Goethe'schen Worte an — mit ihrer Conversation „zu einer gewissen Thätigkeit anregen wollte, deren Mangel sie uns vorwarf". Es möchte nun freilich vielleicht gefragt werden, ob man denn in solchen Dingen so von den Deutschen im Allgemeinen reden könne, ob denn nicht z. B. zwischen Nord- und Süddeutschen gerade in den hier in Rede stehenden Beziehungen ein so großer Unterschied obwalte, daß, was von dem Einen gelte, für den Andern nicht zutreffe.

Ich sagte im Eingang dieser Betrachtung: Plaudern sei noch nicht Conversiren. Der Unterschied zwischen beiden bedarf wohl jetzt keiner weiteren Erörterung. Wenn nun von uns Deutschen der Eine die üble Angewohnheit hat, die Klarheit und Kraft des Denkens durch Schweigen abzustumpfen (denn mit äußerem Schweigen verbindet sich nur zu leicht auch inneres Träumen), der Andere sich dagegen das Denken mit Plaudern vertreibt, so kommt das für den Erfolg ziemlich auf dasselbe hinaus. Es ist mehr ein Unterschied des Temperaments als der Art. Ja, es kann noch zweifelhaft sein, ob man sich leichter aus der Neigung zu plaudernder Gesprächigkeit oder aus der Unart des Schweigens zu der größeren Deutlichkeit des Denkens erhebt, ohne welche eine ernste oder auch eine heitere Conversation nicht zu Stande kommen kann. Wer aber den Gehalt seines Innern zu klarer Rede formt und damit aus sich heraustritt, der fühlt sich unmittelbar getrieben, nun auch für dies sein Wort einzutreten, und die wohlthätige Folge des ganzen psychologischen Processes ist eine allgemeine Steigerung der geistigen Energie. Wenn wir also unsere Kinder in solcher Weise fördern, dann wird der Gewinn davon für künftige Generationen nicht nur in der gesteigerten Kunst der Conversation, sondern in der erhöhten Kraft der Initiative bestehen.

Wenn ich nun meine Betrachtung mit diesem kleinen Wink für unsere nationale Erziehung schließe, so meine ich freilich, daß wir nach unserer Art dabei wohl andere Wege einschlagen werden, als die Unterhaltungen zwischen Nero und Talma. Ich meine aber überhaupt auch nicht, daß wir unsere Kinder zu französischer Conversation, sondern zu deutscher erziehen sollen. Denn wie jede andere Kunst, so wird auch die der Conversation im Geiste des Volkes, das sie eben ausübt, wiedergeboren. Der Italiener z. B. conversirt nicht minder lebhaft als der Franzose, aber in etwas anderer Art: seine Conversation ist naiver, weniger fein, aber auch weniger raffinirt; unruhiger, leidenschaftlicher, lauter, mit einem gewissen Hang zum Oratorischen und Pathetischen behaftet. Gerade das Gegenstück dazu bildet der Engländer. Mit Unrecht sehen wir die Engländer so oft parodirt, als wären sie stumm wie die Fische. Zwar wenn wir auf Reisen, Fremde unter lauter Fremden, an einer table d'hôte sitzen: haben wir dabei Franzosen oder Italiener um uns her, so schwirrt bald die Unter-

haltung in immer zunehmender Lebendigkeit um unsere Ohren. Sitzen wir dagegen unter Deutschen oder Engländern, dann wird das allgemeine Schweigen höchstens durch leise Reden zwischen den sich nächst Sitzenden unterbrochen, nur mit dem Unterschied, daß das Schweigen der Deutschen leicht den Ausdruck von verlegener Bescheidenheit hat, das der Engländer einen Anflug von unmotivirter Grobheit. Bekanntlich aber ist der Engländer der continentalen Hôtels nicht der Engländer seines eigenen Hauses und des Salons. Hier ist vielmehr der Engländer und in gleichem Maße auch die Engländerin so geneigt wie geschickt zu gehaltvoller Unterhaltung, wenn auch ihre Conversation schwerfälliger ist als die der Franzosen. Sie sucht ihr Vergnügen nicht so sehr in der geistreichen und heiteren Behandlung des Stoffes, als in seiner gründlichen und ernsten Erörterung.

So zieht denn auch unsere deutsche Conversation ihre eigenen Bahnen. Wo den Franzosen das blendende, aber kalte Feuer des Witzes ergötzt, da wird uns vielmehr der wärmere und tiefere Humor erfreuen. Wo jener sich in herausfordernden Paradoxien und in Sarkasmen einer pessimistischen Lebensauffassung ergeht, da wird es unserer Art stets das Genehmste sein, den Blick fragend in das Innere der Dinge zu versenken, um uns auch im Kleinen stets des Ganzen bewußt zu werden und auch im Alltäglichen und leicht Vergänglichen das Leben und Weben des Idealen, des Ewigen zu empfinden. — — — —

Die letzte Kunst der Conversation besteht aber darin: nicht „endlich“ aufzuhören, sondern zur rechten Zeit!

Reise in den Andes von Chile und Argentinien.

Von

Paul Güßfeldt.

XIV.

Noch standen wir in der Cordillere, aber auf ihrem Vorbau, welcher als Hügelland zu der weiten argentinischen Pampa abfällt. Der Blick auf die letztere wurde freier, und der Cerro Diamante, dessen Gipfel meist sichtbar geblieben war, erschien nun in ganzer Gestalt: als ein prächtiger, schneeloser Vulcankegel mit deutlich gezeichneter Kraterlinie. Seine Höhe habe ich nicht gemessen, keinesfalls überschreitet sie 3000 m; festzuhalten ist, daß der Cerro Diamante nicht mehr der Andes-Cordillere angehört; sich vielmehr frei und isolirt aus einer Ebene erhebt, welche niedrige vulcanische Hügel und Hügelketten trägt. Von dem Fluß gleichen Namens wird er auf seiner Nordseite bespült, liegt also am rechten Ufer. Sein Gipfel muß einen unvergleichlichen Ueberblick über ein großes Stück der hohen Andes gewähren.

Die Basis des Vulcans verschwand in dem graugrünen Dämmerschein, der über dem Boden der Pampa lagerte. Der Anblick war fesselnd; der klare durchsichtige Bau des Cerro Diamante lud zu einer Besteigung ein, und die in dem Horizont sich auflösende Ebene führte die Gedanken bis an den Strand des atlantischen Meeres, — desselben Meeres, das auch die Küsten Europa's bespült. Wir zogen über die Bodenschwelle, welche sich sanft gegen das Bett des Rio Diamante abdacht, und stiegen an diesem Tage allmälig bis zu 1931 m auf, biwakirten also 500 m über dem Niveau der durchrittenen Furt. Freilich war die Entfernung beträchtlich, denn wir saßen an jenem Tage über zehn Stunden im Sattel und ritten schnell. Charakteristisch für den Marsch waren die regelmäßig wiederkehrenden Quebraden, welche von den secundären Flußläufen der Vorberge in die Sandsteinformation eingegraben sind. Der Grund dieser Thäler zeigte ein kräftigeres Grün als die eigentliche Pampa. Dieselben werden arroyos genannt, nach den Bächen, welche in ihnen fließen; und unwillkürlich vergleicht man sie mit den Wadis der Wüste, die auch meist als Erosionen einer Hochebene erscheinen, und in deren Grunde auch stets Streifen einer grünenden Vegetation wahr-

nehmbar sind. Nur hat die Natur hier, an den Abhängen der Andes, mit minder karger Hand gegeben, als in den Wüsten. In diesen höchsten Theilen der Pampas fand ich den Boden meist steinig, mit kleinen eckigen Bruchstücken bedeckt, mit niedrigem Gebüsch, mit Salupe und spitzigen Gramineen bestanden. An keiner Stelle kamen wir in die Lage, durch wogendes Gras hindurch reiten zu müssen; hier und dort liefen Stücke Rindvieh oder Pferde, scheinbar herrenlos, umher; an den dornigen Sträuchern hingen Flocken von Schaf- oder von Guanacowolle, zuweilen sang ein kleiner Vogel oder erhoben Loros (Papageien) ihr unharmonisches Geschrei. Andere Abwechselungen, als Terrainwellen oder das stärkere Vorwiegen einer neuen Pflanzenart, gab es nicht. Zur Linken baute sich die hohe Cordillere auf, zur Rechten lagen die vulcanischen Pampahügel und der beherrschende Cerro Diamante; — ein prachtvoller Rahmen zu einem Bilde, das eigentlich kein Bild ist.

Wir ritten bis zum Abend und schlugen ein Biwak in der Pampa auf, während der Wolkenreflex der Abendsonne einen röthlichen Schimmer auf die gen Morgen gewandten Abhänge der Andes warf. In den Richtungen Nord bis Nordost, sowie noch gegen Südosten war der Blick über die Ebene unbeschränkt.

Auch am folgenden Tage änderte sich nichts in dem Charakter der Landschaft, wie zu erwarten stand; nur daß der Marsch längs der Cordillere geraume Zeit in einem wasserlosen Wadi hinführte, mit 20—40 m hohen Wänden, welche jede Aussicht abschnitten und die Täuschung eines Wüstenrittes vollkommen machten. Für den Reiter aber erschien das Terrain sehr verlockend, und im Hinblick auf die beiden Ruhetage, welche der gesammten Tropa zu Theil werden sollte, konnte ich mir das Vergnügen nicht versagen, im langen Galopp über die Bahn des Thalgrundes zu gehen. Für das umgehängte Barometer fürchtete ich dabei nichts; seine richtige Behandlung war mir bereits zur zweiten Natur geworden, und ich wußte instinctiv, welche Stöße dem mit Quecksilber gefüllten Glasrohr verderblich wären, welche nicht; wenn irgend ein Luftbläschen in die Röhre eingedrungen war, so konnte die rhythmische Bewegung im Sattel nur dazu beitragen, dasselbe wieder zu vertreiben.

In einigen der wasserdurchflossenen Thäler wurden Hütten sichtbar, aber keine Bewohner. Zamorano, welcher zu einer der Hütten geritten war, kehrte mit einem großen Büschel Straußenfedern und in Begleitung eines argentinischen Knaben, eines jugendlichen Gaucho, zurück. Dieser sah originell genug in seinen Lumpen aus, saß ohne Steigbügel und Sporen; ein durch das Maul des Pferdes gezogener Strick diente gleichzeitig als Gebiß und als Zügel. Es ist sicher, daß nicht nur in Patagonien, sondern auch in dem von mir besuchten Theile der Pampa viele Strauße gefangen werden; aber gezüchtet, wie im Kaplande, werden sie nicht. Ihre Eier werden in der Küche verwandt, sogar das Fleisch, dessen Wohlgeschmack sehr von der Nahrung abhängt; die ginsterartige Salupe soll ein günstiges, die Alfalfa (Luzerne) ein ungünstiges Futter sein. Der Junge wurde mit Silber bezahlt und erhielt obendrein noch ein Stück Zucker, das ihn sehr erfreute.

Der Boden der Pampa zeigte nicht selten Ameisenpfade. Außer diesen bewunderungswürdigen schmalen Wegbändern sah ich häufig lochartige Eingänge

zu Höhlen, die wohl nur zum kleineren Theile von Armadillos, zum größeren von Viscaches (Springhasen) herrührten. Trotz ihres häufigen Vorkommens kamen mir diese Thiere in Argentinien niemals zu Gesicht, wohl aber in Bolivien (in 4000 m Höhe), wo ich mich überzeugen konnte, wie sehr sie die deutsche Bezeichnung eines springenden Hasen verdienen; denn dort sah ich sie sehr große, elegante Sprünge über Felsblöcke ausführen, die getrennt auf dem Boden lagen. Die in Argentinien gebräuchliche Fangart soll darin bestehen, daß Wasser in die Löcher des Viscachebaues gegossen wird. Eine andere Fangart wurde mir von dem angeblichen Erfinder derselben mit folgenden Worten beschrieben: Sei man bereits im Besitz eines Viscache, so binde man Feuerwerksschwärmer an den Schwanz desselben (der Springhase besitzt einen langen Schwanz, der mit einem coquetten Haarbüschel endet) und zünde sie an; das Viscache, welches instinctiv stets wieder in die Höhle zurückkehre, flüchte sich dorthin und treibe nun durch die Explosion der Schwärmer sämmtliche Bewohner des unterirdischen Baues an die Oberfläche, wo man sie fange. Ich gebe diese Geschichte hier ohne Kritik wieder; entweder sie ist wahr, dann ist sie belehrend; oder sie ist nicht wahr, dann ist sie charakteristisch für die internationale Verbreitung der Jagdgeschichten; in beiden Fällen macht sie dem Erfindungstalent meines Gewährsmannes Ehre. Derselbe heißt Teofilo Cardoso und bewohnt Yaucha, das einzige von mir berührte und am weitesten gegen die Cordillere vorgeschobene Landgut.

Wir erreichten dasselbe am zweiten Tage unseres Pampamarsches. Es liegt genau so, wie die Oasen der Wüste, in einer wadiartigen Einsenkung und gewährt auch ähnliche Ueberraschungen wie eine Oase: nämlich den langentbehrten Anblick hochstämmiger Bäume; nur treten hier an Stelle der Dattelpalmen und Feigenbäume schlanke Pappeln und Trauerweiden.

Zwei Papageien, die in ihrem thörichten Sinn nicht auszuweichen vermochten, flogen lange Zeit vor uns her, als Zamorano und ich auf die Wohnstätte zutrabten, um die Karawane anzumelden. Denn in der ganzen Welt — je unbekannter ein Land ist, um so mehr — erfordert es die gute Sitte, daß man den Leuten nicht mit dem ganzen Troß so ohne Weiteres in das Haus fällt. Meinem Zartgefühl wurde aber durch die lang ausgedehnte Siesta des Besitzers der Boden entzogen. Der Mann ließ sich durch unsere Ankunft so wenig von seiner Ruhe kürzen, daß die Karawane eingetroffen war, ehe wir uns begrüßt hatten. Eine Stunde lang mußte ich vor dem Thore, am Fuße einer Pappel, liegen und warten, bis der gnädige Herr geruht haben würde, ausgeruht zu haben. Ich fühlte also diese erste Berührung mit den äußersten Vorposten der Civilisation als eine peinliche Beschränkung meiner Freiheit und lobte mir meine Biwaks. Indessen lag es im Interesse des zweiten Theils unserer Reise, daß die Thiere sich hier am kräftigen Futter erholten und für die bevorstehenden knappen Tage stärkten. Zamorano übernahm die Verhandlungen mit Herrn Teofilo, und wir kamen überein, daß der Tropa ein mit Alfalfa bestandener Potrero (umhegter Futterplatz) eingeräumt werden sollte, während wir selbst im Schatten einer Trauerweide, in der Ecke eines Hofes uns das Biwak herrichteten. Allmälig thaute der Besitzer der Estancia (argentinische Bezeichnung für Landgut) auf und machte

mir einen Besuch im Biwak; seine Frau consultirte mich — leider ohne Erfolg — wegen ihres großen Kropfes, schickte mir eßbare Dinge, und schließlich wurden wir die größten Freunde. Nur verbat ich mir gleich von vornherein jede Störung durch stupide Fragen oder zu große Annäherung, so lange ich an den Instrumenten stand und beobachtete. Denn es war wichtig, gerade hier, wo wir zwei Tage blieben, gute Bestimmungen, besonders zur Controle der Uhren zu erhalten. Yaucha war zudem unser östlichster Punkt. Seine Lage fand ich: 34° 8′ S. Br.; 69° 9′ W. L. Gr.; 1443 m Meereshöhe.

Leider hatten in jener Zeit sehr erhebliche Störungen der Witterung stattgefunden. Schon während des Marsches in der Pampa zeigten sich die höheren Kämme verhüllt, und Wolkenschatten, die wie kleine Waldbestände aussahen, lagen auf den Hängen. In Yaucha drohte und fiel Regen; Wetterleuchten, Blitze und Donner erschienen als Kinder der Nacht, und bei Tage stach die Sonne mit unheimlicher Intensität. Die Sonnenbeobachtungen mußten ohne Blendgläser vorgenommen werden. Zum Glück erhielt ich Alles, was ich astronomisch gebrauchte; aber die Sorge, daß die Cordillere von dem schlechten Wetter übel zugerichtet sein möchte, war berechtigt. Ich fürchtete sowohl den Schnee wie die Andauer des Unwetters, und habe erfahren müssen, daß meine Befürchtungen berechtigt waren.

Nur noch eine Tagereise, 50 Kilometer, trennten mich von der nächst gelegenen, größeren Ortschaft. Es ist San Carlos, ein Platz, der jetzt 7000—8000 Einwohner haben soll und der — wie viele ähnliche — aus einem Fort entstanden ist. Zu der Zeit, wo hier noch Indianer wohnten, waren befestigte militärische Ansiedlungen nöthig, die jetzt ihre Bedeutung verloren haben. Die einzelnen, längs des Gebirges verstreuten Estancias (Landgüter) scheinen sich einer leidlichen Sicherheit zu erfreuen, machen aber im Vergleich zu den vornehmen chilenischen Haciendеn einen mehr als primitiven Eindruck. Mit den einzelnen Gehöften pflegt ein Kramladen verbunden zu sein, von dem bekannten internationalen Charakter, der überall wiederkehrt, wo der europäische Kleinhandel seine Fühlhörner auf fremden Continenten ausstreckt. Ein solcher Kramladen sieht in Asien aus wie in Afrika und Südamerika; immer derselbe Schnaps, dieselben schlechten Sardinen, dieselben durchsichtigen Baumwollenstoffe und primitiven Eisengeräthe. Nur die Käufer sind verschieden — bald Malaien, bald Neger, bald Gauchos — und als kometenartige Ausnahme wohl 'mal ein wissenschaftlicher Reisender, den Gottes Zorn auf die dürftige Waare anwies. Der Kreis der Kunden ist bei diesen Pampasläden natürlich über eine weite Fläche verbreitet, entsprechend der sehr zerstreuten und knappen Bevölkerung. Auch die argentinischen Güter sind, wie die chilenischen, auf künstliche Bewässerung angewiesen; in der 1400 m hoch gelegenen Zone, die ich allein kennen lernte, ist von Ackerbau wenig die Rede; hauptsächlich wird Alfalfa cultivirt. Die Viehzucht beherrscht Alles, und natürliche Weidegründe ziehen sich in den Cordillerenthälern bis hoch hinauf in das Gebirge. Selten wird die Wasserscheide von anderen Wesen überschritten, als von argentinischen Hirten und ihren, für Chile bestimmten Heerden.

Trotz dieses geringen Verkehrs existirte in dem Thal, das ich zum Aufstieg

wählte, eine Wache, die keinen Sterblichen ohne Paß thalauf passiren läßt; — sogar zwei Wachen, die guardia nacional und die guardia provincial, was so viel heißt, daß die Republica Argentina zwar eine Centralregierung besitzt, daß ihre einzelnen Provinzen aber auch noch regieren. Angenommen, die Nationalwache habe den Reisenden durchziehen lassen, so kann ihn die Provinzialwache (es ist die der provincia de Mendoza) immer wieder zurücktreiben. Natürlich hatte ich keinen Paß, war aber durch Vermittlung des Kaiserlich Auswärtigen Amtes mit Empfehlungsschreiben an die Gouverneurs der verschiedenen Cordillerenprovinzen versehen worden und sandte einen reitenden Boten nach San Carlos zum Herrn Jefe politico, um darauf hin das erforderliche Stück Papier zu erhalten, — und erhielt es auch. Am meisten interessirte mich dabei, daß der Knabe, welcher ritt, nach 12stündiger Abwesenheit wieder zur Stelle war. In dieser Zeit hatte er 21 Legoas, etwa 100 Kilometer, zurückgelegt.

Herr Teofilo Cardoso benahm sich beim Abschied so uninteressirt gegen mich (ich zahlte weniger als 20 Mark für zweitägige Weide der 17 Thiere und für einen geschlachteten Hammel), daß ich nach Gastgeschenken suchte und mich von einem Theil meines Cognacs, der Chocolade und Cigarren trennte. In dem Geschenk einer Flasche Cognac lag ein gewisser Heroismus, im Hinblick auf die bald beginnenden Strapazen der neuen Cordillerenüberschreitung. Auch hatte Antonio in Folge schlechter Packung bereits zwei Flaschen zerbrechen lassen und mir den ärgerlichen Vorfall jedesmal mit einem so freundlichen Gesicht gemeldet, als hätte er mir ein angenehmes Naturereigniß mitzutheilen, etwa als hätte er sagen wollen: „Recht schönes Wetter heut, lieber Herr"; das ließ befürchten, daß noch andere Flaschen zerbrechen würden. Trotzdem trennte ich mich freiwillig von einer unzerbrochenen Flasche. Was war auch zu machen? Der Reisende ist zwar oft zum Egoismus verpflichtet; nichts jedoch macht unsere Principien so hinfällig, als wenn sie in Collision mit unserer Dankbarkeit treten.

Ein prachtvoller Morgen zog glückverheißend auf, als die dickgefütterten Thiere wieder beladen wurden und wir uns zu dem zweiten Cordillerenübergang anschickten. Die Wasserscheide sollte auf dem Maipopaß, im Anblick des Vulcans gleichen Namens überschritten werden, und ich war äußerst gespannt darauf, wie die Dinge sich dort gestalten würden.

Von Herrn Teofilo Cardoso nahm ich eben so herzlich Abschied, wie unsere Begrüßung kühl gewesen war. Nun blieb der Mann wieder allein unter seinen Heerden und Gauchos, auf seiner Estancia von Yaucha, die durch weite Pamparäume von andern Estancias getrennt ist; nun zog ich wieder hinauf in die Cordillere, den kaum berührten Saum bewohnter Erdstriche von Neuem verlassend, innerlich froh, des Zwanges los zu sein, welchen Gastfreundschaft mir auferlegt hatte. Auch für meine Huasos waren zwei Tage, unter Argentiniern verlebt, schon zu viel; auf sie schien das Wort zu passen, daß Tugend Mangel an Verführung sei. Denn selbst der würdige Zamorano büßte von seiner correcten Haltung ein, war nur selten zur Stelle und amüsirte sich beim Branntwein mit den Gauchos der Hacienda. Es wird wohl, mutatis mutandis, ähnlich so hergegangen sein, wie in einer Universitätsstadt bei dem Besuch fremder

Studenten, und wenn der Aufenthalt in Yaucha sich verlängert hätte, so wäre eine kleine Demoralisation meiner braven Vier unvermeidlich gewesen. Es gilt ganz allgemein, daß man die Leute einer Expedition besser in der Hand behält, so lange sie frei von der Berührung mit solchen Elementen bleiben, welche der Karawane nicht angehören. Eine ganze Reihe von Unarten fällt dann von selbst weg; — gerade so wie bei Kindern, die artig und liebenswürdig bleiben, so lange kein Besuch im Hause ist; dann aber geziert und unausstehlich werden, weil sie die Anwesenheit von Fremden als einen Freibrief für Unarten betrachten.

Sobald wir die Lehmhäuser Yaucha's im Rücken hatten, war das alte tadellose Verhalten meiner Chilenen wieder hergestellt; auch trug die schnelle Aenderung der Umgebung und der Lebensbedingungen dazu bei, die Estancia schnell vergessen zu machen und den Sinn ausschließlich auf das Actuelle zu richten.

XV.

Der Anfang des Marsches konnte nichts Neues gewähren, weil wir Yaucha auf demselben Wege verließen, auf welchem wir es erreicht hatten; nur gewährte der klarere Tag eine Ansicht der Cordillere, die mir bis dahin verschlossen geblieben war. Der höchste Theil der Andes erschien in NNW. (N14W. wahres Azimut), wo ein Berg, von den schönen Formen der Berner Jungfrau, ganz weiß aufstieg; möglich, daß es einer der höchsten Andesgipfel war; ebenso möglich, daß er es nicht war, weil die Schätzung der Distanz gar zu unsicher wurde.

Wir folgten dem Arroyo von Yaucha, in welches wir auf dem Hinmarsch von der Pampa her hinabgestiegen waren, nun weiter thalauf. Mehrfach begegneten uns Reiter, merkwürdiger Weise stets Knaben; der letzte von ihnen rief mir mit freundlichem Lächeln zu, seine weißen Zähne zeigend: „A dios Señor, que le vaya bien," (Leben Sie wohl, Herr; gehe es Ihnen gut), was ich als ein gutes Omen mit ebenso freundlichem Dank hinnahm. Da wir im Wadi ritten, so erschien die Vegetation weniger dornig, grau und griesgrämig, als in der Pampafläche. Die Gräser zeigten hier vielfach den „Bombenhabitus", d. h. sie wuchsen in zerstreuten Büscheln, jeder Büschel etwa von der Form des artilleristischen Abzeichens. Wo der Grund viel Feuchtigkeit besaß, fand er sich gleichmäßig mit saftigem Grün ausgekleidet; daneben trat schilfblättriges Cortadera-Gras auf und Halbbäume von Chacaï. Hinter diesem Vordergrund erhoben sich frischbeschneite Vorberge der Andes: ein hübsches Bild, aber nicht großartig. Papageien und Kiwitts machten sich durch unangenehmes Geschrei bemerkbar. Wir verließen das Thal in 1708 m Höhe, wo einige fensterlose Hütten aus Lehm standen, und erreichten die höchste Pampastufe — ein dünenförmiges Terrain.

Hier überwog die ginsterartige Salupe als Charakterpflanze, und das bereits beschriebene Vegetationsbild der höchsten Pampa wiederholte sich. Der Cerro Diamante wurde wiederum in Südsüdost sichtbar, während wir selbst, gerade auf das Gebirge los, nach Westen schwenkten.

Das Studium des Andes-Abfalls beschäftigte mich während dieses Rittes im Vorterrain der Cordillere am meisten; und wiederum fand ich hier bestätigt, was ich bereits als den meistverbreiteten Typus in der Physiognomie des südamerikanischen Gebirges erkannt hatte, wenigstens in der Physiognomie des Unter-

baues und der thalbildenden Hänge, nämlich: im höchsten Theil eine scharf ausgesprochene Schichtung der Felsmassen, meist auch durch Farbenunterschiede markirt; daran nach unten angeschlossen: ein Abfall von Gestein, in welchem Verwitterung und Wasserwirkung die horizontale Schichtung verwischt und durch senkrechte Rillung und Furchung ersetzt hat — es ist die Zone der castellartigen Bildungen; noch tiefer schließen sich als drittes Glied: die Geröllhalden, denen die Felscastelle aufgesetzt sind. Diese Halden erscheinen oft wie ein reinlich gesäubertes Dach, scheinbar ohne grobes Geröll, und bieten wahrscheinlich meist einen harten Boden dar, können daher beim Erklettern erhebliche Schwierigkeiten bereiten; sie zeigen sich häufig — gerade so, wie dies im vulcanischen Terrain des Cerro Overo der Fall ist — von Felsnadeln durchbrochen, die ich bereits mit kleinen Inseln von Tannenbäumen verglichen habe; ein Vergleich, der sich mir immer wieder aufdrängte.

Die eigentliche Cordillerenreise begann am Nachmittag des ersten Marschtages, in der Höhe von 2050 m. Hier betraten wir die Mündung eines breiten, flachen Wadi, welches gegen die höchste Stufe des terrassenförmig abgesetzten Pampasaumes ausläuft, sich ganz allmälig accentuirt und enger und enger wird, je höher die Thalstufe ansteigt. Wenn im Innern der Cordillere ein Zauberer wohnte, der unschuldige Reisende in seine Schlingen locken wollte, so könnte der Zugang nicht verrätherischer, d. h. harmloser gestaltet sein. In den centralen chileno-argentinischen Andes gibt es vielleicht keinen zweiten so einfach gebauten Zugang, wie dieses Thal, welches ich das Valle de la Cruz de Piedra, das Thal des steinernen Kreuzes nennen will. Dagegen ist mir aus Peru ein Analogon bekannt in dem Aufstieg des Thales, welches bei Tacna von dem wüsten Küstenstrich der Südsee hinaufführt zu dem 4200 m hohen Tacorapaß und dem bolivianischen Hochland. Noch nach andern Richtungen hin ließen sich Analoga zwischen beiden Wegen und ihren Zielpunkten aufstellen. Sollte ich etwas über meine bolivianische Reise veröffentlichen, so werde ich auf diesen Punkt zurückkommen.

Bald umschlossen uns zu beiden Seiten Hänge, die nur bis zu einer Höhe von 200—300 m übersehen werden konnten, während kurze Biegungen sowohl den Rückblick auf die weite Pampa wie den Ausblick zu den hohen Andes hinderten. An einer Enge (2368 m), wo weißer Granit das schiefrige Gestein durchbricht, trafen wir auf eine Hütte, aus Mauern aufgeschichteter Blöcke erbaut und mit Fellen bedeckt. Hier hauste mit zwei Gehilfen der alte Guardia provincial, auf dessen mürrisches, einsilbiges Wesen Don Teofilo mich bereits vorbereitet hatte. Ich suchte ihn daher in Einsilbigkeit noch zu überbieten, indem ich nicht eine einzige Silbe sprach, nur mit der Hand grüßte und ihm den Paß des Jefe politico von San Carlos entgegenhielt. Wenn man Empfehlungsschreiben an die Gouverneurs von fünf argentinischen Provinzen in der Tasche hat, so darf man das thun. Der alte Wächter bewaffnete sich mit einer Brille, betrachtete die Papiere und ließ uns ungehindert weiter ziehen, ohne daß er den Ton meiner Stimme vernommen hatte. Die letzten Spuren der eigentlichen Pampaflora verlöschten hier, die Hauptvertreter der andinen Flora zeigten sich ausschließlich: die Andesmien, die lederpolstrigen stengellosen Kräuter, die Halbkugeln bildenden Gräser.

Als wir gegen Abend das „Schieferthonbiwak“ bezogen (3163 m), charakterisirte ich das Valle de la Cruz de Piedra durch folgende Aufzeichnung: „Ein merkwürdiges Thal, durch welches wir in den letzten vier Stunden geritten sind, ausgestattet mit gleichmäßig grüner, gleichmäßig ansteigender Sohle; mit Halden, durch welche der schiefrige Fels bricht. Nirgendwo war Schnee zu sehen; die vielen kleinen Windungen hinderten jede Fernsicht. Ein kleiner Bach mit durchsichtigem Wasser läuft im Grunde; nichts verräth hier die Annäherung an einen Andes-Uebergang, in dessen Umgebung die Gipfel 5000—6000 m hoch aufsteigen. Wie anders sind doch der chilenische Cajon de la Leña, das argentinische Thal des Rio Negro gestaltet!“

Während des Marsches blies uns der Wind bereits heftig entgegen. Abends war er so stark, daß der Theodolit auf dem Stativ bedroht wurde und unbenutzt wieder verpackt werden mußte; die Nacht war von heulenden Windstößen erfüllt. Jedoch blieb das Temperaturminimum noch 3° C. über dem Gefrierpunkt. Wir fanden hinter niedrigen Mauern aufgeschichteter Steine Schutz. In dem Aufschichten loser Steine zu Wällen oder Mauern besitzen die Chilenen eine Geschicklichkeit, in welcher sie nur von den Italienern, diesen Virtuosen in der Bearbeitung und dem Handhaben jeder Art Gesteins, übertroffen werden.

Seit jenem Regentage, der uns noch jenseits des Rio Diamante überfallen hatte, war uns kein Guanaco mehr zu Gesicht gekommen. Es ist wahrscheinlich, daß sich diese Thiere während des Hochsommers vorzugsweise auf die mittleren Regionen der Andes beschränken (3500—2000 m), und daß sie erst mit dem Einsetzen der kälteren Jahreszeit zur Pampa niedersteigen. Im unteren Theile des Valle de la Cruz de Piedra passirten wir zwar kleine Heerden von Rindvieh, aber Guanacos kamen uns nicht zu Gesicht. Sobald wir jedoch das Biwak verlassen hatten, um zunächst im Grunde des Thales weiter hinauf zu ziehen, da wurde dieses Andeswild wieder zu einer Staffage der Landschaft. Bei 3400 m, wo die Thalgehänge aus einer so schmalen Sohle aufstiegen, daß nur der murmelnde Bach Platz für sein klares Wasser fand, äugte uns von der Halde nieder ein Rudel von sieben Guanacos an. Ich saß ab, hatte aber nicht Zeit, mich des Quecksilberbarometers zu entledigen, und that einen — wie meine Leute glaubten — glücklichen Schuß; denn sechs der Thiere sprangen davon, während das siebente sich langsam und gravitätisch weiter bewegte. Nun suchte ich schnell einen sichern Platz für das Instrument und kletterte, von Zamorano begleitet, die 30° steile Geröllhalde auf. Ich pürschte mich an das Thier heran, gab auf zwanzig Schritt einen zweiten Schuß, der aber keine größere Wirkung zu haben schien, als wenn ich ihn auf ein Rhinozeros oder ein Krokodil abgefeuert hätte. Das Guanaco blieb ruhig stehn; Zamorano warf ihm mühelos den Lasso über, und nun brach es zusammen; das Thier war in der That von zwei Kugeln getroffen; bei 3438 m hatte ich den ersten Schuß abgefeuert, bei 3550 den zweiten. José wurde von unten heraufgerufen und unterstützte Zamorano beim Abhäuten; von dem Wildpret nahmen wir nur das Filet mit und ließen den Rest den Geiern. Die Zeit drängte, und der Tag stellte uns noch eine mühevolle Aufgabe.

Ich benutzte die Pause, um schnell einige Pflanzen zu sammeln, unter

denen ein gelbblühendes Pantoffelkraut mit seiner, dem Boden anliegenden Blätterrosette als charakteristisch hervorgehoben werden muß. Diese Calceolarien sind in der mittelandinen Region, namentlich wo der Boden feucht ist, sehr verbreitet und erfreuen den Wanderer durch das Trauliche ihres Anblicks. Auch hier, in mehr als 3400 m Höhe, wurde ich bei der Manipulation des Pflanzeneinlegens durch die bereits erwähnten großen Fliegen stark belästigt; wo sie sich festgesaugt hatten, ließen sie eine blutige Stelle zurück.

Gerade so, wie in dem Thal des Rio Negro — um das Guanacostein-Biwak herum —, wurde auch hier die Höhenzone 3350—3450 m ein Grenzgebiet für den Habitus der Vegetation. Oberhalb derselben verkümmerte die Pflanzenwelt, allerdings weniger bezüglich ihrer einzelnen Individuen, als bezüglich ihrer continuirlichen Ausbreitung. Die Landschaft erschien kahl, und nur an gewissen begünstigten Stellen zeigten sich die Gräser zu grünen Weideflecken angeordnet; aber die lebendigen harten Pflanzenpolster, welche wie gepreßtes Leder aussehen und die aus tausenden von Individuen bestehen, blieben bis weit hinauf kennzeichnend für die Flora.

Bei 3500 m theilte sich das Thal. Wir traten in den nordwestlichen Zweig ein und ließen den andern linker Hand liegen. An dieser Stelle erschien der Boden völlig kahl, und ein erster Rest von Schnee wurde bemerkbar. Der brausende Wind hörte hier plötzlich auf, und es ist schwer zu schildern, welch' wundersamen Eindruck ein so unvermittelter Uebergang macht, — einen fast unheimlichen, wie die Stille vor einem Gewitter. Wir hatten auch schnell genug für dieses kurze Wandeln im Windesschatten zu zahlen.

Die kleinen Wasserläufe bedeckten sich nun mit Eis. An einer neu auftretenden Wiesenstelle des breiter gewordenen Hochthals spazierte ein Rebhuhn, das muthig bei seinen drei Jungen ausharrte und nicht vor uns floh. Weiter oberhalb — in beinahe 3600 m — lag eine Straußenfeder auf dem Boden. Man könnte glauben, daß der Wind sie verweht habe, oder daß sie durch einen Menschen hierher gebracht sei. Natürlicher aber bleibt die Erklärung, daß die Strauße bis in jene Höhe gelangen — eine Annahme, welche durch die Aussage meiner Leute erhärtet wird.

Das erste Schneekerzenfeld (nieve penitente) wurde zwischen 3600 und 3700 m constatirt, gerade da, wo mir das erneute Auftreten kurzer Gräser auffiel. Es fehlten auch nicht die charakteristischen Adesmiasträucher, deren schlanker Wuchs in tieferen Lagen bis zur doppelten Mannshöhe ansteigt; hier oben waren sie zusammengeschrumpft, wurden kurzknorrig am Boden niedergehalten, blieben nun aber fähig, allen Unbilden des stürmischen kalten Klimas zu trotzen.

Nach dreistündigem Morgenritt erreichten wir die Höhe eines Bergrückens, an dem das Thal sich verlor. Die Uebergangsstelle heißt der Atravieso de la Cruz de Piedra; sie zeigte sich so unwirthlich im Sturm, daß ich die Karawane ohne Aufenthalt weiter ziehen ließ und nur mit Zamorano zurückblieb. Hier bricht Granit oder granitartiges Gestein durch, von dem ich Handstücke nach Berlin brachte. Wegen der Wichtigkeit des Punktes nahm ich daselbst eine barometrische Messung vor, unterstützt von Zamorano, der durch Auflegen der Hand das Stativ davor schützte, umgeweht zu werden. Vielleicht

durfte gerade in der Heftigkeit des Windes die Erklärung gesucht werden, daß in dieser Höhe von 3781 m Schnee nicht vorhanden, das Pflanzenleben nicht erloschen war. Zum letzten Mal wurde von hier aus der Cerro Diamante in südöstlicher Richtung sichtbar.

Mit der Ueberschreitung des Passes traten wir in jenes complicirte Gebiet ein, dessen orographische Entzifferung die Hauptaufgabe späterer Reisender bleiben muß; ich meine jene Hochgebirgsmulde, welche etwa zwischen 32° und 34° südlicher Breite in die Mitte des Andes-Massivs eingelassen ist; von Nord nach Süd läuft; im Westen von der Scheide der beiden Weltmeere begrenzt ist; im Osten von einer, ganz und gar dem Regime des Atlantischen Oceans angehörigen Kette. Von dieser letzteren Kette hatte ich bereits einen Ausläufer überschritten in der Nähe der Stelle, wo der Rio Diamante durch Felsen bricht (unterhalb des „Basaltbiwaks“); jetzt hatte ich sie auf einem, durch die Pampa geführten Bogen zum zweiten Mal erreicht; sechs Wochen später erreichte ich sie zum dritten Mal, etwa bei 32° südl. Br., in der Entfernung einer Tagereise von dem Beherrscher der Andes, dem Aconcagua. Wäre eine Gebirgskette ein einfacher Wall, wie Karten kleinen Maßstabes ihn darstellen müssen, so wäre unsere Hochgebirgsmulde ein übersichtlich gestaltetes Längsthal, eine gigantische Rille eines doppelfirstigen Daches. Aber der Muldenboden wird unübersichtlich und complicirt durch Seitenketten und untergeordnete Verzweigungen dieser; es entstehen Kessel und Querriegel, aus denen gerade die riesigsten Gipfel — auch der Aconcagua — aufragen. Alles Wasser, welches sich in dieser Mulde sammelt, bricht nach Osten durch das Gebirge und fließt dem Atlantischen Ocean zu. Nur systematische Forschung, welche kartographisch verwerthbares Material liefert, kann die Aufgabe der topographischen Entzifferung lösen; und die Herstellung einer Karte wird das nächst zu erstrebende Ziel. Denn eine Karte leistet, namentlich in Bezug auf die orographischen Elemente des Gebirges, dem leiblichen Auge Dienste, zu denen wir die Wirklichkeit nur bruchstückweise heranziehen können. Selbst wenn wir auf einem beherrschenden Aussichtsgipfel stehen und weithin die Ketten und Thäler überblicken, so werden die falsch interpretirten perspektivischen Verkürzungen vielfach unrichtige Vorstellungen in uns erwecken; ganz abgesehen davon, daß wir überhaupt keine Vorstellungen von den weiten Flächenstücken erhalten, welche dem Auge verdeckt bleiben. Von dem letzteren Uebelstande ist eine Karte frei, weil sie eben ist, und weil das Relief durch Einzeichnung von Linien gleicher Höhe ersetzt wird; die perspektivischen Verkürzungen fallen gleichfalls fort, weil das Auge ungehindert über alle Punkte der Karte gebracht werden kann. Die vollkommenste Wiedergabe erfährt ein Gebirge durch eine exacte Reliefkarte; sie wird im Kleinen für uns, was das Gebirge wäre, wenn unser Geist nicht durch unsere körperliche Unvollkommenheit, durch das beschränkte Maß unserer physischen Kräfte in Fesseln gehalten wäre. Aber solcher Karten gibt es sehr wenige; denn ihre Herstellung erfordert einen Künstler und das Vorhandensein exacter Plankarten. Ich hatte einmal Gelegenheit, die muthmaßlich vollendetste Leistung dieses Genre's zu sehen: die Reliefkarte des Monte Rosa-Stockes von Xaver Imfeld, einem Schweizer; dieselbe war in Zermatt aufgestellt zu einer Zeit, wo daselbst viele Alpinisten ersten Ranges versammelt zu

sein pflegen; alle umstanden das schöne Werk und führten im Geiste Besteigungen darauf aus oder sprangen über hohe Gletscherpässe von Thal zu Thal. Diesem Relief liegt die bewunderte Dufour'sche Generalstabskarte zu Grunde, in welcher die aufopfernde mühselige Arbeit mehrerer Generationen von schweizerischen Kartographen niedergelegt ist.

Eines ähnlichen Zusammenwirkens so vieler tüchtiger Kräfte würde es bedürfen, damit wir eine richtige Vorstellung von jener hochgelegenen Andesmulde erhielten, in welche ich nun mit meiner Karawane einzutreten im Begriff stand. Ich habe die Mulde im Verlauf der Reise mehrfach quer durchschnitten, bin auch in ihrer Längsrichtung fortgegangen, und weiß nun gerade so viel davon, um aussprechen zu dürfen, daß der Zusammenhang der einzelnen Stücke noch nicht erkannt ist. Versucht müßte es jedenfalls werden, einen Zug in der Längsachse auszuführen. Gerade die neueste Gebirgsforschung ist reich an Beweisen dafür, daß vieles scheinbar Unmögliche gelingt, wenn es herzhaft und mit den richtigen Mitteln angepackt wird. In unserem Falle tritt ein neues Moment von Hindernissen dadurch auf, daß es nicht genügt, das Terrain zu Fuß zu durchmessen, sondern daß daselbst auch Lastthiere vorwärts gebracht werden müssen.

Um die vorausgeeilte Karawane einzuholen, ritt ich nach Beendigung der Arbeit, von Zamorano begleitet, im Trabe den flachen Hang hinunter, der einem weiten Hochgebirgskessel angehört. Er öffnet sich gegen die Pampa mittelst eines Thales, von dem wir nur den Ursprung sahen. Wir hielten den oberen Rand des Gehänges und durchschnitten, über kleine Rücken fort, eine Anzahl flacher Mulden. Der zugehörige Kesselgrund liegt etwa 3300 m hoch, hat sumpfige Stellen und erscheint kräftig grün. Wir ritten dem Winde gerade entgegen, der uns feine Steinsplitter ins Gesicht warf; das unter den Hut gebundene Tuch mußte bis zum Erwürgen festgeknüpft werden, damit die Kopfbedeckung nicht davon flog; die Lastthiere, wenn der Sturm ihre Breitseite faßte, waren hart daran, umgeworfen zu werden.

Als wir die vierte Mulde erreicht hatten, wandten wir uns wieder der Höhe zu. Links schwenkend, der Pampa den Rücken kehrend, betraten wir eine wüste Hochfläche, nackt, kahl und windgepeitscht, aus deren welligem Boden phantastische Conglomeratriffe aufragten. Durch eine flache Senkung kamen wir an ein hohes natürliches Mauerwerk von tuffartigem Gestein mit Bimssteineinschlüssen (3438 m). An keiner Stelle war Schutz zu erlangen, und in großer Eile nahm ich ein mit Steinfragmenten gewürztes Frühstück zu mir. Eine einzelne Pflanze, so isolirt wie der Ranunculus glacialis oberhalb der Alpengletscher, erblühte hier dem unwirthlichen Boden; in den Löchern des Conglomeratgesteins fanden sich Vogelnester, und in nächster Nähe ragten viele ähnliche groteske Felseninseln auf — steinerne Pendants zu dem „Büßerschnee“. Wir eilten weiter und erklommen, die Thiere stark antreibend, um 1 Uhr Mittags einen zweiten Paß, den ich den Atravieso de la Laguna (3741 m) nenne. Die Berglandschaft zeigte sich hier schneefrei, kahl und charakterlos. Bergrücken, welche in der Nähe aufsteigen, verhinderten einen weiteren Umblick; man fühlte wohl die Rauheit des Gebirges, aber sah nicht seine Großartigkeit.

Der Paßübergang selbst liegt auf einer schmalen Hochfläche, auf einem

zungenartigen Rücken, längs dessen die beiderseitigen Thäler in entgegengesetzter Richtung fallen. Das zwischen den beiden Päßen liegende Gebirgsland hatten wir abzüglich der Pausen in 2¹/₄ Stunde durchritten, indem wir eine fast westliche Richtung hielten. Ich glaubte nun allen Ernstes auf der großen Wasserscheide zu stehen, und erst die Fortsetzung des Marsches belehrte mich durch überraschende Enthüllungen eines Besseren. Dieser Atravieso de la Laguna ist in der That nur eine Scheide für atlantische Gewässer; auf der einen Seite fließen sie über die Außenflanken des Andesabfalls direct zur Pampa; auf der andern Seite fallen sie in das Regime des Rio Diamante und werden durch jenen Thalkessel geführt, in welchen der Rio Negro mündet.

Die Monotonie der Landschaft setzte sich auch in dem Thale fort, durch welches wir abwärts ritten; hellbraune Halden, ein mäßiger Fall, eine schmale Thalsohle, völlige Vegetationslosigkeit bilden sein Gepräge. Es besitzt mehrere Lagunen in 3600—3500 m Höhe, 1—200 Schritt lang, mit bräunlich-grauem Wasser, auf dessen unvereister Oberfläche der Wind kleine Schaumkämme aufwarf; die oberen zeigten sich abflußlos, durch Schutt abgedämmt.

Wegen des guten Bodens und entsprechend leichten Reitens kamen wir schnell von der Stelle und gelangten bereits nach einer Stunde an die Mündung des Thales, wo nun fast unvermittelt eine große, gewaltige Aenderung der Scenerie stattfand. Wir traten bei 3400 m in einen weiten Bergkessel aus, über dessen schwarzen Lavagrund der Sturm ungehemmt dahintobte, und ich starrte bewundernd auf eine andine Landschaft, über deren Großartigkeit alles physische Ungemach vergessen wurde. Gegensätze von Formen und Farben zeigten sich hier in ein Ganzes verschmolzen, und dieses Ganze trug den Stempel des Erhabenen.

Ein leuchtender Streifen grünblauen durchsichtigen Wassers ist in die schwarze Hochfläche eingelassen: die Laguna del Diamante; dahinter steigt einfach und majestätisch der erloschene Vulcan Maipo (5400 m) auf, mit seinem höchsten Kraterzacken, den bläulichen Wasserspiegel noch um mehr als 2000 m überragend. Ganz isolirt liegt der Berg da; nicht aus einer Kette, sondern aus einer Hochebene steigt er auf, anfänglich in sanftester Steigung die 16 km breite Basis verlassend, dann steiler werdend, bis die Profillinien des eigentlichen Kegels im Winkel von 25° aufgerichtet sind. Zu diesem Bilde liefert die unterbrochene Cordillere der hohen Andes den Rahmen und stellt durch die Zerrissenheit ihrer Felsgebilde einen unbeschreiblich wirkungsvollen Gegensatz zu der sanft geschwungenen Linie des Vulcans her. Dagegen ist das Fleckenartige der Schneebedeckung, wenigstens in den mittleren Höhen, allen Bergen eigen; in den höchsten Höhen mehren sich die Schneemassen, und in hellerem Lichte erglänzt dort das Gebirge.

Worauf ich am wenigsten gerechnet hatte, das war die weite, mitten zwischen die Ketten eingeschaltete Ebene von der Ausdehnung mehrerer Quadratmeilen, in dem Niveau von ca. 3300 m. Das war ein Stück von dem Boden jener unentzifferten Hochgebirgsmulde. An dieser Stelle ist sie von typischer Einfachheit: rechts und links die Längszüge der Doppel-Cordillere, in der Mitte der trennende, weite Grund. Man darf ihn als eine Terrassenstufe ansehen, wenn man bedenkt,

daß von hier aus das Wasser der Laguna del Diamante südlich durch ein Thal abfließt, welches sich 1000 m tiefer gegen den grünen Thalkessel des Basaltbiwaks öffnet.

Für die Physiognomie der Landschaft ist die große Maipo-Ebene ein ebenso bedeutungsvolles Moment, wie die hohen Andesketten und der Maipo selbst es sind; sie dient letzteren fast im buchstäblichen Sinne des Wortes als Folie und verleiht dem Gebirge eine vornehme Ruhe, die dasselbe sonst nicht haben würde. Wir können Aehnliches gerade auf denjenigen Alpenpässen beobachten, die — weil sie fahrbar sind — auch am häufigsten überschritten werden; sie zeichnen sich vor vielen, mehr unwirthlichen, vergletscherten Jochen dadurch aus, daß die Einsattelung sehr breit ist; daß die einfassenden Berge zurücktreten; daß eine Hochebene vorhanden ist, in welche nicht selten Lagunen eingelassen sind. Man denke nur an „die Höhen des Gotthardts, wo die ewigen Seen sind, die von des Himmels Strömen selbst sich füllen“. Stets war mir, auch schon in früher Jugend, das Besondere in jenen Landschaften aufgefallen, ohne daß ich den Grund dafür sogleich hätte angeben können.

Wir durchmaßen die Hochfläche schräg in westsüdwestlicher Richtung, im steten Anblick des Maipo, den wir im Sinne des Zeigers der Uhr umkreisten; wir behielten ihn also auf unserer Rechten, sahen anfänglich seine Ost- und später seine Südseite. Bereits aus der Tiefe ließ sich deutlich erkennen, daß den Abschluß des Kegels ein gewaltiger Krater bilde; der höchste Zacken liegt am weitesten nach West, die tiefste Buchtung auf der Seite der Lagune, in deren Wasser sich der Gipfel spiegelt. Im Laufe des Marsches verschoben sich die einzelnen Kraterzacken so gegeneinander, daß der höchste unsichtbar wurde.

Ihrer Höhenlage nach hätte die Maipo-Ebene noch sehr wohl ein continuirliches Pflanzenkleid tragen können; denn die grünen Thalgründe, auf welche ich nach Ueberschreitung des Cruz de Piedra-Passes niedergeblickt hatte, verliefen in derselben Niveauzone von 3300 m. Aber wahrscheinlich vereinigt sich auf der weiten vulcanischen Fläche die Ungunst des Klima's mit derjenigen der Bodenbeschaffenheit. Vermuthlich weht hier der Wind das ganze Jahr hindurch, unterdrückt die Bildung einer Humusschicht und begünstigt die Verdunstung der Feuchtigkeit, welche ohnehin von dem porösen Boden schnell aufgesogen wird. Was von Vegetation vorhanden war, brachte gerade diesen Kampf zwischen günstigen und feindlichen Bedingungen zum Ausdruck. Ich constatirte auf weite Strecken hin nur Gräser, welche nicht büschelweise angeordnet dastanden, sondern zu raupenartig gewundenen Bändern und Linien gruppirt waren; sie lagen da, von den Unbilden des Windes wie ein Wurm gekrümmt, S-, schnecken-, kreis- oder C-förmig; kleine Mengen aufgewirbelten Staubes hatten sich an ihnen festgesetzt, so daß der Boden ein wenig erhöht erschien. Die Fläche selbst zeigt ein wechselndes Gepräge; streckenweise ist sie, wie Andesflächen es oft sind, nach Art der Wüsten-Serirs mit kleinen eckigen Fragmenten fest belegt, theilweise ist sie sandig, theilweise mit Lavablöcken oder Schlackenbrocken bedeckt.

Den Abfluß der Laguna del Diamante überschritten wir — vom linken zum rechten Ufer — in 3324 m Höhe und traten in ein Thal von sehr unsymmetrischem Querschnitt: Linker Hand hochansteigende Halden, deutlich ge-

schichtet, einer Kette angehörig, welche von dem Desaguadero, d. h. dem Abfluß des des Diamante-Sees, durchbrochen wird; das buntfarbige Durchbruchsthor bildet den Eingang der großen Schlucht, welche die Verbindung mit dem grünen Kessel der früher erwähnten „heroischen Landschaft“ herstellt. Rechter Hand dagegen hat man es lediglich mit einem Abfall von Maipo-Laven zu thun, die nicht nur den Boden des Thales bedecken, sondern noch zu dem gegenüberliegenden, nicht-vulcanischen Hange aufschlagen. Das Wasser fließt klar und in Fülle, an den Ufern mehrt sich die Vegetation, und Enten und Rebhühner finden hier ihre Lebensbedingungen. Ununterbrochen bleibt der Maipo der große Augenpunkt der Landschaft, der Wind der große Störenfried aller ruhigen Betrachtung. Während ich von Frostschauern durchweht war, fühlten sich die dunklen Steine warm an.

In unmerklicher Schwellung hob sich der Boden, sobald die nach links abbiegenden Fluthen des Desaguadero im Rücken lagen; wir ritten an einigen kleinen Lagunen vorbei, die im Gegensatze zu der Laguna del Diamante schmutzig-braunes Wasser hatten, und gelangten so an die Wasserscheide. Die Natur hat Alles gethan, um diese wichtige Linie, an welcher die Tributpflichtigkeit der Gewässer von dem Atlantischen Meere auf die Südsee übergeht, dem Auge verborgen zu halten. Der achtlose Reiter könnte den Atravieso del Maipo, der 3473 m hoch liegt, passiren, ohne sich bewußt zu werden, daß er es gethan. Welch ein Gegensatz zu der haarscharf gezeichneten Linie des vordem überschrittenen Atravieso de la Leña (4107 m)!

Auch auf der chilenischen Seite des flachen Gewölbes sind Lagunen ausgebreitet, deren Südseiten von kleinen Eisschollen eingefaßt waren. Innerhalb einer Stunde senkten wir uns dann um etwa 170 m, ein weites vulcanisches Trümmerfeld überschreitend, in welchem Lavamauern schluchtenbildend auftreten.

Es dunkelte, als wir in 3306 m Höhe das „Maipobiwak“ aufschlugen, am Südsüdwestfuß des Maipo, dessen Gipfelpunkt hinter dem zweithöchsten Kraterzacken verborgen blieb. Hier traten die ersten Krüppel-Adesmien auf; wir suchten Schutz zwischen Trümmerblöcken und sogen neue Kraft aus dem wärmenden Feuer. Schon länger als vierundzwanzig Stunden war der Sturm gegen uns losgelassen; sein Wüthen hielt während der ganzen Nacht an, und ich konnte vor Kälte nicht schlafen. Am Morgen war alles Wasser gefroren, und das Aufraffen zu erneuter Thätigkeit kostete Ueberwindung. Ein Glück, daß wenigstens die Thiere in der Nähe eines nach Chile fließenden Baches Weide fanden.

Von dem Augenblick an, wo ich den Maipo zuerst sah, hatte ich ihn auf die Erreichbarkeit seines Gipfels geprüft, und an jenem kalten Morgen des 18. Januar 1883 stand der Entschluß fest, die Besteigung auszuführen. Den Leuten sagte ich zunächst nichts; dazu war es noch zu kalt; denn wer stark friert, ist wenig geneigt zu Unternehmungen, welche noch schlimmere Situationen in Aussicht stellen. Als die Sonne uns ihre Wohlthaten zu Theil werden ließ, nahm ich Zamorano absichtlich allein mit mir und wanderte eine halbe Stunde in der Richtung, aus der wir Tags zuvor gekommen waren. Hier nahm ich zwei Photographien auf: die eine von der Südseite des Maipo, die andere von dem zerrissenen Hauptkamm der Andes, im Süden des Vulcans. Beide Aufnahmen gelangen über Erwarten gut; denn bei den aufgeregten Windverhältnissen lauerte

stets die Gefahr, daß ein Zittern des Statives die scharfen Umrißlinien des Bildes verwischte.

Nach Beendigung der Arbeit wies ich mit der einen Hand auf die Spitze des Maipo, legte die andere auf Zamorano's Schulter und sagte ihm mild und freundlich, daß ich am folgenden Tage mit ihm und Francisco dort hinauf steigen würde; wenn sie nicht eher umkehren würden, als ich selbst es thäte, so sollte ein Jeder ein Geschenk von 10 Pesos (30—40 Mark) erhalten; auch die beiden zurückzulassenden Leute, Antonio und José, sollten nicht leer dafür ausgehen, daß sie noch mehrere Tage in dem hochgelegenen kalten Biwak aushalten müßten. Ich werde es nie vergessen, mit welch' bereitwilliger Schlichtheit der alte Mann mit dem straffen schwarzen Haar nichts weiter erwiderte, als: „bueno" d. h. gut. Schon um des Tones willen, den er in seine lakonische Antwort legte, mußte man ihm gut sein.

Zamorano's sicher, durfte ich weiter keine Sorge wegen der übrigen Leute haben, die ihn mit Recht als ein Orakel verehrten. Deshalb überließ ich es ihm ganz und gar, die Neuigkeit im Lager mitzutheilen, und redete erst danach mit den neu Eingeweihten über die Vorbereitungen der beschlossenen Expedition. Francisco, der am schlechtesten equipirt war, erhielt aus meinen Vorräthen Beinkleider und zwei Paar wollene Strümpfe; auch Zamorano wurde sorgfältiger chaussirt, und noch ehe die Sonne durch den Meridian ging, und ich mich zu einer Breitenbestimmung anschickte, war alles Wesentliche geordnet.

Während der Nachmittagsstunden machte ich Zeitbestimmungen und ermittelte dann das Azimut (die Himmelsrichtung) der zweithöchsten Maipospitze, was auch astronomische Hilfsmittel erfordert. Besonders wichtig war die gleichzeitige Bestimmung des Luftdrucks mittelst des Barometers, und des Siedepunktes des Wassers mittelst eigens construirter Thermometer, sogenannter Hypsothermometer. Zur Erzeugung der Wasserdämpfe — denn in diese, nicht in das siedende Wasser, wird das Thermometer eingelassen — dient eine besondere Vorrichtung, schlechtweg „Kochapparat" genannt; er ist leicht transportirbar und steht in einem Holzkästchen, das die Spiritusflamme vor dem Erlöschen durch Luftzug schützt. Die Hypsothermometer sind ein Ersatz für Barometer; aus der Temperatur des Siedepunktes, der mit wachsender Höhe tiefer und tiefer sinkt, läßt sich der Luftdruck, den das Barometer direct gibt, indirect ableiten; aus dem Luftdruck die Höhe. Wie? das geht uns hier nichts an; ebenso wenig ist die Auseinandersetzung am Platz, mit welcher Genauigkeit die Höhe aus dem Luftdruck ermittelt werden kann; noch auch, wie die Lufttemperatur, die atmosphärischen Schwankungen und endlich die Fehler der Instrumente das Resultat beeinflussen[1]).

Die Instrumentenvergleichung und die Bestimmung der Zeit und Uhrcorrection aus Observationen der Sonne nahmen den Nachmittag doch nur zum Theil in Anspruch. Ich fühlte mich matt und zerschlagen von der Arbeit der letzten 48 Stunden, durch die schlaflose Nacht, die Kälte und den Wind; dazu trat die gerechte Sorge um das Wetter. Die Witterungsanzeichen gestalteten sich ungünstig; in dichten Scharen zogen die Wolken am Himmel

[1]) Siehe die Erläuterung am Schluß des Artikels.

hin, und wenn einmal das Firmament größere Flächen seines reinen Blau zeigte und die Hoffnung neu belebte, so lag das nur an einem Wechsel in der Intensität des Sturmes. Wir konnten nicht ewig hier oben verweilen; noch war der gute Wille bei meinen Leuten lebendig, und das Eisen mußte geschmiedet werden, so lange es heiß blieb. Ging dieser Augenblick verloren; wurden wir vertrieben, ohne den Maipo attackirt zu haben: so konnte der Zeitverlust schon im Hinblick auf die drängende Aconcagua-Expedition nicht mehr gut gemacht werden. So flossen denn die Stunden mit quälender Langsamkeit dahin, während ich grübelnd dasaß, das Auge auf die fliegenden Wolkenmassen gerichtet, welche die freudlos aufziehende eisige Nacht schwarz und schwärzer färbte.

Nach meiner Schätzung mußte der Weg vom Biwak bis zum Gipfel etwa 12 Stunden erfordern. In runden Zahlen betrug die Augenentfernung zwischen beiden Punkten 9 km, der Anstieg 2100 m.

XVI.

Wir erhoben uns um 1 Uhr, in der Nacht vom 18. zum 19. Januar. Der emsige Antonio bereitete uns Thee, und um 2 Uhr 20 Minuten rückten wir aus. Zamorano und Francisco (ein Mann von 30 Jahren) trugen jeder einen Schultersack, ich selbst eine Ledertasche. An Getränken nahmen wir Thee und Cognac mit; an Lebensmitteln: Zucker, Chocolade, Brot und Käse; an Instrumenten: den Apparat zum Wasserkochen, zwei Kochpunktthermometer, ein gewöhnliches Thermometer, das Horizontalglas und einen Taschencompaß. Gegen die Kälte schützte ich mich durch Verdoppelung vieler Stücke, welche den Anzug eines gut equipirten Alpinisten ausmachen. In Gebirgen, wo man dem Wind so stark ausgesetzt ist, wie in diesen Andes, empfiehlt es sich vor Allem, den Körper in möglichst viele Schichten, wenn auch feinen Gewebes, zu kleiden. Beispielsweise erweist es sich praktisch, zwei seidene Hemden anzulegen und dann erst das Flanellhemd; darüber zieht man dann eine gestrickte wollene Jacke leichten Gewichts, eine hochgeschlossene Weste und einen passend gearbeiteten Rock aus starkem Stoff. Die Handgelenke werden durch mehrere Paar Pulswärmer geschützt. Die äußerst bequeme Tracht der sogenannten Knickerbockers (Kniehosen) — unübertrefflich für die Alpen — verwarf ich, nach den Erfahrungen am Maipo, für die großen Andesexpeditionen; ich ersetzte sie durch weite Beinkleider des gewöhnlichen Schnittes und legte darüber, je nach Erforderniß, lederne Beinschienen oder starke Zeuggamaschen an. Diese Bekleidung hat den Vorzug, daß sie gleichzeitig den Erfordernissen des Bergsteigens und des Reitens genügt. Zwei Paar seidene Unterbeinkleider, zwei Paar lange wollene Strümpfe, die bekannten genagelten, dicksohligen Schnürschuhe, ein über den Filzhut festgebundenes seidenes Tuch, ein eben solches für den Hals und wollene Fausthandschuhe vollenden die Vermummung des Cordillerenbesteigers. Der Träger so vieler Gegenstände erscheint dem Leser vielleicht sehr ungelenkig, mag es auch sein; nur wird er sich dessen in der Kälte nicht bewußt. Uebrigens fehlt zur vollständigen Equipirung noch ein Stück: nämlich irgend ein Schutz gegen das mögliche Erfrieren der Nase. Er fehlte mir hier sowohl wie am Aconcagua, und die Nase ist intact geblieben; immerhin ist der Gedanke, daß ein Unglück passiren könnte, so un-

behaglich, daß er die gute Stimmung während der Besteigung beeinträchtigen kann. Ein in arktischen Zonen sehr erfahrener Reisender, der norwegische Capitän Jacobsen, theilte mir mündlich mit, daß ein über das Gesicht fallender Schleier von Wolfshaaren ein bewährtes Schutzmittel sei.

Unser Weg führte zunächst durch ein coupirtes Terrain von Laven. Wir hatten eine Mulde zu passiren, wo Wasser, Eis und große Trümmerblöcke mit einander wechselten, und stiegen dann langsam auf in der dunklen Nacht. Eine Laterne stand nicht mehr zu unserer Disposition — sie war unbrauchbar geworden —, und das erschwerte das Gehen. Zamorano führte; Leute des Landes sind im Vorterrain meist brauchbarer als unsereins, und mir war meine Rolle noch vorbehalten. Die Richtung des Berges ist vom Biwak aus 200° wahres Azimut, mit anderen Worten Nornordost. Wir hielten aber Nordnordwest und stiegen in einem Thälchen auf, welches zu einem Plateau von 4000 m Höhe führte. In diese Hochfläche läuft die Westflanke des Maipo aus, der also nicht — wie der erste Anblick von der argentinischen Seite her glauben machte — eine Insel der großen Hochebene ist, sondern eine kegelförmig aufragende Halbinsel; jenes Plateau bildet eine Art von Isthmus, durch welchen der Maipo mit der Westkette der Doppel-Cordillere verknüpft wird.

Nach dem Vorbild meiner beiden Leute hatte ich mir noch den landesüblichen Poncho übergehängt: ein Kleidungsstück, ebenso nützlich für den Reiter, wie schädlich für den Fußgänger. Ein besonders heftiger Windstoß schlug mir den Poncho von hinten über den Kopf, so daß ich nichts sehen konnte, taumelte und stürzte; eine hübsche Situation für einen Alpinisten. Ohne den Tags zuvor aufgesprungenen Rheumatismus in der rechten Schulter hätte ich das verrätherische Gewand weggeworfen; nun band ich es künstlich fest. Noch während der Nacht kamen wir an den vollständigen Skeletten zweier Pferde vorbei, die mit unheimlichem weißen Schein sich von dem schwarzen Untergrund abhoben. Wahrscheinlich haben sich die Thiere verirrt und sind vor Hunger verendet.

Während der ersten Marschstunden blieb der Himmel sternenklar, und die schönsten Hoffnungen erfüllten mich. Bald nach 4 Uhr kam die Dämmerung, und mit ihr neues verwaschenes Gewölk; die Sonne ging hinter der argentinischen Kette schlecht auf und färbte die schwebenden Wasserdünste und atmosphärischen Eisnadel-Agglomerate mit schmutzigem Roth. Wir passirten einige Felder von Nieve penitente und gelangten um 6 Uhr Morgens auf die Höhe des Plateau's, wo die Schneebedeckung mächtig zu weit erstreckten Feldern entwickelt ist. Damit standen wir am Westfuß des eigentlichen Maipokegels, 700 m höher als die östliche Basis, welche zu der Laguna del Diamante niedergeht. Hier hörte nun jeder Schutz vor dem aus Nord und Nord-West gegen uns losgelassenen Winde auf. Die Spitze des Maipo war bis zur halben Flanke hinab von dicken Nebeln eingehüllt, die unausgesetzt weggeführt und neu gebildet wurden; nur auf Augenblicke ließen sie den Gipfel frei.

Dies war die Stelle, wo das Zünglein der Wage schwankte. Zamorano wies zum Berge auf und sagte: „Sehen Sie, wie der Sturm geht, bei diesem Wetter kommen wir nicht auf.“ Francisco kauerte verzagt am Boden, gegen einen Stein gelehnt; sein älterer Gefährte gesellte sich ihm bei. Diese Neigung zum

Niederkauern bei Sturm und Verzagtheit ist charakteristisch für alle meine südamerikanischen Begleiter gewesen. Es ist das Schlimmste, was man in schlimmen Lagen thun kann; es leitet eine Erstarrung sowohl des Körpers wie der Willenskraft ein. Ich ging mit weiten Schritten auf und nieder, und so den schlimmen Wirkungen der Kälte entgegenarbeitend suchte ich gleichzeitig den beiden Chilenen ein Beispiel zu geben, daß es zum Verzweifeln noch zu früh wäre. Aber innerlich war mir jammervoll zu Muthe, und lange Zeit hindurch hielt ich die Umkehr für unvermeidlich. Nur weil für letztere eine Gefahr nicht im Verzuge der Tag noch lang war, so setzte ich die Morgenpromenade fort, nach dem Vorbild des Tigers im Käfig. Dann unternahm ich eine Recognoscirung auf dem Plateau und constatirte, daß das Gebirge im Westen und Nordwesten rein daläge, von einem blauen Himmelsstück überwölbt, von einer goldig strahlenden Sonne beschienen. Das vertrieb die Zweifel an der Fortsetzung des Weges. Hüllte sich auch der Maipo noch immer in Nebel, fort und fort die atmosphärischen Wasserdämpfe an dem erkältenden Gestein seines Kegels verdichtend, so konnte doch auch hier, mit dem mächtiger werdenden Tage, ein Wandel zum Besseren eintreten.

Er trat in der That ein; die Intervalle, während deren Gipfel und Flanken unverdeckt blieben, wurden länger und länger; auch ließ sich mit Sicherheit aussagen, daß der Weg an keiner Stelle schwierige Klettereien erfordern würde. Auf der Photographie beträgt der Abfall des Kegels nach dieser Seite hin im Mittel 20°. Die Kegelhalden waren mit Geröll bedeckt, das im Allgemeinen dem Fuße zuverlässigen Halt gewährte. Es gab allerdings Stellen, wo Lavamauern durchbrachen und Barrieren bildeten; sie konnten aber umgangen werden. Auch die Schneeverhältnisse wurden nur sporadisch zu einer Erschwerung. Denn auf der uns zugewandten West- und Südwestseite des Maipo trat der Schnee nur fleckenweise auf, im Gegensatz zu den südlich und südöstlich gerichteten Flanken. Diese Schneeflecken vergrößerten sich bei der Annäherung allerdings nicht selten zu großen Feldern, weil der Kegelmantel des vulkanischen Berges von seinem mathematischen Prototyp doch erheblich abweicht und in der Richtung des steilsten Falles oft gefurcht ist. Diese schluchten- oder muldenförmigen Furchen sind der Ansammlung von Schnee natürlich besonders günstig; der Schnee nimmt auch dort auf seiner Oberfläche die „Penitente"-Form an, d. h. er zeigt einen Wechsel von Rillen und modellirten Kämmen. Ist eine breite und weit nach abwärts erstreckte Mulde in dieser Weise ausgefüllt, so macht das eingebettete Feld den Eindruck eines Gletschers zweiter Ordnung.

So könnte es denn scheinen, als reducirte sich die Maipobesteigung auf einen Spaziergang über einen leidlich guten Boden, der im Winkel von 20° ansteigt. Indessen wurde der ausführenden That ein anderer Stempel aufgedrückt.

Der Aufenthalt auf dem Schneeplateau währte eine Stunde. Wir nahmen keine andere Nahrung zu uns, als eine Tafel Chocolade für den Mann.

Ohne weiter das Wetter zu discutiren, setzten wir um 7 Uhr Morgens den Marsch fort. Von den Vorräthen wurde der größere Theil zurückgelassen; ein Jeder belud sich mit seiner Last, und langsamen Schrittes wandten wir uns der Höhe zu. Allmälig sanken die Berge der Umgebung tiefer, und ich gebrauchte

häufig das nützliche Horizontalglas, um zu constatiren, mit welchen Gipfeln wir uns gerade in gleichem Niveau befänden. Nach mehrstündigem Klettern wurde der Cerro Overo hinter den südlichen Ketten sichtbar; wir hatten die Höhe von 4740 m erreicht, als wir sein Niveau durchschnitten.

Es war mein Wunsch, mit gleichförmiger Langsamkeit, jedoch ohne Pausen, vorzudringen. Ich ließ anfänglich Zamorano führen, der trefflich ein gegebenes Tempo innezuhalten verstand. Als aber bei ihm sowohl, wie bei Francisco, die Neigung zu kleineren Pausen durchbrach, übernahm ich selbst die Führung und war überzeugt, daß die Leute folgen würden. Ich sah mich längere Zeit absichtlich nicht nach ihnen um, und als es dann geschah, bemerkte ich, daß Zamorano sehr weit zurückgeblieben war, und daß Francisco, der kräftige Jüngere, etwa die Mitte der weiten Distanz hielt. Als ich mich bald darauf zum zweiten Male umsah, that Zamorano noch wenige Schritte und brach dann zusammen. Dies fand etwa in Montblanc-Höhe (4810 m) statt. Da Francisco weiter marschirte, so erwartete ich ihn. Sein Aussehen war sehr bleich; er klagte aber über nichts Anderes, als über Schmerzen in den Beinen. Wir mußten uns einander laut anschreien, um in dem brausenden Sturme einander verständlich zu machen. Der Mann kämpfte einen harten Kampf; er wollte mich nicht verlassen, aber seine Schwäche und die Schmerzen der Erschöpfung zogen ihn zur Erde. Er wollte nicht, daß ich allein weiter ginge; deshalb nahm ich ihm seinen Schultersack ab und trug nun deren zwei; so schritt ich weiter, gefolgt von dem agonisirenden Manne, dessen Leiden sich wie ein Bleigewicht an meine Füße hing.

Gegen 12 Uhr 30 Minuten Mittags brach auch Francisco hoffnungslos zusammen; zum Glück an einer Stelle, wo Lavamauern wenigstens einigen Schutz gegen die gesteigerte Heftigkeit des Windes gewährten. Ich bereitete ihm den Boden ein wenig zu; dort schloß er die Augen und verfiel in Schlaf. Zuvor hatten wir abgemacht, daß er bis zu meiner Rückkehr liegen bleiben sollte und mich da erwarten, wo ich ihn nun verließ. Deshalb markirte ich die Stelle durch aufgehäufte Steine und stieß Francisco's Stock vor dem Lavafelsen in den Schnee.

Dies fand in ungefähr 5200 m Höhe statt.

Es waren bereits zehn Stunden verflossen, seitdem wir aus dem Biwak ausgerückt waren; bot das Terrain auch keine Schwierigkeiten im technischen Sinn der Alpenkünstler, so traten dafür andere ein. Es ist ein gewaltiger Unterschied, ob ein Hôtel oder ein 3300 m hoch gelegenes Biwak den Ausgangspunkt einer Bergunternehmung bildet; ob man ein Bett verläßt oder schon seit Wochen auf dem kalten Erdboden geschlafen hat; ob man sich bei routinirten Führern in Entreprise gibt oder plötzlich in 5200 m Höhe inmitten unbekannten Terrains auf sich allein angewiesen dasteht: in Front einen unerstiegenen Gipfel, im Rücken die einzigen Begleiter isolirt hingestreckt, und gerade denjenigen Einflüssen erlegen, denen weiterhin zu trotzen man im Begriff steht. Da fielen denn auch die 1900 m ins Gewicht, die unter drohenden Wetteranzeichen, bei starkem Frost und heftig bewegter Atmosphäre bereits erstiegen waren. Aber des Physischen war ich mir kaum noch bewußt; die Folgen der Anstrengung

durch den Marsch und der Erschöpfung durch die Kälte blieben in mir latent; immer stärker accentuirte sich der Wille, das Ziel zu erreichen, jede andere Ueberlegung wurde über Bord geworfen; für mein eigenes Bewußtsein war ich nur noch der Träger einer zum Paroxismus gesteigerten Energie. Man kann es unmoralisch, grausam finden, daß ich zwei erschöpfte Leute, den einen in 4800 m, den andern in 5200 m in dieser sturmgepeitschten Andes-Oede zurückließ. Aber wer nach einem gerechten Urtheil strebt, möge gerade an dieser Stelle bedenken, daß nicht nur der Körper sich rauhen äußeren Bedingungen accomodirt und seine Feinfühligkeit verliert, sondern daß auch die Seele einem ähnlichen Proceß unterliegt. Der ganze Mensch wird positiv ein anderer, und die Dinge erscheinen ihm in anderem Licht. Eine weiße Fläche ist für uns nur so lange weiß, als weißes Licht auf sie fällt; im blutrothen Licht wird sie blutroth, und in dieser Färbung erschienen mir die Dinge nun.

Auf meinen eigenen Comfort war ich so wenig bedacht, daß ich von den Lebensmitteln, welche Francisco's Sack enthielt, nichts anrührte noch mitnahm, sondern nur weiter trug, was ich für die Beobachtungen auf dem Gipfel gebrauchte. Die Befürchtung, daß die dünner und dünner werdende Luft den Organismus lähmen könnte, erwies sich als grundlos. Mein Befinden war und blieb normal; ich litt weder an Kopfschmerz, noch an Congestionen, noch an Uebelkeit; athmete ohne Beschwerde, aber mit Begier und sehr tief. Dem langsamen Schritt dankte ich es, daß ich während der ganzen Expedition nicht einmal außer Athem kam. So wenig wie bei Francisco, so wenig fand auch bei mir ein Austreten von Blut aus Mund, Ohren, Nase statt. Diese Wahrnehmungen erhöhten mein Zutrauen zu dem Vollenden des Werkes sehr erheblich; wie denn auch die Freude über das klar gewordene Wetter bis dahin der beste Kraftspender geblieben war. Denn schon seit mehreren Stunden lag der Gipfel des Maipo nebelfrei vor uns. Weiter und weiter war die Landschaft geworden, Kette schob sich hinter Kette, und 5000 m hohe Felscastelle betrachtete ich jetzt bereits mit gesenktem Auge.

In seinen höchsten Theilen wird der Westhang des Vulcans flacher und flacher; in demselben Maße erscheint der Boden ausgedehnter, gleicht einer Hochebene, auf welcher der Wanderer leicht die Richtung verliert. Ich blickte — und das war mein Heil — oft zurück in die Richtung, aus der ich kam; sah aber nichts als schwach geneigte Schnee- und Geröllfelder, auf denen kein natürliches Wahrzeichen, auch nicht die eigenen, vom Winde schnell verwischten Fußstapfen im Schnee den Rückzug markirten. Die ursprüngliche Aufstiegslinie führte, wie mir schien, nicht auf den höchsten Kraterzacken; ich mußte halb links wenden und die sanft abfallenden Plateaufelder überqueren. Den einzig brauchbaren Fixpunkt für die Rückwärtsvisur bildete eine deutlich geschichtete Wand der Vorkette, welche westlich vom Maipo in meridionaler Richtung verläuft. Dieses Schichtensystem prägte ich mir instinctiv ein.

Endlich sah ich deutlich den oberen, scharf gezeichneten Rand der flachen Kuppe und erreichte denselben in der Einsattelung, welche den zweithöchsten (vom Biwak aus sichtbaren) und den höchsten Punkt des Berges mit einander verbindet.

Um halb zwei Uhr setzte ich meinen Fuß auf den Gipfel des Maipo.

Ich stand nun 5400 m hoch, auf einsamer Höhe. Nur der Wind drängte sich noch an mich und wehte mit so unablässiger Vehemenz, daß ich kriechend den Kraterrand erreichen mußte, um nicht abgeworfen zu werden. Auf dem Boden knieend, mit den Händen das Gestein packend, sah ich in einen weiten kesselförmigen Abgrund. Gerade unter mir fiel die farbige Kraterwand mehrere hundert Fuß ab und verlor sich unter den Schneemassen, welche die Tiefe erfüllten. Nichts deutete auf eine actuelle Thätigkeit, und der Maipo muß heute zu den erloschenen Vulcanen gezählt werden. Der Umfang des Kraterrandes beträgt nach einer, durch spätere Messung unterstützten Schätzung etwa 3 km. Diese Linie doppelter Krümmung erreicht das höchste Niveau da, wo ich stand, oder richtiger kniete. Am tiefsten nach unten zu ausgebuchtet erscheint sie auf der Ostseite, so daß der hellblaue Schein der Diamantlagune, die dort zu Füßen des Vulcans liegt, noch das Auge des Besteigers trifft: Ein mir unvergeßlicher Eindruck, das einzige Zeichen der Milde inmitten einer Natur, welche dem Eindringling wie ein Medusenantlitz entgegenstarrt.

Röthliche poröse Schlacken mit schwarzen röhrenförmigen Glasflüssen bilden den höchsten Kraterrand; sie ließen sich ohne Hammer mit der Hand losbrechen. Herr Roth, Mitglied der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften, dem ich die Stücke übergab, erklärte die schwarzen Glasflüsse als Wirkungen des Blitzes. In nächster Nähe des Randes liegen Trümmer schwarzen Gesteins von hohem specifischen Gewicht.

Die Hände versagten fast den Dienst zum Schreiben; mit Noth verzeichnete ich die Uhrzeit und wenige Instrumentenbeobachtungen. Ich bekam einen Schreck, als ich das Thermometer ablas; es zeigte 12° C Kälte: eine Temperatur, welche — wenigstens in Deutschland — auch bei ruhiger Luft als etwas Scharfes empfunden wird, die aber bei Sturm und Mangel jeglicher Deckung dem Menschen noch viel einschneidender zusetzt. Ein Glück nur, daß ich so ruhelos, so fieberhaft thätig war. Umsonst wollte ich doch den Baudin'schen Kochapparat und die feinen Hypsothermometer nicht 18,000 Fuß hoch geschleppt haben; um jeden Preis wollte ich die Temperatur des siedenden Wassers bestimmen und eine directe Höhenbestimmung des wichtigen Berges erhalten. Mit ungeschützten Händen mußte ich die kalten Metalltheile des Apparates angreifen, that Schnee in den Kessel und suchte nun im Sturme der Spirituslampe eine Flamme zu entlocken. Was hätte ich nicht um einen Begleiter gegeben, der mit dem Poncho, wenigstens auf Momente, einen Windschutz herstellen konnte. Endlich, als schon der große Vorrath der Streichhölzer zu Ende ging, schlug die Flamme auf; das Thermometer wurde eingesetzt; lang auf dem Boden ausgestreckt lag ich davor, ängstlich das Aufsteigen der Quecksilbersäule erwartend. Möglicher Weise war die Flamme längst verlöscht; doch davon durfte ich mich nicht überzeugen, weil ein Oeffnen des Kastens das Auslöschen der noch vorhandenen Flamme zur Folge gehabt hätte. Wirklich war sie auch nicht verlöscht; die Metallröhre des Apparates fühlte sich warm an, das Eis war in Wasser, das Wasser in Dampf verwandelt, und der glänzende Faden des Quecksilbers stieg wallend in dem feingetheilten Glasrohr auf. Ich schickte mich zur Ablesung an, da verschwand der

glänzende Faden wieder, das Kochen hörte auf. Die Verwandlung des kalten Eises in Dampf hatte mehr Wärme erfordert, als der Weingeist hergab: ich hatte umsonst gekocht und konnte nun von Neuem beginnen. Ich that es und gewann endlich doch das Spiel. So viel Pein, um festzustellen, daß das Wasser auf dem Maipo bei 82.60° C siedet!

Die Erreichung des Maipo-Gipfels gab mir ein klares Bild von der Physiognomie eines großen Stückes der Cordillere. Fast alle Berge, welche ich von hier und auch während des Aufstiegs sah, erschienen unersteiglich; — womit jedoch die Möglichkeit ihrer Ersteigung nicht in Abrede gestellt werden soll. Die wildesten Formen mit einer Höhe von 5000 bis 5200 m wurden im Westen erkannt; denn der Blick nach Norden, gegen die Aconcagua-Gruppe, welche ca. 21 deutsche Meilen entfernt liegt, blieb verdeckt; und gerade dieser Blick ist so wichtig, daß er eine Wiederholung der Besteigung nahe legt. Die Grundform der nächstgelegenen Westkette ist die eines Hauses mit schrägem Dach: unten Mauern, oben ein Dach, welches durch Verwitterung und Felsstürze in kühn gestaltete Pyramiden auseinander geschlagen ist; aber nirgendwo große, vornehme Gletscher; immer nur kurz verlaufende Eisfelder, eingekeilt in die Dachklüfte, schwach ernährt von oben, stark aufgebrochen, reich an Schründen und ausgearbeiteten Eisfiguren, an keiner Stelle hinuntersteigend zu den Thalgründen. Auch da, wo die Berge ihrer Form nach eine weit ausgebreitete Firnbedeckung in den oberen Theilen zulassen und besitzen, fehlen jene lang hingezogenen, mächtigen Eisströme unserer Alpen, jene Gletscher, auf welche zuweilen der Schatten hochstämmiger Bäume vom nahen Ufergehänge her fällt. Hier aber in diesen Andes beginnt die Vegetation noch lange nicht, wo das Eis der steilen Gletscher aufhört; eben deshalb kommt der Entdeckung des Adagletschers inmitten der centralchilenischen Berge eine erhöhte Bedeutung zu.

Das Bild von der Spitze des Maipo ist also ein ganz anderes, als es sich etwa vom Matterhorn (4482 m) oder sonst einem charakteristischen Aussichtspunkte der Schweiz darbietet. Vergebens sucht das Auge den grünen Schein der mattenbedeckten Thalgründe, vergebens die tiefgelegenen Wälder der Arven und Fichten. Nicht Haus, nicht Straße leuchten auf; kein Gletscher bildet die Brücke zwischen der Welt des Firns und des Lebens; kein Ruhepunkt fesselt den Blick. Je lebhafter die Erinnerung an unsere Schweizerberge wird, desto fremdartiger erscheint das Bild; und wie die Menschenrassen andere sind in andern Welttheilen, so ist auch das Hochgebirge der Andes ein anderes, als das der Alpen.

Nach fast einstündigem Aufenthalt auf dem Gipfel schickte ich mich zur Rückkehr an. Zuvor riß ich ein Blatt Papier aus dem Notizbuch, schrieb darauf „Dr. Paul Güßfeldt, Berlin, 1883 Jan. 19. 1 U. 15 Min. allein", steckte es nach langem Würgen in die überflüssig gewordene Blechbüchse eines Schwingthermometers, ohne indessen die Hülse durch den Deckel schließen zu können; deponirte dieses Zeichen menschlicher Anwesenheit auf den rothen Schlacken des Gipfels und bedeckte es mit den schweren schwarzen Lavasteinen. Von der Umkreisung des Kraters auf seinem Rande und von dem Versuch, an passender Stelle in die Tiefe des Kraters zu gelangen, mußte ich Abstand nehmen; in spätestens 5 Stunden war volle Nacht, und meine Hände

waren so starr und kraftlos, daß sie mich beim Klettern im Stich gelassen oder verrathen hätten.

Erst jetzt, wo mit der beendeten Arbeit auf dem Gipfel das Ziel ganz erreicht war, und die unnatürliche innere Spannung wich, kam das volle Bewußtsein meiner kritischen Lage und damit die Sorge über mich. Nun fiel mir ein, daß ich in den letzten 13 Stunden nichts anderes zu mir genommen hatte, als ein Täfelchen Chocolade; daß alle Nahrungsmittel bei den Leuten zurückgeblieben waren; daß weite Gebirgsöden und die gespenstischen Felder des „Büßerschnees“ mich von dem Biwak trennten. Was mochte aus meinen Begleitern geworden sein, die ich zuletzt auf kalter Halde liegend gesehen hatte? Ich lief im kurzen Trabe von dem Gipfel hinunter, noch rechtzeitig bemerkend, daß ich zu weit nach rechts ging; aber die alte Fährte hatte ich verloren. Vergeblich ließ ich meine Stimme nach Francisco erschallen; ich mochte rufen, so laut ich wollte: spielend verschlang der Sturm den Ton, wie der Sturzbach den fallenden Tropfen. Aengstlich lief ich hin und her; der Mann hörte mich nicht, ich sah ihn nicht. Ich fühlte mich nicht mehr einsam, ich fühlte mich verlassen. Niemand kann nachempfinden, was das in jenen Höhen bedeutet; denn Niemand hat wohl vor mir, allein und einzig auf sich selbst angewiesen, so hoch gestanden.

Nun hielt ich inne in meinem Lauf, diese Krisis innerer Schwäche zu bekämpfen und durch ruhiges Ueberlegen aufs Neue Front zu machen gegen die Situation. Francisco gab ich auf und überließ ihn seinem Selbsterhaltungstrieb; er befand sich im Besitz von Nahrungsmitteln, die mir fehlten. Ein kleines silbernes Flacon, ein Angebinde der Freundschaft, das ich im Biwak zu mir gesteckt hatte, rettete mich vor Ohnmacht; es war mit Cognac gefüllt, und ich leerte es zur Hälfte. Dann faßte ich die zuvor erwähnte geschichtete Wand, welche die Richtung gab, ins Auge und ging mit großer Geschwindigkeit den Kegel hinunter. Das Terrain konnte einem schnellen Abstieg nicht günstiger sein, als diese westlichen Halden des Maipo es waren. Mühsal trat immer nur da ein, wo Schneekerzenfelder (nieve penitente) passirt wurden; hier sank ich mehrfach tief ein und hatte Mühe mich herauszuarbeiten. Mein treuester Freund blieb auch hier das alte Gletscherbeil, das seit fünfzehn Jahren alle großen Gebirgstouren mit mir durchgefochten hatte.

Bereits nach 1½ Stunden erreichte ich das Plateau, wo wir am Morgen einen Theil der Lebensmittel zurückgelassen hatten; ich sah einen Mann langsam und schwankend darüber hingehen. Er hielt an, und ich erreichte ihn: es war Zamorano. Der alte Mann war traurig und erschöpft; seine Züge schienen mir so verändert, daß ich glaubte, diese Expedition habe ihm einen Stoß für sein ganzes Leben gegeben. Wir gingen zu der Stelle, wo die Flaschen und die übrigen Provisionen lagen; hier zwang ich Zamorano, ein ausgiebiges Quantum Cognac zu sich zu nehmen, sprach ihm freundlich zu, lobte ihn, daß er ja bis zum Aeußersten seiner Kraft ausgehalten habe, klopfte ihm auf die Schulter, bat ihn gutes Muths zu sein, und vergaß auch nicht hinzuzufügen, daß er die versprochenen zehn Pesos wohl verdient habe. Was meiner Ueberredungskunst abging, das glich der Cognac aus, dessen wohlthätige Wirkung mein guter Zamorano auch sogleich anerkannte. Auffallend war, daß weder er noch ich an Durst litten,

obgleich wir doch während der ganzen Expedition ohne Wasser geblieben waren. Am Aconcagua machte ich später dieselbe Wahrnehmung an mir.

Von Francisco wußte der alte Huaso so wenig wie ich; die Ungewißheit seines Schicksals lastete auf uns Beiden. Wir stiegen zum Biwak hinunter und erreichten es um halb acht Uhr Abends, nach etwa 18stündiger Abwesenheit, im Ersterben der Dämmerung. Antonio eilte uns eine viertel Stunde weit entgegen, nahm mir den Sack von den müden Schultern und war von Freude ganz bewegt, daß die verloren Geglaubten nun doch heimkehrten.

Aber wo war Francisco? Ich setzte mich grübelnd an das Lagerfeuer, sein Schicksal bedenkend. An der Stelle, wo er vor Erschöpfung zusammengesunken war, hatte ich ihn nicht gefunden; er hatte sich also wieder auf den Weg gemacht und doch den Punkt nicht erreicht, wo ich mit Zamorano zusammengetroffen war. Da trat er plötzlich aus tiefer Finsterniß in den Lichtkreis des Biwaks — zwei Stunden nach unserer Rückkehr — und konnte nun selbst seine Geschichte erzählen: Entgegen unserer Verabredung, aber getrieben von treuer Sorge, war er mir nachgeeilt, nachdem ein kurzer Schlaf ihn gestärkt hatte. Statt aber an der Einsattlung zwischen den beiden culminirenden Kraterzacken sich nach links zu wenden gegen den eigentlichen Gipfel, hatte er sich nach rechts gewandt und die zweithöchste Spitze erreicht. Dort traf er mich nicht, konnte mich auch nicht an anderer Stelle sehen, weil ich bereits auf dem Abstieg begriffen war. Er gab mich auf, gerade so wie ich ihn aufgegeben hatte, und trat dann zwei Stunden nach mir den Heimweg an. Mich rührte der aufopfernde Sinn des schlichten Mannes, und mit freudiger Anerkennung dankte ich ihm für seine gute That.

Hiermit gelangten die Aufregungen des langen Tages zum Abschluß, und die unvermeidliche Reaction trat ein. Bedrückt und erschöpft suchte ich das Lager auf, als der Frost bereits eingesetzt hatte. Europäische Reminiscenzen zauberten mir ein warmes Bad, ein windstilles Zimmer, blendende Betttücher und ein weiches Nachtgewand vor; statt dessen lag ich da zwischen den wollenen Friesdecken, in derselben Vermummung, mit der ich auf dem Maipo gestanden, während die Nacht kalt und kälter wurde und der Wind über den Boden hinblies. Ein elend und erbärmlich Leben! — Das war der Gedanke, mit dem ich entschlief.

XVII.

Am andern Morgen waren wir alle früh bei der Hand. Ich ließ sofort zwei Pferde einfangen und satteln und bestimmte, daß José, der während der letzten Tage am wenigsten gethan hatte, mit mir ritte. Den anderen Leuten ließ ich Ruhe und händigte jedem das versprochene Geldgeschenk aus, was große Freude erregte. Der erste Anblick des Maipo, von der großen Hochebene aus, hatte mir einen so nachhaltigen Eindruck hinterlassen, daß ich die alte Stelle noch einmal besuchen und dort meine letzte photographische Trockenplatte zu einer Aufnahme des Vulcans verwenden wollte. Nur deshalb saß ich noch einmal sechs Stunden im Sattel. Gleichzeitig konnte die Höhe des Maipopasses, der großen Wasserscheide, noch einmal bestimmt werden. Wegen der geringen Niveaudifferenz

des Punktes gegen unser Biwak (etwa 170 m) ließ ich das Quecksilberbarometer zu Haus; es genügten die Aneroide, weil sie vor und nach dem Marsch verglichen wurden.

Mit dem Betreten der großen Hochebene wurde auch die Diamantlagune wieder sichtbar, die ich Tags zuvor 2000 m unter mir erblickt hatte. Zu meiner Ueberraschung sah ich große Schwärme von Vögeln auf ihr; José nannte sie so, wie ich vermuthete, daß sie heißen mußten: Flamingos. Da ich die Vögel aber nicht nah genug sah, so kann ich nicht mit voller Bestimmtheit für die Angabe einstehen, daß es wirklich Flamingos waren, deren rosenrothes Gefieder so lebhaft gegen das hellblaue Wasser abstach. Auch Guanacos belebten die Ebene. Die gewünschte Photographie erhielt ich; es hätte aber dreier Platten statt einer bedurft, damit die charakteristischen Gegensätze der Landschaft bildlich zum Ausdruck kämen. Von den abrupt gestalteten Ketten, welche den gesetzmäßig und sanft geformten Maipo einrahmen, fiel nur ein einziges Stück auf die Ränder der einzigen Platte. Ich habe im Laufe der Reise mehr und mehr erkannt, welch' ein Vortheil es ist, statt einer: zwei bis drei aneinanderschließende Aufnahmen zu machen; legt man die fertigen Bilder neben einander, so bekommt man eine weit bessere Vorstellung von der landschaftlichen Physiognomie als durch ein einziges Bild. Es verhält sich damit etwa so, wie wenn ein menschliches Gesicht nicht auf einer einzigen Platte aufgenommen werden könnte; wir müßten dann mehrere Platten exponiren, und erst, wenn wir die Einzelbilder geeignet zusammenfügten, würde die Physiognomie für uns entstehen.

Indem ich die ruhigen Formen des Maipo mit den zerrissenen Profilen rechts und links verglich, erinnerte ich mich an das Tags zuvor erhärtete Factum, daß der Vulcan sämmtliche Berge seiner Umgebung überragt. Der Augenschein täuschte über dieses Verhältniß; und es ist sicher, daß ein Berg von schroffer Gestaltung, aus der Tiefe betrachtet, uns höher erscheint, als ein gleich hoher von sanfterer Bildung.

Nach den Anstrengungen der letzten Tage war das Reiten (noch dazu ohne Barometer), fast eine Erholung; die verschiedenen Phasen der Besteigung und der Gedanke, was Alles hätte geschehen können, wie gnädig das Geschick uns war, gingen mir unausgesetzt im Kopf herum, während ich mit José dahinritt. Ich fühlte mich behaglich in meiner Wildheit. Nur wenn der Wind plötzlich einlullte, was auf dem Heimweg vorkam, und Windstille eintrat, so wurde mir unheimlich zu Muth, — etwa wie dem armen Mann, der unerwartet das große Loos gewonnen hat.

Es blieb noch eine letzte Arbeit hier oben zu thun: die Vermessung des Maipokraters und eine genaue Bestimmung seiner Lage und Größe. Sie nahm den vierten Tag in Anspruch und wurde vollständig durchgeführt. Als Ort diente ein wenig geneigtes Lavafeld, welches zwischen dem Biwak und der Wasserscheide liegt. Hier maß ich eine Basis von mehr als einem Kilometer Länge und bestimmte von den Endpunkten aus die fünf sichtbaren Zackenspitzen des Kraterrandes. Diese fünf Punkte bestimmen eine Ellipse, die genäherte Form des horizontal projicirten Kraterrandes; es ergab sich, daß der tiefste Punkt des Kraters von dem höchsten um 300 m, also circa 1000 Fuß, überragt wird.

Bei diesen Operationen, welche sechs Stunden in Anspruch nahmen, hatte ich mit großen Widerwärtigkeiten zu kämpfen. In dieser Kälte und in diesem Winde an ein Instrument gebannt zu sein, schafft Leiden, welche die rüstige Bewegung auf dem Marsch nicht kennt. Eine ganze Stunde ging außerdem verloren, bis das, in dem einen Endpunkt der Basis errichtete Signal von dem anderen Endpunkt aus erkannt wurde. In der Erzählung klingt es lächerlich, in Wirklichkeit brachte es mich in nervöse Wuth, daß, als ich endlich die weißen Tücher des Signals im Fernrohr erblickte, nicht diese es waren, sondern die runde Kruppe von Francisco's weißem Maulthier, das unbeweglich in der Nähe stand. Schließlich siegte ich über alle Hindernisse, und mit unsäglicher Befriedigung trug ich meine Messung und eine gezeichnete Ansicht des Maipo schwarz auf weiß nach Haus. Es war das letzte Mal, daß ich in's Biwak einritt. Noch am späten Nachmittag brachen wir das Lager ab und stiegen zu milderen Zonen nieder.

Zwar ritten wir nur 1½ Stunden weit, bis zum sinkenden Abend; aber gerade auf dieser Strecke kreuzten wir eine klimatische Grenze. Ein eng eingeschnittenes, stark abfallendes Thal nahm uns auf, und wir biwakirten am Rande eines Baches, zwischen steilen Halden, aus denen Felsnadeln hervorwuchsen. Rechts und links leckte das Grün von dem kräftig bestandenen Boden zu den 600 m ansteigenden Thalseiten auf, nur allmälig im Graubraun der Fels- und Schutthänge ersterbend. Die Nacht bereitete uns eine stille Feier, ein Versöhnungsfest nach der harten Arbeit der letzten Tage. Längst schon brannte unser Feuer, als der Mond über der Thalwand aufging wie ein elektrisches Licht, das in der Nähe strahlte; ruhig und zufrieden saßen meine Leute da, ihr Geplauder in das Murmeln des Baches mischend; nicht länger wüthete der Sturm, und wie durch höhere Gnade gebannt erschien mir die Atmosphäre in ihrer himmlischen Ruhe. So gibt es inmitten der Wildniß Augenblicke unendlichen Friedens, Augenblicke des Athemschöpfens zwischen zwei Actionen, Augenblicke, wo wir das Recht haben, gebannten Empfindungen ihren Lauf zu lassen.

Wir campirten in der oberen Stufe desjenigen Thales, das sich bis zum Maipopaß aufzieht, dort aber durch Verflachung seines Ursprungs verwischt erscheint. Von dem Maipo-Biwak aus sah man abwärts in westlicher Richtung und geringer Entfernung einen Durchbruch, welcher den Wassern des entstehenden Maipo-Flusses den Zugang zur Südsee öffnet. Eben dieses Thor, gegen welches von beiden Seiten die Kammlinien aus 5000–5200 m Höhe niedergehn, hatten wir passirt und waren zu dem „Mondbiwak" (2900 m) gelangt. Es erforderte zwei übertrieben lange Marschtage, aus denen viel besser drei gemacht worden wären, damit wir das Städtchen San José (900 m) am Ausgang des Thales erreichten.

Das Thal des Rio Maipo ist von den Transversalthälern des mittleren Chile weitaus das stattlichste. Wenn das Ada-Gebiet bei Agua de la Vida durch seine Eisverhältnisse einen Vergleich mit alpinen Firnregionen nahelegte, so trat hier etwas Analoges ein für den tiefer gelegenen Abschnitt des Gebirges, wo die unorganische Schöpfung sich zur bereiten Trägerin der organischen macht. Je weiter wir thalaus zogen, um so mehr wurde ich an das Aostathal erinnert,

welches den Südabhang der Alpen in der Gegend des Montblanc und Monte Rosa durchfurcht.

Der Gegensatz, in welchen das große Maipothal zu den übrigen Querthälern Central-Chile's tritt, gründet sich weniger auf seine Erstreckung, als auf das Vorhandensein bedeutender Seitenthäler; daß diese im Cachapual-Gebiet meist zu Schluchten zusammenschrumpfen, wurde mehrfach betont. Der Rio Maipo durchfließt viele Strecken, längs deren die Gehänge weit auseinandertreten; wo ein weiter grüner Boden das Auge erfreut; wo stattliche Seitenthäler mit breiter Mündung gefällige Einblicke in das Gebirge eröffnen. Der Reisende, welcher von den unwirthlichen Höhen der Andes niedersteigt, findet an solchen Landschaftsbildern erhöhtes Gefallen und sieht, im Gegensatz zu dem Bewohner der Ebene, mehr das Liebliche, als das Großartige an ihnen.

In die Folge dieser anmuthenden Scenerien schieben sich Engen und Flußdurchbrüche ein, so daß das Ganze des Thals einer Perlenschnur gleicht. Dadurch entsteht ein reicher Wechsel, der freilich mit mancherlei Wegschwierigkeiten erkauft wird. Denn entweder muß die Karawane steil auf, und eben so steil nieder, über Rücken des Seitengehänges ihren Weg finden, oder sie muß hart über dem Wasser an abschüssiger Halde entlang ziehen. Bei einer jener Umgehungen, noch im oberen Theile des Thales, kreuzten wir bei 2500 m eine Gypsformation, deren weiße Schluchten und abgewaschene kleine Kegel inmitten der großartigen metamorphischen Bildungen den Eindruck machten, als habe sich die Natur hier eine Spielerei erlaubt.

Wild und phantastisch, dem Verständniß des Geologen allein noch zugänglich, gestaltet sich das Thal da, wo seine bunt gewordenen Wände einander nahe gegenüber treten, der Fluß in der Tiefe einer Klamm rauscht und zwei natürliche Brücken die tobenden Fluthen überspannen. Ich betrat die obere dieser Brücken (2200 m), deren stark gewölbte Fläche eine Breite von vier, eine Länge von zehn Schritt besitzt, und hatte den Eindruck, in einer von Giganten betriebenen chemischen Fabrik zu stehn. Der Fluß hat sich in Conglomerat eingesägt, aus dessen Mauern ablagernde Quellen hervorbrechen; die Brücken selbst bestehen aus Kalksinter. Eine hochaufstrebende schwarze Wand bildet das rechte Ufer und bringt einen düstern Wechsel in die weißen und porphyrrothen Töne des anstoßenden Gesteins. Es schienen mir hier ausschließlich sedimentäre Bildungen vorzuliegen, Eruptivmassen ganz ausgeschlossen zu sein.

Auch die argentinische Seite der Cordillere besitzt eine natürliche Brücke gleicher Entstehung; sie ist unter dem Namen Puente del Inca bekannt. Tausende von Reitern, Lastthieren und Stücken Rindviehs ziehen Jahr aus Jahr ein über sie hin; denn die Incabrücke gehört der großen Uspallata-Straße an, welche die Kopfstationen der chilenischen und argentinischen Eisenbahn, Santa Rosa de los Andes und Mendoza, mit einander verbindet. Die Incabrücke ist von größeren Dimensionen, als die beiden Maipobrücken; ihre obere Fläche ist nicht gewölbt, sondern in den breiten Thalboden eingeebnet, in welchen der Fluß sich eingeschnitten hat; heiße Quellen treten in nächster Nähe aus; das Sintergestein bildet einige natürliche Badewannen, die dem Platz den Namen Baños del Inca eingebracht haben. Dieses Baños-Thal, um es kurz so zu nennen, ist ein Theil der bereits erwähnten, großen

Andesmulde, welche daselbst ein deutlich ausgesprochenes Längsthal bildet; es schiebt sich zwischen den Vulcan Maipo und den Aconcagua ein, und ich glaube seinen Ursprung in die Nordwesthalde des letzteren Berges verlegen zu müssen.

Eine Beschreibung des Weges zwischen Los Andes und Mendoza findet sich in dem inhaltreichen Buche des Freiherrn von Thielmann: Vier Wege durch Amerika. Ich selbst besuchte die Gegend nach Beendigung der eigentlichen Explorationen und bereicherte meine allgemeine Anschauung von der centralen Cordillere Argentiniens um so mehr, als mir Vergleiche zu Gebot standen.

Einen Durchbruch ganz anderer Art als den der natürlichen Brücken bildet der Maipofluß da, wo bereits Bäume auftreten, und das Niveau von 1500 m erreicht ist. Dort hat er sich eine romantische Schlucht aus weißem Granit geöffnet, gestattet aber einen Weg durch die großen Trümmerblöcke, deren scheinbar ganz frische Bruchflächen einen prächtigen Anblick gewähren; noch mehrere hundert Fuß über dem stattlich gewordenen Strom sind die ausspülenden Wirkungen des Wassers sichtbar. Die Spaltungsflächen laufen horizontal und vertical, so daß die Wände nicht selten einem Mauerwerk gleichen.

Am Ende der Schlucht gelangten wir in das Gebiet der ersten Culturen; und in überraschender Form trat uns das erste Zeichen menschlicher Betriebsamkeit entgegen; nämlich in der Form einer aus Eisendraht construirten Hängebrücke, welche wie hingehaucht über die granitene Klamm erschien. Die Indianer construirten in alten Zeiten Hängebrücken, und das, was wir hier vor uns sahen, mußte als eine autochthone Reminiscenz angesprochen werden, die durch europäische Eisenindustrie eine Verkörperung erfahren hatte. Die Brücke ist nicht länger, als das Wasser der Tiefe breit ist — 25 Schritt —, so steil fallen die Wände ab; trotzdem haben einige Bromeliaceen in ihren Rissen Wurzel zu schlagen vermocht. Eine großartige Felslandschaft aus Granit umgibt die zarte Brücke; ich wurde an die Via mala in Graubündten erinnert, die freilich nur Kalkwände zeigt, während das chilenische Analogon aus viel edlerem Material aufgebaut ist.

Die Thiere sträubten sich, den schwankenden, vier Schritt breiten Steg zu betreten, und mußten durch Steinwürfe hinaufgetrieben werden. Nun zogen wir in das bebaute und bewohnte Chile ein, das in dem Maipothal bis zu der Höhe von 1400 m aufreicht, also höher hinauf, als dies im Cachapualgebiet der Fall ist; aber doch noch immer nicht so hoch wie in gewissen Alpenthälern, wo selbst in 1800 m Culturen anzutreffen sind.

Dieser untere Lauf des Thales war es vornehmlich, der mich an einen Alpenabstieg nach Italien denken ließ; denn nun ging die andine Flora, deren allmälige Aenderung ich sorgsam verfolgt und durch Aneroidmessungen in gewisse Abschnitte gesondert hatte, in eine südeuropäische über. Der Boden bringt Wein, Pfirsiche, Feigen, Melonen hervor; auch Nußbäume fehlen nicht, wohl aber die herrlichen edlen Kastanien. Der bereits mächtig angeschwollene Fluß erhält seinen beträchtlichsten Zuwachs durch den Rio del Vulcan und den Rio del Yeso, die in geringen Abständen, bei 1350 und 1270 m Höhe, rechtsufrig einmünden. Die Thäler beider Nebenflüsse sind reich an Mineralien und Erzen. Der Name „Vulcan“ bezieht sich auf den 6000 m hoch geschätzten Vulcan San José, der m Ursprung des Thals angehört.

Erst als ich wieder unter Menschen stand, kam mir die Verwildertheit meines Zustandes zum Bewußtsein. Es ging mir beim Verlassen des Hochgebirges ähnlich wie es Adam ging, als er das Paradies verließ: ich schämte mich — freilich nicht des Mangels, sondern des Vorhandenseins meiner Kleider. Mein Gesicht war schwarzbraun geworden; die Hände spielten in mehreren Farben. Ich hatte die Unvorsichtigkeit begangen, mich im Maipobiwak mit warmem Wasser zu waschen und dann die trigonometrische Messung vorzunehmen, bei der die Hände ungeschützt arbeiten mußten. Die Folge war, daß die lederartig veränderte Haut in dem eiskalten Wind aufriß, und ich während des dreitägigen Rittes durch das Thal so heftige Schmerzen aushalten mußte, daß ein wundfieberartiger Zustand eintrat. Dazu kam noch eine Quetschwunde an der rechten Hand, so daß ich in den Biwaks kaum das Barometer aufstellen konnte. Ich eilte über San Bernardo und Rancagua an den Cachapual und erreichte die Hacienda von Cauquenes am 25. Januar 1883.

Der erste Bekannte, den ich sah, war Don Olegario Soto; ihm zuerst konnte ich erzählen, was ich mit seiner Hilfe durchgesetzt hatte. Er gab mir ein elegantes Gefährt, und mit diesem erreichte ich noch an demselben Tage die höher gelegenen Baños.

Erläuterung zu Seite 411 des vorstehenden Artikels.

Die folgende Tabelle mag dem Leser eine Vorstellung geben, wie sich der Luftdruck und der Siedepunkt des Wassers ändern, wenn man von der Meeresfläche successive zu 1000, 2000, ... 7000 m aufsteigt. Nur muß dabei festgehalten werden, daß Lufttemperatur, Luftdruck und Siedepunkt auch an demselben Ort hin und her schwanken, weil der Zustand der Atmosphäre stetem Wechsel unterliegt; daß also die berechneten Zahlen nur Durchschnittswerthe bedeuten können.

Meereshöhe in Metern.	Luftdruck in Millimetern.	Differenz in Millimetern.	Siedepunkt des Wassers in Centigraden.	Differenz in Centigraden.	Sauerstoffgehalt der Luft in Procenten der Sauerstoffmenge am Meeresspiegel.	Differenz.
0	762.0		100.0		100.0	
		89.7		3.5		11.8
1000	672.3		96.5		88.2	
		79.1		3.4		10.4
2000	593.2		93.1		77.8	
		69.8		3.3		9.2
3000	523.4		89.8		68.7	
		61.6		3.3		8.1
4000	461.8		86.5		60.6	
		54.3		3.2		7.1
5000	407.5		83.3		53.5	
		47.8		3.1		6.3
6000	359.7		80.2		47.2	
		42.3		3.0		5.5
7000	317.4		77.2		41.7	

Die Tabelle lehrt, daß das Barometer um so langsamer fällt, je höher die Zone liegt, in welcher man aufsteigt; innerhalb der ersten Kilometerzone (0 bis 1000 m) fällt es fast um 90, innerhalb der 7. Zone (6000—7000 m) nur um 42 Millimeter. Der Siedepunkt des Wassers dagegen sinkt in den verschieden hoch gelegenen Zonen gleicher Mächtigkeit viel gleichmäßiger: In der ersten Kilometerzone um 3.5 ° C., in der siebenten um 3.0 ° C. Berechnet man die Höhen, welche den Siedepunkten:

100 °, 99 °, 90 °, 89 °, 80 °, 79 ° 76 °, 75 °

entsprechen, so findet man, daß diese Höhen von Grad zu Grad um

286, 305, 326, 336 Meter
= 940, 1000, 1070, 1100 engl. Fuß

wachsen. Man darf also sagen, daß der Siedepunkt des Wassers im Durchschnitt um 1 ° C. sinkt, wenn die Höhe um 1000 e. Fuß wächst, — eine Angabe, die sich dem Gedächtniß leicht einprägt.

Wichtig für die Erkenntniß der Lebensbedingungen in großen Höhen ist die vorletzte Columne der Tabelle. Sie lehrt, daß der Sauerstoff, ohne welchen wir nicht leben können, zwar spärlicher und spärlicher wird, je höher wir steigen, daß aber die Abnahme selbst langsamer und langsamer erfolgt. Ein Aufsteigen in der tiefst gelegenen Kilometerzone entzieht uns 12 % des Sauerstoffs, welchen die Normalluft am Meeresspiegel enthält; in der Höhenzone des 7. Kilometers werden uns dagegen durch das Aufsteigen in ihr nur 5 % entzogen. Auf dem Gipfel des Maipo (5400 m) enthält die Luft etwa die Hälfte des Sauerstoffs, den sie in der Tiefe besitzt. Ich habe noch in einer Luft geathmet, welche 44 % von dem Sauerstoff der Normalluft enthielt und etwa 2 % mehr, als die Spitze des Aconcagua darbietet.

Heinrich Heine und Johann Hermann Detmold.

Mit bisher ungedruckten Briefen H. Heine's.

Von
Prof. Dr. H. Hüffer.

In einem Testament, das Heine, von schwerem Siechthum schon befallen, am 27. September 1846 eigenhändig niederschrieb, findet sich folgende Bestimmung: „Obgleich ich hoffe, die Herausgabe meiner Gesammtwerke noch selber besorgen zu können, so kann ich doch nicht umhin, hier zu bestimmen, daß, stürbe ich, bevor diese Arbeit vollbracht, die Herren Drs. Hermann Detmold zu Hannover und Heinrich Laube zu Leipzig beauftragt sind, mich hier zu ersetzen..." Die Uebertragung einer so wichtigen Aufgabe schließt ein hohes Maß von Vertrauen auf die Freundschaft und die literarischen Fähigkeiten der beiden Männer in sich, und Jeder weiß, welche Stellung in Heine's Leben als Freund und Mitstrebender Heinrich Laube einnimmt. Ueber Detmold's Beziehungen zu dem Dichter ist dagegen so gut wie gar nichts bekannt. In der Strodtmann'schen Biographie wird er kaum erwähnt; und doch verdient er schon um seiner selbst willen, als ein so eigenthümlich begabter, in politischen und literarischen Angelegenheiten so häufig genannter Mann, daß auch sein Verhältniß zu Heine nicht im Dunkeln bleibe.

Durch die große Güte der Frau Legationsräthin Detmold in Göttingen wurden mir die Briefe Heine's, welche sich in dem Nachlasse ihres Gemahls befanden, zur Benutzung mitgetheilt, und es erscheint mir als eine Pflicht, von denselben Kenntniß zu geben, soweit nicht besondere Gründe einzelne wenig bedeutende Auslassungen nöthig machen. Freilich, es geschieht nicht mit dem gehobenen Gefühl, mit welchem man Schriftstücke veröffentlicht, die auf den Charakter und die Thätigkeit eines vorzüglichen Mannes ein neues, erfreuliches Licht werfen. Heine's Briefe kann man im Verhältniß zu seiner Persönlichkeit nur selten bedeutend nennen, und noch seltener machen sie einen erfreulichen Eindruck; persönliche Zänkereien, literarische Streitigkeiten, Klagen über wirkliche oder vermeinte Verfolgungen, Geldangelegenheiten nehmen eine gar zu umfangreiche Stelle ein. Was der Freund des Dichters — nicht bloß der Literarhistoriker — mit wirklicher Befriedigung liest, sind beinahe nur die Jugendbriefe

und Einiges aus den letzten Jahren, während welcher eine unvergleichliche Geisteskraft die Qualen der furchtbaren Krankheit überwindet. Von Heine's Briefen an Detmold gehören längst nicht alle unter die bevorzugte Zahl; aber die meisten setzen wesentliche Züge seines Charakters, entscheidende Ereignisse seines Lebens in ein deutlicheres Licht. Nicht immer in ein günstigeres Licht; aber sollen sie deshalb unterdrückt werden? Ich glaube nicht; denn große Dichter haben auch das mit den Königen gemein, daß sie in ihre Privatangelegenheiten einen genaueren Einblick gestatten müssen, als man gewöhnlichen Menschen zumuthen darf.

Für den Empfänger sind diese Briefe in mancher Beziehung nicht weniger bezeichnend als für den, der sie geschrieben hat. Was vor Allem auffällt, ist die fast unbedingte Anerkennung, welche Heine den Fähigkeiten des beinahe um zehn Jahre jüngeren Detmold zu Theil werden läßt, er, der gewöhnlich, selbst berühmten Freunden gegenüber, sich im Lobe eher sparsam als freigebig zeigte. Aber der Eindruck von Detmold's Persönlichkeit muß ein sehr bedeutender gewesen sein. Nirgendwo konnte man den kleinen Mann mit den scharf geschnittenen, geistvollen Zügen übersehen; darin stimmen Freunde und Gegner überein. Gewiß lohnte es die Mühe, aus den Berichten von Zeitgenossen und einem reichhaltigen literarischen Nachlaß ein genaueres Bild seines Wesens und Wirkens zu entwerfen; hier können wir nur herausheben, was für sein Verhältniß zu Heine von Bedeutung ist[1]).

Er war am 24. Juli 1807 zu Hannover geboren, der Sohn eines angesehenen, zum christlichen Glauben übergetretenen Arztes. Aus den folgenden Briefen sieht man, daß er zuerst in Göttingen, dann in Heidelberg die Rechte studirte. In Göttingen wurde er mit Heine's jüngstem Bruder, Max, bekannt; dieser und andere Göttinger Freunde mögen ihm Anregung oder Muth gegeben haben, sich im Frühling 1827 an den schon hochberühmten Verfasser des „Buches der Lieder" zu wenden: er bat um Förderung und Beurtheilung seiner schriftstellerischen Anfänge. Heine hatte sich bekanntlich Ende April 1827 zu einem längeren Aufenthalt nach England begeben und dann von London mehrere Ausflüge in das nahe Seebad Ramsgate gemacht[2]). Von hier aus beantwortete er auch Detmold's Brief in der freundlich eingehenden Weise, in welcher er mehrmals ähnliche Anfragen erwidert hat. Man wird die ertheilten Rathschläge nicht weniger verständig als wohlgemeint nennen müssen.

I.

Ramsgate d. 28 July 1827.

Mein lieber junger College! Ihren Brief aus Göttingen habe ich sehr spät erhalten. Er wurde mir etwas spät nach England nachgeschickt und hier spät überliefert. Er hat mir Freude gemacht.

Man hat Ihnen die Wahrheit gesagt, wenn man Ihnen vertraut, daß die Erstlingsprodukte, die jemand mir in Göttingen unter Ihrem Namen vorlas, einen

---

[1]) Ergänzungen bietet der Artikel „Detmold" von Frensdorff in der Allg. deutschen Biographie.

[2]) Strodtmann, Heine's Leben, 2. Ausgabe, I, 503. Aus den folgenden Briefen ergibt sich, daß es nicht bei einem einzigen vierzehntägigen Ausflug (Mitte Juni) geblieben ist.

ungewöhnlichen Eindruck auf mich machten. Indessen, ich gestehe Ihnen, war dieser Eindruck nicht von der freudigsten Art; es that mir leid, daß Ihr Talent sich nach jener Nachtseite der Poesie gewendet, die Hoffmann schon so leuchtend dargestellt; —

Eine leuchtende Nachtseite! Ich habe hier viel Umgang mit Irländern, und jedes Wort wird mir unter der Feder zum irländischen Bull.

Lassen Sie Hoffmann und seine Gespenster, die um so entsetzlicher sind, da sie am hellen Mittag auf dem Markte spatziren gehn und sich wie unser einer betragen. Und Ich bin es, Heine ist es, der Ihnen diesen Rath giebt. Und ich gebe auch zugleich das Beyspiel, wie man sich aus jener Tiefe an den eigenen Haaren wieder herauszieht. — Ich bin jetzt Oben, nämlich auf dem east-cliff zu Ramsgate, und sitze auf einem hohen Balkon, und während ich schreibe, schaue ich hinab auf das schöne weite Meer, dessen Wellen den Felsen hinanklimmen und mir die freudigste Musik in's Herz rauschen. Ich sage Ihnen das, damit Sie wissen, daß mein guter Rath aus einer schönen, gesunden Höhe herabkömmt. Ja, schicken Sie mir Ihre Produkte, und ich will gern meine Meinung sagen. Schicken Sie sie unter der Addresse: an H. H. Dr. Jur. abzugeben bei Hoffmann & Campe in Hamburg. — Ich bin im Begriff, England, wo ich seit April gelebt, wieder zu verlassen, Brabant u. Holland zu durchstreifen und nach einigen Monathen nach Deutschland zurückzukehren. — Gern will ich Ihnen bei Ihrem Debut in's Publikum behülflich seyn. Ich rathe Ihnen, nicht unter eignem Namen aufzutreten, und es ist daher rathsam, daß Sie die Produkte, die Sie für den ersten Druck bestimmt, nicht Ihren guten Freunden vorher mittheilen. Letztere können Ihnen auf keinen Fall nützen und auf jeden Fall schaden. Auch rathe ich, mit Prosa aufzutreten, und ich sähe gern, daß Sie mir mehr Prosa als Verse schickten. Erst in drei Monath kann mir Ihre Sendung zukommen, deßhalb haben Sie Zeit zum Schicken. — Leben Sie wohl und sammeln Sie viel reelle Kenntnisse. Dieser bedarf der Schriftsteller. — Ist mein Bruder noch in Göttingen, so gehen Sie zu Ihm und bringen ihm meinen Gruß, und allenfalls können Sie ihm was mich selbst betrifft aus diesem Briefe mittheilen. Sagen Sie ihm, ich schriebe ihm nicht, weil ich zu faul sey. — Es ist ein geistreicher Mensch, den ich sehr liebe.

Ihr ergebener
H. Heine.

Herrn Joh. Heinrich Detmold Wohlgeb. wohnt auf der untern Masch
beim Tischlermeister Kunckel in Göttingen.
franco. Königreich Hannover.

Am 8. August verließ Heine England; am 27. October reiste er, einer Einladung des Freiherrn von Cotta folgend, über Heidelberg und Stuttgart nach München, um dort die Leitung der „Allgemeinen politischen Annalen“ zu übernehmen. In Heidelberg sah er seinen Bruder Max und gewiß auch Detmold, der mit dem neuen Semester die dortige Universität bezogen hatte. Detmold mag auch Zeuge jenes Vorfalls auf der Weibertreu bei Heilbronn gewesen sein, von dem ich früher in diesen Blättern Nachricht gegeben habe. Er hat dann gesehen, wie in dem Kreise heiter zechender Studenten plötzlich ein württembergischer Polizeibeamter erschien und den Dichter der „Reisebilder“ heraussuchte, um ihn sofort über die Grenze zu verweisen[1]). Aus München erhielt Detmold Heine's zweiten Brief am 15. Februar 1828. Der dann folgende kurze Gruß ist auf die innere Seite des Umschlags eines Druckbogens geschrieben, nicht datirt, aber offenbar aus der ersten Hälfte des Juli, da Heine um die Mitte des Monats seine Reise nach Italien antrat.

[1]) Vgl. „Aus Heine's Jugendzeit“, Deutsche Rundschau November 1874, I, 245 und „Mittheilungen über Heinrich Heine“ Berlin 1878, S. 95.

II.

München d. 15. Febr. 1828.

Lieber Detmold! ich hab wahrhaftig nicht so viel Zeit und gesunde Zeit, um Ihnen so viel zu schreiben, wie ich wünschte. Ihr Brief hat mir Freude gemacht, ich bin mit dessen Inhalt einverstanden[1]). — – — —
— —

Ich bin noch immer am hiesigen Clima leidend. Stecke bis am Hals in Politik. Wenn Sie die allg. politischen Annalen lesen, finden Sie darin Spuren meiner Thätigkeit. Seyen Sie nur ohne Sorgen, diesen Sommer werfe ich mich wieder den Musen in die Arme. Wo werden Sie diesen Sommer seyn? — Ich habe jetzt Heinses Ardinghello gelesen, ebenfalls dessen: „Fiormona oder Briefe aus Italien". Ich bitte Sie, wenn Sie etwa den ganzen Heinse gelesen haben, schreiben Sie mir Ihre ganze Meinung über diesen Schriftsteller. Er ist einer jener Dämonen, die ich vielleicht jetzt repräsentire, zu denen auch Sie gehören, und die einst den Olymp stürmen werden. Freilich die Zeit dieses Sieges ist noch lange nicht da; ich und Sie und die anderen Gleichzeitigen wir werden mit verdrießlich abgemühtem Herzen in's Grab steigen, doch mit der festeren Ueberzeugung, daß die Stärkeren unser Bestreben fortsetzen werden. Ich bin jetzt umlagert von Feinden und intriguirenden Pfaffen; mein schlimmster Feind ist meine schlechte Gesundheit. Vielleicht ändern sich die Dinge, ich gehe nach Italien, sammle mich, kehre gerüstet nach Norddeutschland zurück und bilde eine Schule. Es thut Noth, daß einer das Nöthige thue. — Schreiben Sie bald meinem Bruder, so sagen Sie ihm, daß ich ihm nächstens schreibe; ich rathe ihm Würzburg zu wählen, München ist nicht gut besetzt, sehr zerstreuend und hat ein niederträchtiges Clima, woran jeder der an Brust leidet, schwer zu tragen hat. Wenn Sie keine gute Brust haben, so bleiben Sie nur fern. Meine Adresse ist H. H. wohnt im Rechbergischen Palais auf der Hundskugel in München. Leben Sie wohl, schreiben Sie mir oft u. entschuldigen Sie unregelmäßiges antworten. Ihr Freund

H. Heine.

Haben Sie gar kein poetisch starkes Talent unter den Heidelbergern entdeckt? Haben Sie kürzlich keine Bekannte von mir gesprochen? Ich lebe abgeschieden im äußersten Winkel Deutschlands.

III.

München, Juli 1828.

Guten Morgen! ich denk im Morgenblatt bald etwas von Ihnen zu lesen. Sie können der Redakzion desselben schreiben, daß ich Sie aufgefordert, ihr etwas zu schicken; denn Cotta ist mein sehr guter Freund. — Ich reise dieser Tage ab, meine Addresse ist dann H. H. abzugeben an die Liter. Artist. Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung in München. —

Es folgt ein langer Zwischenraum, ohne daß ein Brief von Heine an Detmold geschrieben oder erhalten wäre. Erst am 30. November 1830 beantwortet Heine, der sich seit einem Jahre wieder in Hamburg befand, einen wahrscheinlich noch 1829 geschriebenen Brief Detmold's. Das von Heine erwähnte Buch sind die „Nachträge zu den Reisebildern". Der Dichter befand sich schon unter dem Druck der Verhältnisse, die bald für sein Leben entscheidend wurden. Noch immer suchte er eine Anstellung in Deutschland, besonders in Preußen; aber für den Fall, daß der Versuch mißlingen sollte, nahm er eine Uebersiedlung nach Paris in Aussicht, obwohl er die nachtheiligen Folgen für seine Entwick-

[1]) Die vier folgenden Zeilen hat Detmold, der den Brief, wie es scheint, für den Abdruck bestimmte, unleserlich gemacht. — Die zuerst in Kreuznach 1803 anonym erschienene Schrift „Fiormona" wird Heinse öfters aber mit Unrecht zugeschrieben, vgl. Goedeke, Grundriß d. D. L. II. 6 ff.

lung deutlich genug voraussah. „Mein Streben geht dahin," schreibt er am 4. Januar 1831 an Varnhagen, „mir à tout prix eine sichere Stellung zu erwerben; ohne solche kann ich ja doch nichts leisten. Gelingt es mir binnen Kurzem nicht in Deutschland, so reise ich nach Paris, wo ich leider eine Rolle spielen müßte, wobei all mein künstlerisches Vermögen zu Grunde ginge, und wo der Bruch mit den heimischen Machthabern konsakriert würde." Im Frühling 1831 wurde der Plan zur Ausführung gebracht; am 3. Mai langte Heine in Paris an. Leider findet sich aus den folgenden vier Jahren kein Brief an Detmold. Dieser hatte sich 1830 als Advocat in Hannover niedergelassen, blieb jedoch nach wie vor künstlerischen und literarischen Interessen zugewendet. Seine seltene Befähigung nach beiden Richtungen bewies er zum ersten Male in einer überaus witzigen, kleinen Schrift: „Anleitung zur Kunstkennerschaft oder Kunst, in drei Stunden ein Kenner zu werden". Sie wurde 1834 bei Gelegenheit der ersten Hannövrischen Gemäldeausstellung veröffentlicht; eine Ergänzung bildeten die in den Jahren 1834 und 1835 im Verein mit Osterwald und Anderen während der Ausstellungen in Hannover von ihm herausgegebenen „Hannövrischen Kunstblätter". Ein junger Mensch, der damals in seinen bescheidenen Anfängen hoch zu Detmold hinaufblickte, Franz Dingelstedt, hat kurz nachher von den Zuständen in Alt-Hannover eine Schilderung gegeben [1]). Einen besonderen Artikel widmet er der Kunstausstellung, und was er dabei von Detmold erzählt, bildet zu Heine's Aeußerungen eine so charakteristische Ergänzung, daß man es gern an dieser Stelle lesen wird. Nachdem er die Räume der Ausstellung, die vornehmen und schönen Besucher und Besucherinnen beschrieben hat, fährt er fort: „Ach, wir kamen uns diesen gegenüber recht klein und demüthig vor, wenn wir in unsere stille Fensternische gedrückt hinaus- und hineinblickten auf Kunst und Natur. Wir — nämlich Detmold und ich, derselbe kleine und plötzlich so groß gewordene Detmold, der das vortreffliche Büchlein bei Hahn hat drucken lassen: „Anleitung, binnen drei Stunden ein Kunstkenner zu werden", und der bis zum vorigen Jahre „Kunstblätter für die Hannoversche Ausstellung" herausgab, wie sie keine andere in Deutschland aufzuweisen hat. Wir begegneten uns jeden Morgen in der Kunstausstellung, und wenn er auch seit seinem Buche als eine öffentliche Autorität von einer Hälfte der Gesellschaft eben so eifrig aufgesucht wurde, als von der anderen geflohen, während ich in glücklicher Dunkelheit, wie in einem Faust's-Mantel, mitten unter ihnen stehen konnte, ohne bemerkt zu werden, so fanden wir doch immer eine ruhige Minute, worin wir mit einander austauschen konnten. Osterwald, derselbe Künstler, von dessen Hand die Copien im Kunstblatte geliefert wurden, bildete gewöhnlich in unserm Bunde den Dritten."

„Was Detmold als Kunstrichter und Kunstkenner war, beweisen seine Artikel; aber von der Originalität seines Wesens, von seinem bizarren Humor à la Pope, von dem ewig sprudelnden und ewig treffenden Witz seiner Unterhaltung

[1]) Vergl. Franz Dingelstedt, Wanderbuch, Leipzig 1839, I, 104. Der Herausgeber der „Rundschau" hatte die Güte, mich auf das kleine, beinahe vergessene Buch seines Freundes und Landsmannes aufmerksam zu machen.

können nur die zeugen, die in kleineren Kreisen zu Zeiten um ihn waren. Detmold hatte in Hannover auch eine starke Clique gegen sich, die ihn der Parteilichkeit, des bösartigen und übelwollenden Ironismus anklagte, allein die echten und tüchtigen Künstler in Hannover, die Reichmann, Laves, Bandel, Jacobs, Andreä und Andere, lassen gewiß seinem Gedächtnisse alle Gerechtigkeit widerfahren, mit der sie ihn, den Anwesenden, anerkannt haben. Und darum ist die andere Clique, wenn auch eine starke, dennoch eine sehr schwache!"

„Im Saale der Kunstausstellung mußte man Detmold sehen; das war sein Feld und seine Sphäre. Er sprach wenig, aber seine Worte waren Pfunde und waren Pfeile; er beobachtete nicht aus Profession und mit der Absicht eines Stadtpoeten, aber wenn er etwas gefunden, wußte er's köstlich wiederzugeben. „Hören Sie!" sagte er mir eines Morgens, indem er mich vor eine, im Tone etwas grün gehaltene Landschaft, ich weiß nicht mehr welches Künstlers zog, „hören Sie, zu welchem Wunsche könnte Sie das Ding da begeistern?" Ich verstand ihn nicht. „Wissen Sie; was eben die Frau von ... dabei geseufzt hat? Gott, hat sie geseufzt, die Landschaft möcht' ich besitzen, sie paßt so schön zu meinen grünen Möbeln." So etwas war Detmold eine innige Freude. Er trug es wie einen Schatz mit nach Hause in sein Parterre-Zimmerlein, worin neben einer wahrhaft künstlerischen Anordnung doch eine ausgesuchte Bequemlichkeit zu finden war. Andern Morgens wandelte dann der Fund in Gestalt einer bittern Note, ohne alle Anmerkung und Zuthat, in die Druckerei des Kunstblattes, und am nächsten Mittag schrie man in Hannover wieder Zeter über den „boshaften" Detmold. —

Es scheint u. s. w.

Es scheint, daß die Uebersendung der vorher erwähnten Schriften, Heine's Brief vom 22. März 1835 veranlaßt hat. Der Dichter, immer tiefer in politische Streitigkeiten verwickelt und doch mehr und mehr vereinsamt, ergriff mit Vergnügen die Gelegenheit, eine alte, noch immer werthvolle Verbindung wieder anzuknüpfen.

IV.

Hamburg, den 30. Nov. 1830.

Lieber Detmoldt!"

Wie kann ich mein langes Stillschweigen gegen Sie verantworten? Ihr letzter Brief traf mich in einem Zustand der äußersten Bedrängniß; ich hatte meine Noth nur den Kopf in die Höhe zu halten, und Winter und Frühling gingen dahin, ohne daß ich einem einzigen meiner Freunde schreiben konnte. Wozu Litaneyen, die nur betrüben konnten. Haben Sie mein Stillschweigen mißdeutet, so schmerzt es mich. Da ich Ihre Addresse nicht genau mehr im Kopf [habe], so will ich Ihres letzten Schreibens nur so erwähnen, daß es nichts bedeutet, wenn dieser Brief auch in fremde Hände geriethe. Ich sage Ihnen daher in der Kürze, daß das, was Sie mir geschickt, fast ganz meinen Beyfall hatte, und daß ich Ihre bescheidene Anfrage für überflüssig hielt. Die Hauptfragen im Leben muß man sich selbst beantworten — und beantwortet man sich wirklich selbst. Schicken Sie mir alles derart, was Sie haben, was sich unterdessen gewiß noch vermehrt hat, und aus dem Gebrauch, den ich dann davon mache, mögen Sie am besten erkennen, in wie weit es mir mit meinem Beyfall Ernst ist.

Meine sicherste Addresse ist noch immer: Dr. H. H. bey Witwe Heine geb. v. Geldern, Neuer Wall Nr. 28, Lit. D. in Hamburg. — Was Sie mir schreiben oder schicken wollen, bitte ich bald zu schreiben oder zu schicken, denn in 14 Tagen verläßt ein neues Buch von mir die Presse, und ich kann nicht ganz genau wissen, ob ich alsdann nicht den Reisebündel schnüren muß. In dieser bedenklichen Zeit, wo das Einschläferungsmittel von oben herab angewandt werden soll, um später um so sicherer zu reagiren, habe ich es für meine Pflicht gehalten, das Unumwundenste auszusprechen.

Leben Sie wohl und schreiben Sie bald Ihrem Freund

H. Heine.

Sr. Wohlgeboren Herrn Advocaten Joh. Herm. Detmold
grosse Duvenstrasse Nr. 358 in Hannover.

V.

Paris den 22. Merz 1835.

Lieber Detmoldt.

Dieser Brief ist nur die Taube, die Ihnen aus meiner Arche zufliegt mit einem Blatt im Munde; wenn Sie dieses Blatt richtig erhalten und mir wieder schreiben, mag eine regelmäßigere, sicherere Verbindung zwischen uns statt finden. Ich stehe mit niemanden in Briefwechsel, aus dem Grunde weil ich nur kurz antworte auf lange Briefe, die mir nie lang genug sind. Ihr aber, was Ihr nie bedenkt, seyd im geruhsamen Deutschland, wo jeder Tag 25 Stunden hat; ich aber bin an einem Ort, wo die Zeit sich selber kaum die Zeit nimmt zu verfließen. Ich habe hier gar keine Zeit. Sie können sich keinen Begriff davon machen, wie viel zerstreuende Erscheinungen mich umwogen, wie viel Noth, Unsinn, Lebenskampf, Liebe, Haß und + mir um die Ohren saust. Was Sie in Deutschland etwa von mir hören, ist nur ein gelindes Echo hiesiger Schwertschläge. Ich bitte, schreiben Sie mir viel und oft; in späteren, ruhigeren Tagen verspreche ich, gleiches mit gleichem zu vergelten. Wie wäre es, wenn Sie mir alle sechs Wochen einen sehr großen Brief über die politischen und literärischen Vorgänge in Norddeutschland schrieben, den ich in fortlaufender Reihe auf französisch übersetze und in die Revüe des deux mondes abdrucken lasse? Auf Verschwiegenheit von meiner Seite dürfen Sie rechnen. Sie dürfen sich in dieser Correspondenz ohne Gefahr ihrer ganzen Laune überlassen, und da Sie diese Mittheilungen ganz faktisch halten würden, wie es nöthig ist, so dürfen wir uns viel freudigen Spektakel dadurch versprechen. Ja, ich bitte Sie, beginnen Sie gleich, und machen Sie, daß ich bald den ersten Brief erhalte. Aus Vorsicht werde ich Ihnen meine Briefe immer über Hamburg schicken, und Sie addressiren die Ihrigen an Mr. Specht, employé de la poste, rue saint-Lazarre No. 106 à Paris. Versteht sich, Sie unterschreiben nie Ihren Namen, — schreiben aber desto deutlicher das Uebrige.

Für die Mittheilung Ihrer Kunstkennerkunst danke herzlich; das Büchlein ist vortrefflich geschrieben. In stylistischer Hinsicht gebe ich Ihnen das unbedingteste Lob, auch die Ironie ist vortrefflich, aber sie ist nicht immer Swiftisch genug durchgeführt; der Ernst hat Sie manchmal überrumpelt. Daß Sie sich als einen bedeutenden Schriftsteller plötzlich gezeigt, hat gewiß das Publikum sehr überrascht; für mich, liebster, hatte die Erscheinung nichts überraschendes. Ich wunderte mich vielmehr, daß Sie nicht früher aufgetreten sind. — Ich habe sehr oft an Sie gedacht und ich habe Sie immer zu den sehr wenigen Personen gezählt, denen mein Wirken und Schreiben immer klar war, und die den letzten Gedanken alles dessen, was ich treibe und schaffe, immer genau kennen und begreifen. In dieser Voraussetzung, oder vielmehr in dieser Überzeugung, schreibe ich Ihnen heute und verlange thätige Hülfleistung.

Ihr Freund H. Heine.

Gegen Ende des folgenden Jahres, im November 1836, machte Detmold einen Besuch in Paris, und die Verbindung zwischen beiden Männern wurde wahrscheinlich erst in dieser Zeit aus einer vorwiegend literarischen in eine persönliche umgewandelt. Detmold scheint genauer als irgend Jemand mit Heine's häuslichen Verhältnissen bekannt geworden zu sein, also auch mit der Frau, welcher eben jetzt wieder eine allgemeine Aufmerksamkeit sich zuwendet.

Mathilde Mirat, seit 1834 mit Heine in Verbindung und seit dem 31. August 1841 seine Gattin, gehört seit dem 18. Februar 1883 den Abgeschiedenen an. Wie Christiane Vulpius ist sie in sehr verschiedener Weise beurtheilt worden. Heine hat ihr jederzeit eine uneigennützige Liebe bewiesen, die der edelsten Verbindung würdig gewesen wäre; auch kann man seine Ehe nicht unglücklich nennen. Mathilde besaß gute Eigenschaften, vor Allem die Eigenschaft, ihrem Manne zu gefallen; und ihre unverwüstliche Heiterkeit war ihm selbst in den schwersten Zeiten mehr ein Trost, als ihr oberflächlicher Leichtsinn eine Kränkung. Die Behauptung, sie habe nicht einmal schreiben gelernt, wird schon durch die wenigen Zeilen widerlegt, welche sie mit fester und nicht ungeübter Hand dem Briefe vom 26. Mai 1837 eingezeichnet hat. Aber was man auch anführen mag, um die sittliche Beurtheilung des Verhältnisses zu mildern und seine Folgen in ein günstiges Licht zu stellen, als Ergebniß bleibt immer das Bedauern, daß ein so ausgezeichneter Geist gerade da, wo er es am meisten hätte wünschen müssen, für seine eigentliche Bedeutung gar kein Verständniß gefunden hat. Für Freude und Leid, wie sie dieser Verbindung entsprangen, war Detmold Heine's Vertrauter. Er war auch nahe betheiligt bei einem Vorfalle, der durch Mathilde Mirat ohne ihre Schuld herbeigeführt, für den Dichter sehr gefährlich werden konnte. In französischen und deutschen Zeitungen wurde im Frühling 1837 von einem Duell berichtet, welches Heine für die Ehre der deutschen Nation bestanden haben sollte. Erst in letzter Zeit hat ein Augenzeuge den wirklichen Hergang aufgeklärt. Herr Dr. G. de Massarellos berichtet in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" vom 7. December 1880: „Am 29. April 1837 kam in der Frühe mein Universitätsfreund Dr. Hermann Detmold in großer Aufregung zu mir und erzählte, daß er Tags zuvor mit unserm Freunde Heinrich Heine und dessen nunmehriger Wittwe, der damals reizend schönen Mathilde, im „Bœuf à la mode", rue des bons enfants, einem in jener Zeit sehr beliebten restaurant bourgeois, dinirt habe. An einem Nebentisch dinirten sechs französische Studenten. Diese verfehlten nun nicht, mit der schönen Nachbarin aufs Auffälligste zu kokettiren, und anzügliche Reden fallen zu lassen, bis endlich Heine in seiner bekanntlich grenzenlosen Eifersucht plötzlich aufstand und dem nächsten der jungen Herren eine eclatante Ohrfeige gab. Detmold machte dazu den Witz: Der Wirth habe auf seiner Speisekarte unter die Omelette soufflée nunmehr auch ein soufflet à la Heine zu setzen. Die jungen Leute sprangen auf und gingen mit Messern und Stühlen auf Heine los. Der Scandal war natürlich arg, bis endlich der Wirth, die Kellner und noch einige anwesende Gäste sich ins Mittel legten und Heine gegen seine sechs Angreifer in Schutz nahmen. Karten wurden dann ausgetauscht, und an Heine erging sofort eine Forderung auf Pistolen. Der Beleidigte war ein étudiant de

l'école de droit, de L., von altadeliger Familie. So die Erzählung Detmold's, mit welchem ich nun sofort zu Heine ging. Diesen fand ich sehr aufgeregt; er bat mich, den bösen Handel zu entwirren und ihm zu secundiren. Als zweiten Secundanten — Detmold war zu zartfühlend, um sich als Gibbosus eventuellen Spötteleien auszusetzen — wählten wir den jungen Grafen Gurowski, einen in der haute volée, zumal im Jockey-Club, sehr beliebten Polen ...." Die Parteien trafen sich am 1. Mai im Walde von St. Cloud. Heine's Secundanten, insbesondere den Bemühungen Massarellos', gelang es jedoch, den Streit beizulegen. Heine wurde sogar die persönliche Entschuldigung, zu welcher er sich bereit erklärt hatte, erlassen. Nicht lange darauf reiste er mit Mathilde an die See. Die zahlreichen Briefe aus den folgenden Monaten lassen deutlich erkennen, wie nahe die beiden Freunde jetzt verbunden waren. Auch das Verhältniß zu Mathilde zeigt sich in seiner ganzen Ursprünglichkeit, in jenen ungeduldigen, halb scherzend, halb im Ernst geäußerten Klagen, zwischen denen doch die Liebe immer wieder hervorbricht. Interessant sind endlich die literarischen Pläne, welche zur Sprache kommen, freilich meistens, ohne zu einem Ergebniß zu gelangen. Hat Detmold seine Absicht, über die Deutschen in Paris zu schreiben, zur Ausführung gebracht? Hat Heine ihm Beiträge dafür geliefert? Wahrscheinlich ist es nicht nach dem Briefe vom 29. Juli, in welchem Heine das Project noch einige Zeit zu verschieben bittet und die Charakteristik Spazier's, die er sich früher vorbehalten hatte, Detmold überläßt. Ueber Meyerbeer hat er sich in einer von ihm selbst herausgegebenen Schrift, den gleich zu erwähnenden Briefen an Lewald, damals noch durchaus freundlich und anerkennend ausgesprochen.

Detmold's Reise nach Paris hatte eine wesentliche Veranlassung in dem Wunsche, von der französischen Kunst und den neueren Kunstwerken durch eigene Anschauung Kenntniß zu erhalten. Ueber die Gemäldeausstellung oder den Salon des Jahres 1837 berichtet er in sechs ausführlichen Briefen, welche im Morgenblatt 1837 (vom Mai bis Juli, Nr. 109—115, 121—129, 150—155, 159—164) veröffentlicht wurden. Wer sie liest, wird sich nicht wundern, wenn Heine am 29. Juli schreibt, das Ganze spreche ihn gedruckt noch mehr an als geschrieben. Die Darstellung ist vortrefflich; noch heute, nach beinahe fünfzig Jahren, hat sie wenig von ihrem Reiz verloren. Aus Heine's Lob und daraus, daß er die Briefe im Manuscript gelesen hatte, darf man nicht schließen, daß der Verfasser von ihm abhängig sei. Form und Inhalt unterscheiden sich wesentlich von verwandten Arbeiten Heine's: von den Berichten über den Salon von 1831, 1833 und 1843. Während Heine einige Meister ausschließlich hervorhebt, sucht Detmold von der gesammten Ausstellung einen Begriff zu geben, charakterisirt freilich auch einzelne Maler und beschreibt ihre Bilder so anschaulich, daß man sie vor sich zu sehen glaubt. Die Sprache, belebt, geistreich, witzig, hat doch nicht den leisesten Anflug von Heine'scher Leichtfertigkeit; Alles, was dem Gebiete des Religiösen und Sittlichen angehört, wird nie anders als mit Ernst und Würde behandelt. Sehr geschickt verknüpfen sich mit der Darstellung des Salons von 1837 allgemeinere Betrachtungen über die französische Kunst und den französischen Volkscharakter. Bereitwillig wird das Vortreffliche anerkannt, aber nicht mit übertriebenem Lobe bedacht, und das Bedenkliche und Tadelnswerthe ebenso

wenig verschwiegen, als Heine dergleichen zu verschweigen pflegt. Denn nichts ist weniger gerechtfertigt als die Beschuldigung, Heine habe aus Mangel an Vaterlandsliebe Deutschland geschmäht und für Frankreich eine schmeichelnde Bewunderung gezeigt. Im Gegentheil: eher könnte man die Langmuth der Franzosen bewundern, welche so herbe und, ich glaube, zu herbe Urtheile über ihre Eitelkeit und Leichtfertigkeit, über Mangel an tieferem Gefühl und deshalb an der höchsten künstlerischen Begabung geduldig, ja als Aeußerungen eines Freundes sich gefallen ließen. Manches, was Detmold in ähnlicher Weise äußert, mag aus dem Meinungsaustausch der beiden Freunde hervorgegangen sein; man empfindet es insbesondere, wenn man mit Detmold's Berichten über den Salon eine ungefähr gleichzeitige Schrift Heine's, die vertrauten Briefe an Lewald über die französische Bühne (Werke XI, 129 ff.), vergleicht. Wahrscheinlich darf man in denselben einen Einfluß Detmold's erkennen; sagt doch Heine selbst, er habe sie „in der Art von Detmold's Salon" geschrieben. Unzweifelhaft gehören sie zum Geistreichsten, was er überhaupt geschrieben hat. Das französische Theater der Gegenwart bietet ihm Veranlassung, sich in Gedanken über das Wesen der Schauspielkunst und der Oper, über Dichter und Componisten, und was ihm sonst am Herzen liegt, zu ergehen, zuweilen so weit, daß er den Ausgangspunkt aus den Augen verliert, was man von Detmold's Ausführungen niemals sagen kann. Auf dem Titel tragen die Briefe an Lewald den Zusatz „geschrieben im Mai 1837 in einem Dorfe bei Paris". Aber was Heine an Detmold schreibt, beweist, daß wenigstens für die meisten diese Bezeichnung nicht zutrifft. Sie sind erst im Sommer, nicht in einem Dorfe bei Paris, sondern an der See in Granville verfaßt. Heine verräth es selbst an einer Stelle. Da, wo er erzählt, wie oft er, eigentlich gegen seine Neigung, die Theater besucht habe, setzt er (S. 196) hinzu: „Der Dr. Detmold aus Hannover, der den verflossenen Winter in Paris zubrachte und uns immer ins Theater begleitete, hielt uns munter, wenn die Stücke auch noch so einschläfernd. Wir haben viel zusammen gelacht und kritisiert und medisiert". Die Stelle, eine Art von Ehrendenkmal für die frisch blühende Freundschaft, ist allem Anscheine nach nicht vor Detmold's Abreise geschrieben. Denn von einem Manne, der sich noch in Paris aufhält, wird man schwerlich sagen: „Detmold, der den Winter in Paris z u b r a c h t e".

VI.

Granville, wahrscheinlich d. 26.
des Wonnemonds 1837.

Liebster Detmoldt.

Seit drei Tagen bin ich hier und weiß noch nicht, ob ich hier bleibe. Das hängt davon ab, ob ich ein wöhnliches Appartement finde. Manche Annehmlichkeit bietet der Ort, und, was die Hauptsache, der Strand ist gut zum Baden. Meine atra cura .... befindet sich wohl, vergnügt und führt sich gut auf, über Erwarten gut. Kindisch amüsirt es sie am Strande die hübschen Muscheln zu suchen. Erst morgen oder übermorgen kann ich Ihnen sagen, ob ich hier bleibe. Beständig sprechen wir von Ihnen.

nous parlons toujours de vous, et je vous salue avec beaucoup d'amitié. Si nous restons ici il faut que vous venez nous rejoindre. Mathilde.

d. 28. Mai.

Liebster Detmoldt! Ich habe mich endlich entschlossen, hier zu bleiben, obgleich ich noch kein passendes Appartement gefunden. Es ist aber alles hier sehr gut. Das

Leben ist hier spottwohlfeil, und mein Hauskreuz gefällt sich hier außerordentlich, und ich glaube es aushalten zu können. Ich kann Sie heute mit sehr gutem Gewissen einladen, hierher zu kommen. Wenn Sie dieses nemlich ausführen wollen und über Havre reisen, so bringt Sie in Caen ein Dampfboth binnen $3^1/_2$ Stunden nach dem Havre. — Den Brief für Cotta werde ich in keinem Falle vergessen.

Ich bitte Sie, zu meinem Portier zu gehn und ihm zu sagen, daß er alle einlaufenden Briefe an mich hieher schicken soll, nemlich à Mr. Heine, poste restante, à Granville (Département de la Manche). Da weder er noch die Portière schreiben können, so bitte ich Sie, auf meine Briefe, die etwa für mich dort liegen, diese Addresse zu schreiben und sie auf die Post zu legen. — Zugleich bitte ich Sie, mir zu sagen, ob Sie etwas, das mich interessiren möchte, in französischen oder deutschen Journalen gelesen; denn hier sehe ich auch nicht einmal französische Blätter. — Ich befinde mich ganz wohl und arbeite. Kommen Sie nur her, und ich verspreche Ihnen, daß auch Sie viel arbeiten und wenig ausgeben werden. — Fragen Sie Cohn, ob meine Wechsel acceptirt worden sind, und grüßen Sie ihn mir recht freundschaftlich. — Ins Theater brauche ich nicht mehr zu gehn, dafür muß ich aber ins Frühlingswetter spazieren gehn. Grüne Bäume ennuyiren eben so gut wie Vaudeville. Nächst der Kunst giebt es nichts Schrecklicheres als die Natur. Ihr Freund Heine.

Wichtiges Post Scriptum.

Ich bitte Sie, lieber Detmoldt, gehen Sie zu der Marchande de Mode rue Faubourg Montmartre, wo meine Kleine ihre Mützen zu kaufen pflegt, und wo ich einst ihre Eifersucht erregte. Der Modistin sagen Sie, daß Sie zwei Mützen (bonnet) verlangten für die Dame rue Cadet No. 18, welche Sie ihr in die Provinz nachschicken müßten. Eine Mütze rose avec des fleurs couleur de rose et un bonnet jaune paille avec des fleurs de la même couleur. Band und Blumen nicht ausgespreitzt, sondern vielmehr eng anliegend, damit das Gesicht nicht sein Oval verliert. Die Modistin wird Ihnen diese Mützen auswählen helfen, oder auf Bestellung anfertigen und gehörig einpacken, daß Sie sie auf die Post geben können, an die Addresse: Mr. Heine, à Granville, Département de la Manche, logeant dans les trois couronnes. Das ausgelegte Geld werde ich, im Fall Sie hieherkommen, Ihnen hier zurückgeben, oder, wenn Sie nicht kommen wollen, lassen Sie es sich für meine Rechnung von Cohn geben. — Aber kommen Sie hieher, das wäre am hübschesten. Ist ein Paquet (wahrscheinlich einige Bogen meines Buches) bei der Portière angekommen, so können Sie es den Mützen beypacken. Ihr Freund H. H.

Monsieur Mr. Herman Dettmoldt aux soins de Mr. Jules Cohen
rue Faubourg Poissonnière Nr. 15. Paris.

VII.

Granville d 14 Juni 1837.

Liebster Detmoldt! Ihren Brief v. 11ten sowie auch den Brief, worin Sie mir die Absendung der Kiste anzeigten, und die Kiste mit den Mützen selbst habe ich richtig erhalten und sage Ihnen Dank für diese freundschaftlichen Bemühungen. Die Mützen haben großen Beyfall gefunden, und ich bin beauftragt, Ihnen für diese, sowie für Ihre zwey liebenswürdigen Handschreiben an Mathilde im Nahmen derselben den rührendsten Dank abzustatten. Wir befinden uns wohl und heiter, gefallen uns hier und werden wohl lange hierbleiben. Sie dürfen daher Ihre Briefe immer poste restante hierher addressiren; abreisenden falls werden sie uns nachgeschickt von der hiesigen Post. Sie aber werden sobald Paris nicht verlassen. Ich hoffe Sie benutzen die Eröffnung des Musée de Versailles, um darüber zu schreiben. Dieses und das spanische Museum dürfen Sie nicht unbesprochen lassen. Das muß ihren Salon kompletiren. — Was mich betrifft, so sitze ich bis am Hals in einer Arbeit, die ich in 8 Tagen fertig habe; ich habe nemlich an Lewald versprochen, ihm einen großen Beytrag zu seiner Theater-Revüe sobald als möglich zu überschicken; es werden etwa 5 bis 6 Bogen seyn, humoristisch reflektirenden Inhalts.

Ihr Angehen in Betreff der dortigen Deutschen kommt mir daher in diesem Augenblick etwas ungelegen. Mein Rath ist folgender: Sie schreiben den Aufsatz, bearbeiten die Personen die Sie bereits kennen; Sie schreiben den Anfang des Aufsatzes und Schwanz, schreiben auch über mich, lassen mir aber in der Mitte des Aufsatzes Platz zur kurzen Signalisirung folgender Personen: Trapel (dieser schreibt in der Abendzeitung unter dem Namen Lenz) Spazier (dieser ist der niederträchtigste Schuft den ich auf dieser Erde gesehen habe) Donndorf, Pistor; Duisberg, Savoie, Bornstedt (dieser muß sehr gelobt werden, damit man ihn für den Verfasser des Artikels halte) Heideloff, der Buchhändler, Colloff, Venedey (beide sind freilich exilirt) Mainzer (ein honetter Kerl). Schreiben Sie nicht über Koreff, denn ich weiß, daß Sie nicht gut von ihm denken; über Meyerbeer dürfen Sie nur Günstiges sagen, über Rothschild können Sie sagen, was sie wollen, soviel Maliziöses sie wollen; die Herzogin Helene loben Sie auf preußische Weise und lassen merken, daß Sie sich ihr vorstellen lassen. Kennen Sie Professor Hase? über diesen so wie über Depping sprechen Sie! — Also Sie schreiben den Aufsatz dergestalt, daß ich die obigen Signalemente selber einflicken kann. Ehrlich gestanden, denke ich jetzt so ungern an die Kerle. — Zu Ihrer Nachricht: Laube giebt die Redakzion der Mitternachtzeitung ab. — Ich empfehle Ihnen die hannöv. Zeitung[1]).

Detmold ist offenbar nicht nach Granville gegangen. Schon am 19. Juli schrieb er wieder aus Hannover an Heine. Die politischen Unruhen in seinem Vaterlande, die gewaltsame Aufhebung der hannövrischen Verfassung durch den König Ernst August mögen seine Rückreise beschleunigt haben. Ungefähr zur selben Zeit, am 18. Juli, traf Heine wieder in Paris ein. Die folgenden vier Briefe sind insbesondere interessant durch die Mittheilungen über die „jungdeutsche Anthologie", welche Heine in Gemeinschaft mit Detmold herausgeben wollte. Ueber diesen Plan ist sonst gar nichts bekannt geworden, obgleich er mit anderen Bestrebungen Heine's in naher Verbindung steht; denn 1836 war die zweite Auflage der „romantischen Schule" erschienen, beinahe um ein Drittel vermehrt durch die eingehende Charakteristik der jungdeutschen Poeten. Zu dieser Literargeschichte sollte die Anthologie gewissermaßen die Belegstellen bringen und dadurch den Eindruck verstärken.

Man sieht ferner schon in diesen Briefen, wie Heine sich Detmold's zu bedienen suchte, um zunächst auf seinen Bruder Max und durch diesen auf Salomon Heine zu wirken. Schon der Umweg läßt das Verhältniß zu dem reichen Onkel keineswegs in erfreulichem Lichte erscheinen.

Heine's Vater und die ganze Familie hatten dem Hamburger Millionär Vieles zu danken, der Dichter insbesondere die Mittel, die ihm den Weg von der Wechselbank zu den Universitäten Bonn und Göttingen eröffneten. Aber wenn es dem Jüngling nicht zur Unehre gereicht, von fremder Unterstützung abzuhängen, für den Mann wird es selten ohne Nachtheil bleiben. Schon aus diesem Grunde muß man Heine's Uebersiedelung nach Paris ein Unglück nennen, denn sie raubte ihm für immer die Möglichkeit, unabhängig, auf eigenen Füßen zu stehen. Er selbst empfand das Drückende, Unwürdige seiner Lage, und indem er dann dem Onkel gegenüber das Gefühl seiner geistigen Ueberlegenheit um so entschiedener zum Ausdruck brachte, mußte es nothwendig zu Gegensätzen und

[1]) Hier schließt das erste Quartblatt. Adresse und Schluß des Briefes haben sich auf dem abgerissenen zweiten Blatt des Bogens befunden, welches fehlt.

Zerwürfnissen kommen. Ein Zerwürfniß war auch im Herbst 1836 eingetreten. Heine stand in Gefahr, die von dem Onkel ihm ausgesetzte Jahresrente von 4000 Francs zu verlieren. Dazu kamen andere Unglücksfälle: Verlust hinterlegter Gelder, Insolvenz eines Freundes, für den er gebürgt hatte; er mußte durchaus versuchen, die Gunst des Onkels wieder zu gewinnen. Detmold hat ohne Zweifel, so wie Heine wünschte, dafür gewirkt, und durch Vermittlung des Bruders Maximilian kam denn auch eine Aussöhnung zu Stande. Im September 1838 wurde sogar, bei einem Besuche Salomon Heine's in Paris, die Pension auf 4800 Francs erhöht, die nach dem Tode des Dichters zur Hälfte auf seine Wittwe übergehen sollten. Heine mochte sich gesichert glauben, aber wie bitter er sich täuschte, wird gerade aus den späteren Briefen an Detmold nur zu deutlich.

Das in dem Briefe vom 29. Juli noch immer vergeblich erwartete Buch ist der dritte Theil des „Salon", der die Angriffe Menzel's zurückweisen sollte. Schon am 2. Juni erkundigt sich Heine bei Lewald: „Ist mein dritter Salontheil mit der Vorrede heraus? Was sagt man zu letzterer? Bitte, bitte, schreiben Sie mir bald und viel." Nicht mit Unrecht hegte Heine gegen Menzel und den Gießener Censor Adrian den Verdacht, daß sie das Erscheinen seines Buches zu verhindern suchten. Adrian verzögerte Monate lang das Imprimatur und machte indessen, um eine Beschlagnahme herbeizuführen, im „Phönix" bekannt, daß der Druck in Gießen begonnen habe. Der Vorrede gegen Menzel weigerte er die Druckerlaubniß ganz und gar; sie konnte erst später, als besondere Broschüre unter dem Titel: „Ueber den Denunzianten" erscheinen[1]). Von Heine's Erbitterung zeugt der dem Briefe vom 3. October beigelegte Artikel gegen Menzel. Ein Brief an Campe von demselben Tage erhielt eine ganz ähnliche Beilage.

VIII.

Paris d. 29. July 1837

Theurer Freund! den Brief den Sie vor Ihrer Abreise nach Granville geschickt, so wie auch Ihren aus Hannover den 19. July datirten Brief habe ich richtig erhalten. Seit 10 Tagen befinde ich mich in Paris und reise übermorgen nach Boulogne sur mer, wohin Sie mir Ihre Briefe poste restante addressiren können. In Granville lebte ich 2 Monath froh und glücklich, da ward Mathilde krank, und ich mußte, der Vorsorge wegen, wegen Mangel an guten Aerzten, mit ihr zurück nach Paris reisen, wo wieder mein altes Elend begann. — — — — Im Ende des Julius im heißen Schauspielhaus 4 Vaudeville! O Gott, Du schickst den Winter nach den Kleidern aber nicht den Sommer! Dazu kommt ein finanzielles Unglück, welches zu weitläuftig zum Erzählen, mich aber aufs kummervollste berührt. Es ist wirklich sonderbar, daß ich in der letzten Zeit so viel Finanzunglück habe. Kaum ordne ich meine Geschäfte mit dem strengsten Ernst, so brouillirt sie wieder der unvorhergesehenste Zufall. Überall vermissen wir Sie hier. Als wir Sie bei unserer Rückkehr nicht fanden, ward uns zu Muthe, als hätten wir Sie aufs neue verloren. Mathilde spricht beständig von Ihnen; dies tolle aber gesunde Herz hat Ihren Werth ganz empfunden, und ich habe daran meine wehmüthige Freude. Seit unserer Trennung bin ich wieder allein.

Ich arbeite ziemlich viel, so viel es meine Wirnisse und Störungen vertragen. Daß auch Sie in Arbeitszug gerathen, freut mich. „Die Deutschen in Paris" können Sie der Hannöv. Zeitg. nicht geben, denn der Hauptlump, der infamste Schurke, den

---

[1]) S. W. XIV, 49. Strodtmann a. a. O. II, 193.

Sie brandmarken müßten, der elende Spazier, ist der Pariser Correspondent in der Hannöv. Zeitung. Ich bitte, lassen Sie das Projekt noch einige Zeit anstehen, bis ich Ihnen aus Boulogne mehr darüber geschrieben habe.

Ueber mein Buch habe ich von Hamburg noch keine Zeile Nachricht — Der Teufel weiß, ob Menzel, der durch den feigen Censor Adrian von der Vorrede Wind bekommen, nicht außerordentliche Mittel ins Werk gesetzt hat, um die Bombe aufzuhalten. Schreiben Sie mir darüber umgehend: poste restante à Boulogne sur mer en France. Max ist in Hamburg zum Besuche bei meiner Familie. Vor etwa 5 Wochen erhielt ich Brief von ihm aus Hamburg, worin er mir schrieb daß er ungefähr 3 Monath dableibe. Wenn Sie ihm daher dorthin baldigst schreiben, trifft ihn Ihr Brief. Er steht dort in höchster Gunst bey meinem Oheim, und es wäre möglich, daß Ihr Brief, worin Sie ihm über mich Nachricht geben, zu meinem Heile wirken kann. Sie müssen ihm nemlich die Seele heiß machen, daß er alles aufbietet, mich mit meinem Oheim zu versöhnen und mir bei demselben ein Jahrgeld auszuwirken. Den! wahren! Grund, warum meine Finanzen so schlecht stehen, dürfen Sie freylich nicht merken lassen, aber das Faktum, daß ich in der größten Geldnoth bin, und die erschütterndsten Folgen daraus zu befürchten stehen, müssen Sie so pragmatisch hinstellen, daß diese Geldnoth, nur durch edles Unglück entstanden, eben zu meinem Vortheil spricht. In der That, Sie dürfen gestehen, daß ich um alle Früchte meines Fleißes geprellt worden, daß ich alles verkauft habe, um meine Schulden zu bezahlen, daß ich alle fremde Unterstützungshülfe abgelehnt, daß ich mich vergebens an meinen Onkel gewendet (das ist nicht wahr), daß Sie vernommen hätten, wie unbarmherzig mein Oheim mir alle Hülfe entzogen (das ist auch nicht wahr) — kurz Sie schreiben ihm einen Brief, womit er bei meinem Oheim, welcher empört seyn wird, daß man ihn solcher Lieblosigkeit fälschlich beschuldigt, etwas ausrichten kann. Aber thun Sie es umgehend und geben den Brief an Stieglitz, damit dieser ihn an meinen Oheim schickt zur Beförderung an Max; dieser wohnt nemlich bey ihm auf dem Lande.

Sie sehen, Ihr Unterricht hat gefruchtet; wenn auf diesem Wege keine Hülfe kommt, so hab ich mein Latein verloren.

Für Lewald's Theaterrevüe habe ich in Granville eine Reihe Briefe, in der Art Ihres Salons, geschrieben, etwa 12 Bogen Reisebilderformat. Ich werde dies Jahr noch 40 Bogen schreiben. — Wird unser Projekt der Literaturauszüge nicht zu Stande kommen? — Börne scheint wirklich jetzt von den Deutschen kanonisirt zu werden. Dieser ehrliche Mann ist dennoch mit Verläumdungen, die er der Welt über mich insinuirt hat, ins Grab gegangen. — Es ist sehr wahrscheinlich, daß ich mein Stillschweigen über ihn breche. — Nächstens mehr hierüber.

Den Schwanz Ihres Salons habe ich im Morgenblatt gelesen; das Ganze spricht mich gedruckt noch mehr an als geschrieben. Die zusammengestellten Kunstartikel werden ein interessantes Büchlein bilden, und ich bitte Sie, dazu eine sehr geistreiche Vorrede zu schreiben. — An Max müssen Sie streng und heilig befehlen, daß er von dem Inhalt Ihres Briefes meiner Mutter nichts merken läßt.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß ich von Boulogne einige Zeit nach London reise. Haben Sie mir in dieser Beziehung keinen Wink zu geben? — Cohn habe ich hier mehrmals gesehen; er steckt bis an die Ohren im simonismus; er zweifelt zuweilen an dem moralischen Werth seiner Gottheit!

Ich habe in Granville nur zwei Bäder genommen und freue mich sehr auf den Wellenschlag von Boulogne. Ich habe das Baden diesmal sehr nöthig; meine linke Hand magert täglich mehr und mehr ab und stirbt zusehens. — Leben Sie wohl. Sorgen Sie nur für Ihre Gesundheit — für das übrige wird der Zufall Sorge tragen. Mathilde grüßt. Wir lieben Sie sehr.

H. Heine.

Monsieur Mr. Hermann Detmold, Advocat à Hanovre,
royaume d'Hanover en Allemagne.

[Bemerkung Detmold's:] beantwortet 4. Aug. 1837.

IX.

Paris d. 17. Sept. 1837.

Liebster Detmoldt! Ihre zwey Briefe, so wohl den, welchen Sie nach Boulogne addressirt, als auch den letzten, den Sie hieher gehen lassen, habe ich richtig erhalten; den zweiten vorgestern. Ich bin in Boulogne nur drey Tage geblieben, weil meine Dame dort sich sehr mißfiel. In Havre blieb ich 4 Wochen und wäre vielleicht noch dort, wenn ich nicht plötzlich ein Augenübel bekommen, woran ich zu erblinden fürchtete. Ich konnte nicht mehr sehen noch schreiben; doch der Dr. Sichel hier hat mich so weit hergestellt, daß ich Beides, Schreiben aber nur mit saurer Mühe, wieder vermöge. Indem ich Ihnen schreibe, sehe ich kaum meine Buchstaben. — Mathilde hat sich auf der Reise gut aufgeführt, nur in Paris ist sie schwer zu ertragen. — Dank, herzlichen Dank für alle die Freundessorge, die sich so liebevoll in Ihrem Briefe ausspricht. Sie sind aber auch der Einzige, dem ich vertraue. — Daß Cotta Sie so schlecht bezahlt hat, ist empörend; 4 Carolin pflegt das gewöhnliche Honorar für das Morgenblatt zu seyn. Ich werde ihm schreiben, daß ich Ihnen wenigstens 4 Carolin garantirt habe. Unseren Plan, eine Compilazion deutscher guter Schriftsteller zu veranstalten, habe ich nicht fahren gelassen und heute habe ich darüber wieder mit Heideloff hie selbst gesprochen, der auf das Unternehmen begierig eingeht und der ohne Zweifel meine Bedingungen eingehen wird — die er von mir bestimmt zu wissen verlangt. Er wünscht, eine Ausgabe in zwey großen Bänden zu machen, nach dem Maßstabe des Cottaschen Schiller's in 2 Bänden, den Sie kennen, und er rechnet auf 80 Druckbogen jenes großen Formats; er würde sich vielleicht auch auf 100, wenigstens auf 90 Druckbogen verstehen. Dann verlangt er — was aber für mich das Bedenklichste — eine Vorrede von 1 Druckbogen (— das wäre mehr als 5 Druckbogen Reisebilder-Text). Ich habe ihm gesagt, daß ich mit Ihnen in Gemeinschaft dies Unternehmen ausführen würde, daß Sie mir dort in Hannover die Excerpte der deutschen Autoren, versehen mit kurzgefaßten biographischen Notizen, hieher schicken würden, und daß ich Ihnen erst schreiben müsse, um zu wissen, auf welches Honorar Sie dabey rechnen.

Ich bitte Sie daher, schreiben Sie mir einen ostensibelen Brief, worin Sie für das erwähnte Geschäft 40 Napoleond'or fordern, denn ich glaube nicht, daß er [mehr] als 1 Napoleon für den Druckbogen im Ganzen giebt, und ich sehe zu, daß er mir das, was ich eigens dazu schreibe, nach dem Maßstabe, das mir Campe oder Cotta für einen so großen Druckbogen bezahlen würden, honorirt. Zugleich (in demselben Brief) schicken Sie mir eine Uebersicht von dem, was sie in dem Werke aufnehmen würden, und dieses kann uns beiden zugleich als Grundlage dienen, damit ich genau weiß, was Sie zu geben beabsichtigen, und was ich entweder abzulehnen oder hinzuzurathen habe. Ich bin der Meinung, man giebt nicht viel Gedichte, etwa 1/8 des Werks füllend, und meistens Gedichte neuerer Autoren und griechisch heiteren Inhalts, von christlich trübseligen Gedichten nur wenige. Ueberhaupt Beförderung weltpatriotischer, gefühlsfreyer, hellenischer Richtung. Im selben Sinne sind die prosaischen Stücke zu wählen. Die gewählten älteren Autoren müssen in der Gesinnung eine Morgendämmerung des jungen Deutschlands zu seyn scheinen, und ich beabsichtige, dem heutigen jungen Deutschland am Schluß fast über 1/4 des ganzen Buchraumes zu weihen. Sie werden daher gleich anführen, was von diesen Autoren zu geben ist. Auch die untergeordnetsten Geister dieser Richtung werde ich mittheilen, theils um zu zeigen, daß die Heerde recht zahlreich sey, theils auch um der eignen Parthey Vorschub zu leisten. So verliert das Buch den Charakter einer gewöhnlichen Compilazion und wird durch höhere Zwecke geadelt. Von diesem Gesichtspunkte aus machen Sie die Liste in dem ostensibelen Briefe. Nicht bloß Bücher sondern auch aus Zeitschriften muß excerpirt werden. — Ich denke die Sache kommt unverzüglich in Ordnung. Den Druck werde hier selber fürveilliren. — Ich kann heute noch wenig sehen, sonst würde Ihnen mehr schreiben, besonders in Beziehung auf meinen Oheim und Marens Verwendung bey demselben. Ich habe meinem Oheim selbst geschrieben, ganz wie

Max den Brief verlangte, bis jetzt aber habe ich noch keine Zeile Resultat erfahren. Anbey erhalten Sie ein Blatt des Telegrafen, worin Gutzkow, zwar in guter Absicht, aber mit empörender Rohheit meine persönlichen Bedrängnisse bespricht. Ich will mich nicht darüber ärgern, sondern eben dieses Blatt zu meinem Vortheil exploitiren. Schicken Sie es nemlich umgehend an Max (ohne ihm im Mindesten zu sagen, daß Sie es von mir erhalten haben) und bemerken Sie ihm, daß es vielleicht für mich nützlich wäre, wenn mein Oheim dieses Blatt liest und dadurch bewogen würde, den Wünschen der öffentlichen Meinung entgegen zu kommen und mir eben jetzt eine offenkundige Jahresunterstützung zu bewilligen. Vielleicht verdanke ich der gekitzelten Eitelkeit, was mir von besseren Gefühlen nicht erwirkt wird. In diesem Sinne wäre es gut, wenn Sie an Max noch einmal schrieben; auf jeden Fall, bey Leibe, verschweigen Sie ihm, daß ich Ihnen ob dergleichen widerwärtigen Dingen geschrieben habe; nur durch dritte Hand wüßten Sie die Steigerung meiner Nöthen und Drangsale. — Leben Sie wohl.

Ihr getreuer halbblinder Freund
H. Heine.

Meine Addresse ist immer
Cité Bergère No. 3.

[Bemerkung Detmold's:] schrieb an Max Heine den 23. September,
schrieb an Heinrich Heine den 25. September.

X.

Paris den 3. October 1837.

Theuerster Freund! Ihren Brief v. 21. [25?] Sept. habe ich richtig empfangen. Mein Bruder wird Ihren Brief nicht mehr in Hamburg erhalten haben, da er, wie ich höre, zur Naturforscherey nach Prag gereist ist. Ich habe noch keine Antwort von ihm. — Mit meinen Augen geht es gut, so wie ich mich überhaupt leidlich in jeder Hinsicht befinde. Meine Leidenschaftlichkeit für Mathilde wird täglich chronischer; sie führt sich gut auf — jetzt quält sie mich mehr im Traume als in der Wirklichkeit — aber der geträumte Kummer und düstere Zukunftsgedanken verbittern meine Tage. Ich genieße in vollen Zügen die Schmerzen des Besitzes. — Ich bin unlängst in ihrem Dorfe gewesen und habe die unglaublichste Idylle erlebt. — Ihre Mutter hat mir Mathildens erstes kleines Hemdchen geschenkt, und dieses wehmüthige Linnen liegt in diesem Augenblick vor mir auf dem Schreibtisch. — Das anthologische Projekt soll in jedem Falle ausgeführt werden. Ich beherzige Ihre Bemerkungen. Den Titel des Buches habe ich noch nicht ersonnen. Ich denke aber, er heißt ungefähr: Proben der deutschen schönen Literatur seit Goethe's Geburt. Wer also vor Goethe's Geburt gestorben ist, oder sonst in den Goetheschen Beginn nicht mehr paßt, wird nicht aufgenommen. Ihre Bemerkungen habe ich reiflich erwogen. Ein Theil des Mspts muß freilich abgeschrieben werden, ein Theil wird wohl nach den Büchern hier gedruckt werden können; die Kosten können also nicht über 200 frs. betragen. Die Schriftsteller vor der romantischen Zeit überlasse ich Ihnen ganz auszuwählen. Von den Romantikern werden wohl höchstens 12—15 aufgenommen, über deren Auswahl, auch in Betreff des Mitzutheilenden, wir uns leicht verständigen. Von den dramatischen Dichtern der Kunst-Periode (seit Schillers Herrschaft) wählen wir auch ein Dutzend: wie Schiller, Werner, Kleist, Grillparzer, Immerman, Öhlenschläger, Müllner, Heine, Grabbe rc. — Endlich von neuer Literatur geben wir nicht alle (Sie haben Recht), doch die Hervorragendsten, und da könnten doch wohl an die 20 zu nehmen seyn und meinen Zweck erfüllen. — Ich erwarte zwar den ostensiblen Brief, erhalte ich ihn aber nicht binnen 8 Tagen, so schließe ich das Geschäft ab mit Heideloff unter so guten Bedingungen, als ich erlangen kann; denn ich habe ihm zugesagt, daß ich mit ihm fertig zu werden gewiß sey, ich kann ihm jetzt nicht die Sache abnehmen, ohne mich zu verfeinden und in böses Licht zu stellen. Sein Begehr einer großen Einleitung aus meiner Feder und die Bedingung, daß er diese auch als Bro-

schüre ausgeben könne, ist das eigentlich Bedenklichste; kann ich nicht anders, so verspreche ich es und schreibe in dieser Arbeit zunächst über die neuere Literatur, was sehr interessant werden kann. Sie würden daher bey den Autoren nur biographische, nicht kritische Notizen zu geben haben. — In meinem nächsten Brief Bestimmteres. Der Zweck des heutigen Schreibens ist der einliegende Correspondenzartikel aus Stuttgard, den Sie in die Hannövrische Zeitung einschmuckeln müssen. Wahrscheinlich wird die Redakzion der Hannöv. Ztg. diese Zeilen nicht in der mitgetheilten Form drucken wollen; alsdann ändern Sie dieselben nach dem Tone des Blattes so, daß immer der Inhalt gedruckt wird. Können Sie ähnliche Artikel in andre Blätter drucken lassen, so thun Sie es. Sie verstehen mich fast ohne Wink. — Heute schreibe ich nach Hamburg um den Correspondent zu exploitiren. — Ich bitte, üben Sie ein bischen an Menzel ihre ingeniosesten Malizen. Er wird ja das Literaturblatt noch öfters gegen mich benutzen, und ich muß der Perfidie mit der Perfidie begegnen.

Ihr Freund

H. Heine.

[Beilage.] Stuttgardt d. October 1837.

Die Taschenspielerkünste, womit Herr Wolfgang Menzel seit so vielen Jahren seinen Mangel an gelehrter Bildung und Wissenschaft zu verbergen gewußt, sind in einer Streitschrift von Dr. Strauß mit so gründlicher und doch faßlicher Kritik enthüllt worden, daß der literarische Gaukler auch bey dem geistesärmeren Mittelstand der Lesewelt allen Credit verloren hat, und Baron Cotta genöthigt ist, damit der Scandal ein Ende nehme, die Redakzion des hiesigen Literaturblattes in andere Hände zu geben. Die Broschüre „Über den Denunzianten" hat jetzt auch auf die gesellschaftlichen Verhältnisse des Herren Menzel einen schlimmen Einfluß geübt: einige modernisirte Teutschthümler, so wie auch ein paar Dichterlinge von der schwäbischen Schule, welche bis jetzt, aus Haß gegen die Richtungen Heines und des übrigen jungen Deutschlands den Denunzianten desselben protegirten, drohen sich jetzt ebenfalls von ihm abzuwenden, und haben ihm einen Termin gestellt, binnen welchem er, zur Wiederherstellung seiner Ehre, die von Heine gebotene Genugthuung annehmen, oder ihre Gesellschaft auf immer meiden müsse. — So viel ist gewiß, daß Herr Menzel jetzt Stuttgardt verlassen will und bereits Anstalten trifft, sich nach Waldenburg in Schlesien zurückzuziehen, wo ihm sein Stiefvater, der bekannte Oekonom Elsner, der in der Viehzucht einen Namen erworben, die günstigste Aufnahme zugesagt hat. —

XI.

Paris den 16. Januar 38.

Liebster Detmold! So eben schickt mir Gabe Ihren Brief vom 5. Januar und aus diesem Datum ersehe ich, daß mein Brief, den ich Ihnen etwa vor 4 Wochen schrieb, Ihnen nicht zu Händen gekommen. Das ist mir sehr verdrießlich; er enthielt zwar nicht die mindeste politische Aeußerung, aber desto mehr auf mein Privatleben Bezügliches. Auch enthielt er eine Einlage von Madame Jules, bey welcher ich mich ebenfalls erkundigte, ob sie Antwort von Ihnen erhalten. Noch heute schicke ich zu ihr, um ihr wissen zu lassen, daß der Brief, worin ihre Einlage, Ihnen, Gott weiß durch welchen Zufall, nicht zugekommen ist. An öffnende Polizeipfiffigkeit und Unterschlag glaub ich nicht, desto mehr aber an die Dummheit meines Herrn Cousins, dem ich die Besorgung des Briefes anvertraute. — Ich wiederhole, Sie verlieren an dem Briefe nichts, außer Nachrichten über mein Privatleben, das sich seitdem recht wunderlich gestaltet hat. Seit meiner Rückkehr aus Havre hat sich Mathilde so exemplarisch gut aufgeführt, daß ich Besorgnisse für ihr Leben zu hegen begann. Denn solche radikale Umwandlung pflegt ein Vorzeichen des Todes zu seyn. Acht Tage lang konnte sie zu Hause bleiben, sich mit einfachem pot au feu genügend. Theater, kein Gedanken; es sey doch kostspielig. Die alten Roben selbst renovirt, um diesen Winter neue zu sparen. Endlich wurde sie ernsthaft krank, und ich mußte sie in ein maison

de santé bringen, wo sie gut gepflegt wird, und bis zum Frühjahr (den ganzen Carneval!) bleiben wird; denn sie thut mir jetzt alles zu Willen. — Sie fängt an, so unbedingt liebevoll und zärtlich zu werden, daß ich am Ende glaube, sie hat die Absicht, mich also zu machen. — Uebrigens ist sie sehr krank. —

Ich habe cocu diesen Winter meine volle Freyheit, je jouis de ma pleine liberté, et j'en abuse même.

Ich geh jetzt oft in's Theater; zu meinem Vergnügen!

Uebrigens befinde ich mich wohl.

Ueber mein Projekt mit Heideloff hatte ich Ihnen geschrieben, daß derselbe mich ersucht, bis nach Neujahr damit zu warten. Dies that ich (weil er wirklich viel um die Ohren hatte, z. B. seine Verheurathung), aber noch immer kann ich nicht mit ihm aufs Reine kommen. Im Grunde liegt mir nicht viel dran in diesem Augenblick, wo ich mit weit bedeutenderen Unternehmungen beschäftigt bin. Ueber letztere schreibe ich Ihnen sehr bald, und Sie sollen endlich meinen praktischen Sinn bewundern.

.— Es ist heute so kalt, daß ich gar nicht schreiben kann; die Hände sind mir erstarrt. — Das maison de santé, worin ich Mathilde eingekerkert, ist an der barrière St-Jaques — denken Sie sich, alle Tage muß ich diesen entsetzlichen Weg machen! — Leben Sie wohl, und schreiben Sie mir bald; Addresse: rue Cadet N° 18; hier wohne ich noch immer. — Lesen Sie doch Beurmanns Niederträchtigkeiten gegen mich, dem ich meine Addresse anvertraute, nachdem er mir sein Ehrenwort gab, sie nicht zu verrathen! Welche Schufte, meine Deutschen! — Leben Sie wohl und behalten Sie lieb Ihren Freund

Heinrich Heine.

Aus dem letzten Briefe sieht man, daß Heine den Plan der „Anthologie“ so gut wie aufgegeben hatte. Das „wichtige Unternehmen“, welches ihn damals beschäftigte, war die Gründung einer deutschen Zeitung, welche von ihm in Paris redigirt, aber in Kehl gedruckt und vornehmlich in Deutschland verbreitet werden sollte. Ein Freund fand sich bereit, die für den Anfang nöthigen 150 000 Francs vorzuschießen, und Heine versprach sich ganz außerordentliche Vortheile. Um gegen ein preußisches Verbot gesichert zu sein, suchte er in einem Schreiben an Varnhagen vom 13. Februar 1838 dessen Vermittlung und die Fürsprache des preußischen Ministers, Freiherrn von Werthern, zu gewinnen. Briefe an August Lewald vom 1. und 6. März geben über die Art, wie die Zeitung organisirt werden sollte, genaue Auskunft. Heine glaubte den Organismus der Presse, das Personal und die Hilfsmittel, die Geheimnisse und besonders den geheimsten Theil, das Annoncenwesen, genauer als irgend Jemand zu kennen; wieder tritt einmal in seinem Wesen das kaufmännische Element hervor. Aber schon am 30. März muß er an Campe schreiben, der Plan sei gescheitert. Die preußische Regierung wollte der Zeitung den Einlaß nicht gestatten, der Kostenüberschlag zeigte eine immer weniger freundliche Gestalt, und Heine hielt sich nicht für berechtigt, fremde, ihm anvertraute Gelder für ein unsicheres Unternehmen aufs Spiel zu setzen. Gewiß zum guten Glück; denn die Zeitung würde seine Kräfte völlig zersplittert und ihn in unaufhörliche Streitigkeiten verwickelt haben.

Auch Detmold fehlte es um diese Zeit an Stimmung und Muße, sich ferner mit der „Anthologie“ zu beschäftigen. Bald nach seiner Rückkehr nahm der hannövrische Verfassungsstreit seine volle Thätigkeit in Anspruch. Als Abgeordneter für Münden gehörte er mit Heine's Vetter Christiani und Stüve zu den Vorkämpfern gegen die Gewaltschritte der Regierung, freilich mehr mit der

Feder, als durch die Rede wirkend. Als der „Mirabeau der Lüneburger Haide" hätte er von Heine nicht proclamirt werden können, aber für die politische Agitation besaß er eine ausgesprochene Begabung, und sein Haus auf der großen Duvenstraße Nr. 358 war ein Mittelpunkt für die Bestrebungen seiner Partei. Bekanntlich erklärte sich die Bundesversammlung am 5. September 1839 für nicht befugt, in dem Verfassungsstreit ein Urtheil abzugeben. Dadurch ermuthigt ging die hannövrische Regierung rücksichtslos gegen ihre Gegner vor. Detmold wurde der strengsten polizeilichen Ueberwachung, ja einer Internirung in der Stadt Hannover unterworfen, obgleich die zweite Kammer am 11. Juni 1841 gegen dies gewaltthätige Verfahren Einspruch erhob. Weil er die Eingabe des Hannövrischen Magistrats an die Bundesversammlung verbreitet haben sollte, stellte man ihn zudem unter Anklage, und als das Celler Oberappellationsgericht am 12. Mai 1843 ihn und andere für schuldig erklärte, war er der Einzige, welcher vom Könige nicht begnadigt wurde. Zur Deckung der ihm auferlegten Geldstrafe von dreihundert Thalern veröffentlichte er in Braunschweig (1844) ein kleines Buch, die „Randzeichnungen". Es enthält zuerst die „Verhandlungen eines Kunstclubs", in welchem die dem Club angehörigen, alle Buchstaben des Alphabets füllenden A-, B- bis Z-mayer ihre Ansichten über die Restauration einer Statue der mediceischen Venus auseinandersetzen. Die Satire ist so witzig, wie das Erstlingswerk des Verfassers erwarten ließ. Das zweite Stück, ein „politisches Kindermärchen", schärft durch das Beispiel eines Mäusepaares, das sich nach langer Bedrückung der Gewalt des Katers entzieht, die Lehre ein, „daß so leicht Niemand gefressen wird, der sich nicht fressen lassen will." Es geht nicht über das Gewöhnliche solcher Nutzanwendungen hinaus[1]).

Der Briefwechsel mit Heine scheint während dieser Zeit gestockt zu haben. Die nächsten noch erhaltenen Briefe wurden durch Heine's Reise nach Hamburg im Spätherbst 1843 veranlaßt. Sie bedürfen wenig zur Erklärung. Der „wichtige Plan", um dessentwillen Heine Detmold's Anwesenheit in Hamburg wünschte, betraf die Redaction des „Telegraphen". Dieses damals nicht unbedeutende Blatt, von Gutzkow in Frankfurt begründet, war im November 1837 in den Verlag von Campe übergegangen. Heine zeigt sich darüber hoch erfreut. Er war damals noch mit Gutzkow befreundet. In einem Briefe an Campe vom 19. December nennt er ihn den besten Journalisten und das größte Talent, das sich seit der Juliusrevolution aufgethan; ja er erklärt es für eine seiner höchsten Lebensfreuden, wenn Gutzkow nach Paris käme. Aber die Tactlosigkeiten und versteckten Angriffe des Blattes reizten bald seinen Unwillen, und nach dem Erscheinen seines Buches über Börne 1840 wurde der Zwiespalt zwischen ihm und Gutzkow zur offenen Fehde. Am 27. April 1843 führt er bittere Klage, daß er in einem von Campe verlegten Blatte verunglimpft würde. Gewiß hat er denn auch nach Kräften dahin gewirkt, daß man die Redaction des Blattes verändern

[1]) Von Detmold's Gedichten ist beinahe nichts bekannt geworden. Einige ungedruckte Sonnette befinden sich im Besitz des Herrn Julius Campe in Hamburg. In der ersten Ausgabe von Heine's „Letzte Gedichte und Gedanken", Hamburg 1869, S. 69 ff., erschienen drei Sonnette Detmold's: „Herakles Musagetes" und „Die lernäische Hydra" I. und II. als Gedichte Heine's; wahrscheinlich wurden sie an ihn gerichtet und deshalb in seinem Nachlaß gefunden.

und Detmold übertragen möge. Das Zusammentreffen der beiden Freunde fand am 9. December 1843 in Hannover statt. „In Hannover," schreibt Heine am 29. December an Campe, „habe ich mich weitläufig mit Detmold über den Telegraphen besprochen. Er versprach, Ihnen gleich darüber zu schreiben, und er wird Ihnen also selbst seine Ansichten mitgetheilt haben. Ich glaube, so behindert er auch durch außerordentliche Umstände in diesem Momente ist, dürfen wir doch auf ihn rechnen." Nach einer mir zugehenden gütigen Mittheilung des Herrn Julius Campe hat jedoch Detmold die Redaction des Telegraphen niemals übernommen. Dieselbe wurde einem wenig bekannten Schriftsteller Namens Schirges übertragen. — Ueber den in den folgenden Briefen mehrmals genannten „Ernst" ist weder den Angehörigen Detmold's, die ich befragen konnte, noch Herrn Julius Campe etwas bekannt.

XII.

Hamburg den 3. November 1843.

Liebster Detmoldt!

Als ich mich zu einer Reise nach Deutschland entschloß, freute ich mich ganz besonders darauf Sie bey dieser Gelegenheit wieder zu sehen und mündlich mich mit Ihnen über die vielen Wirrnisse besprechen zu können, über die man nimmermehr sich brieflich aussprechen dürfte. Aber es ist mir nicht möglich gewesen, über Hannover zu reisen, und ich fürchte meine Rückreise nach Paris führt mich ebenfalls eine andre Route. Wie wollen wir's nun anfangen, um uns zu sehen? Ist Ihnen eine Reise nach Hamburg gelegen, so sagen Sie mir wann Sie hier eintreffen wollen, und ich richte mich danach ein; etwa zwei Wochen möchte ich noch hier verweilen. Ich denke über Leipzig zurückzureisen und ich könnte Ihnen also auch ein Rendez-vous in Magdeburg geben. Am liebsten aber würde ich Sie hier in Hamburg sehen, wohin Sie, wie ich höre, zuweilen einen Abstecher machen.

Schreiben Sie mir nur gleich Bescheid und zwar per Addresse von Hoffmann & Campe. Wie freue ich mich darauf, Sie wiederzusehen! Sie sind doch der einzige in Deutschland, mit dem ich ein verstandenes Wort sprechen kann! der sogar ohne Erörterung meine Nöthen versteht!

Leben Sie wohl, auf baldiges Wiedersehen.

Ihr getreuer Freund H. Heine.

XIII.

Hamburg d. 9. Nov. 1843.

Liebster Detmold!

Ich danke Ihnen für Ihren lieben Brief, und Ihren Vorschlag, uns in Braunschweig zu sehen, genehmige ich. Vierzehn Tage bleibe ich noch hier, und gegen Ablauf derselben verabreden wir das Bestimmtere. Ich werde mit dem Dampfbot von hier nach Magdeburg reisen (40 lebendige Stunden Reise!) und mit der Eisenbahn unverzüglich nach Braunschweig kommen. Anfangs wollte ich nur 8 bis 12 Tage hier verweilen und direkt zu meiner Frau zurückreisen — die ich in Paris (!!!) **allein** ließ! Und jetzt komme ich sogar auf den Gedanken, von Braunschweig über Magdeburg zurückkehrend, auch Leipzig zu besuchen! —

Adieu! auf baldig heitres Zusammentreffen!

Ihr Freund H. Heine.

P. S. Ist Ernst noch in Hannover?

Wie lange bleibt er noch dort? Hat er nicht etwa Lust, ebenfalls nach Braunschweig zu kommen? Sagen Sie mir das und fragen Sie ihn, ob er direkt nach Petersburg geht.

XIV.

Hamburg den 24. November 1843.

Liebster Detmoldt! Wichtige Angelegenheiten haben mich länger, als ich beabsichtigte, hier aufgehalten und ich hatte mich entschlossen, über Hannover direkt nach Paris zurückzureisen. Entgehen konnten Sie mir nicht und können Sie mir auch jetzt nicht. Aber es hat sich etwas ereignet, weßhalb ich sehr wünschte, Sie lieber hier als in Hannover zu sehen. Campe hat nemlich eine hochbedeutende literarische Unternehmung, wobey ich Ihre oberste Betheiligung in Vorschlag gebracht, und er ist von dieser Idee ganz entzückt. Er hat mir nicht erlaubt, Ihnen zu sagen, was es ist, aber so viel kann ich Ihnen zusichern, daß die Sache ganz für Sie paßt, Ihnen nicht allzugroße Mühe machen wird, weit mehr Spaß, und Ihnen auch eine gute Summe Geldes eintragen wird. (Ich kann mit der verfluchten Stahlfeder nicht schreiben!)

Ich kann nur noch bis nächsten Mittwoch, höchstens Donnerstag hier bleiben; kommen Sie daher sobald als möglich zu mir hieher, wo ich in der alten Stadt London logire. Können Sie aber nicht kommen, so sehen wir uns jedenfalls in Hannover. Aber, wie gesagt, es wäre sehr wichtig, daß Sie hieher kämen. Schreiben Sie mir gleich Antwort und addressiren Sie den Brief nur gleich hieher, ich logire in der alten Stadt London —. Ich kann mit der verfluchten Stahlfeder nicht schreiben. Campe, in dessen Boutique ich Ihnen diese Zeilen schreibe, hat keine andre Feder. — Er läßt Sie dringend bitten, zu kommen.

Ihr Freund H. Heine.

XV.

Donnerstag.
Hamburg den 7. December 1843

Liebster Dettmoldt!

Wichtige Transakzionen und die Grippe haben mich eine Woche länger, als ich gedachte, hier zurückgehalten. — Aber morgen, wenn ich mich nur irgend transportabel befinde, reise ich ganz bestimmt und werde übermorgen frühe im British Hôtel dort Sie erwarten. Ich werde meinen Namen dort aus wichtigen Gründen nicht nennen, und Sie müssen mich durch bloße äußere Bezeichnung im Hotel erfragen. Auch wünsche ich, dort keine Nacht zuzubringen und mich gleich auf den Weg nach Minden zu begeben. — Ist etwa, was ich nicht glaube, Ernst noch in Hannover, so sagen Sie ihm gefälligst, daß ich übermorgen dort eintreffe[1]).

Beinahe eine Wiederholung der vorstehenden bildet eine Reihe von Briefen, welche im Sommer 1844 durch Heine's Aufenthalt in Hamburg veranlaßt wurden. Der Dichter war in der zweiten Hälfte des Juli zu Schiff von Hâvre nach Hamburg gereist, diesmal in Begleitung seiner Frau. Mathilde fühlte sich jedoch in dem fremden Kreise unter Heine's Verwandten niemals heimisch und nahm eine Krankheit ihrer Mutter zum Anlaß, schon am 9. August den Rückzug nach Paris anzutreten. Es war wieder ein neues Werk Heine's, die Sammlung der „neuen Gedichte" und das „Wintermärchen", für welche er Detmold's Rath und Beistand wünschte; deshalb die wiederholte dringende Einladung.

Dr. François Wille, der in dem Briefe vom 9. September erwähnt wird, redigirte zu jener Zeit die literarischen und kritischen Blätter der Börsenhalle. — Georg Eckermann, dessen Feder Heine am 20. September für den Hamburger Correspondenten zu verwenden wünscht, war nach der gütigen Mittheilung Herrn Campe's ursprünglich Lehrer, dann deutsch-katholischer Geistlicher

[1]) Die Unterschrift ist abgeschnitten.

und umherziehender Literat. Er hat einiges über Schule und Erziehung geschrieben.

XVI.

Hamburg den 23. August 44.

Liebster Detmoldt!

Der Mensch denkt, und das Weib lenkt! Seit vier Wochen bin ich hier, wo ich bis zum Winter bleiben wollte. Aber Mathilde, die ich mitbrachte, erhielt plötzlich einen fatalen Brief von ihrer Mutter, die sie vor ihrem Sterben noch einmal sehen möchte, und ich mußte sie daher dieser Tage wieder nach Frankreich zurückreisen lassen, ganz allein, aber entschlossen, ihr so bald als möglich nachzufolgen. — Ich bleibe also nicht sehr lange mehr hier, höchstens drey Wochen, und mein freudiger Plan, es so einzurichten, daß ich Sie eine Weile hier bey mir sähe, wird zu Wasser. Aber sehen muß ich Sie doch, da ich wahrscheinlich jetzt sobald nicht mehr nach Deutschland komme. Ich kann nicht über Hannover reisen, muß zu Wasser die Rückfahrt machen, und Sie müssen also das Opfer bringen, hieher zu kommen. Aber kommen Sie bald, ich hätte Ihnen vieles zu sagen, was mir das Herz abdrückt. Meine Addresse ist Dr. H. H. auf der Esplanade in H. — Sagen Sie mir gleich, wann ich Sie erwarten kann. Ich war einige Wochen unpäßlich.

Ihr Freund

H. Heine.

XVII.

Hamburg d. 9. Sept. 1844.

Lieber Detmoldt!

Vor geraumer Zeit, vor etwa 3 Wochen, schrieb ich Ihnen, daß ich hier sey, daß meine Frau hier war, aber bald wieder, wegen der Krankheit ihrer Mutter, abreisen mußte, daß ich selber deßhalb nur noch kurze Zeit hier verweile, und daß ich Sie sehr bäte, hierherzukommen, indem ich nicht über Hannover reisen könne. Nun erwartete ich vergebens Ihre Antwort, von Tag zu Tag. Ist mein Brief Ihnen nicht zugekommen? (Ein Bekannter von Ihnen, der Dr. Wille, hatte ihn zur Post gebracht und versicherte mir, ihn gewissenhaft besorgt zu haben.) Oder sind Sie auf Reisen, und Ihre Briefe werden Ihnen nicht nachgeschickt? Ich bereite mich jetzt schon zur Abreise und in 10 Tagen nehme ich wieder Abschied von Hamburg und diesmal für lange. Kommt Ihnen dieser Brief richtig zu Händen, so antworten Sie mir, bitte, bitte, nur recht geschwind. Ich versichere Sie, Ihr Stillschweigen macht mich traurig.

Ihr Freund

Ich wohne: Nr. 19 **Esplanade.**

H. Heine.

XVIII.

Hamburg den 14. Sept. 44.

Liebster Detmoldt!

Ihr Brief betrübt mich wegen Ihrer Stimmung, aber ich bin doch froh, daß ich weiß, wo Sie sind, um so mehr, da ich in diesem Augenblick Ihrer dringendst bedarf. Ich kann nicht viel schreiben, da mein schreckliches Augenübel mich seit mehreren Tagen wieder überfallen; bin 3/4 blind. Etwa 10 Tage werde ich wohl noch hier bleiben — ich bin jedoch jeden Augenblick zu reisen bereit. In 8 Tagen erscheint bei Campe mein neues Buch, welches zum größten Theil schon bekannte Gedichte enthält, aber auch ein noch unbekanntes großes Poem von 8 Bogen, die Hauptsache, Spektakel erregend, und dasselbe beängstigt mich nicht wenig. Da das Opus nicht bloß radikal, revoluzionär, sondern auch antinational ist, so habe ich die **ganze** Presse natürlich gegen mich, da letztere entweder in Händen der Autoritäten — oder der Nazionalen steht und von den unpolitischen Feinden, von rein literarischen Schuften, unter allerley Masken zu meinem Schaden ausgebeutet werden kann. Campe soll Ihnen das Buch gleich zuschicken. Sie dürfen es aber, ehe es dort im Buchhandel ausgegeben wird,

niemanden sehen lassen, damit nicht gleich die Confiskazion provozirt wird. — Obgleich ich für das Buch die Verketzerung durch die Presse fürchte, so wächst mir doch der Muth, seit ich von Ihnen Nachricht [habe], und ich erwarte viel von Ihrer thätigen Klugheit. Thun Sie hier schnell das Mögliche direkt und durch Vermittlung von Freunden. Zunächst aber schreiben Sie einen bedeutenden Artikel über das Buch für den Hamburger Correspondenten und schicken Sie denselben so bald als möglich hieher an Campe; hierdurch werde ich gleich hier etwas gedeckt. Sie werden selbst einsehen, was gesagt werden muß. In die Allg. Ztg. kann ich auch einen Artikel drucken lassen, wenn er geeignet geschrieben. Wer kann mir in der Köllner Zeitung Vorschub leisten? Kleine Reklamen sind wichtig. Die Feinde werden dergleichen wohl benutzen. Ich bitte Sie, helfen Sie mir und bald. Helfen Sie in der Gegenwart. Für die Zukunft des Buches habe ich selbst gesorgt. Ihr Freund

H. Heine.

XIX.

Hamburg den 20. Sept. 1844.

Liebster Detmoldt! Ich habe Ihren Brief erhalten und mit doppelter Betrübniß daraus ersehen, daß Sie zur gegenwärtigen Verstimmung hinlänglichen Grund haben, und daß ein Abstecher nach Hamburg für Sie eben keine Erheiterung wäre. Ehrlich gesagt, ich hätte Ihnen für dieses Opfer des Hierherreisens keine erheiternde Entschädigung bieten können, da ich in diesem Augenblick an meinen Augen stärker als je leide — kaum bin ich im Stande, Ihnen diese Zeilen zu schreiben, ein Auge, das linke, ist ganz verschlossen, und das rechte, das andre, ist trübe. Den 30. dieses M. will ich wieder abreisen. Was man so eigentlich Wichtiges nennt, die nächsten Tagesinteressen, hätte ich freylich nicht mit Ihnen zu besprechen gehabt — aber eine Consultation über die innersten Lebensnöthen, über die chronische Existenzkrankheit bedurfte ich wohl — vielleicht schreibe ich Ihnen das dahin bezügliche von Paris aus. Ich sehe leider, Sie sind kränker als ich. Ich habe, was Sie mir klagen, tief schmerzlichst mitempfunden. Zum Glück heilen bey Ihnen gewisse Wunden schneller als bey mir. Mein Buch, das ich Ihnen durch den Postwagen sandte (ohne näher bezeichnende Addresse), werden Sie gewiß richtig erhalten haben. Hier wird es noch 8—10 Tage nicht ausgegeben, und Campe will nicht, daß es in's Gerede komme, ehe es überall hin verschickt [wurde]. Daher noch immer Verschwiegenheit! Was Sie mir in Betreff Ihrer Hülfe, wahre Hülfe in der Noth, zusagen, hat mir das Gemüth beruhigt, und ich sehe der Machinazion meiner Feinde (deren Hauptsitz in Frankfurt) mit größerer Gelassenheit entgegen. Theilen Sie das Buch dem Eckermann mit, und wenn dieser, wo möglich unter seinem Namen, einen Artikel schreiben würde, den ich in den Hamb. Correspondenten abdrucken lassen könnte, so wär [es] mir das wünschenswertheste und ein ungeheuer großer Dienst. Der Hamb. Corresp. ist mir in diesem Augenblick das wichtigste Organ, und da Sie nicht mit Namensunterschrift den Artikel geben können noch dürfen, so würde mir Eckermann einen unvergeßlichen Milchbruderdienst leisten. Ihre Feder würde ich dann zu einem bedeutenden Art. für die Köllner Zeitung in Anspruch nehmen, hier könnten Sie zeichnen, wenn Sie wollen. Möchten Sie aber nicht für die Köllner Ztg. den Artikel schreiben, so schreiben Sie ihn für die Augsb. Allg. Ztg. Ich will mich resumiren:

Wenn Eckermann nicht den Artikel für den Hamb. Correspondenten schreibt, so schreiben Sie dafür einen nicht großen, sondern konzisen Artikel und schreiben zu gleicher Zeit einen großen, mit Auszügen gespickten Artikel für die Köllner Zeitung. Wenn dieser, der große und der kleine Artikel, gleich gedruckt [werden], und auch Eckermann für die Allg. Ztg. einen tüchtigen Artikel schreibt, so bin ich auf den drey Hauptpunkten gedeckt, und es ist schon Posto gefaßt, wenn die Feinde anmarschiren. Campe druckt das Wintermährchen noch besonders, und ich habe eine Vorrede dazu geschrieben; ich schicke Ihnen das Büchlein vielleicht schon Mitte nächster Woche, in mehren Exemplaren, die Sie zu meinem Besten zu vertheilen haben.

So viel heut. Ich bin so blind, daß ich nicht weiter schreiben kann. Bitte,

beschäftigen Sie sich nur gleich mit meinem bedrängten Buche. Vielleicht wird es Sie ein wenig zerstreuen, wenn es überhaupt Zerstreuung giebt in Momenten, wo man meint, des Teufels zu sein. Ich begreife ganz den Umfang Ihres Aergers, ich begreife ganz Ihren Verlust! Aber wenn Sie wüßten, wie viel der Gewinn oft kostet! wie die Arzney oft heilloser und entsetzlicher ist als die Krankheit!

Ihr Freund H. Heine.

Am 9. October trat Heine zur See über Amsterdam und Brüssel die Rückreise an. Aber erst wenige Monate befand er sich wieder in Paris, als das Ereigniß eintraf, welches seiner Existenz einen tödtlichen Schlag versetzte. Schon als er 1843 in Hamburg war, sah man den Tod des Onkels in nicht weiter Ferne voraus. Aber der Dichter hat damals, sowie im nächsten Jahre nichts gethan, um sich ein reiches Erbtheil zu erwirken. Er stand mit Salomon Heine wieder im freundlichsten Verhältniß; das schöne Gedicht auf das von dem Onkel gestiftete „neue israelitische Hospital in Hamburg“ wurde damals veröffentlicht. So durfte er wohl darauf rechnen, daß die ihm einmal ausgesetzte Pension durch das Testament, wenn nicht erhöht, wenigstens fernerhin gesichert würde. Aber in der Nähe des Onkels, in der nächsten Verwandtschaft waren Manche dem Dichter schon lange gram, „die Sippen und Magen“, die er in den Gedichten seiner Leidensperiode gezeichnet hat. Sie mochten die „Krallen und Zähne“ fürchten, welche ihm, wie er selbst schreibt, „angeborene Waffen“ waren, Waffen, die er um so gefährlicher gebrauchen konnte, wenn einmal nach dem Tode des Oheims die Rücksichten wegfielen, welche das Verhältniß zu einem solchen Manne einstweilen noch auferlegte. Gerade während Heine in Hamburg war, im August 1844, ging durch die Zeitungen eine Nachricht, er werde seine Memoiren herausgeben[1]); und der Dichter mag, wie es nicht selten schriftlich geschah, auch mündlich gedroht haben, er werde in diesem Werke an seinen Widersachern Vergeltung üben. Grund genug, daß man jene „Krallen“ zu beschneiden, wenigstens ein so gefährliches Mitglied der Familie in einiger Abhängigkeit zu erhalten wünschte. Hat man auch dem Oheim in diesem Sinne Vorstellungen gemacht? Wir wissen es nicht und brauchen es nicht zu wissen. Genug, als Salomon Heine am 23. December 1844 starb, hatte er in seinem kurz vorher errichteten Testament seinen Neffen wie dessen Brüder nur mit dem kärglichen Vermächtniß von je 8000 Mark Bco. bedacht und die jährliche Pension gar nicht erwähnt. Ein trockener Brief Karl Heine's that dies wenige Tage später dem Dichter kund und bot zwar ungefähr die Hälfte der Pension, aber nur als freiwillige Gabe und nur unter der Bedingung, daß Heine Alles, was er über den Onkel und das Testament veröffentliche, vorher der Genehmigung des Vetters unterbreite.

„Gar zu tödtlich war der Faustschlag,
Der mich just ins Herz getroffen;“

hat er später von diesem Briefe gesagt. Seine Seelenstimmung lassen die folgenden Briefe deutlicher als irgend andere, selbst als die Briefe an Campe vom

[1]) „Kölnische Zeitung“ Nr. 240 vom 27. August 1844: „Heinrich Heine wird, wie es im „Nürnberger Corresp.“ heißt, demnächst seine Memoiren herausgeben.“ In der Beilage zu Nr. 5 der Kölnischen Zeitung vom 5. Januar 1845 findet sich unter den Vermischten Nachrichten die Notiz: „Heine's neuestes Gedicht heißt: „Unsere Marine“. Der Dichter arbeitet an einem großen Werke unter dem Titel: „Die Menschen, mit denen ich lebte“. Also Denkwürdigkeiten.“

8. und 13. Januar erkennen. Offenbar ist zwischen den Briefen vom 9. und 13. des Monats ein schlagartiger Anfall eingetreten. Denn während der erstere eine baldige Reise nach Hamburg in Aussicht stellt und ausdrücklich betont, daß der Schreiber den Kopf nicht verloren habe, zeugt der zweite von einer hoffnungslosen Niedergeschlagenheit. Am meisten zürnte Heine auf seinen Vetter Karl, den Jugendgefährten, von dessen Krankenbette er in Paris 1832 während der Cholera nicht gewichen war, und als gefährlichster Gegner erschien ihm Salomon Heine's Schwiegersohn, der Doctor Adolf Halle, ein Mann von juristischer Bildung, welcher als Beirath dem Testament die Fassung gegeben hatte. Heine war zuerst entschlossen, durch einen Proceß sein Recht zu verfechten. Aber bald mußte ihm, dem Doctor juris, klar werden, daß die späte Datirung des Testamentes den Documenten, die ihm aus früherer Zeit zu Gebote standen, den besten Theil der Beweiskraft entziehe. Er konnte wohl zeigen, daß die Pension ursprünglich, nach der Absicht des Schenkers auf Lebenszeit gewährt werden und sogar seiner Wittwe zu gute kommen sollte: moralisch mochte Karl Heine danach zur Fortzahlung verpflichtet erscheinen, aber eine rechtliche Verpflichtung vor Gericht zu erweisen, möchte schwer geworden sein. Heine's Streben ging deshalb dahin, wenigstens die moralische Verpflichtung durch die öffentliche Meinung bekräftigen zu lassen und die reichen Verwandten durch die Presse einzuschüchtern und gefügig zu machen. Niemand konnte ihm zur Durchführung dieses Planes nützlicher sein als Detmold. Wir sehen denn auch, wie er sich zuerst an diesen wendet. Ein unbegrenztes Vertrauen spricht aus allen Aeußerungen der Briefe, und Detmold ließ es an schleuniger Hilfe nicht fehlen.

XX.

Paris den 9. Januar 1845.

Liebster Dettmoldt!

In großer Noth können Sie immer darauf rechnen, von mir [einen] Brief zu erhalten. Vielleicht haben Sie bereits von Hamburg aus gehört, welch ein großes Unglück mich betroffen. Ich meine nicht den Tod meines Onkels, sondern die Art, wie er meiner gedacht. Aus manchen Dingen hatte ich längst geargwohnt, daß man ihm in den Kopf gesetzt, daß ich doch jede große Summe vergeuden würde, oder von den Regierungen Beschlag darauf gelegt werde. Meine Pension war eine abgemachte Sache. Ehrlich gesagt, ich hoffte nicht auf testamentarisch großes Bedachtsein, sondern auf Erhöhung meiner Pension. Da erhalte ich schon (den 30ten!) 7 Tage nach seinem Tode, einen wahrscheinlich am Begräbnißtage geschriebenen großen Brief von Carl Heine, worin dieser, der sonst mein sanftester Freund, mir mit den dürrsten Worten ankündigt, mein Oheim habe mir nur 8000 Mark Bco. in seinem Testamente hinterlassen, von Pension sei nicht die Rede, er aber wolle mir jährlich 2000 Franks geben — unter der Bedingung, daß wenn ich über seinen Vater schriebe, ich vorher das Manuskript zur Durchsicht einschicken müsse. Gestern antwortete ich ihm, mit hinlänglicher Verachtung, und kündigte ihm einen Prozeß an; denn in Betreff der Pension habe ich Beweißthümer der Verpflichtung. Ich erhielt bisher jährlich 4800 Frs., die auf meine Frau nach meinem Tode übergehen sollten. Vielleicht erwartete man, daß ich mich auf's Bitten legen würde, und ich bekäme vielleicht das Geld wieder wie sonst. Aber ich glaube, hier wirke ich stärker durch Drohung, und letztere führt sicherer zum Zweck. Der Prozeß ist keine Drohung, ich kann ihn sehr gut machen. Aber man wird, wenn [ich] Ernst mache, schon furchtsam werden und nachgeben. Das Beste muß hier die Presse thun zur Intimidazion, und die ersten Kothwürfe auf Carl Heine und namentlich auf Adolf Halle werden schon wirken. Die

Leute sind an Dreck nicht gewöhnt, während ich ganze Mistkarren vertragen kann, ja diese, wie auf Blumenbeeten, nur mein Gedeihen zeitigen. Ich überlasse also Ihrer Klugheit, schleunigst eine Menge kleiner Artikel in Blätter, die nach Hamburg kommen, zu fördern, worin mein Oheim vertheidigt wird, warum er anderweitig als durch testamentarische Verfügung für mich sorgen wollte, und wie man jetzt glaubt mich in Händen zu haben, und mir droht, sogar meine Pension nicht mehr auszuzahlen — wenn ich meine Gedanken über das Testament und über die Ränke, die gegen mich geschmiedet worden, öffentlich ausspräche. Die öffentliche Meinung ist leicht zu gewinnen für den Dichter — gegen Millionäre. — Campe wird Ihnen schreiben. Die Artikel müssen alle aus Hamburg datirt seyn. Wenn Sie Freunde in Hamburg hätten, die direkt auf Adolf Halle wirken könnten? Der will Senator werden, und hat Furcht vor der Presse. — Sie sehen, hier steht nicht ein Buch, sondern die Existenz auf dem Spiel. Eilen Sie und gewinnen Sie den Gegnern den Vorsprung ab. Ist es mir möglich, so geh' ich selbst in nächster Woche nach Hamburg, das sag' ich aber nur Ihnen, nicht mahl meiner Mutter oder Schwester, die sich ängstigen würden, denn ich muß durch Deutschland reisen — daher das strengste Geheimniß. Meine Ankunft soll wie eine unerwartete Bombe wirken. — Mathilde habe [ich] etwas beruhigt, indem ich ihr sagte, daß ich Ihnen schriebe, dem großen Helfer in der Noth. Da ich bald reise, so brauchen Sie nicht zu antworten; ist es mir möglich, nächste Woche. Der Schlag traf mich aus heiterem Himmel. Meine hiesigen Feinde, die Foulds, reitzen Carl Heine auf gegen mich..... Es ist eine mystische Geschichte, und ich denke, Sie kommen jetzt nach Hamburg, sobald ich dort bin. Mathilde ist krank vor Schreck und Aerger; alles stürmt zugleich auf uns ein.

Ihr armer Freund, der aber nicht den Kopf verliert, H. Heine.

XXI.

Paris den 13. Januar 1845.

Liebster Dettmoldt!

Ich will Ihnen heute bloß sagen, daß ich zu unwohl bin, um zu reisen, daß ich hier bleibe und daß ich also Antwort von Ihnen empfangen kann, wenn Sie mir bald schreiben. Ich bin in der That sehr krank, vielleicht einem Nervenfieber nahe. Sie haben keinen Begriff davon, was für gemeine Ränke ich hier gegen mich schmieden sehe, wie ich keine Minute Ruhe habe. Dazu kommt, daß mein Hausvesuv, der seit drey Jahren ruhig war, jetzt wieder Feuer speit: Mathilde ist in dem aufgeregtesten Zustand, eine Folge der Hamburger Begebenheit. Letztere lege ich Ihnen dringend ans Herz. Es gilt, die Basis meiner Finanzen, meine Pension, zu sichern, die 4800 Frs, die mein Oheim mir so feyerlich und so bindend gelobt, daß ich wie vom Blitz getroffen war, als mir mein Vetter verkündigte, daß er mir nur die Hälfte, und zwar als eine rentabele Promesse hinfüro geben wolle, wenn [ich] die Biographie seines Vaters, die ich schriebe, vorher zur Censur ihm einsende! Ich hoffe, Campe hat Ihnen die Sachlage geschrieben, und Sie haben schon Maßregeln genommen, theils durch die Presse, theils durch direkte Intervenzion für mich zu wirken.

Durch erstere muß intimidirt werden, namentlich in Bezug auf Adolf Halle, der Senator werden will. Haben Sie jemand, der in Hamburg bey diesem in Ansehen, so eilen Sie, ihm dringend empfehlen zu lassen, dem Spektakel, wovon erst der Prolog, ein Ende zu machen. Ich bin erbötig zu jeder Ehrenerklärung, ja zur Abbitte, um den beleidigten Stolz zu kirren; ich mache mir nichts aus Papier, aus einem gedruckten Pranger; wer viel Ruhm hat, kann ein bischen Point d'honneur einbüßen. — Aber meine Pension muß ich haben, unverkürzt und irrevocabel, nicht an eine Bedingung geknüpft. Handeln Sie nun, diesem Bekenntniß gemäß.

Contemnere mundum,
contemnere se ipsum,
contemnere, se contemni —

lehrten die alten Mönche, und ich gelange zu diesem Spruch durch Degout, Lebensdegout, Verachtung der Menschen und der Presse, durch Krankheit, durch Mathilde. — Es ist ein wüster Marasmus, eine Müdigkeit des Fühlens und Denkens, ein Gähnen — die Feder fällt mir aus der Hand

—· mein Freund, denken Sie und handeln Sie für mich —, auch sehe ich nicht mehr, was ich schreibe.

H. Heine
(46 Faubourg Poissonnière.)

XXII.

Paris den 23. Januar 1845.

Mein theurer alter Freund in der Noth! Ja, das sind Sie, gleich bey der Hand, in meiner unseligen Bedrängniß. So eben erhalte ich Ihren Brief; gestern schon las ich in der Köllner Zeitung den Hamburger Artikel. Trotz meines Elends lachte ich laut auf über den Kirchthurmbau. Die ganze Swiftische Trockenheit, die faktische Dürre in der Erfindung. Welch ein gefährlicher Mensch sind Sie! Aber das giebt mir neuen Muth — mit solchen Bundesgenossen trotze ich meinen Feinden. Der Angriff auf Halle ist unbezahlbar. Auf diese Terreur fußend werde ich ihm diese Tage schreiben und ihn zur schleunigsten Vermittlung auffordern. Aber noch einige solcher Artikel, und er thut Alles. Ich darf keine Zeit verlieren; warte ich noch sechs Wochen, so haben meine Gegner ihre Fassung gewonnen, die sie durch die Derbheit der Angriffe verlieren müssen. Deßhalb hab ich hier den plumpsten Gesellen erlaubt, los zu feuern. Ich weiß, man wird später gegen mich Canonen aufführen, aber ich bin kugelfest, während die Andern nicht einmal Schrot vertragen können. — So eben habe ich auch an Carl geschrieben, versöhnlich, zeigte ihm auch an, daß ich für die 8000 Mark Bco. auf ihn trassire. — Er wird mich vielleicht selbst bey dieser Lumperey schikaniren. Unter den Testamentsexecutoren ist nemlich jener infame Doktor R..., der schon vor 3 Jahren die infamsten Niederträchtigkeiten gegen mich geschmiedet, bey Gelegenheit der Straußischen Geschichte.

Wäre das ältere Testament, das mein Oheim vor 2½ Jahren machte, als wir nicht brillant mit einander standen, zum Vorschein gekommen, so hätte [ich] mich nicht gewundert; aber das Testament ist vom 4. December 1844, sechs Wochen nachdem ich ihn in intimster Freundschaft verlassen; wegen dieses späten Datums sind, wie ich jetzt erst merke, alle Skripturen, die mir helfen sollten, ohne Wirkung, und der Prozeß kann nur als Drohung gelten, wie ich überhaupt nur durch Drohung etwas erlangen kann — aber diese Waffe muß schnell gebraucht werden, sonst stumpft sie ab. Lassen Sie sich doch von Hamburg einige Details geben und schmieden Sie schleunigst einige Artikel, wodurch besonders Halle geängstigt wird. In einigen Tagen rufe ich ihn auf zur Vermittlung und rechne also auf seine interessirte Aufregung — ach, Liebster, reüssire ich nicht in 4 Wochen, so ist Alles verloren, denn die Furcht vor meiner eignen Feder, vor meinen direkten Publikazionen ist alsdann, wie Sie richtig begriffen, ganz emoussirt. Von Campe habe ich noch keinen Brief. Ich stand eben mit ihm in einer kitzlichen Finanzdifferenz, als das Malheur eintraf. Ich traute ihm aber meine Interessen unbedingt an, da er ja dabey interessirt ist, daß ich nicht plötzlich zum Bettler werde. Spornen Sie ihn an, in diesem Augenblicke die dortige Presse zu überwachen und beständig bei Halle, durch dritte Personen, namentlich durch Siveking und Senatoren, für mich zu wirken; lassen Sie mir auch umgehend wissen, ob es Ihnen nicht möglich ist, in diesem Augenblicke für mich nach Hamburg zu gehen. Da ich Ihnen Carte blanche, unbedingte Vollmacht geben würde, so könnten Sie Alles in einem Tage für mich beendigen. Ach theurer Freund, ich fühle, daß die schleunigste Beendigung Noth thut, sonst bin ich so halb und halb verloren. Ein kranker, arbeitsunfähiger Kopf, Mathilde, grimmige Privatfeinde, politische Verfolgung, noch allerley geheime Schäden, die täglich ausbrechen können, und dabei kein Geld — das kann ich nicht aushalten. Auch bin ich sehr niedergeschlagen — Sie sind, theurer

Freund, meine providentielle Stütze. Samiel hilf! Es stehen Ihnen wahrlich infernale Mittel zu Geboth. H. Heine.

Die im letzten Briefe erwähnte Gelddifferenz bestand darin, daß Campe einen von Heine ausgestellten Wechsel von 1000 M. Banco nicht bezahlt hatte, weil ihm das Manuscript des „Atta Troll", welches mit der angegebenen Summe honorirt werden sollte, noch nicht zugegangen war[1]). Detmold's Artikel, auf welchen Heine hindeutet, findet sich in der „Kölnischen Zeitung" vom 20. Januar 1845. Da er das Verdienst hat, einem großen Dichter eine der übelsten Stunden versüßt zu haben, da er auch für Detmold's Schreibweise charakteristisch ist, wird man ihn nicht ungern hier lesen, sollte man auch die „infernalischen Mittel" nicht so kräftig finden, als Heine's Worte erwarten lassen. Aus Hamburg vom 13. Januar datirt, spricht er zuerst den Wunsch aus, daß der Neubau des Nicolaithurms nach dem schönen, wenn auch kostspieligen Entwurf des Baumeisters Scott nicht durch kleinliche Geldinteressen gehindert werde. Nach dieser wenig verfänglichen Einleitung heißt es dann: „Ueber den Tod Salomon Heine's und seine vielbesprochenen testamentarischen Bestimmungen wird es allmählich still. In dieser Beziehung mag hier ein Irrthum berichtigt werden, der aus einer hiesigen Correspondenz in diesen Blättern in mehrere Zeitungen übergegangen ist. Richtig ist (wie in jener Correspondenz gemeldet worden), daß der Dichter Heinrich Heine von seinem Oheim mit einem Vermächtnisse von nur 8000 Mark Banco bedacht worden; unrichtig dagegen ist es, daß H. Heine von seinem Oheim bereits früher 40 000 Mark Banko erhalten habe. Der Oheim, durch und durch praktisch, hielt den Neffen für einen größeren Dichter, als Financier und hat daher demselben niemals eine solche größere Summe zukommen lassen; auch das karge Vermächtniß von 8000 Mark läßt sich aus der Voraussetzung des Oheims erklären, daß der Neffe mit einem großen Capital doch eben nur wenig anfangen werde. Dagegen bezog der Dichter bereits seit längerer Zeit eine jährliche Pension von 2500 Mark Banco. Ueber diese Pension enthält nun zwar das Testament des Oheims nichts, aber daß dieselbe vom Oheim dem Neffen auf Lebenszeit zugesichert und seit Jahren gezahlt worden, ist außer Frage, und daher denn erklärt sich der geringe Betrag des Vermächtnisses ad 8000 Mark. Diese Verhältnisse dürfen wir als authentisch und durchaus genau bezeichnen; weniger glaubwürdig erscheint ein Gerücht, welches seit einigen Tagen circulirt und das wir lediglich als Gerücht mittheilen. Es heißt nämlich, daß Karl Heine, seines Vaters einziger Sohn und Haupterbe, auf den bekanntlich das Geschäft übergegangen, keinen Augenblick seine Verpflichtung bezweifelt habe, die von seinem Vater seinem Vetter Heinrich zugesicherte Pension fortzuzahlen, — daß aber ein christliches Mitglied der Heine'schen Familie, dem man Absichten auf eine Senatorstelle unterschiebt, vielleicht aus diesen oder ähnlichen Rücksichten seinen Schwager Karl Heine dahin bestimmt habe, dem Dichter zu erklären, daß jene Pension aufhören werde. Die Sache würde unglaublich erscheinen (da man Karl Heine auch in dergleichen Beziehungen für einen wahren Sohn seines Vaters hält), wenn nicht der Name jenes andern Heine'schen Familiengliedes in der

[1]) Strodtmann a. a. O. I, 703 und W. XXII, 37.

Sache genannt, und zugleich damit Andeutungen über allerlei Ab- und Rücksichten verbunden würden, welche indessen sich vorläufig noch nicht für öffentliche Besprechung eignen. So viel scheint indessen aus jenen Andeutungen hervorzugehen, daß die Hauptabsicht bei dem angedrohten Einziehen der Pension dahin gehen soll, von dem Dichter Concessionen und Zusagen über demnächstige Publicationen herauszupressen, durch welche man sich unserem Senate und sonstigen Notabilitäten in und außer Hamburg angenehm zu machen gedenkt. Da indessen jene Pension von Salomon Heine dem Neffen auf lebenslang, und zwar auf durchaus rechtsgültige Weise, zugesichert sein soll, so fragt es sich noch, ob die Plane, welche darauf gebaut worden, in vollem Maße reussiren werden."

In welcher Art Heine den Artikel Detmold's benutzte, kann man aus seinem Brief an Campe vom 4. (?) Februar 1845 (W. XXII, 45) ersehen. Bekanntlich suchte er auch andere Schriftsteller für die öffentliche Vertheidigung seiner Sache zu gewinnen. Levin Schücking, der einflußreiche Mitarbeiter der „Kölnischen Zeitung", hatte nicht zum wenigsten diesem Wunsche die zahlreichen Besuche zu danken, die er während seines Aufenthaltes in Paris im Frühjahr 1846 von dem Dichter empfing[1]). Ob diese Art der Kriegführung Heine's Absichten gefördert habe, ist schwer zu entscheiden. Jedenfalls wäre der Preis zu hoch gewesen, denn zwei ganze Jahre, 1845 und 1846, sind mit den widerwärtigsten Streitigkeiten erfüllt. Endlich, am 25. Februar 1847, als Karl Heine sich in Paris aufhielt, erfolgte die Versöhnung. Der reiche Vetter verpflichtete sich, die Pension in der frühern Weise fortzuzahlen und zur Hälfte auf Heine's Wittwe zu übertragen. Er hat denn auch über seine Verpflichtungen hinaus für die Bedürfnisse des Kranken und später für die Wittwe Sorge getragen. Aber all' seine Millionen hätten dem Dichter die durch den unseligen Streit unheilbar zerrüttete Gesundheit nicht wiedergeben können. Todesgedanken verließen ihn nicht mehr. Nach der Rückkehr von einer erfolglosen Badecur in den Pyrenäen schrieb er am 27. September 1846 in Paris eigenhändig sein Testament. In schönen, rührenden Worten setzte er seine Frau zur Erbin ein; mit der Herausgabe seiner Werke beauftragte er in den Zeilen, welche wir zu Anfange dieses Aufsatzes mittheilten, Detmold und Laube, letzteren mit dem Zusatze, daß er die Ausgabe mit einem kurzen Lebensabriß begleiten möge. In einem spätern Testamentsentwurfe vom 10. Juni 1848 heißt es dagegen, daß in einem besondern Codicill die Herausgeber der Werke erst ernannt werden sollten; auch in dem letzten, endgültigen Testament vom 13. November 1851 werden die beiden Freunde nicht mehr erwähnt.

Aber man darf daraus nicht auf eine Abnahme der Freundschaft schließen. In Detmold's Verhältnissen war freilich während der letzten Jahre eine Veränderung vorgegangen, die ihn als Herausgeber von Heine's Werken in ein sonderbares Licht gestellt hätte. Die Stürme des Jahres 1848 führten ihn in das Frankfurter Parlament. So eifrig er bisher die freiheitliche Bewegung gefördert hatte, so sehr fühlte er sich jetzt, als sie alle Schranken zu durchbrechen schien, zu ihr im Gegensatz. Er schloß sich der äußersten Rechten an, hielt fest an dem Grundsatz,

[1]) Schücking's „Lebenserinnerungen" in Westermann's Monatsheften, Mai 1883, S. 192.

daß eine deutsche Verfassung nur mit Zustimmung der deutschen Fürsten geschaffen werden könne, und vertheidigte, wieder im Vereine mit Stüve, die selbständige Stellung der Einzelstaaten. Nur selten zeigte er sich auf der Tribüne, aber sein durchdringender Verstand, seine überall einschlagenden Witzworte machten ihn zu einer der bekanntesten und gefürchtetsten Persönlichkeiten des Parlaments. Unter den unzähligen Erzeugnissen des Witzes und der Satire hat damals keines einen so durchschlagenden Erfolg, keines in solchem Maße den Beifall aller Parteien gewonnen, als die von Detmold verfaßten „Thaten und Meinungen des Herrn Piepmeyer, Abgeordneten zur constituirenden Nationalversammlung", zu denen Adolf Schrödter die Illustrationen lieferte. Am 16. Mai 1849, nach dem Rücktritt des Ministeriums Gagern zum Reichsminister ernannt, trotzte Detmold dem Mißtrauensvotum der noch anwesenden Parlamentsmitglieder, blieb in seiner Stellung und befand sich an der Seite des Reichsverwesers, als dieser am 20. December 1849 seine Würde in die Hände der österreichischen und preußischen Bevollmächtigten niederlegte. Vielfach ausgezeichnet, wurde er dann von demselben Könige, der ihn früher mit so gewaltsamer Härte mißhandelt hatte, zum Legationsrath, zum hannövrischen Bevollmächtigten bei der Bundescentralgewalt und, nach der Reactivirung des Bundestages im Mai 1850, zum Bundestagsgesandten ernannt. Bis zum 13. Mai 1851 hat er diese Stellung bekleidet, um dann in seine Vaterstadt in eine glückliche Häuslichkeit zurückzukehren, die er sich am 10. Februar 1850 in Frankfurt durch die Verbindung mit Sophie von Guaita gegründet hatte.

Es kann nicht verwundern, wenn in den Jahren angestrengtester Thätigkeit der Briefwechsel mit Heine stockte. Schwerer wird die Annahme, daß der Brief vom 23. Januar 1845 bis zu jener Zeit keinen Nachfolger erhalten hätte. Heine selbst schreibt jedoch am 21. Juli des genannten Jahres an Campe: „Sagen Sie Detmold, daß ich ihm seit sechs Monaten nicht geschrieben habe, weil ich ihn nicht durch Beschreibung meines elenden Zustandes betrüben wollte." Der Brief vom 23. Januar 1845 ist in der That der letzte, der, von Heine eigenhändig geschrieben, unter den Briefen an Detmold noch vorhanden ist. Erst aus späterer Zeit, als der Dichter längst sich einer fremden Hand bedienen mußte, beweisen noch zwei Briefe, daß Freundschaft und Vertrauen den Wechsel der Jahre und die Umwälzungen der Revolutionszeit überdauert hatten.

Den nächstfolgenden Brief hatte Heine's Bruder Gustav, welcher von einem Besuche in Paris am 27. August 1851 mit dem Manuscript des „Romanzero" nach Hamburg reiste, in Hannover abzugeben. Der spätere vom 3. October 1854 ist noch einmal ein trauriges Echo der Streitigkeiten, welche das Leben und noch die letzten Jahre des unglücklichen Dichters verdüsterten. Heine veröffentlichte 1854 seine vormals für die Augsburger „Allgemeine Zeitung" geschriebenen Mittheilungen aus Paris unter dem Titel „Lutetia, Berichte über Politik, Kunst und Volksleben" als zweiten und dritten Theil seiner „Vermischten Schriften". Die Stelle über das Leo'sche Haus findet sich in einem Briefe vom 5. Mai 1843 (W. X, 135 ff.). Ob dergleichen persönliche Angriffe, in denen ein vielleicht berechtigtes Rachegefühl zum Ausdruck kommt, ein so großes Verdienst um die

Welt bilden, als Heine annimmt? Der Raum gestattet nicht, hier ausführlicher darauf einzugehen.

XXIII.

Liebster Dettmold!

Für den Fall, daß mein Bruder, welcher in diesem Augenblick abreist, einige Momente in Hannover verweilt, habe ich ihn beauftragt, Ihnen meine flüchtigen Grüße zu überbringen und mündlich mitzutheilen, wie mir es ergeht. Ich werde mir nächstens das Vergnügen machen, Ihnen direct zu schreiben; in diesem Augenblick bleibt mir nur die Zeit für wenige Zeilen. Vielleicht consultirt Sie mein Bruder in einer eigenen Angelegenheit, die Ihnen sehr frivol vorkommen dürfte, aber dennoch so wichtig ist, daß ich Sie um eine freundliche Mitwirkung angehe. Von Kampe habe ich die jüngsten Nachrichten über Sie und [Ihr] Wohlergehen empfangen; mir geht es hundeschlecht, und es ist mir zu Muthe, wie einem Pudel, der am Ersaufen ist. Dennoch will ich alle meine Schwimmkraft aufbieten, um über Wasser zu bleiben.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

Paris, den 26. August 1851.

XXIV.

Paris 3. October 1854.

Liebster Dettmoldt!

Der ältere Meister, welcher lahm und caduk ist, wendet sich heute an den jüngeren Meister, der ihm durch seine noch frische Kraft und sein ungeschwächtes Ingenium beistehen soll. Ich hoffe, daß Campe Ihnen die 3 Bände meiner „Vermischten Schriften", die er im Begriff ist herauszugeben, schon jetzt geschickt hat und Ihnen bereits mittheilte, welchen Dienst ich bei dieser Gelegenheit von Ihnen erwarte. Aus dem 2ten u. 3ten Theil, nämlich aus dem Buche „Lutezia", werden Sie gleich ersehen haben, welche neue Miseren ich mir aufgesackt habe. Unter uns gesagt, ich that solches zu einer Zeit, wo ich dieselben leicht zu bewältigen hoffte durch die großen Mittel, die mir zu Gebot standen, und die Kräfte, die ich noch in mir fühlte. Aber beides fehlt just in diesem Momente, und durch ein Zusammentreffen von Fatalitäten bin ich nicht blos ganz isolirt, sondern auch in einem Körperzustande, der so niederträchtig ist, so entsetzlich ist, wie ich ihn noch nie ertrug. Mit Campe haperte ich in der fatalsten Weise, und nur durch die größten Geldopfer erwarb ich mir Ruhe vor seinen Nucken und Nergeleien; ich habe an ihm den unsichersten Bundesgenossen, und er stänkert mich in Feindschaften hinein, die mich gar nichts angehen, und spekulirt auf Absatz durch Skandale, die ich gern vermiede. Ich habe hier keinen Menschen, der mir eine Sylbe nur erzählt von dem, was vorgeht in der Makulaturwelt, und ich habe dort auch nicht das geringste Organ zu meiner Verfügung. Früher konnte ich einigermaßen mich der Allgemeinen Zeitung bedienen, aber diese steckt jetzt ganz zusammen mit der infamen Clique zu München, und wie Sie aus meinem Buche ersehen haben, ich muß mit diesen Menschen endlich bestimmt brechen. Sie haben keinen Begriff davon, wie unter dem Mantel deutscher Biederkeit und Freundschaft die gemeinste Perfidie sich bei diesen Leuten in Bezug auf mich verborgen hielt. Die Art und Weise, wie Meyerbeer seinen Krieg führt, ist Ihnen bekannt. Es gibt kein Journal in der Welt, wobei er nicht seine wachsamen Agenten hat. Er gebraucht die gemeinsten Creaturen, um mich indirekt anzufeinden, während ich ihm immer mit ehrlichem Gesicht entgegentrat, und ich habe von dieser Seite das Schlimmste zu befahren; an ihn hängt sich alles Lumpengesindel, und er ist die Seele aller Klatschbuden. Wie ich die alte Klatschbude der Madame Leo daguerrotypirte, wird Sie amüsirt haben; es ist ein Verdienst, das ich mir um die Menschheit erworben. Hier wurde immer der gemeinste Unglimpf gegen mich und meine Frau ausgeheckt und zumal nach Hamburg, wo die succursalen Familien und Klatsch-Schwestern blühen, spedirt. Es handelt sich nicht, liebster

Dettmoldt, wie Sie merken, um einen Lobartikel für mein Buch, sondern es handelt sich darum, dem bösartigen Kleintreiben der Gegner durch dieselben Mittel, die sie anwenden, entgegen zu wirken, durch ganz kurze Notizen in den verschiedenartigsten Blättern zusammenwirkend dem Publikum den Wink zu geben, wie das böse Gewäsche, das vielleicht jetzt gegen mich aufkommt, durch die Machination verletzter Persönlichkeiten und die Coalition derselben hervorgebracht wird. Ich habe es mit den schlimmsten Feinden zu thun, denn es sind eben die feigsten und schleichendsten Creaturen, Wanzen aus alten wohlbekannten Bettstellen. Ich glaube, meine Andeutungen genügen Ihnen, und Sie werden das Mögliche für mich thun. Da ich weiß, was Ihr Geist vermag, so fühle ich mich beruhigt, nachdem ich demselben meine Sache übergeben, und ich weiß, es wird Ihnen noch viel Spaß machen, das Gesindel mit kaltem Blute zu ärgern, das auf die Empfindsamkeit, die Krankheit und die Hülflosigkeit Ihres armen Freundes rechnet. Sie sehen, liebster Dettmoldt, daß ich Sie in der Noth nicht vergesse. Aber Sie glauben gewiß auch meiner Versicherung, daß ich ohne besondere Benöthigung oft genug an Sie denke, und der umdüsterte Geist manchmal durch eine Erinnerung an Sie wie durch einen Zauberschlag aufgeheitert wird. Jüngst war eine Verwandte von Ihnen hier, ... die ich mehrmals sah: eine schöne Seele, die das Bedürfniß empfindet, sich um die Angelegenheiten derjenigen, denen sie gewogen ist, aufs dringlichste zu bekümmern, aus liebreicher Schwesterlichkeit im Stande wäre, uns über das geringste Detail unsers Büdgets zu befragen, dann vielleicht auch gefühlvoll herumbringt, was ihre Liebe erforscht; kurz eine gemüthliche Klatsche. Beileibe kein Wort über diese unchristliche Beurtheilung, die vielleicht eine ungerechte. Von Ihnen sprach sie, da sie wußte, daß wir Freunde sind, mit sehr inniger Theilnahme, lobte Sie sehr, was um so rühmlicher für sie ist, da ihr dieses Lob gewiß sehr sauer ankam. Sie ist sehr befreundet mit Pückler, auch mit dem Musik-Enthusiasten Gathy, der jetzt in Hamburg lebt. — Ich habe vor einigen Wochen ausziehen müssen und wohne jetzt: aux Batignolles, 51 grande rue, außerhalb der Barrièren von Paris; meine Wohnung aber ist kalt und feucht, und wenn ich nicht noch schlimmer erkranken will, muß ich in einigen Wochen wieder ausziehen. Diese äußeren Tribulazionen haben mir noch gefehlt, und Sie haben keinen Begriff davon, wie viel ich durch Mathildens Unfähigkeit häuslicher Einrichtung und Geschäftsführung mir Verdrießlichkeiten und ungeheure Geldkosten zugezogen. In dieser Noth nun schreibe ich Ihnen heute. Es versteht sich von selbst, daß sie Campen von meinem Begehr nichts sagen. Vergessen Sie nicht, Hamburg im Auge zu behalten und sowohl durch Campe als selbst dahin zu wirken, daß an diesem Orte, wo meine bedenklichsten Familien-Verhältnisse und Interessen gefährdet werden können, nichts bösartiges geschieht.

Und nun leben Sie wohl und bleiben Sie mit Liebe und Treue zugethan

Ihrem Freunde

Heinrich Heine.

Nicht anderthalb Jahre hatte Heine diesen letzten Brief überlebt, als er am 17. Februar 1856 für immer die Augen schloß. Die Gesammtausgabe der Werke hätte Detmold auch, wenn er noch damit betraut gewesen wäre, nicht mehr besorgen können. Gerade einen Monat später, am 17. März, folgte er dem Freunde nach. So wie wir ihn kennen lernten, ist er in Heine's Umgebung eine wohlthuende Erscheinung; man freut sich, daß in einem durch eigene und fremde Schuld so viel getrübten Leben eine Verbindung, auf persönlichen und literarischen Neigungen beruhend, anregend, durchaus zum Vortheile des Dichters, dreißig Jahre dauern konnte. Möchte das auch den Briefen, die davon Zeugniß geben, zu Gute kommen!

Mit S. M. S. „Leipzig“ in Korea.

Vom
Capitain z. See a. D. Herbig.

Es war im November 1883, als die deutsche Regierung den Generalconsul Zappe mit Vollmachten zum Abschluß eines Handelsvertrages nach Korea sendete, beseelt von dem Gedanken, bei der in Aussicht stehenden Erschließung dieses Landes, welches bisher jeglichen Verkehr mit civilisirten Völkern standhaft abgelehnt hatte, dem deutschen Handel und der deutschen Industrie die gleichen Chancen mit Engländern und Amerikanern zu schaffen, welche mit dem ostasiatischen Königreiche bereits in Verbindung getreten waren.

Der deutsche Bevollmächtigte schiffte sich in Begleitung eines chinesischen Dolmetschers und Schreibers in Nagasaki an Bord S. M. Kreuzerfregatte „Leipzig“ ein und traf in Chemulpo, dem Haupthafen an der Westküste Korea's, mit dem von der englischen Regierung zu gleichem Zwecke nach dorthin entsendeten Bevollmächtigten, Sir Harry Parks, zusammen. Mehrere Koreanische Würdenträger begrüßten die Ankommenden im Namen ihres Königs, und schon am nächsten Tage begab sich Sir Harry Parks und Generalconsul Zappe nach Séoul, der Haupt- und Residenzstadt des Landes.

Die verschiedenen Formalitäten, die Festsetzung der einzelnen Paragraphen des Handelsvertrages, der sich im Großen und Ganzen an den in früheren Jahren mit China und Japan stipulirten anschloß, sowie namentlich die Vereinbarung eines Zolltarifs nahmen so viel Zeit in Anspruch, daß die Unterzeichnung des Vertrages erst nach Verlauf von etwa sechs Wochen stattfinden konnte. Während dieses langen Aufenthalts in Chemulpo hatten wir genugsam Gelegenheit, das Land kennen zu lernen und Einblicke zu thun in das Leben eines Volkes, welches bis dahin vor der Berührung mit Fremden vollständig abgesperrt gewesen. Zunächst war es Chemulpo, den Hafen von Séoul könnte man diesen Ort nennen, und seine nächste Umgebung, welche unser Interesse fesselten.

Chemulpo liegt an der Mündung des Saléflusses, der noch eine ganze Strecke weiter landeinwärts für kleinere Fahrzeuge schiffbar, leider aber schon einige Meilen vor der siebenundzwanzig englische Meilen landeinwärts gelegenen Hauptstadt Séoul fast gänzlich versandet ist. Die Einsegelung in den Salé-Fluß von See aus ist wildromantisch, namentlich wenn sie bei stürmischem Wetter geschieht, wie dies bei S. M. S. „Leipzig“ der Fall war. Aus starrem Gestein gebildete zahlreiche Inseln, sowie eine Menge von einzelnen Felsen, deren Vorhandensein man bei Hochwasser nur durch die über ihnen vorhandene Brandung errathen kann, und welche bei niedrigem Wasser das Chaos von Inseln vermehren, wechseln mit flachen sandigen Küstenstrecken und erfordern

unausgesetzt die peinlichste Aufmerksamkeit des Seemannes, der dieses Fahrwasser nicht genau kennt, um so mehr, als jedes Zeichen zur Orientirung, wie sie sonst üblich sind, fehlt. Dabei läuft ein starker Strom, der die Gefahren in den dortigen Gewässern bedeutend erhöht.

Die ganze Gegend erscheint todt und öde, weder Mensch noch Thier läßt sich sehen; die Ufer tragen keinerlei Spur von Cultur und Anbau, nur das Rauschen des Wassers und der Luft athmen Leben. Ueber den tiefblauen Himmel ziehen dichte Wolkenmassen, der Stärke des stürmischen Windes in ihrer Eile entsprechend, und sammeln sich zu einem undurchdringlichen Wolkenschleier, der über dem inneren Lande lagert und eine baldige Entladung von Schnee und Regenmassen droht.

Mit der Zeit wird die Einfahrt schmaler, die Ufer rücken näher aneinander und der Fluß selbst nimmt eine andere Färbung an: das süße Wasser desselben kämpft mit dem gegenströmenden Seewasser und an einigen Stellen wird die Passage so eng, daß man knapp einen Steinwurf von schroffen Klippen entfernt bleibt, die sicheren Untergang und Verderben drohen, wenn sie nicht in gehöriger Entfernung gelassen werden. Die erste Abwechslung in dieser Scenerie bringt das Auftauchen von Rose Island, welches mit seinen Baumgruppen sich merklich von dem Gewirre kleiner Inseln und dem mit tiefen Einschnitten und Buchten versehenen Festlande abhebt. Je näher man kommt, desto mehr verschwindet die Gleichförmigkeit; zuerst erscheinen einzelne Häuser mit gartenartiger Umgebung, dann folgen größere Ortschaften, und schließlich, sobald man zwischen Rose Island und dem Festlande hindurchblicken kann, bietet sich ein liebliches Bild dar. Auf sanft nach dem Wasser abfallenden, mäßig hohen Hügeln zieht sich in beträchtlicher Ausdehnung die Stadt Chemulpo längs dem Salé-Flusse hin, mit einigen recht stattlichen Gebäuden, z. B. dem Hause des japanischen Consuls und des Hafencapitäns, dem Zollgebäude u. s. w. Auch am andern Ufer des hier wohl vier Seemeilen breiten Flusses liegt eine größere Ortschaft; doch muß sich das Auge erst daran gewöhnen, die einzelnen Häuser zu erkennen, denn jedes ist von einer gleich hohen Mauer umgeben, so daß man mehr ein altes Castell, als ein Haus zu sehen meint. Reges Leben herrscht bei Hochwasser sowohl zwischen beiden Ufern, als auch zwischen den einzelnen Schiffen, welche auf der Rhede vor Anker liegen. Dagegen stirbt alles Leben ab, wenn die Ebbe den Wasserstand soweit herabgedrückt hat, daß nicht mehr genügend Tiefe für den Verkehr vorhanden ist. Der Unterschied zwischen Hoch- und Niedrigwasser beträgt $9^1/_2$ Meter, und hieraus ergibt sich das völlig veränderte Bild, welches Chemulpo bei dem letztern Stande bietet. Die Berge scheinen dann so viel höher zu liegen, gewissermaßen auf einem Postamente zu ruhen, welches durch die nächsten daran haftenden Schlickmassen schwarzem Marmor gleicht. Dieser Unterschied in den Wasserständen würde jedoch ermöglichen, den an und für sich kleinen und engen Hafen von Chemulpo nach Bedürfniß für Schiffe jeden Tiefganges und jeder Größe zu erweitern. Es bedürfte hierzu nur der Anlage einiger Schleusen und Quais, und wenn überhaupt im Laufe der Zeit der Handelsverkehr sich hier reger entwickeln soll, so muß vor Allem in dieser Weise ein Hafen hergestellt werden. Denn Chemulpo ist jedenfalls der geeignetste Ort für den Handel schon deshalb, weil er der Hauptstadt am nächsten liegt, wo sich fraglos zuerst und im größten Umfange das Bedürfniß nach europäischen Artikeln herausstellen wird, und von wo aus auch die koreanischen Exportartikel am leichtesten zu vertreiben sein werden. Erst in späteren Jahren, wenn Ost- und Westküste durch Eisenbahnen verbunden sein werden, was immerhin wegen der gebirgigen Terrainverhältnisse schwierig und kostspielig sein mag und sich nicht sobald verwirklichen dürfte, werden auch andere Ortschaften an der Küste für Handelszwecke in Betracht gezogen werden können, die für die Schiffahrt günstigere Bedingungen aufzuweisen haben. Immer jedoch wird zu bedenken bleiben, daß die Westseite Korea's für den Verkehr bequemer gelegen ist, als die Ostseite, welche anzulaufen für alle Asien frequentirenden Dampfer einen Umweg von einigen hundert Seemeilen bedingen würde.

Importirt werden vorläufig hauptsächlich alle Arten von Baumaterialien, Stein-

kohlen, Baumwolle und Seidenstoffe, sowie Kupfer und Messing zur Anfertigung des Geldes; exportirt werden in erster Linie Menschenhaare, die nach China gehen zur Ausstaffirung der Zöpfe, einige Seidenstoffe geringerer Qualität, Felle, Bambus und Rohrgeflechte. Doch ist nicht zu bezweifeln, daß bei regulärem Betrieb auch sehr viele landwirthschaftliche Erzeugnisse, besonders Obst, und auch Industrieartikel zur Ausfuhr gelangen werden. An Metallen: Gold, Silber, Kupfer, Eisen soll großer Reichthum vorhanden sein, so daß die einstige Ausbeute eine reichliche zu werden verspricht. Zur Zeit fehlt es noch an dem erforderlichen Capital und Unternehmungsgeist, um diese verborgenen Schätze ans Tageslicht zu fördern. Nur eine englische Firma ist in dieser Richtung unmittelbar nach Abschluß des Handelsvertrages vorgegangen und läßt zunächst eine Erforschungsreise durch die Gebirge hin machen. Sicher werden auch deutsche Capitalisten sich finden, um hier, auf dem durch die Fürsorge der Reichsregierung für kaufmännische und industrielle Unternehmungen geebneten Boden in den Wettbewerb einzutreten. Ein ganz neuer Markt wird für europäische Artikel in Korea sich öffnen und durch Solidität und Billigkeit auch hier der hervorragendste Platz zu erwerben sein.

Chemulpo zählt zur Zeit 4—5000 Einwohner, welche Zahl jedoch täglich steigt; denn jeder neue Dampfer bringt neue speculirende Chinesen und Japaner an Land, die sofort mit Aufbau ihrer primitiven Häuser beginnen und ihre Waarenhäuser errichten. Laut Vertrag ist hier ein Stück Land als Niederlassung für die Fremden reservirt, welches, unmittelbar am Wasser gelegen, einen freien Blick über den in starken Windungen sich seewärts schlängelnden Salé-River gestattet. Das gegenüberliegende Rose Island ist vom Könige dem Herrn von Möllendorf geschenkt worden, welcher, früher in deutschen Diensten, durch den Vicekönig Lung-Chang der koreanischen Regierung zur Einrichtung des Steuersystems empfohlen ward. Herr von Möllendorf steht beim regierenden König in großem Ansehen, und hat wohl auch viel dazu beigetragen, ihn, sowie einige Würdenträger des Reiches für die Erschließung des Koreanischen Königreichs günstig zu stimmen. Auf Rose Island werden in späterer Zeit einmal die Lusthäuser und Sommerresidenzen reicher Kaufleute und Angestellter sich erheben und wird dann das ganze Ansehen des Ortes und Arrangement der Bauten viel Aehnlichkeit haben mit Amoy und der diesem Ort gegenüberliegenden Insel Wulangsoi. Die nächste Umgebung Chemulpo's ist gut angebaut und gibt ein erfreuliches Bild von der Ertragsfähigkeit des Landes in landwirthschaftlicher Beziehung. Alle Arten landwirthschaftlicher Pflanzen, welche das Klima gestattet, werden cultivirt und gedeihen vortrefflich; unter anderem wird besonders Mais, Hirse und Reis gepflanzt, welch letztere wie bei den Chinesen die Hauptnahrung des Koreaners bildet. Obststräucher und Bäume bilden die Einfriedigung der einzelnen Parzellen; hier sieht man Wallnüsse und echte Kastanien in vorzüglicher Güte und seltener Größe. Auch Wein wird gebaut und liefert schöne großbeerige Trauben. Die bebauten Flächen, auf welchen ein schöner kräftiger Viehstand gehalten wird, grenzen an lange unabsehbare Haiden, die, mit niedrigem Strauchwerk bewachsen, ein willkommener Aufenthaltsort von Fasanen, wilden Tauben, Hasen und Kaninchen sind. Namentlich Fasanen sind so zahlreich, daß sich ihr Export lohnen würde; wir zahlten durchschnittlich 20 bis 25 Pfennige pro Stück, und auf Jagdzügen wurde trotz des Mangels an Jagdhunden eine große Menge davon erlegt. Was die Hausthiere betrifft, so findet man hier dieselben wie in Europa, nur wird der Pferdezucht nicht so viel Wichtigkeit beigemessen wie bei uns. Dies ist aber leicht erklärlich, da zum Betriebe des Ackerbaues das Rindvieh geeigneter und als Transportmittel wegen der Beschaffenheit des Terrains und des Klimas die Sänfte dem Reiten auf Pferden vorzuziehen ist. Diese Sänften unterscheiden sich von denen anderer heißer Länder durch ihre Construction. Sie ruhen in der Mitte auf einem Rade und die Sänftenträger dürften hier richtiger Sänftenschieber genannt werden; denn für gewöhnlich rollt die Sänfte auf dem Rade, durch die Träger vor dem Umfallen geschützt, und nur in schwierigen Terrainverhältnissen wird sie getragen. Je

nach dem Range des Insassen sind diese Sänften mit Pelzwerk ausgeschlagen, so darf z. B. nur ein Minister sich eines mit Tigerfell gefütterten Vehikels dieser Art bedienen.

Solche Sänften und Pferde für unser Gepäck standen zu unserer Verfügung, als ich in Begleitung dreier Officiere die Reise nach der Hauptstadt antrat. Die Straße ging über Berg und Thal, bot aber wenig Abwechslung, zumal da schon nach einer Stunde Wegs der Blick nach der See hin verdeckt war und die schroffen Felsen keine Spur von Vegetation zeigten. Hin und wieder lagen einige elende Lehmhütten in der Nähe des Weges und um sie herum einige cultivirte, jetzt aber zugefrorene Reisfelder. Neugierig blickten uns die Bewohner, scheu die Weiber aus ihren Umhüllungen nach; diese tragen nämlich keinen Schleier, wie die Türkinnen, sondern umhängen sich den Kopf mit einem dichten Mantel, sobald sie einem Manne begegnen und ducken sich tief auf die Erde nieder, wenn sie nicht noch rechtzeitig in ein Haus flüchten können und sind überhaupt sehr scheu. In den Städten dürfen sie sich nur zu bestimmten Zeiten auf den Straßen zeigen, während welcher die Thore verschlossen gehalten werden und kein Mann aus dem Hause gehen darf.

Allmälig wurde der Weg anmuthiger, auch mehrten sich die Anzeichen der Cultur; die Felder nahmen größere Ausdehnungen an, die zerstreut liegenden Häuser vereinigten sich immer mehr zu Häusercomplexen, und Gruppen von Feldarbeitern, sowie beladene Lastthiere und Wagen zeugten von arbeitsamem Leben. Bald erreichten wir einige Dörfer, die aber außer dem ungewöhnlichen, für einen Europäer unerträglichen Geruch, der sie kennzeichnet und starrendem Schmutz nichts Bemerkenswerthes boten. Der Weg führt nun in einer langen unabsehbaren Ebene entlang, welche am Horizont von hohen kleinen Bergen eingefaßt schien und mit tiefem dicken Sand bedeckt war, in welchem Pferde und Menschen bis ans Knie versanken. Diese Ebene scheint ein trocken gelegtes Flußbett zu sein. Nach ungefähr einundeinhalbstündigem Marsch durch diese Sahara kamen wir an einen krystallklaren Fluß, etwa 40 Fuß breit, auf dem sich unzählige Enten, Gänse und Taucher der verschiedensten Gattungen tummelten. Hier ist ein Terrain zum Jagen, wie es der Waidmann sich nicht besser träumen kann; auch gibt es kein Jagdgesetz, welches irgend welche Beschränkungen auferlegt. Die verschiedensten Raubvögel ziehen hoch über der Ebene ihre Kreise und Scharen von Krähen und Elstern fliegen bei Herannahen eines Menschen auf; auch Meister Reinicke pürscht hier und macht der wilden Katze, die sehr häufig vorkommt, das Feld streitig. Natürlich ließen auch wir uns von unserer Jagdlust hinreißen, erlegten einige Enten und Taucher und nachdem sich infolge der Schüsse die Vögel wild schreiend entfernt hatten, suchten wir eine Furth, durch welche wir glücklich über den Fluß gelangten. Auf der anderen Seite des Flusses war dieselbe Oede und erst gegen drei Uhr Nachmittags wurde der Boden wieder fester und unsere Reise konnte in schnellerem Tempo fortgesetzt werden. Bald kamen wir an den Salé-Fluß, fuhren in großen Fährbooten über denselben und landeten in einer größeren Stadt, Namens Mapu. Schmutzige Straßen, lärmende, neugierige Menschen und kläffende Hunde verlangsamten hier wieder unser Fortkommen. Nach Allem, was ich im Orient, in der Türkei und China gesehen habe, muß ich sagen, daß Korea diese Länder an Unreinlichkeit noch übertrifft. Neben etwa 2½ Fuß breiten Rinnsteinen, welche niemals geleert zu werden scheinen, liegen Berge voll Kehricht, Küchenabfällen, Knochen, Asche ꝛc., den Kampfplatz für Hunde, Katzen und allerhand Raubvögel bildend, die hier ihre reichliche Nahrung finden. Zum Glück war Frostwetter und ein Verweilen in den Ortschaften daher verhältnißmäßig noch erträglich.

Uebrigens wissen die Koreaner sich wohl gegen die Kälte zu schützen und haben eine sinnreiche Art, ihre Häuser zu heizen. Unter jedem Hause ist ein großer, mit Feldsteinen ausgemauerter Keller und an Front und Rückseite des Hauses je ein handbreiter Anbau angebracht, welcher, oben offen, als Luftcanal, resp. Feuerungsstelle dient. An dieser einen Seite werden die angezündeten Brennmaterialien hineingeworfen,

durch den Luftzug schlägt die Flamme in den Keller und erhitzt die Feldsteine, welche die Wärme lange behalten und dem ganzen Haus mittheilen.

Die Koreaner sind durchweg sehr reichlich und gut gekleidet; sie tragen weite gefütterte weiße Pluderhosen, an den Enkeln eng zusammengebunden, und Sandalen aus Strohgeflecht an den mit Lappen umwickelten Füßen. Nach oben reicht das Beinkleid bis zur Brusthöhe, darüber eng anliegende Unterhemden aus Baumwolle und leinene oder baumwollene Westen in weißer Farbe. Ein kaftanartiger Ueberwurf in grellen Farben und je nach der Wohlhabenheit des Individuums aus Seide oder Baumwolle umhüllt diese ganze Kleidung, und im Winter vertritt ein dick gesteppter langer Ueberwurf unseren Paletot. Als Kopfbedeckung dienen gigantisch aussehende Hüte aus dünnem Bambusgeflecht, die mit einem Bande unter dem Kinn festgebunden werden.

Unverheirathete Koreaner tragen lange Zöpfe wie die Chinesen und das Haar in der Mitte gescheitelt, nach Art unserer Frauen. Sobald sie sich aber verheirathen, wird der Zopf abgeschnitten und verkauft; Menschenhaar ist bis jetzt so ziemlich der bedeutendste Handels- und Exportartikel, den dies Land besitzt. Die wenigen Frauen, welche ich später zu sehen bekam, hatten einen außerordentlich starken Haarwuchs, wie ich ihn seitdem nie wieder angetroffen habe.

Ein Paradies für Frauen ist Korea nicht. Sie scheinen keinerlei Recht zu besitzen; müssen die niedrigste und schwerste Arbeit verrichten, während der Mann sich bedienen läßt und seinen Tabak raucht. Er kann nach Gefallen mehrere Frauen nehmen, wogegen die erwiesene Untreue der Frau mit dem Tode bestraft wird. Die Execution in solchen Fällen ist eine sehr grausame. Die Sünderin wird bis zu den Schultern in die Erde eingegraben, wo sie zu den Martern eines langsamen Todes noch der Beschimpfung ausgesetzt ist. —

Es war 8 Uhr Abends, als wir die Stadtmauer von Séoul erreichten. Eben war das Thor geschlossen worden und keine Reclamation half — wir mußten draußen bleiben. Ein Gesetz schreibt vor, daß um 7½ Uhr das einzige in Séoul hineinführende Thor geschlossen wird und bis Mitternacht geschlossen bleibt. Es ist dies die Zeit, in welcher die Frauen Séoul's frische Luft genießen, und zu welcher kein männliches Wesen sich auf der Straße blicken lassen darf.

Halb verfroren kam ich schließlich in Séoul an, hatte ein gutes Diner, ein warmes comfortables Zimmer und schlief bald ein nach den Strapazen des Tages. Am nächsten Morgen sah ich mir die Stadt an. Dieselbe ist auf einem rings von hohen Bergen eingeschlossenen Plateau erbaut und zieht sich terrassenförmig nach dem Fluß hinunter. Sie hat eine colossale Ausdehnung, ist aber nicht weniger schmutzig, als die Dörfer, die wir gesehen. Die Häuser sind meist in ganz engen Straßen aus Lehm aufgeführt mit Dächern aus Reisstroh. Nur einige wenige Straßen sind breit und haben Steinhäuser; die Hauptstraße ist sogar so breit, daß ein europäischer Wagen darin fahren kann. Die Stadt zählt zwischen 280,000 und 300,000 Einwohner, bietet aber wenig Sehenswürdigkeiten oder hervorragende Gebäude, mit Ausnahme einiger Palais des Königs und seiner Familie; Tempel sind innerhalb der Stadt nicht. Die Schlösser des Königs, von denen ich vier besucht habe, sind eigentlich wieder kleine Städte für sich, mit eigener Mauer umgeben und wohl im Stande 10—12,000 Menschen zu beherbergen. Sie sind sehr luxuriös in Granitstein gebaut und contrastiren gar merkwürdig mit der dürftigen Umgebung. Das alte Schloß, welches im vorigen Jahre, weil der Blitz dort eingeschlagen und einige kleine Stallhäuser vernichtet hatte, von der Königlichen Familie verlassen worden, ist ganz im märchenhaften orientalischen Geschmack gebaut. Der Hauptsaal mit dem Thronsessel ruht auf achtundvierzig, zehn Meter hohen und einen Meter im Durchschnitt starken Granitsäulen, die aus einem Stück gehauen sind und überragt das ganze Terrain; zu ihm hinauf führen Steinterrassen, ähnlich wie die in Sanssouci bei Potsdam. Sie sind mit sehr alten roh gemeißelten steinernen Bildsäulen geschmückt, Kämpfe und wilde Thiere darstellend, unter denen der Tiger die häufigste Erscheinung ist. Park-

anlagen und Wasserbassins, in welchen steinerne Tiger in allen Positionen angebracht sind, umgeben den ganzen Bau; aber alles ist dem Verfalle nahe, es ist eben Niemand vorhanden, der sich dafür interessirt. Hier könnten Architekten werthvolle Studien machen; Geschmack und Solidität blicken aus all diesen Bauten. Nach der Besichtigung des Schlosses durchwanderten wir noch einige Straßen und besuchten verschiedene Läden, um Einkäufe zur Erinnerung an Korea zu machen. Thierfelle, eine Art von Fenstervorhängen aus feinem Bambusgeflecht, kleine eiserne Kasten mit eingeschlagenem Muster in Silber, sowie emaillirte und ausgelegte Lackwaaren sind besonders als Eigenthümlichkeiten Korea's hervorzuheben. Als Geld dient eine Art Wash, ähnlich dem in China gebräuchlichen. In neuester Zeit hat man Silbergeld in ganzen, halben und ein viertel Dollarstücken geprägt, welches ohne jegliche Legirung hergestellt und daher überwerthig und von Japanesen und Chinesen aufgekauft und eingeschmolzen worden ist. Dasselbe ist sehr geschmackvoll, dem japanischen ähnlich, hat aber in der Mitte eine Verzierung in blauer Emaille.

Im Allgemeinen war ich wenig erbaut von dem Gesehenen; vor allen Dingen konnte ich ein Gefühl des Unbehagens, ja der Betrübniß, nicht los werden, wenn ich die gegenwärtige Verwahrlosung und das überall mich umgebende Elend mit dem verglich, was Korea einst gewesen. Es ist ein schöner starker Menschenschlag, diese Koreaner; sie würden sich in unserem ersten Garde-Regiment nicht schlecht ausnehmen. Während meines sechswöchentlichen Aufenthaltes in Korea habe ich keinen einzigen verwachsenen oder verkrüppelten Menschen zu Gesicht bekommen. Früher war Korea ein blühendes Land mit intelligenter Bevölkerung, von der auch Japan cultivirt worden sein soll; alle heutige japanische Lack- und Porzellanindustrie stammt aus Korea. Heut ist es umgekehrt, Japan cultivirt Korea und setzt sich dort fest. Das Land hat eine schwere Zeit zu bestehen gehabt, die dem dreißigjährigen Krieg in Deutschland um nichts nachsteht; das Volk besitzt aber nicht die moralische Kraft, sich wieder zu erheben, sondern versumpft vollständig. Es ist möglich, daß durch die Handelsverträge mit Europäischen Staaten neues Leben in die Nation kommt und daß die Koreaner dann in Concurrenz zu treten sich bestreben mit jenen, um die Reichthümer des Landes zu heben.

Am 26. November wurde der Handelsvertrag gezeichnet und am 27. fand der Empfang der Vertreter Englands und Deutschlands in feierlicher Audienz statt. Auch mir war es vergönnt, derselben beizuwohnen. Alle zur Audienz befohlenen Herren wurden in reich verzierten Tragstühlen zum Schloß befördert, der Generalconsul Zappe nebst dem Schreiber dieser Zeilen, als Commandanten der „Leipzig", trafen in dem einzigen europäischen Galawagen des Königs, der von schönen muthigen Pferden gezogen wurde, aber nur auf der letzten kurzen Strecke in der Hauptstraße practicabel war, vor dem Schlosse ein und wurden durch Herrn von Möllendorf und den Premierminister empfangen. Die Leibgarde des Königs und die Hofchargen in Gala-Kostümen, welche — noch durch keinerlei europäische Mode verdorben — den Urtypus Alt-Korea's zeigen, bildeten Spalier; eine Menge Volks harrte an den Palasttreppen unserer Ankunft. Im Innern wurden wir vom Präfecten des Staatsministeriums und sämmtlichen Ministern des Landes empfangen und zunächst in ein Zimmer geführt, in welchem man uns Cigarren und Thee anbot. Von da aus wurden wir zum König geführt, der uns, von seinen Würdenträgern und einer großen Zahl Eunuchen umgeben, sitzend erwartete und sich erhob, nachdem er unsere in europäischer Manier ihm erstatteten Verbeugungen entgegen genommen hatte. Die Audienz verlief, wie alle derartigen Acte; zuerst fragte der König, wie es Seiner Majestät unserem Allergnädigsten Kaiser erginge, dann wie uns Korea gefiele und daß er sich freue, uns in seinem bis jetzt noch recht traurigen Lande zu sehen; daß er aber von der Zeit Besserung für dasselbe erwarte und auf recht baldige Erneuerung unseres Besuches zur Ratificirung des unterzeichneten Vertrages rechne. Die Unterhaltung, von Seiten des Königs in koreanischer Sprache geführt, von einem Dolmetscher ins Chinesische übersetzt und von Herrn von Möllendorf verdeutscht, war in Folge dessen

sehr umständlich. Der König macht trotz seiner nur mittelgroßen Figur einen imposanten Eindruck; seine Gemahlin mit einigen Hofdamen verweilte während der Audienz hinter einem mitten im Zimmer in der Nähe des Thronsessels befindlichen Schirm, ihre funkelnden Augen konnte man sehen, wenn sie durch die Oeffnungen in demselben blickte. Die Königin, um ein Jahr älter als der König, zählt 31 Jahr; da aber die Koreaner schon mit dem Tage ihrer Geburt ein Jahr alt werden, so entspricht dieses Alter unserem dreißigjährigen. Dies ist seine legitime Frau, mit der er einen einzigen Sohn von zwölf Jahren hat.

Nach Beendigung der Audienz, in welcher der König der Reihe nach den Generalconsul, dann den Commandanten der „Leipzig“, hierauf den Dolmetscher Herrn Butler und schließlich die übrigen Seeofficiere ansprach, begaben wir uns wieder in das frühere Empfangszimmer, wo wir mit gutem französischen Champagner und Kuchen bewirthet wurden. Die Rückfahrt wurde dann in derselben Weise angetreten, wie die Hinfahrt. Abends fand im Auswärtigen Amt ein Galadiner statt, bei welchem auf Wunsch des Königs die zu diesem Zwecke von Chemulpo aus nach Séoul beorderte Capelle der „Leipzig“ concertirte. Diese Musik war den Koreanern etwas so Neues und Unerwartetes, daß der Präsident des Ministeriums darum ersuchte, das Spiel momentan unterbrechen zu lassen, da sonst die Diener nicht weiter serviren, die schon gefüllten Suppenteller im Stiche lassen und an Aufwartung der Gesellschaft nicht mehr denken würden. Das Diner war nach europäischer Art bereitet und in der Anlage recht gut, nur kamen der mangelhaften Bedienung wegen die Speisen nicht in der richtigen Wärmeabmessung auf den Tisch. Im Saale war es sehr kalt, obschon zwei eigens zu diesem Zwecke beschaffte eiserne Oefen glühend gehalten wurden. Die höchsten Minister standen ab und zu vom Tisch auf, um nach den Oefen zu sehen und sie frisch zu füllen. Im Verlaufe des Abends, an welchem auf die Souveräne der Vertragsmächte und den König von Korea getoastet wurde, ergötzte uns auch noch die Königliche Hofkapelle mit musikalischen Vorträgen, die, von mehreren Violinen und Trommeln ausgeführt, für ein europäisches Ohr nur den Wunsch erzeugten, daß sie recht bald beendet sein möchten. Mein Nachbar, ein gemüthlicher Koreaner, sagte mir auf mein Befragen, wie er unsere Musik fände, daß er einen großen Unterschied zwischen beiden Musiken mache: nämlich seine, die Koreanische Musik f ü h l t e man, während man die Europäische nur h ö r e!

Am nächsten Tage traten wir die Rückreise nach Chemulpo an, die uns noch um etwas in unserer Kenntniß bereicherte. Ungefähr eine Meile von Chemulpo entfernt, trafen wir auf unserem Wege zehn Leichname, deren Köpfe mit einem angehängten Zettel rechts, deren Leiber links am Wege lagen. Es waren flüchtige Verbrecher gewesen, die das Gesetz hier eingeholt und an dem Ort, wo man sie ergriffen, prompt vom Leben zum Tode gebracht hatte. Der Zettel enthielt den Richterspruch.

Gegen 6 Uhr Nachmittags langten wir auf der „Leipzig“ wieder an, verproviantirten uns noch so gut als es in der Eile ging und dampften am nächsten Morgen mit Tagesanbruch seewärts nach Nagasaki, wo die Commission ausgeschifft wurde.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Februar.

Für den Umfang des Vertrauens, das der gegenwärtige Leiter der europäischen Politik bei seinen Zeitgenossen (befreundeten wie feindlichen) erworben, hat erst die jüngste Vergangenheit den entsprechenden Maßstab geliefert. Die Welt lebt in der Empfindung voller und ungestörter Friedenssicherheit und uneingeschränkten Vertrauens zu dem in Skiernewice hergestellten Einverständnisse der führenden Mächte, — in nahezu allen Windrichtungen aber tragen sich Veränderungen und Umwälzungen zu, die an und für sich höchst geeignet wären, Befürchtungen der weitgehendsten Art zu wecken. Solche Befürchtungen indessen werden nirgends gehegt. Die an der maßgebenden Stelle abgegebene Versicherung, daß nichts zu besorgen sei, wiegt schwerer als die Summe der merkwürdigen Ereignisse, die sich rings um uns vollziehen und vorbereiten. In gewohnter Weise registriren wir die großen und kleinen Tagesvorgänge äußerer und innerer Politik und stellen Berechnungen an, welche die Erhaltung des Gleichgewichts der Kräfte zur selbstverständlichen Voraussetzung haben. Und doch vermag der ausschauende Blick die Masse der im Zuge begriffenen Umwälzungen kaum mehr zu übersehen und doch schiebt und drängt sich's allenthalben, als ob die alten Fugen im Zusammenbruch begriffen und als ob die Zeiten feststehender und dauernder Ordnungen bis auf Weiteres suspendirt seien: Ruhepunkte vermag das Auge kaum mehr zu entdecken, wenn es über die gewohnten Kreise deutschen Lebens hinausschaut. Deutschlands Eintritt in die Reihe der Colonialstaaten hat eine Bewegung in die Welt gebracht, die von Tag zu Tage lebhafter wird und wegen ihres zeitlichen Zusammentreffens mit den ägyptischen Händeln Englands, der französischen Unternehmung in Ostasien, dem Vordringen Rußlands an die Grenzen Indiens und dem Fortgange des südslawisch-türkischen Auflösungsprocesses eine durchaus neue Lage schaffen zu sollen scheint. Vor Jahresfrist waren die Culturvölker ausschließlich mit den socialpolitischen Aufgaben beschäftigt, welche Deutschland auf die Tagesordnung gesetzt hatte, — gegenwärtig vermögen selbst anarchistische Zwischenfälle, wie sie in Frankfurt, London und New-York erlebt worden, die allgemeine Aufmerksamkeit nur momentan zu fesseln, weil völkergeschichtliche Entscheidungen von größerer und allgemeinerer Tragweite einander in ununterbrochener Folge ablösen.

In die Geschichte des letzten Monats hätte die Kunde von dem Fall Khartums tiefer als geschehen nicht einschneiden können, wenn sie eine eigentliche Ueberraschung gebildet hätte. Eben war das Ministerium Gladstone darüber schlüssig geworden, die Zahl seiner diplomatischen Niederlagen durch Annahme des französischen Finanzplans für Aegypten zu vergrößern, eben rüstete Herr Ferry sich zur förmlichen Einerntung seines neuen Erfolges, eben hatte Italien durch Verkündigung des Mancini'schen Systems der Parallel-Actionen am Rothen Meere die Richtung der Politik seiner englischen Freunde näher zu bezeichnen Miene gemacht und uns daran erinnert, daß die Erhaltung des europäisch-orientalischen Status quo zum Sporn für eine Theilung des

außereuropäischen Türkenbesitzes geworden ist, als Lord Wolseley's Telegramm die officielle Kunde davon brachte, daß England sein fünfzehn Monate lang am obern Nil getriebenes Spiel endlich verloren habe. Just in dem Augenblick ist der Sudan der islamischen Erhebung zur Beute gefallen, wo mit der Consolidation der ägyptischen Verhältnisse Ernst gemacht und eine gewisse Klarheit in dieselben gebracht werden sollte. Alles, was seit Jahr und Tag als Ziel der vorläufigen Entwicklung angesehen werden sollte, ist jetzt wieder in Frage gestellt. Welche praktische Bedeutung vermöchten Feststellungen über ägyptische Schulden-Arrangements in Anspruch zu nehmen, wo durchaus fraglich erscheint, was aus dem Schuldobject selbst werden und wer demnächst für dasselbe verantwortlich sein wird? Wem wird die italienische „Action" parallel laufen, wo die Linien der englischen Action völlig zerstört sind und wo es sich für Lord Wolseley am Ende nur noch um eine leidlich gesicherte Rückzugslinie handelt? Auf bestimmte und greifbare Wirkungen der Befreiung Khartums war auch für den Fall vollständigen Gelingens dieser Unternehmung nicht gerechnet worden; die Hauptsache hatte die psychologische Wirkung, die Gewinnung einer Grundlage für Verhandlungen mit dem Mahdi sein sollen. Jetzt bleibt nichts übrig, als dem glücklichen Sieger die Einerntung der Früchte seines Erfolges möglichst zu erschweren, seine Fortschritte zu verlangsamen und Zeit zu gewinnen. Ueber den Gebrauch aber, der von solchem Zeitgewinn gemacht werden soll, herrscht völlige Ungewißheit. Hatte Mr. Gladstone es in leidlich guten Tagen zu einer Entschließung darüber nicht bringen können, was aus Aegypten werden solle, so kann davon nicht die Rede sein, wo die Zukunft erst ausweisen soll, wer über dieses Land thatsächlich zu verfügen haben wird. Italiens unruhiger, nur zum Schein mit colonialen Bedürfnissen maskirter Ehrgeiz wird am Rothen Meere den gewünschten Spielraum nicht finden können, so lange die Zukunft der Politik des englischen Verbündeten in Frage gestellt ist; durch das gesammte System der englischen Weltherrschaft aber geht ein Riß, der nicht minder tief ist, als derjenige, den die fenischen Petarden in den Weißen Thurm des Towers und das Londoner Parlamentshaus gelegt haben. Was hilft es, daß man für die Wiederbefestigung dieser Herrschaft den Augenblick leidlich gut auszusuchen gewußt hat, wenn die Action allenthalben an ihrer eigenen Schwächlichkeit zu Grunde geht? Daß die gegen den größten Staatsmann der Zeit gespielten Partien in beiden Hälften der Südsee ebenso vollständig verloren gegangen sind, wie im südwestlichen Afrika, nimmt den Leser der letzten deutschen Weißbücher kaum mehr Wunder, seit Mr. Gladstone selbst vor dem barbarischen Führer der Beduinen von Kordofan den Kürzeren gezogen hat, und an der afghanischen Grenze ebenso unglücklich gewesen ist, wie bei seinen gelegentlichen Streifzügen nach Macedonien und Ostrumelien. Englands Versuche, einen Theil der türkischen Erbschaft für sich zu reserviren und seine colonialen Erwerbungen in Afrika und Australien zum Abschluß zu bringen, haben bis jetzt nur den einen Effect gehabt, die Entschließungen der übrigen betheiligten Mächte zu beschleunigen und die europäische Isolirung des Inselreichs zu einer vollständigen zu machen. Wie Gewinn und Verlust sich gestellt haben, wissen Deutsche, Franzosen, Russen und Bürger der afrikanischen Association gleich genau. Liegen die Dinge auf der Balkanhalbinsel zur Zeit auch noch minder deutlich zu Tage, so steht doch das Eine fest, daß Englands Einfluß auf die Pforte seit dem ägyptischen Unternehmen von 1882 bestimmt rückwärts gegangen ist. Oesterreich, dem Mr. Gladstone noch vor fünf Jahren im Tone des Gebieters Rathschläge ertheilen zu können meinte, — Oesterreich macht in aller Stille Fortschritte, deren Umfang durch russische Klagelieder über die Veröfterreicherung des Orients die gehörige Illustration erfährt. Die Versuche, Macedonien zu bulgarisiren, schlagen gegen die slawistischen Unternehmer aus; Griechenland ist dicht an die Seite des Wiener Cabinets getreten, um den Einfluß des hellenischen Elements nach Norden vorzuschieben und sich an der Fertigstellung des Balkaneisennetzes einen Gewinnantheil zu sichern und Serbien hat mit seiner Zugehörigkeit zur österreichisch-ungarischen Machtsphäre einen, wie es scheint, dauernden Frieden geschlossen. Verglichen mit den ungeheuren Schwierigkeiten,

welche der Londoner Regierung durch die Niederlassung an der Nilmündung aufgeladen worden, erscheint Frankreichs Einbuße von 1882 kaum mehr als Verlust; im Besitz der festen Stellung in Tunis darf die Republik die Dinge an sich kommen lassen und der Wiedereinbringung mindestens eines Theils seiner Verluste mit leidlicher Sicherheit entgegensehen. Uns Deutschen aber kommt nicht nur der koloniale Gewinn des letzten ereignißreichen Jahres, sondern vor Allem die weltgebietende Höhe des Ansehens und des Vertrauens zu Gute, den die Berliner Staatsleitung erworben hat. Alle Staaten, die sich dem deutschen Reiche angeschlossen, haben den Gewinn zu rühmen gehabt, der ihnen aus solcher Verbindung zugewachsen, während Englands Parteigänger in die Einbußen des unglücklichsten aller britischen Staatsmänner des Jahrhunderts verwickelt worden sind. Portugals Gefügigkeit gegen die Wünsche Mr. Gladstone's hat diesen Staat um den Rest seiner Scheinhoheit über die Kongomündung gebracht und zu der Conferenz den ersten Anstoß gegeben, welche Niemand unwillkommener gewesen ist, als der Regierung von Lissabon; Italien aber ist offenbar im Zuge, sich den festländischen Mächten dauernd zu entfremden und in Unternehmungen verwickelt zu werden, deren Gewinn mit einem unverhältnißmäßig großen Risico verbunden erscheint. Durch die Verbindung mit England glaubt Herr Mancini sich einen gewissen Antheil an der künftigen türkischen Erbtheilung im Voraus gesichert zu haben. Ursprünglich waren Italiens Wünsche bekanntlich auf Albanien gerichtet; als es damit nichts war, wandte man sein Augenmerk auf Tunis, von Tunis auf Tripolis und von Tripolis hat man sich an die Westküste des Rothen Meeres drängen lassen, um überhaupt Etwas bekommen zu können. Jetzt ist dieser Besitz ebenso unsicher geworden, wie irgend ein anderer und schwebt der gesammte englische Plan so völlig in blauer Luft, daß die Erfüllung der italienischen Wünsche von unberechenbaren Wechselfällen abhängig geworden ist. Sicher erscheint nur das Eine, daß die römischen Politiker von der Möglichkeit einer Verbindung mit Frankreich weiter denn je abgetrieben sind und daß ihnen, für den Fall fortgesetzter englischer Mißerfolge in Aegypten, nichts als die Rückkehr zum System des Anschlusses an die Ostmächte übrig bleiben würde. Zur Zeit hat der Dämon territorialer Begehrlichkeit sich des italienischen Volkes aber so vollständig bemächtigt, daß Mancini's Pläne nirgend auf ernstlichen Widerstand gestoßen sind und daß der in argen wirthschaftlichen Verlegenheiten steckende Staat für ein Unternehmen die Mittel übrig zu haben glaubt, dessen koloniale Bedeutung eine rein eingebildete ist. Die Masse der Menschen vermag politischen Zeitkrankheiten ebenso wenig Widerstand entgegen zu setzen, wie den Infectionsübeln, die periodisch die Runde um die Welt machen.

Besäßen die italienischen Politiker ein auch nur bescheidenes Maß nüchterner und unbestechlicher Urtheilskraft, so würden sie durch die Erfahrungen des benachbarten Frankreichs über die Bedenklichkeit ihres neuesten Unternehmens hinreichend belehrt worden sein. Trotz der bedeutenden Aufwendungen an Geld und Menschen, zu denen sie sich haben entschließen müssen und trotz des im Ganzen glücklichen Gangs ihrer Kriegführung, vermögen die Franzosen aus dem Abenteuer, auf welches sie sich zu übler Stunde eingelassen haben, nicht wieder herauszukommen. Immer wieder wird die Befriedigung über die auf einem der beiden ostasiatischen Kriegstheater errungenen Erfolge durch Rückschläge auf dem andern getrübt. Dabei ist die Grundlage der gesammten Unternehmung, die Schutzherrschaft über das Königreich Anam, so unsicher geblieben, wie sie von Hause gewesen. Der leitende Minister dieses Staats, auf dessen Franzosenfreundlichkeit alle Rechnungen gegründet sind und dem man aus diesem Grunde die gewaltsame Beseitigung von drei Landesherrn hat hingehen lassen müssen, gilt einem großen Theil der französischen Colonie für das geheime Oberhaupt der mit China verbündeten Mandarinenpartei, für den Anstifter all' der Schwierigkeiten, mit denen die militärischen Befehlshaber an der Grenze von Yünnan zu kämpfen haben und zu denen sich neuerdings die feindliche Verstimmung des übelbehandelten Titularherrschers von Kambodja gesellt hat. Alle im Einzelnen errungenen Erfolge der beiden Expeditionscorps vermögen an der peinlichen Empfindung nichts zu ändern, daß ein Ende des Kriegs- und Bewaffnungszustandes sich nicht mehr absehen läßt

und daß Fortführung und Stillstand der nunmehr Jahr und Tag andauernden Action gleich gefährlich geworden sind. — In Ostasien Ruhe zu bekommen, wäre für die Pariser Machthaber aber eben jetzt von verdoppeltem Werthe, wo die erheblichen politischen Gewinne der letzten Monate durch die wirthschaftliche Verlegenheit der hauptstädtischen Bevölkerung ernstlich in Frage gestellt werden. Mit dem zehnten Theil der Mittel, welche die ostasiatische Expedition allein während des letzten Jahres verschlungen hat, ließe sich der Beschäftigungslosigkeit der Pariser Arbeiter mindestens so weit steuern, daß Störungen der öffentlichen Ruhe vermieden werden könnten, — eben jetzt aber, wo jeder verfügbare Franken dreifachen Werth hätte, muß der Staat allen irgend vermeidbaren Aufwendungen aus dem Wege gehen, um seinen drängendsten Verpflichtungen gerecht werden zu können. Deutlicher und unwidersprechlicher hat die Festigkeit der politischen Stellung Ferry's darum nicht bescheinigt werden können, als durch den Umstand, daß es der Regierung vom Februar 1883 eben jetzt möglich gewesen ist, in Sachen der Neuwahlen zum Senate einen großen Sieg zu erfechten. Die Dienste, welche Herr Ferry der internationalen Stellung und dem Ansehen seines Vaterlandes erwiesen hat, können von der Masse französischer Staatsbürger am Ende nur höchst unvollständig gewürdigt werden, weil diese Masse von der früheren Isolirung der Republik immer nur höchst unvollständige und einseitige Vorstellungen besessen hat. Ueber den Rückgang der Staatseinnahmen, die Verminderung der industriellen Ausfuhr, das Sinken der Grundrente, den Stillstand der Landwirthschaft und die Beschäftigungslosigkeit der Arbeiter von Paris, Lyon, Lille, Valenciennes u. s. w. weiß dagegen Jedermann Bescheid. Täglich und stündlich registrirt die Oppositionspresse die Anzeichen verminderten Wohlstandes und abnehmenden Behagens der industriellen und der landwirthschaftlichen Classen, ohne daß jemals auch nur mit *einem* Worte der Verdienste gedacht würde, welche die Regierung durch Linderung der vorhandenen Uebel und durch die Befestigung von Frankreichs äußerem Ansehen erworben hat. Daß die Ausfuhrverhältnisse sich während der beiden letzten Monate sichtlich, wenn auch nur langsam besserten, daß die südfranzösische Seiden- und Halbseiden-Industrie allmälig wieder zu Kräften kommt und daß die Frage der Zulassung fremder wohlfeilerer Baumwollgarne sich durch Herabsetzung der von den einheimischen Spinnern gestellten Preise von selbst erledigt hat, — das Alles kommt für die Hungernden und Nothleidenden natürlich ebenso wenig in Betracht, wie für die Ungezählten, die sich über die Lage des Landes ausschließlich durch erklärte Feinde der Regierung belehren lassen und die von der letzten Minister-Veränderung nichts weiter wissen, als daß dieselbe einen Gegner der unglücklichen chinesischen Expedition beseitigt und einen Verwalter des Kriegswesens auf die Bühne gerufen hat, der ein neues „probeweise" einzuführendes Recrutirungsgesetz mitbringt. Für die in Sachen der ägyptischen Schuldenregulirung und der afrikanischen Conferenz erzielten Erfolge der Pariser Regierung fehlt dem Durchschnittsfranzosen vollends die gehörige Würdigung, weil derselbe den Zustand niemals gekannt hat, in welchem man sich vor Jahresfrist befunden. Wenn nichtsdestoweniger die Festigkeit der bestehenden Regierung eben jetzt durch das allgemeine Stimmrecht neu bezeugt und wenn inmitten so großer Schwierigkeiten zu der Annahme Veranlassung geboten worden ist, daß der gegenwärtige Minister-Präsident das nächste Oberhaupt des demokratischen Frankreich sein werde, so will das außerordentlich viel sagen. In altbegründeten großen Staatswesen erhält der Instinct des politisch Richtigen sich eben noch, wenn alle eigentlichen Traditionen längst abgestorben sind!

Das östliche Europa hat zu der Geschichte des letzten Monats Beiträge von Erheblichkeit nicht zu liefern gehabt. Die wichtigsten der dem Wiener Reichstage übergebenen Vorlagen betreffen Uebel, die nicht specifisch-österreichischer Natur sind, sondern allenthalben den Gegenstand staatlicher Sorge bilden, — das anarchistische Unwesen, welches mehr und mehr in die Rolle der socialdemokratischen Agitation zu treten beginnt. In denselben Tagen wurde Deutschland durch das Frankfurter Verbrechen, Oesterreich durch neue Verhaftungen anarchistischer Führer, England durch

eine Reihe von Sprengversuchen erschreckt, wie die Welt sie trotz alledem und alledem bisher nicht für möglich gehalten hatte. Bis nach New-York und Washington wirkte die Kunde dieser Schreckensthaten hinüber und zwar so nachhaltig, daß man in dem Vaterlande der Straflosigkeit sog. politischer Verbrecher nicht nur Kundgebungen des öffentlichen Abscheus gegen das System des Namens der Massenwohlfahrt unternommenen Massenmordes, sondern die Vorbereitung von Abwehrmaßregeln für nothwendig hielt. Im ersten Anlauf wird das von der Edmunds'schen Bill angestrebte Ziel schwerlich erreicht werden. Darauf kommt es aber auch nicht an. Die durch diesen Antrag hervorgerufene Bewegung der Gemüther wird dazu beitragen, das einmal erwachte amerikanische Volksgewissen wach zu erhalten und von der Unwürdigkeit und Unerträglichkeit des bestehenden Zustandes zu überzeugen. In dieser Rücksicht ist es nicht ganz gleichgültig gewesen, daß eben jetzt ein Attentat gegen das Oberhaupt der internationalen Mörderbande zur Ausführung gekommen und der Spieß umgekehrt worden ist, den die Anarchistenpartei Jahre lang ungestraft gebraucht hatte. Dieser Verdeutlichung der letzten Consequenzen des anarchistischen Systems wird auch der gegen Gründe sonst unzugängliche verbohrte neuenglische Nativismus seine Aufmerksamkeit nicht entziehen können. Diesseits des Ocean aber hat man sich von der Richtigkeit des „quod ignis non sanat, ferrum sanat“ nachgerade so allgemein überzeugt, daß die herkömmlicher Weise gegen die Auslieferung sog. politischer Verbrecher gerichteten Argumente nirgend mehr ernstlich verfangen. Wenn Miene gemacht werden sollte, Oesterreich-Ungarn zur Betheiligung an dem neuen russisch-deutschen Auslieferungs-Vertrage einzuladen, so werden die russenfeindlichen Elemente des Pester Reichstages ein solches Abkommen schwerlich zu hindern vermögen, wo die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit in aller Herren Ländern und bei allen zurechnungsfähigen Parteien zum ersten und obersten Gebot geworden ist. — Mit der Herstellung desjenigen Schutzes gegen die revolutionäre Ueberfluthung, der allein durch energische Fortführung der socialreformatorischen Arbeit hergestellt werden kann, scheint es zur Zeit freilich nur noch in Deutschland ernst genommen zu werden. Von dem im Herbst des Jahres 1883 vorgelegten österreichischen Unfallversicherungs-Gesetze ist seit Jahr und Tag nichts mehr zu hören gewesen, in dem größten Theil Europa's der damals entzündete Eifer für Besserung der Lage der arbeitenden Classen überhaupt wieder verraucht. Das einzige Deutsche Reich ausgenommen, macht sich überall geltend, daß man die Hände nur unter dem Druck einer momentan gebieterisch auftretenden Nothwendigkeit gerührt hatte und daß man die erste Gelegenheit wahrgenommen, dieselben wieder in den Schoß zu legen. — Solche Gelegenheit ist freilich nur *scheinbar* geboten worden. Die Lage der arbeitenden Classen hat sich nicht gebessert, die auf denselben lastenden Nöthe aber haben sich bis tief in die Kreise der sog. Besitzenden ausgedehnt und neue Probleme geschaffen, welche die Dringlichkeit der früheren Aufgaben äußerlich verminderten. Die Sorge um die Industrie ist abgelöst worden durch die Frage nach der Zukunft der europäischen Landwirthschaft, um welche es in nahezu allen Theilen des Continents gleich übel bestellt ist: des Continents, — denn die Landwirthschaft in England gehört zu den Dingen, die so gut wie aufgegeben sind und denen auch nach Meinung der Betheiligten kaum geholfen werden kann. Von den bisher in Vorschlag gebrachten Mitteln zur Rettung des wichtigsten und verbreitetesten aller europäischen Gewerbe ist freilich kein Aufhebens zu machen. Die vorgeschlagenen Kornzölle geben sich für ein solches Mittel gar nicht aus, weil sie nur für den Augenblick Rath schaffen, den Kranken vorläufig am Leben erhalten und die Möglichkeit einer Gesundung offen halten wollen. Darüber aber herrscht Uebereinstimmung, daß mit allgemeinen Schlagworten, wie „Uebergang zur Gartenwirthschaft, — intensivere Art des Betriebes, Vertauschung des Körnerbaues gegen lohnendere Culturen“ u. s. w., nichts gesagt ist und daß mit allgemeinen Formeln überhaupt nicht geholfen werden kann. Welchen Sinn hat es, wenn man im Königreich Sachsen, vom Weizen- zum Flachsbau übergehen will, wo die vor Alters durch ihre Flachsculturen bekannten Ostseeländer eben im Begriffe sind, diesen unlohnend gewordenen Wirthschaftszweig auf-

zugeben? Wo soll der Muth zum Anbau von Industriefrüchten herkommen, nachdem die Hinwendung eines Theils der norddeutschen Landwirthe zur Runkelrüben-Cultur eine allen Industrieländern verhängnißvoll gewordene Zuckerkrisis hervorgerufen hat? Was ist von dem phantastischen Project eines deutsch-österreichisch-südslawischen Zollbündnisses zu erwarten, wo die absatzbedürftigen Weizenbauern, Branntweinbrenner und Zuckerindustriellen Süd-Osteuropa's unsere geborenen Concurrenten sind und wo von Pest bis Semlin Ach und Weh über die beabsichtigte Erhöhung der deutschen Zollschranken gerufen wird? Vollends chimärisch nehmen diese weitaussehenden Combinationen sich aus, wenn gar noch Rußland in das Bereich derselben gezogen werden soll, — dasselbe Rußland, welches drauf und dran ist, seine Schutzzölle in förmliche Prohibitivzölle zu verwandeln und mit Hilfe seiner Papier-Valuta allen Einfuhrhandel unmöglich zu machen. Die neuerdings in Kraft getretenen russischen Zollerhöhungen beweisen, daß die bisher genommenen finanziellen Rücksichten nur noch sehr bedingte Geltung haben, und daß man die Einfuhr auch solcher Artikel zu beschränken wünscht, die in Rußland selbst nicht erzeugt werden. Den in der Bevölkerung herrschenden Stimmungen entspricht das so vollständig, daß der protectionistische, um nicht zu sagen prohibitorische Eifer der Nation demjenigen der St. Petersburger Regierung immer noch um eine Pferdelänge voraus ist. Die Abschließung gegen die gewerblichen Erzeugnisse des Auslandes (der „Nemtschina" des deutschen Landes, wie der gemeine Mann sagt) bedeutet den nationalen Eiferern nur ein Stück des Systems russischer Selbständigkeit und Isolirung, welches auf allen Lebensgebieten und mit allen Mitteln angestrebt wird. So weit das irgend möglich, will man sich von den Errungenschaften abendländischen Erfindungsgeistes und Gewerbefleißes ebenso emancipiren, wie von den Ideen und Bildungsformen der „Westlichen", die man als vermeintliche geborene Feinde des rechtgläubigen Slawenthums und als Verbündete der westeuropäisch gearteten Stämme in den eignen Grenzländern mit doppeltem Hasse verfolgt. Seit die liberale Bewegung in Rußland durch den revolutionären Radicalismus für unheilbar compromittirt gilt, hat der Nationalitätsfanatismus Verhältnisse angenommen, von deren Umfang dessen eigne Väter sich nichts träumen ließen und die in stündlichem Wachsthum begriffen sind. Als im J. 1864 die bekannten Murawjew'schen Gesetze gegen die polnischen Grundbesitzer in den ehemals litthauischen Provinzen erlassen wurden, kamen wenigstens einzelne Warnungsstimmen zu Gehör, welche die Unausführbarkeit dieser Maßregeln betonten. Gegen den neuen Ukas, der die damaligen Verbote verschärfen, in inneren Zusammenhang bringen und dem polnisch-katholischen Elemente nicht nur den ländlichen Grunderwerb, sondern auch den Pachtbesitz in einem Lande verbieten will, das vierhundert Jahre lang polnisch und katholisch gewesen ist, gegen diesen Ukas sind nirgend in der russischen Presse Einwendungen erhoben worden. Im Gegentheil wünscht man der Regierung zu ihrer mannhaften Entschließung alles Glück, — man verlangt neue, weitergehende Maßnahmen in der nämlichen Richtung und vor Allem — Ausdehnung des Systems der gewaltsamen Russification auf alle Gebietstheile und auf alle Landschaften, die eine von der nationalrussischen verschiedene Physiognomie zeigen. Es ist als solle für die Unmöglichkeit, im eignen Lande befriedigende und geordnete Zustände herzustellen, dadurch Revanche gewonnen werden, daß das genuine Russenthum die dem kaiserlichen Scepter unterworfenen europäischen Culturländer der Errungenschaften entkleidet, welche dieselben aus ihrer Vergangenheit herübergenommen haben und um derentwillen man sie bisher beneidete.

Einstweilen entbehren diese Versuche, die Grenzen europäischer Gesittung gewaltsam nach Westen zurückzuschieben und dem lateinisch-germanischen „Erbfeinde" näher auf den Leib zu rücken, ebenso der praktischen Spitze, wie die gegen die auswärtige Politik des Herrn von Giers gerichteten Angriffe der Moskauer Nationalpartei. Die Regierung Alexander's III. hat unter den Zeichen dieser Politik zu vortheilhafte Geschäfte gemacht, als daß zu einer Lossagung von derselben irgend welche Veranlassung vorhanden wäre. Der wohlthätige Einfluß der wiedergewonnenen Friedenssicherheit spiegelt sich in einem Stande des Wechselkurses wider, der Angesichts

der schwierigen wirthschaftlichen Lage und der Stockungen der Ausfuhr beispiellos günstig genannt werden kann. Für 100 Rubel 215 Mark 60 Pf. (Notirung vom Medio Februar) zu erhalten, ist dem russischen Verkäufer seit nächstens zehn Jahren nicht mehr gegönnt gewesen und erscheint den handeltreibenden und den mit dem Auslande in Verbindung gebliebenen Classen der russischen Gesellschaft als unverhofftes Glück. Auf der Balkanhalbinsel nehmen die Dinge zwar nicht den in Petersburg und Moskau gehofften Gang, gestalten sich aber immerhin günstiger, als nach dem großen Fiasco vom Herbst 1883 angenommen werden durfte. Dem russischen Einfluß in Bulgarien steht mindestens kein anderer gegenüber und wenn die Rathgeber des Fürsten Alexander I. in Bezug auf Gefügigkeit gegen St. Petersburger Wünsche Manches zu wünschen übrig lassen, so können Dritte dafür nicht verantwortlich gemacht werden, weil in der That Niemand in die russische „Machtsphäre" hinüber zu greifen versucht. Außerdem haben die Wünsche für Absatz russischer Erzeugnisse nach Bulgarien eine wenigstens theilweise Erfüllung gefunden, beispielsweise die russischen Spiritusbrenner ihre ungarischen Concurrenten aus dem Felde geschlagen. Die Hauptsache aber ist, daß Rußland in Mittelasien völlig freie Hand gewonnen hat und daß die Zahl der Meilen, welche zwischen der äußersten russischen Postenkette und der Schlüssel-Stadt Herat liegen, vermindert wird, bevor die russisch-englische Grenzregulirungs-Commission auch nur in die Lage gekommen ist, ihre Arbeiten aufnehmen zu können. Eine vollendete Thatsache reiht sich in der Stille der anderen an und wenn die Kunde davon endlich bis an die Mündung der Themse gelangt, läuft der Effect auf ein paar neue journalistische Wendungen hinaus, in welchen die whigistische Presse den Beweis antritt, daß, trotz der Unliebsamkeit der Sache, an den von den Russen neu occupirten Gebieten eigentlich nichts verloren worden sei. — An diesem Zustande Etwas zu ändern und sich auf die hohe See der Experimentalpolitik der Jahre 1880 bis 1882 zurück zu begeben, kann schwerlich im russischen Interesse liegen. Wir aber haben niemals ein Hehl daraus gemacht, daß es über die Sicherheit der deutschen Grenze hinausgehende deutsche Auslands-Interessen nicht gibt und daß wir in einem Rußland, das mit Oesterreich Frieden zu halten weiß, bereitwillig einen Verbündeten sehen.

Literarische Rundschau.

Neuere Novellen und Romane.

Zur Chronik von Grieshuus. Von Theodor Storm. Berlin, Gebr. Paetel. 1884.

Graf Petöfy. Roman von Theodor Fontane. Dresden, F. W. Steffens. 1884.

Das Allheilmittel. Eine Berliner Geschichte von Hans Hopfen. Dresden, Heinrich Minden. 1885.

„Unter uns." Roman in drei Büchern von Ossip Schubin. Berlin, Gebrüder Paetel. 1884.

Novellen von Margarethe von Bülow. Mit einem Vorwort von Julian Schmidt. Berlin, Wilhelm Hertz. 1885.

Fünf neue Erzählungen, wie sie der Zufall auf den Schreibtisch zusammen gebracht hat, betrachten wir hier; fünf schriftstellerische Individualitäten, Naturen von ausgeprägter Eigenart treten uns aus ihnen entgegen, und von dem Stande der deutschen Novellistik erhalten wir so ein erfreuliches Bild. Der älteren Generation zugehörig, wirken Theodor Storm und Theodor Fontane noch mit frischer Kraft; Hans Hopfen, nach einigen mißlungenen Versuchen, hat in einem keck ergriffenen Stoffe die besonderen Vorzüge seines Talentes von Neuem bethätigen können; unter dem Geleit Turgenjew's ziehen zwei Autoren aus der jüngsten Generation, Ossip Schubin und Margarethe von Bülow, auf und führen der deutschen Erzählung neue und ganz moderne Wirkungen zu.

Von Storm zu Schubin — ein weiter Weg. Mit vollen Händen greift der eine in den Stoffkreis der Romantik hinein, und entführt uns in einen äußersten Winkel Deutschlands; der andere sucht großstädtisches Leben dieser Tage in seinen feinsten Abstufungen und den Ton und den Chic der Gesellschaft, die sich die gute nennt, abzuschildern. Fontane und Hopfen stehen zwischen beiden: in die moderne, großstädtische Welt führen auch sie ein, die Gesellschaft von Berlin W scheint der eine, die Wiener Aristokratie der andere zeichnen zu wollen; aber bald verlegt sich die Handlung aus der Hauptstadt fort, an die Riviera, in die Einsamkeit eines ungarischen Herrensitzes, und erst jetzt kommen ihre Probleme zu vollem Austrag. Auch Margarethe von Bülow fühlt sich nicht dichterisch zu Hause im Lärm der Hauptstadt: moderne Menschen schildert sie zwar, complicirte, nervöse Naturen, aber sie schildert sie im Zusammenprall mit den einfacheren Leuten auf dem Lande, die ihnen gegenüber als die stärkeren sich erweisen; und der alte Rousseau'sche Gegensatz von Cultur und Natur erneuert sich einer dichterisch gestimmten Seele noch einmal.

Die düstere Geschichte, welche Storm uns vorträgt, kennzeichnet sich in ihrer Grundstimmung am schlagendsten durch die Verse, die er an den Schluß der Erzählung gestellt hat:

Auf Erden stehet nichts, es muß vorüber fliegen;
Es kommt der Tod daher, du kannst ihn nicht besiegen.
Ein Weilchen weiß vielleicht noch wer, was du gewesen;
Dann wird das weggekehrt, und weiter fegt der Besen.

Wie ein kräftiges, edles Geschlecht abstirbt, die Herren von Grieshuus, deren trauriges Schicksal in unabwendbarer Folge sich vollendet, schildert der Dichter: weil einst Junker Hinrich im Kampfe den eigenen Bruder getödtet, der ihn von der unebenbürtigen Gattin in grausamer Härte zu trennen gestrebt hat, geht die ganze Generation an forterbender Schuld zu Grunde; und alle die treue Sorge des Verschollenen, der unerkannt, als „Wildmeister", in die Heimath wiederkehrt und dem Enkel liebend nahe ist, kann den letzten der Grieshuus vor dem schicksalsschweren Ende nicht bewahren: an demselben Tage, der einst den Ohm Detlew fallen sah, am 24. Januar, erliegt auch der blonde Knabe Rolf dem Verhängniß, der „Wildmeister" mit ihm. Es ist, wie in Zacharias Werner's „vierundzwanzigstem Februar":

> Und kam ein Unfall, der das Herz traf, war
> Es stets am vierundzwanzigsten Februar.

Mit vollendeter Herrschaft über alle Ausdrucksmittel der modernen Novelle erzählt Storm diese seltsame Geschichte; und auch wo uns der Stoff etwa fremd anmuthet, weiß er durch die kunstmäßige, zugleich discrete und virtuose Behandlung doch zu fesseln. Er will weder Spannung erregen, noch durch den bunten Reiz der Begebenheiten wirken: seine Fabel ist vollkommen durchsichtig, das Ende sehen wir früh vor Augen, und nicht das Was des Geschehenden, nur sein Wie kann zweifelhaft sein. Aber von Neuem bewährt sich der Meister in der Kraft, mit der er Stimmung zu erregen und festzuhalten weiß; den Ton der Chronik trifft er, ohne geziert zu alterthümeln, und eine Fülle localen Details breitet er aus, die uns erst ganz an die phantastischen Begebenheiten glauben macht. Wir stehen vor einem sorgsam durchgebildeten, auf allen Theilen mit gleicher Liebe ausgestalteten Kunstwerk.

Der Erzählungsweise Storm's kommt Theodor Fontane vielleicht näher, als irgend ein anderer unserer Novellisten. Das prägt sich in seinen älteren Geschichten, in „Grete Minde" und „Ellernklipp" am deutlichsten aus, wo die Aehnlichkeiten innerlich wie äußerlich hervortreten; aber auch sein neuestes Buch steht in der zurückhaltenden Kunst des Vortrages, in der durch Andeutungen, durch Beziehungen und symbolische Wendungen wirkenden Art Storm nahe. Beide, Storm und Fontane, haben ein intimes Verhältniß zur Lyrik und holen sich von dorther ihre reinsten Wirkungen; nur daß Storm Lyriker im engeren Sinne ist und das eigentliche Lied beherrscht, während bei Fontane ein Zug zur Ballade vorschlägt: jener wirkt daher auch in der Novelle durch verhaltene Empfindung, dieser bewegt sich mit seiner Darstellung gern in balladenmäßigen Sprüngen, ruht auf den Hauptmomenten verweilend aus und läßt das Dazwischenliegende im Dunkel. Oder, wie Fontane selbst es einmal mit einem derben Vergleich ausgedrückt hat: die Zeit, die der Postillon auf den Stationen mit Schoppentrinken versäumt hat, muß er nachher durch Schnellfahren wieder einbringen.

In „Graf Petöfy" hat er ein Thema aufgenommen, das er schon in „L'Adultera" angeschlagen hatte; aber im Vergleich zu den unbarmherzig deutlichen Vorgängen jener Erzählung bleibt hier alles in discreteren Linien. Es ist die alte, ewig-neue Geschichte: von dem greisen König, der eine junge Frau nahm. Graf Petöfy, den Siebzigen nahe, heirathet die Schauspielerin Franziska Franz, und führt sie von der Wiener Burg gradwegs in sein ungarisches Schloß am Arpasee. Und in der Einsamkeit des Landaufenthaltes geschieht, „was geschehen mußte"; Egon, des Grafen Neffe, gewinnt Franziska's Neigung. Allein anders als in dem Liede wenden sich die Dinge: nicht die Beiden mußten sterben, die sich gar so lieb hatten, sondern der Gatte, der an sein abblühendes Dasein junges, frisches Menschenleben ketten gewollt; er erkennt seine Schuld, und indem er sich selbst aus dem Wege räumt, gibt er Franziska die Freiheit zurück. Die aber will ein Glück nicht, hinter das mahnend das Gespenst der Vergangenheit treten könnte; einsam wird sie ihren Lebensweg weiter ziehen und in getreuer Erfüllung ihrer Pflicht die Gedankenschuld sühnen, die sie bedrückt.

Deutlich zeichnen die Charaktere der beiden Hauptpersonen in diesem ergreifenden Spiel sich ab: des liebenswürdigen Egoisten, der in seinem adeligen Aristokratenleben zum guten Ende eine letzte, zerstreuende Laune befriedigen möchte und sich eine Gattin wünscht, „halb Scheherezade, halb heilige Elisabeth"; und der verständigen, weltklugen, scheinbar leidenschaftslosen Schauspielerin, die es zu spät erfahren muß, daß es einen Versucher giebt, mächtiger noch als Ehrgeiz, und die dem Zuge ihrer Natur doch auch jetzt mit naiver Sicherheit folgt. Nur unbestimmt dagegen wird Graf Egon charakterisirt und entscheidende Scenen zwischen ihm und Franziska entzieht der Dichter unserer Kenntniß: mit voller Absicht, denn Egon ist ihm (ebenso wie Rubehn in „L'Adultera") nur der beliebige „Dritte", auf dessen Persönlichkeit im Besonderen es nicht ankommt. Andere Nebenfiguren weiß er um so greifbarer zu machen, so die lustige Tragödin Phemi, eine große Politikerin, die ungemein für Freiheit schwärmt und noch mehr für Aristokratie; so die Wiener Kammerkatze Josephine, die den „Charme" hat von Klein auf, und ähnliche nur leise umrissene Gestalten. Auch Gräfin Julie Petöfy, die die Kirche protegirt, wie ihr Bruder die Kunst, Pater Feßler, der vornehme Liguorianer, treten in individueller Bestimmtheit vor uns hin. Wir sind unter lauter noblen Menschen, unter geistreichen Menschen, die eine Fülle und Ueberfülle von pointirten Bemerkungen jederzeit bereit haben und in der aristokratischen Kunst der Conversation Meister sind; und eine große Zahl realistischer Züge, die der Dichter mit freigebiger Hand einstreut, macht uns in ihrer Gesellschaft so heimisch, wie das locale Detail in Storm's Novelle bei den Junkern von Grieshuus.

In einem der belebten Gespräche, welche Graf Petöfy über künstlerische Tagesfragen führt, wird auch der Name Emile Zola genannt, und der ungarische Edelmann erweist sich als einen Verehrer des großen Naturalisten. Auch Fontane zählt unter diese Verehrer; und wenn auch seine lyrisch gestimmte, feine Poetennatur ihn von Zola zu entfernen scheint, so hat er doch Fühlung genug mit dem Realismus der gegenwärtigen Kunst, um, innerhalb seiner individuellen Art, von dessen Resultaten Gewinn zu ziehen. Entschlossener, rücksichtsloser geht Hans Hopfen vor: wie er in seiner Geschichte von der „brennenden Liebe" Zola's „Assommoir" ins Tirolische zu übersetzen strebte und eine durch „Vererbung" schnapstrinkende Bäuerin in den Mittelpunkt stellte, so kennt er auch in seinem „Allheilmittel", als ein Schüler der neuesten Franzosen, stoffliche Bedenken nicht und in der Schilderung natürlicher Vorgänge legt er sich keine Scheu auf.

Der Dichter folgt einem Vorfall aus der Wirklichkeit, indem er die Geschichte seines Professors Hubert erzählt, der sich Erfinder eines Allheilmittels glaubte und, nachdem er zwei Menschenleben seiner fixen Idee geopfert hatte, im Irrenhause endigte. Dem Wahnsinnigen stellt er Hermine, die brave Gattin zur Seite, und in ihre Seele verlegt er den schmerzlichsten Conflict. Soll sie die beschworene Treue dem Unglücklichen halten, auch als sie seine ruchlose Thorheit schaudernd erkennt? Soll sie die bedrohten Opfer seines Wahnwitzes vor dem eigenen Gatten warnen und die Ehre ihres Namens preisgeben? Schwer wogt der Kampf in ihr; und als sie sich zuletzt den Entschluß abringt, die Wahrheit zu bekennen, da muß sie erfahren, daß das Geständniß gegen sie selbst sich wenden will; nicht daß Hubert wahnsinnig ist, glaubt man, sondern sie erscheint sinnberaubt, die von dem Gemahl solches aussagt. Ihr aber kommt es immer schwerer an, die menschenfreundliche Regung zu bewahren, und sie muß bei jenen Patienten, die für Warnung taub sind, der Versuchshunde gedenken, die, freundlich wedelnd, sich zur letzten Operation herandrängen.

Es fehlt dieser Wendung nicht an einem symbolischen Sinn, und auch sonst wird der realistische Dichter wohl dazu geführt, indem er doch völlig in der Sache verbleibt, einen allgemeinen Gedanken auszusprechen. Wenn es ihm nur gelungen wäre, seinen Charakteren ein reicheres seelisches Leben zu schenken! Die prägnanten Situationen, in die er sie gestellt hat, würden dann noch viel tiefer wirken müssen. Allein weder Hubert noch Hermine haben ein rechtes individuelles Aussehen; der Wahnsinn in dem Einen spricht sich in mancher gut beobachteten Einzelheit aus, die Verzweif-

lung der Anderen ist mit fest zugreifender Entschiedenheit dargestellt, aber es fehlt das Letzte und Beste: die warmen menschlichen Züge und jenes lebensvolle Detail der Erfindung, über das Storm und Fontane so souverän gebieten. Nur ausgesprochen wird es, nicht gezeigt, daß Hubert von Natur liebenswürdig ist und leicht das Vertrauen der Menschen erwirbt; es wird gesagt, daß Hermine die Tochter eines Landjunkers ist, aber der Dichter versäumt, daraus für die Charakteristik Nutzen zu ziehen und ihr etwa einen rusticalen Zug zum Resoluten, Praktischen zu geben. Auch in seiner Beschreibung der Residenz vermißt man die greifbare Besonderheit: er hat zwar gleich auf dem Titel eine „Berliner Geschichte" angekündigt und mit der Aufzählung von Berliner Straßennamen und andern äußerlichen Dingen nicht gekargt; allein Berliner Colorit sucht man vergebens in der Erzählung. Dem Norddeutschen Fontane ist es weit eher gelungen, sich Wien dichterisch zu erobern, als der Oesterreicher Hopfen Berlin gewonnen hat.

Erst als Professor Hubert vom Schöneberger Ufer nach dem Ufer des Adriatischen Meeres übersiedelt, findet der Dichter lebhaftere Farben, und sein ungewöhnliches Talent für die Schilderung führt zu starken Wirkungen. Die Riviera di Levante, von Nervi bis nach Rapallo, zieht er in das Interesse seiner Erzählung hinein, und auf den röthlichen Felsenklippen an dieser schönsten Meeresküste entscheidet sich Herminen's und Hubert's Schicksal: während eines Sturmes, der von Afrika herüberbläst, bricht der Wahnsinn des Mannes mit voller Macht aus, er trachtet nach dem Leben der Gattin, und nur die Dazwischenkunft des hünenhaften Landschaftsmalers Weigand rettet sie. Zu der aufgeregten, fliegenden Leidenschaft, mit der diese Schlußscene sich abspielt, gibt guten Contrast eine derb-humoristische, in welcher Weigand die Hauptperson ist: er hat das berühmte Allheilmittel geschluckt und nur seiner äußersten Kraftanstrengung gelingt es, das Medicament wieder „von sich zu werfen"; in Todesangst entflieht er vor der Wiederholung des Experimentes und läßt es sich bei italienischem Wein und rohen Feigen ungemein wohl sein, während man zu Hause über den Verschwundenen die abenteuerlichsten Vorstellungen hegt. Auch dieser Weigand aber, so hübsch die Figur durchgeführt wird, ist mit etwas billigen Mitteln charakterisirt, und Alles hält sich auf der Oberfläche.

Fällt also bei Hopfen der Nachdruck auf die einzelne Situation und verbleibt die Charakteristik bei ihm in allgemeinen Linien, so kann man Ossip Schubin eher das Gegentheil zum Vorwurf machen: der Schüler Turgenjew's weiß mit der feinsten, eindringendsten Beobachtung lebendige Menschen nachzubilden, jede Figur, auch die nebensächlichste, stellt er sicher und scheinbar mühelos auf die Beine; und so groß ist seine Lust an Individualitäten, daß er sich nicht entschlagen mag, auch solche Personen abzuschildern, die für die Oekonomie seines Kunstwerkes nichts austragen. Wie bei Turgenjew und bei manchen der neueren Franzosen kommt auch in „Unter uns" über den lebensvollen Einzelheiten die Composition des Ganzen zu kurz; und die zahlreichen Figuren, welche der Dichter uns vorführt, bewegen sich oft nur nebeneinander hin, ohne in eine planmäßig verknüpfte Handlung, jeder an seinem Theil, einzugreifen. Die geistreiche Schärfe der Schilderung scheint freilich zu gewinnen in dieser Methode; und die Typen österreichischen Aristokratenthums, welche Schubin uns vorführt, sind von jener frappanten Aehnlichkeit, deren Ueberzeugungskraft auch dem sich aufdrängt, welcher die Originale nie gesehen hat.

Schubin hat seinen Roman (dessen Inhalt den Lesern der „Deutschen Rundschau" noch in frischer Erinnerung ist) „Unter uns" genannt, weil der vornehme Dünkel der österreichischen Adelsgesellschaft, dem nur „unter sich" wohl wird, in den Verlauf der Geschichte eingreift. Eben so wichtig aber für den Ausgang wird der Ehrbegriff des Aristokraten Sempaly, welcher zum Duell zwingt, und das Werk hätte also auch „Ehre" heißen können, — wie Schubin's erster Roman. Aber auch das trifft nicht den Hauptpunkt: das Duell ist nur ein äußeres Resultat der Handlung, welches tief innerlich motivirt ist; es ist einer der Zufälle, die aus verborgener Nothwendigkeit entspringen. Diese Nothwendigkeit liegt im Charakter Sempaly's; und seine ganze,

große Kunst hat der Dichter darauf gewendet, die nervöse, überfeinerte Natur des Mannes zu kennzeichnen, der um eine Bürgerliche wirbt und doch vor dem letzten Schritte stets zurückweicht; der nicht schiebt, sondern geschoben wird und in seiner egoistischen Schwäche das holde Glück nicht zu fassen weiß, das ihm so nahe ist. „Einem Menschen wie Sempaly," sagt der Dichter, „fällt nichts schwerer, als ein Entschluß; in seinem Falle entscheidet immer das Schicksal, nie er!" Und so entscheidet das Schicksal auch diesmal über den thatlosen Mann; eine Reihe von Wendungen, hinüber und herüber, für und gegen, führen den Ausgang herbei, und das Mädchen seiner Neigung ist Sempaly auf immer verloren.

Nur um seiner selbst willen scheint dieser Sempaly gezeichnet zu sein, und der Contrast, in dem er, das Product einer entnervenden Cultur, zu der ungebrochenen Naivetät der lieblichen Zinka steht, hält sich in rein künstlerischen Linien; bei Margarethe von Bülow tritt die Neigung vor, ähnlichen Contrasten eine tendenziöse Spitze zu geben. So schildert sie in der anziehenden Novelle „Fieberquell" den Gegensatz zwischen einer Sempaly-Natur, dem vom Großstadtsleben ermüdeten Musiker Ottfried und dem naiven Bauernkinde Martha, das im Zusammensein mit dem fremden Manne sein Herz entdeckt; in den ländlichen Frieden trägt der Mensch aus der Culturwelt Unfrieden hinein und steht zuletzt vor einem zerstörten Glück, das zu heilen er verzweifeln muß. Ein ander Mal setzt die Verfasserin der kräftigen Sinnlichkeit einer voll entfalteten Frauenblüthe die Zartheit der Jünglingsnatur entgegen und zeigt mit realistischer Lebendigkeit, wie zuletzt doch der Mann „Herr im Hause" wird und der schlanke Schulmeister Wronkow sich die derbe Müllerin unterwirft. Ueberall geht die jugendliche Dichterin ohne Umschweife auf die Sache los, sie macht keine überflüssigen Phrasen, und auch ihre Sentimentalität, wie sie etwa in der Geschichte von dem schwindsüchtigen, engelsgleichen „Gabriel" hervortritt, hat nichts Unwahres. Wo sie auf Beobachtetem fußen konnte, so besonders in ihrer Schilderung bäuerlicher Gestalten, gibt sie ihr Bestes; wo sie dem literarischen Vorbilde Turgenjew's zu genau folgt und Vorbedeutungen und Ahnungen, nach dem Beispiel von „Tuck, Tuck, Tuck" in den Vordergrund stellt, kommt sie zu keiner reinen Wirkung: man muß ein Meister in der Kunst sein, wie Storm, um in diesem Reiche des Phantastischen zu herrschen.

Margarethe von Bülow ist es nicht beschieden worden, zur Meisterschaft vorzudringen. In blühender Jugend hat sie das Leben verloren: auf dem Rummelsburger See, bei dem Versuch, einen sinkenden Knaben zu retten, ging sie selbst unter. Ob ihr reiches Talent, was es zu versprechen schien, erfüllt hätte, kann Niemand entscheiden; aber gern gibt man sich dem schönen Glauben hin, daß diejenige sich auch in der Kunst groß hätte bewähren müssen, die mit so heldenmüthiger That aus dem Dasein abschied.

Otto Brahm.

φλ. **Real-Encyklopädie der gesammten Heilkunde.** Herausgegeben von Professor Dr. Albert Eulenburg. Zweite Auflage. Wien und Leipzig, Urban und Schwarzenberg. 1885. Heft I. u. II.

Nicht weniger als 130 berufene Forscher, Lehrer und Aerzte haben sich vereinigt, um ein medicinisch-chirurgisches Handwörterbuch zu schaffen, das in fünfzehn Bänden die Gesammtheit des Wissens über die körperliche Beschaffenheit des Menschen und die Mittel, dieselbe in irgend einer Weise zu beeinflussen, vollständig repräsentirt. Läge nicht die erste Auflage des Werkes bereits vor und zeigte nicht das fast unmittelbare Folgen einer zweiten von dem hohen Grade des Gelingens der gestellten Aufgabe, so könnte man an der Möglichkeit zweifeln, gerade gegenwärtig bei den specialistischen Strömungen in der Medicin und bei der Unzahl von Sondermeinungen eine einheitliche Uebersicht über das fast unabsehbare Gebiet zu Stande zu bringen. Glücklicherweise aber ist man über die Thatsachen wenigstens einig, und diese bilden den neutralen Boden, auf dem sich auch die widerstrebendsten Ansichten begegnen. Das kommt auch in dem Werke auf Schritt und Tritt zum Ausdruck und wirkt äußerst wohlthuend auf den Leser. Dieser wird in der gegenwärtigen Auflage sehr erfreut durch die sorgsame Behandlung, welche auch die propädeutischen Wissenschaften, Anatomie, Physiologie, physiologische Chemie, Entwicklungsgeschichte und Gewebelehre finden. Es ist durch die Aufnahme auch dieser Fächer eigentlich erst die nöthige Vollständigkeit des Inhalts erzielt worden. Kein wissenschaftlicher Arzt wird die bequeme Orientirung über diese grundlegenden Disciplinen entbehren können und wollen. Selbstverständlich werden alle medicinischen Fragen dem hochentwickelten modernen Stande des Wissens entsprechend behandelt und die großen principiellen Fragen erhalten die ausführlichste Darstellung. Die Abbildungen zu den Artikeln zeichnen sich ebenso sehr durch ihre Treue, wie durch Klarheit und technische Vollendung aus. Wir glauben, daß das Werk natürlich in erster Reihe dem Arzte, dann aber auch einem jeden für die Arzneiwissenschaft ernst Interessirten, der es consultirt, zuverlässige Belehrung und Auskunft gibt und somit vielen Nutzen bringen wird. Es soll nicht unterlassen werden, auf den Inhalt des Werkes im Einzelnen zurückzukommen, sobald eine größere Anzahl von Heften uns vorliegt.

ν. **Reallexikon der deutschen Alterthümer.** Ein Hand- und Nachschlagebuch der Culturgeschichte des deutschen Volkes, bearbeitet von Dr. E. Götzinger. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage mit 157 Illustrationen. Leipzig, Woldemar Urban. 1885.

Gegenüber der ersten Auflage hat die vorliegende zweite entschieden gewonnen. Es hat größere Sorgfalt in ihr gewaltet, als in den Lieferungen der ersten, die uns zu Gesichte kamen. Aber ein zuverlässiges Nachschlagebuch ist es noch immer nicht: wenn man unter Zuverlässigkeit Kenntniß aus erster Hand, oder wenigstens solche Angaben versteht, welche dem am besten begründeten oder selbst nur dem neuesten wissenschaftlichen Standpunkt entsprechen. Schon die literarischen Artikel, bei denen es verhältnißmäßig am leichtesten gewesen wäre, veraltete Angaben zu vermeiden, sind voll davon. Die rechtshistorischen Artikel lassen an Schärfe vermissen. Die kunst- und sittengeschichtlichen beruhen auf den landläufigen Handbüchern. Die Illustrationen sind sehr ungleich vertheilt; oft fehlen sie gerade, wo man sie für unentbehrlich halten sollte, z. B. bei der „Entwickelung der Schrift" (S. 905 ff.). Höchst wunderlich klingt es, wenn der Verfasser in der Vorrede betheuert, es sei ihm nicht möglich gewesen, die kirchlichen Alterthümer ausgibiger zu behandeln: als wenn es dafür an Hilfsquellen fehlte, während sie doch reichlich vorhanden sind! Alles Sprachliche darf nur für ungefähr richtig gelten. Eine Form wie „Freia" sollte ein Philolog doch nicht drucken lassen. Und welche abenteuerliche Bemerkung S. 224 über die angebliche Form „Frikka"! Trotzdem verkennen wir nicht, daß das Werk als erstes Nachschlagebuch für den, der in der Lage ist, die betreffenden Angaben zu prüfen und richtig zu stellen, seinen Nutzen stiften mag.

ρ. **Brockhaus' Conversations-Lexikon.** Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie. Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen und Karten. In sechzehn Bänden. Achter und neunter Band. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1884.

Mit diesen beiden neuen Bänden hat das große Werk mehr als die Hälfte seines weiten Weges zurückgelegt und wir müssen ihm das Zeugniß geben, daß es sich in jeder Hinsicht auch auf der nur irgend erreichbaren Höhe hält. Gewiß keine leichte Aufgabe in dieser unendlich rasch fortschreitenden Zeit, wo jeder Tag gleichsam die Grenzen der politischen wie der wissenschaftlichen Welt verändert, wenn nicht erweitert. Demgemäß enthält z. B. der vorliegende neunte Band dieses Conversations-Lexikons über 4000 Artikel mehr als der entsprechende Band in der vorigen Auflage, und es ist kein Zufall, wenn die Vermehrung großentheils den Naturwissenschaften, der Medicin, der Technologie, der Mechanik zu Gute gekommen ist. Aber auch die verschiedenen Fächer und Gebiete der übrigen Wissenschaften, der Literatur, der Kunst, der Politik sind gleichmäßig berücksichtigt worden. Artikel wie Goethe, Griechenland, Großbritannien und Hebräer im achten; wie Heimathsrecht, Hilfskassen, Internationale, Irredenta, Indien, Irland, Italien, Japan, der Islam und die Juden im neunten Bande sind Leistungen, auf welche die Herausgeber mit Stolz hinweisen können. Was besonders hervorgehoben zu werden verdient, ist bei dieser, wie bei allen andern Artikeln die außerordentliche Genauigkeit und Vollständigkeit der bibliographischen Nachweise. Die Karten und Tafeln und zahlreichen Abbildungen im Text — Alles trägt dazu bei, Brockhaus' Conversations-Lexikon zu einem der wichtigsten literarischen Hilfsmittel unserer Zeit zu machen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 19. Februar zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abel. — Gross- und Klein-Russisch. Aus Ilchester-Vorlesungen über vergleichende Lexikographie gehalten an der Universität Oxford von Dr. Carl Abel. Im Auftr. d. Verf. aus dem Englischen übersetzt von Rudolf Dielitz. Leipzig u. Berlin, W. Friedrich. 1885.

Anhaeuser. — Corfiz Uhlfeld. Trauerspiel von W. Anhaeuser. Trier, Fr. Lintz'sche Buchhandlung. 1884.

Anzeiger des germanischen National-Museums. I. Bd. Nr. 13. u. 14. Nürnberg, Verlagseigenthum des germanischen Museums. In Commission bei F. A. Brockhaus in Leipzig.

Arent. — Aus tiefster Seele. Von Wilhelm Arent. Mit Geleitswort von Hermann Conradi. Berlin, Georg Nauck. 1885.

Asher. — Das Endergebniss der Schopenhauer'schen Philosophie in seiner Uebereinstimmung mit einer der ältesten Religionen dargestellt von Dr. David Asher. Leipzig, Arnoldi'sche Buchhandlung. 1885.

Beaucaire. — Une mésalliance dans la maison de Brunswick (1665—1725). Éléonore Desmier D'Olbreuze, duchesse de Zell. Par le vicomte Horric de Beaucaire. Paris, H. Oudin. 1884.

Bericht über die Wirksamkeit des Elektrotechnischen Vereins während der Jahre 1880—1884. Berlin. Gedruckt in der Reichsdruckerei. 1885.

Biscia. — Ricordi bibliografici di Camillo Reineri Biscia. Vol I. Livorno, Francesco Vigo.

Bleibtreu. — Lyrisches Tagebuch von Karl Bleibtreu. Berlin, Steinitz & Fischer. 1885.

Bleibtreu. — Napoleon bei Leipzig. Eine Studie von Karl Bleibtreu. Nebst einem Anhang. Ideen zur Entwicklung des europäischen Gleichgewichts. Berlin, Friedrich Luckhardt. 1885.

Boy-Ed. — Seine Schuld. Roman von J. Boy-Ed. 2 Bände. Leipzig, Carl Reißner. 1885.

Brennecke. — Bauet Wöchnerinnen-Asyle! Ein Ruf an Deutschlands Frauenwelt von Dr. Brennecke. Magdeburg, A. & R. Faber. 1884.

Brenning. — Geschichte der deutschen Literatur. Von Emil Brenning. 6. Lfrg. Lahr, Moritz Schauenburg. 1884.

Bucher. — Geschichte der technischen Künste. Herausgegeben von Bruno Bucher. Lfrg. XVI. Stuttgart, W. Spemann 1885.

Buchheim. — Volkswohlstand und Volksgesundheit von Eduard Buchheim. Wien, Georg Szelinski. 1885.

Bunsen. — Friedrich Kapp. Gedächtnissrede gehalten von Georg von Bunsen, am 10. Januar 1885. Berlin, Leonhard Simion. 1885.

Camenisch. — Gedichte von Nina Camenisch. Dritte verm. Aufl. Chur, Chr. Senti. 1884.

Chleborad. — Der Kampf um den Besitz. Von Dr. F. L. Chleborad. Wien, Manz'sche Hofbuchhandlung. 1885.

Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Bd. 20: Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst von J. J. Winkelmann. Erste Ausgabe 1755. Mit Oeser's Vignetten. Bd. 21: Die guten Frauen von Goethe. Mit Nachbildung der Originalkupfer. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1885.

Deutsche National-Literatur. Historisch-kritische Ausgabe. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Lfrg. 184./193. Berlin & Stuttgart, W. Spemann. 1885.

Die Sprachenrechte in den Staaten gemischter Nationalität. Nach den von Dr. Ad. Fischhof gesammelten Daten und gemachten Andeutungen dargestellt. Wien, Manz'sche Hofbuchhandlung. 1885.

Duruy. — Geschichte des römischen Kaiserreichs von der Schlacht bei Actium und der Eroberung Aegyptens bis zu dem Einbruche der Barbaren von Victor Duruy. Aus dem Französischen übertragen von Professor Dr. Gustav Hertzberg. Mit ca. 2000 Illustrationen in Holzschnitt und einer Anzahl Tafeln in Farbendruck. 6/8. Heft. Leipzig, Schmidt & Günther.

Egelhaaf. — Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Von Gottlob Egelhaaf. Gekrönte Preisschrift des Allgemeinen Vereins für Deutsche Literatur. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. 1885.

Encyklopädie der Naturwissenschaften. Herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg etc. etc. I. Abth. 39./41. Lfrg. Breslau, Eduard Trewendt. 1885.

Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. I. Lfg., Band 10: Unter der rothen Fahne. Roman von M. E. Braddon. Band 11: Abbé Constantin. Roman von Ludovic Halévy. Band 12: Ihr Gatte. Von G. Verga. Stuttgart, J. Engelhorn. 1885.

Entwurf einer neuen Bau-Polizei-Ordnung für den Stadtkreis Berlin. Berlin, Carl Heymann's Verlag. 1885.

Federzeichnungen aus der Umgebung von Stuttgart. Von einem Norddeutschen. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart, J. Fink. 1885.

Fisch. — Generalmajor von Stille und Friedrich der Große contra Lessing. Von Dr. phil. Richard Fisch. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1885.

Friedrichs. — Margaretha Menkes. Realistischer Roman von Hermann Friedrichs. Leipzig und Berlin, Wilhelm Friedrich. 1885.

Gaebler. — Verkehrskarte des Deutschen Reiches von Eduard Gaebler. Zur Uebersicht sämmtlicher Eisenbahnen etc. Leipzig, E. Gaebler. 1885.

Ganghofer. — Almer und Jägerleut'. Neue Hochland-Geschichten von Ludwig Ganghofer. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1885.

Gawalowski. — Ramphold Gorenz. Ein deutsches Lied aus der Hussitenzeit. Von Carl W. Gawalowski. Graz, Friedrich Goll. 1885.

Gedanken eines Juden. Berlin, Walther & Apolant. 1885.

Gewerbehalle, Lfrg. 1./2. 1885. Stuttgart, J. Engelhorn.

Goethe's Italienische Reise. Mit 318 Illustrationen nach Feder- und Tuschzeichnungen &c. von Julie von Kahle. Eingeleitet von Professor Dr. Heinrich Düntzer. Berlin, Edm. Gaillard. 1885.

Griswold. — A directory of writers for the literary press in the United states. Compiled by W. M. Griswold. Bangor, Maine: Qu. P. Index. 1884.

Hartmann. — Das Judenthum in Gegenwart und Zukunft. Von Eduard v. Hartmann. Zweite durchgesehene Aufl. Leipzig und Berlin, Wilhelm Friedrich. 1885.

Heimgarten. — Eine Monatsschrift von P. K. Rosegger IX. 5. Hft. Graz, Verlag „Leykam". 1885.

Hellwald. — Amerika in Wort und Bild. Eine Schilderung der Vereinigten Staaten von Friedrich von Hellwald. 36. bis 40. Lfrg. Leipzig, Schmidt & Günther.

Henne am Rhyn. — Die Kreuzzüge und die Cultur ihrer Zeit. Von Dr. Otto Henne am Rhyn. 25./30. Lfg. Leipzig, J. G. Bach's Verlag.

Herrig. — Der dicke König. Ein Gedicht von Hans Herrig. Berlin, Friedrich Luckhardt. 1885.

Hoffmann. — Fr. W. Hoffmann's Geschichte der Stadt Magdeburg. Neu bearbeitet von Dr. G. Hertel und Fr. Hülße. 1. Lfg. Magdeburg, Albert Rathke. 1885.

Hofmann. — Die Schmetterlinge Europa's. Von Dr. Ernst Hofmann. 1. Lfg. Stuttgart, C. Hoffmann'sche Verlagshandlung. 1885.

Jordan. — Festspiel zur hundertjährigen Feier der Brüder Jakob und Wilhelm Grimm. Von Wilhelm Jordan. Zweite Aufl. Frankfurt a. M., W. Jordan's Selbstverlag. 1885.

Keller. — Die Reformation und die älteren Reformparteien. In ihrem Zusammenhange dargestellt von Dr. Ludwig Keller. Leipzig, S. Hirzel. 1885.

King. — Wer wird sie heimführen? Aus dem Leben auf kalifornischen Grenzstationen von Charles King. Autoris. Uebers. 2 Bände. Braunschweig, Hellmuth Wollermann. 1885.

Kolzow. — Gedichte von Alexei Kolzow. Deutsch von Friedrich Fiedler. Leipzig, Ph. Reclam jr.

La Mara. — Musikalische Studienköpfe von La Mara. Erster Band: Romantiker. Sechste umgearbeitete Auflage. Leipzig, Heinrich Schmidt u. Carl Günther.

Langenscheidt. — Die Jugenddramen des Corneille. Ein Beitrag zur Würdigung des Dichters. Von Dr. Paul Langenscheidt. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. 1885.

Lazarus. — Schiller und die Schillerstiftung. Zwei Reden von Prof. Dr. M. Lazarus. Leipzig und Berlin, Wilh. Friedrich. 1885.

Lessmann. — Wanderbuch eines Schwermüthigen. Von Daniel Lessmann. Neu herausgegeben von Hermann Conradi. Berlin, Kamlah'sche Buchhandlung. 1885.

Lévy-Bruhl. — L'idée de responsabilité. Par L. Lévy-Bruhl. Paris, Hachette & Cie. 1884.

Lou. — Im Kampf um Gott. Von Henri Lou. Leipzig und Berlin, Wilh. Friedrich. 1885.

Lützow. — Die Kunstschätze Italiens ꝛc. Von Carl von Lützow. XXX. Lfg. Stuttgart, J. Engelhorn.

Mackay. — Kinder des Hochlands. Eine Dichtung aus Schottlands Bergen von John Henry Mackay. Leipzig und Berlin, Wilhelm Friedrich. 1885.

Mannsberg. — Aus dem Nachlasse eines Kraft-Genies. Eine kritische Studie von Paul Mannsberg. Berlin, Kamlah'sche Buchhandlung. 1885.

Melzer. — Goethe's philosophische Entwicklung. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie unserer Dichterheroen von Dr. Ernst Melzer. Neisse, Jos. Graveur. 1885.

Mephisto. — Anti-Heureka. Gesammelte Bruchstücke von Mephisto. Zürich, Verlags-Magazin. 1885.

Meyer. — Eine Reise um die Welt. Von Dr. Hans Meyer. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1885.

Meyer. — Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde. Von Gustav Meyer. Berlin, Robert Oppenheim. 1885.

Meysenbug. — Phädra. Ein Roman von der Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin" (M. von Meysenbug). 3 Bände. Leipzig, Carl Reißner. 1885.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins. Nr. 3. 1885. Berlin, Commissions-Verlag von E. S. Mittler & Sohn.

Naturwissenschaftlich-technische Umschau. Illustr. popul. Halbmonatsschrift etc. etc. Herausgegeben von R. Schwartze. I. Lfg. Hft. 1./3. Jena, Fr. Mauke's Verlag. 1885.

Postbuch zum Gebrauch für das Publikum in Berlin (und Umgegend). Herausgegeben im Auftrage der Kaiserl. Ober-Postdirection zu Berlin. December 1884. Berlin. Gedruckt in der Reichsdruckerei.

Pötzl. — Jung-Wien. Allerhand Wienerische Skizzen, hochdeutsch und in der Muttersprach' von Eduard Pötzl. Berlin u. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1885.

Riehl. — Freie Vorträge von W. H. Riehl. Zweite Sammlung. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1885.

Rittig. — Federzeichnungen aus dem Amerikanischen Stadtleben. Von Johann Rittig. New-York, E. Steiger & Comp. 1884.

Sack. — Die Religion Altisraels nach den in der Bibel enthaltenen Grundzügen dargestellt von Israel Sack. Leipzig u. Berlin, Wilhelm Friedrich. 1885.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgeg. von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XIX. Serie. Heft 454: Ueber elementare Ereignisse im Alterthum. Von Prof. Dr. H. Hagen. Hft. 455: Ueber Zwerg- und Riesenwuchs. Von Dr. Otto Bollinger. Heft 456: Von der deutschen Hansa. Eine historische Skizze von Dr. H. Denicke. Berlin, Carl Habel. 1885.

Sammlung von Vorträgen, herausgegeben von W. Frommel u. Fr. Pfaff. XIII. 4./5.: Die Provinz Rio Grande do Sul, Brasilien und die deutsche Auswanderung dahin. Von Dr. W. Breitenbach. 6./7.: Die Probebibel. Beleuchtet von Lic. theol. L. Krummel. 8.: Colonialpolitik und Christenthum betrachtet mit Hinblick auf die deutschen Unternehmungen in Südwestafrika von C. G. Büttner. Heidelberg, Carl Winter.

Schäffle. — Die Aussichtslosigkeit der Socialdemokratie. Drei Briefe an einen Staatsmann zur Ergänzung der „Quintessenz des Socialismus". Von Dr. Albert E. Fr. Schäffle. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhdlg. 1885.

Schmidt. — Ein Verzeichniss von Vorlage-Werken für decorative Malerei und Bildhauerei. Von Alex. Schmidt. 1. Berlin, Chr. Claesen & Comp.

Schweiger-Lerchenfeld. — Afrika. Der dunkle Erdtheil im Lichte unserer Zeit. Von A. von Schweiger-Lerchenfeld. 1./2. Lfg. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1885.

Spamer. — Otto Spamer's Illustrirtes Konversations-Lexikon für das Volk. Zweite Auflage. 1./4. Abtheil. Leipzig, Otto Spamer. 1885.

Stöber. — Neue Alsatia. Beiträge zur Landeskunde, Geschichte, Sitten- und Rechtskunde des Elsasses, ausgewählt aus 50 Jahren literarischer Thätigkeit des Verfassers. 1834—1884. Von August Stöber. Zugleich Schlußband der „Alsatia". Mülhausen i. E., E. Petry. 1885.

Stolberg. — Die Zukunft. Ein bisher ungedrucktes Gedicht des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg aus den Jahren 1779—1782. Nach der einzigen bisher bekannt gewordenen Handschrift herausgegeben von Otto Hartwig. Leipzig, B. G. Teubner. 1885.

Turgenjew. — Zwei dramatische Dichtungen von Iwan Turgenjew. Aus dem Russischen übersetzt und für die deutsche Bühne bearbeitet von Eugen Zabel. Berlin, A. Deubner. 1885.

Unser Wissen von der Erde. Allgemeine Erdkunde ꝛc. ꝛc. herausgegeben von Alfred Kirchhoff. I. Band. Lfg. 25./30. Leipzig, G. Freytag. 1884.

Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft. Herausgegeben von Friedrich Chrysander und Philipp Spitta, redigirt von Guido Adler. I Jahrg. 1885. 1. Vierteljahr. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1885.

Voigt. — Händels' Samson und Bach's Matthäus-Passion. Von Prof. W. Voigt. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht's Verlag. 1885.

Wagener. — Die kleine aber mächtige Partei. Nachtrag zu „Erlebtes". Von Hermann Wagener. Berlin, R. Pohl, 1885.

Watteau, Antoine. — Gemälde und Zeichnungen nach dem von Boucher und unter dessen Leitung gestochenen Werke. In Lichtdruck hergestellt von Albert Frisch. Nach dem im k. Kupferstichcabinet zu Berlin befindlichen Originale. 1. Lfg. Berlin, Mitscher & Röstell. 1885.

Weitbrecht. — Der Kalenderstreit in Sindringen. Eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Carl Weitbrecht. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1885.

Wissen, das, der Gegenwart. Bd. XVIII.: Die Elektrizität und ihre Anwendungen. Von Anton Waßmuth. Bd. XXX. und XXXII.: Das Kunstgewerbe im Alterthum. Von Prof. Dr. H. Blümner. Bd. XXI.: Die pyrenäische Halbinsel von Dr. Moritz Willkomm. II. Abtheilung. Bd. XXIII.: Die Textilkunst. Von Dr. Otto von Schorn. Bd. XXXIV.: Süd-Afrika bis zum Zambesi. Von Dr. G. Fritsch. Leipzig u. Prag, G. Freytag & F. Tempsky. 1885.

Witz. — Ulrich Zwingli. Vorträge von Ch. Alphonse Witz. Gotha, Fr. Andr. Perthes. 1884.

Wundt. — Philosophische Studien. Herausgegeben von Wilhelm Wundt. II. Bd. 3. Lfg. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1884.

Zeit- und Streitfragen, Deutsche. — Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. von Kluckhohn, Redacteur A. Lammers, Prof. Dr. J. B. Meyer und Prof. Dr. Paul Schmidt herausgeg. von Franz von Holtzendorff. Jhrg. XIII. Hft. 208: Der Sklavenhandel, das Völkerrecht und das deutsche Recht. Von Prof. Carl Gareis. Berlin, Carl Habel. 1885.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.